

**Ambulant Betreutes Wohnen  
für Menschen mit (geistiger) Behinderung -  
eine qualitative Pilotstudie  
zu Ressourcen, Kompetenzen und Fähigkeiten  
unter besonderer Berücksichtigung der  
Betroffenenperspektive**

Inauguraldissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Humanwissenschaftlichen Fakultät  
der Universität zu Köln  
nach der Promotionsordnung vom 10.05.2010  
vorgelegt von

Caren Michels  
geboren in Braunschweig

Oktober 2011

Diese Dissertation wurde von der Humanwissenschaftlichen Fakultät der  
Universität zu Köln im Februar 2012 angenommen.

## Danksagung

Eine Promotion ist in erster Linie Einzelarbeit. Eine Arbeit, die in meinem Fall einige Jahre in Anspruch genommen hat und dadurch neben der Arbeit einer Einzelnen, also mir, die Beteiligung und Unterstützung vieler anderer Menschen in Anspruch genommen hat. Nur durch diese Unterstützung ist meine Promotion überhaupt möglich gewesen. Aus diesem Grund möchte ich allen danken, die mich auf diesem Weg begleitet haben.

Zuallererst bedanke ich mich bei meinem Doktorvater, Herrn Prof. Dr. Norbert Heinen, der mich zu der Promotion ermuntert und den langen Prozess begleitet hat. Die Möglichkeit, immer Rücksprache halten und in allen Belangen Unterstützung erfahren zu können, hat mir zu jeder Zeit die nötige Sicherheit und Motivation gegeben.

Herrn Prof. Dr. Dederich danke ich an dieser Stelle für die Mitwirkung im Rahmen der Erstellung des Zweitgutachtens.

Das Doktorandenkolloquium hat mir vor allem in der Schlussphase sehr geholfen, und ich möchte mich bei meinen Mitstreiterinnen und meinem Mitstreiter für die äußerst wertvolle und kollegiale Unterstützung bedanken.

Meiner Familie möchte ich ganz besonders danken, denn ohne ihre Unterstützung und das Mittragen meiner Entscheidung, wäre das Vorhaben meiner Promotion nicht durchführbar gewesen.

Ein großes Dankeschön gilt allen Befragten der vorliegenden Untersuchung, die zum einen durch ihre Bereitschaft und zum anderen durch ihre Aussagen wesentlich zu der vorliegenden Studie beigetragen haben. Ohne die Unterstützung durch zusätzliche Ansprechpartner vor Ort wäre das Vorhaben allerdings gar nicht realisierbar gewesen, weshalb ich mich sehr herzlich bei den Mitarbeitern der Lebenshilfe Kleve gGmbH und der Haus Freudenberg GmbH bedanken möchte. Der gleiche Dank gilt allen Mitarbeitern der Gemeinnützigen Werkstätten Köln, die mich bei den Pretests unterstützt haben.

Insgesamt war die Zeit der Erstellung meiner Dissertation ein wertvoller Prozess, der mir deutlich gemacht hat, wie wichtig ein soziales Netzwerk und soziale Unterstützung (Elemente, mit denen ich mich im Rahmen meiner Promotion intensiv auseinandergesetzt habe) sind. Dafür möchte ich allen danken, die ich als meine sozialen Ressourcen erlebt habe.

# INHALT

## Abbildungsverzeichnis

## Einleitung

### I. THEORIE

<b>1 Die Bedeutung des Wohnens für Menschen mit geistiger Behinderung .....</b>	<b>12</b>
1.1 Wohnen in unserer Gesellschaft .....	12
1.2 Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung.....	17
<b>2 Darstellung von Wohnsituationen für Menschen mit geistiger Behinderung.....</b>	<b>21</b>
2.1 Stationäre Wohnformen.....	23
2.1.1 Wohnheime.....	24
2.1.2 Wohnfamilien .....	26
2.1.3 Außenwohngruppen.....	27
2.2 Ambulant Betreutes Wohnen .....	28
2.2.1 Konstituierende Aspekte im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung .....	29
2.2.2 Umsetzung in der Praxis .....	44
<b>3 Leitgedanken der Geistigbehindertenpädagogik als konstituierende Bezugspunkte für den Bereich Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung .....</b>	<b>50</b>
3.1 Das Normalisierungsprinzip und seine Auswirkungen auf den Bereich Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung .....	51
3.2 Empowerment als Grundgedanke zur Bewältigung und Begleitung „normalisierter“ und „normalisierender“ Lebens- und Wohnbedingungen .....	57
3.3 Selbstbestimmung als Leitidee für den Bereich Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung .....	62
3.4 Partizipation von Menschen mit (geistiger) Behinderung am Beispiel des Wohnens...67	

### III. EMPIRIE

<b>4 Zur Methode der Untersuchung.....</b>	<b>73</b>
4.1 Qualitative vs. quantitative Sozialforschung.....	73
4.2 Das Leitfadenterview bzw. das Problemzentrierte Interview (nach WITZEL) .....	74
4.3 Die qualitative Inhaltsanalyse (nach MAYRING).....	77

4.4	Qualitative Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung.....	81
4.5	Die Notwendigkeit und Relevanz der Betroffenenperspektive.....	87
<b>5</b>	<b>Methodisches Vorgehen der Untersuchung.....</b>	<b>89</b>
5.1	Grundannahmen der Untersuchung.....	89
5.1.1	Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über soziale Ressourcen bzw. ein soziales Netzwerk.....	91
5.1.2	Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über individuelle Ressourcen in Bezug auf Bewältigungsstrategien .....	98
5.1.3	Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), haben Handlungsmöglichkeiten im Bereich Freizeit.....	104
5.1.4	Bei Menschen, die allein wohnen (wollen), spielen materielle Ressourcen eine entscheidende Rolle in Bezug auf die Wohnbedürfnisse und die Ausgestaltung der Lebenslage .....	107
5.1.5	Menschen, die allein wohnen (wollen) können Handlungskompetenzen erlernen, weshalb diese nicht entscheidend für eine erfolgreiche Bewältigung sind .....	109
5.2	Entwicklung der Interviewleitfäden.....	111
5.3	Untersuchungsverlauf.....	116
5.3.1	Vorbereitung der Untersuchung.....	116
5.3.2	Befragungssample: Bilden von drei Untersuchungsgruppen mit jeweils drei Untergruppen.....	118
5.3.3	Durchführung der Untersuchung.....	120
5.3.4	Auswertung der Untersuchung .....	122
5.3.5	Methodenreflexion.....	126
<b>6</b>	<b>Darstellung der Analyseergebnisse .....</b>	<b>130</b>
6.1	Soziale Ressourcen .....	130
6.1.1	Informelle soziale Ressourcen.....	132
6.1.1.1	Freundschaften.....	132
6.1.1.2	Bester Freund bzw. beste Freundin .....	139
6.1.1.3	Partnerschaften .....	143
6.1.1.4	Vertrauenspersonen.....	147
6.1.1.5	Mitbewohner .....	149
6.1.1.6	Soziale Kontakte, resultierend aus vorherigen Wohnsituationen.....	151
6.1.1.7	Arbeitskollegen.....	152
6.1.1.8	Nachbarschaft .....	153
6.1.1.9	Verwandtschaft .....	155

6.1.1.10	Sonstige informelle soziale Ressourcen.....	166
6.1.2	Formelle Soziale Ressourcen.....	167
6.1.2.1	Betreuer aus dem Ambulant Betreuten Wohnen.....	167
6.1.2.2	Betreuer in Wohngruppen.....	170
6.1.2.3	Betreuer Gericht .....	172
6.1.2.4	Wohnfamilieneltern.....	173
6.1.2.5	KoKoBe.....	175
6.1.2.6	Vorgesetzte.....	177
6.2	Individuelle Ressourcen.....	179
6.2.1	Umweltbezogenes Coping.....	181
6.2.1.1	Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen, Aussagen zur Notwendigkeit von Kontakten und Fähigkeit zum Aufbau von Kontakten.....	182
6.2.1.2	Einschätzung der Bedeutung der Meinung anderer Menschen.....	185
6.2.1.3	Gesellschaftspolitisches Interesse .....	187
6.2.1.4	Partizipation aus Sicht der Betroffenen.....	190
6.2.2	Personenbezogenes Coping.....	192
6.2.2.1	Problemlösekompetenz .....	194
6.2.2.2	Reflexionsfähigkeit .....	199
6.2.2.3	Einschätzung von Extrovertiertheit bzw. Introvertiertheit.....	202
6.2.2.4	Persönliche Einschätzung: Schwächen.....	208
6.2.2.5	Persönliche Einschätzung: Stärken .....	210
6.2.2.6	Selbstbestimmung.....	212
6.2.2.7	Selbstständigkeit.....	215
6.2.3	Weitere positive Einflussfaktoren für erfolgreiches Coping.....	220
6.2.3.1	Lebenszufriedenheit .....	220
6.2.3.2	Bedeutsamkeit verschiedener Lebensbereiche .....	225
6.2.4	Negative Einflussfaktoren auf erfolgreiches Coping.....	227
6.2.4.1	Einsamkeit .....	227
6.2.4.2	Überforderung und Unsicherheit.....	232
6.3	Das Freizeitverhalten – Aktivitäten, Hobbys und Ähnliches .....	235
6.3.1	Fernsehen .....	238
6.3.2	Musikhören .....	240
6.3.3	Computer- und Internetnutzung .....	242
6.3.4	Lesen oder Schreiben als Freizeitbeschäftigung.....	246
6.3.5	Spaziergang und Fahrradfahren .....	248

6.3.6	Zusammensein mit Freunden .....	249
6.3.7	Haushaltsführung als Freizeitaktivität.....	250
6.3.8	Gartenarbeit .....	252
6.3.9	Sport.....	253
6.3.10	Handarbeit und Kreativität.....	254
6.3.11	Instrumente und Musikalität .....	255
6.3.12	Kulturelle Aktivitäten .....	256
6.3.12.1	Kino .....	257
6.3.12.2	Fußballinteresse.....	259
6.3.12.3	Wöchentliche Termine.....	260
6.3.12.4	Wochenende.....	260
6.3.12.5	Urlaub.....	262
6.3.13	Haustiere.....	262
6.4	Materielle Ressourcen .....	266
6.4.1	Bildung.....	266
6.4.1.1	Schule bzw. Schulabschluss.....	266
6.4.1.2	Schule und Wohnen .....	268
6.4.1.3	Ausbildung.....	269
6.4.1.4	Beherrschung von Kulturtechniken.....	269
6.4.1.5	Notwendigkeit von Kulturtechniken .....	271
6.4.2	Arbeit/Beruf .....	274
6.4.3	Einkommen .....	277
6.4.3.1	Kritik am Einkommen.....	278
6.4.3.2	Verwaltung des Geldes .....	278
6.4.3.3	Einschätzung des zur Verfügung stehenden Geldes.....	281
6.4.4	Gesundheit.....	283
6.4.4.1	Körperliche Beeinträchtigungen.....	283
6.4.4.2	Psychiatrieaufenthalte.....	284
6.4.4.3	Drogenkonsum .....	285
6.4.5	Wohnen .....	286
6.4.5.1	Eigene Entscheidung in Bezug auf die Wohnsituation.....	287
6.4.5.2	Wohnraumgestaltung .....	291
6.4.5.3	Wohnungsaufteilung .....	293
6.4.5.4	Technische Geräte.....	298
6.4.5.5	Stadt – Land.....	300

6.5	Handlungskompetenzen.....	305
6.5.1	Haushaltsführung.....	305
6.5.2	Finanzen .....	311
6.5.3	Orientierung.....	317
6.5.4	Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel.....	319
6.5.5	Eigeninitiative .....	322
6.6	Aussagen zum Ambulant Betreuten Wohnen.....	326
6.6.1	Gründe für den Schritt in das Ambulant Betreute Wohnen .....	326
6.6.2	Positive Einschätzungen bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens.....	330
6.6.3	Gründe gegen den Schritt in das Ambulant Betreute Wohnen .....	331
6.6.4	Konkret formulierte Schwierigkeiten bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens .....	334
6.6.5	Herausforderungen bzw. Voraussetzungen in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen aus Sicht der Betroffenen .....	340
6.6.6	Einschätzung, Aufgaben und Tätigkeitsfelder der sogenannten Betreuer aus Sicht der Betroffenen.....	347
6.6.7	Wünsche, Ideen und Verbesserungsvorschläge bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens .....	349

### III. DISKUSSION UND AUSBLICK

<b>7</b>	<b>Diskussion der Ergebnisse .....</b>	<b>355</b>
7.1	Methodenkritische Überlegungen.....	355
7.2	Soziale Ressourcen .....	359
7.2.1	Partnerschaften als unterstützende Ressource im Hinblick auf eine Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens.....	360
7.2.2	Geschwisterbeziehungen als Ressource sozialer Unterstützung.....	362
7.2.3	Funktion und Rolle des sogenannten Betreuers im Ambulant Betreuten Wohnen .....	363
7.3	Individuelle Ressourcen.....	365
7.3.1	Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen .....	365
7.3.2	Selbstbestimmung (aus Sicht der Betroffenen) in Bezug auf den Bereich Wohnen .....	366
7.3.3	Selbstständigkeit als wichtigste Copingstrategie aus Sicht der Betroffenen ....	367
7.3.4	Einsamkeit als negativer Einflussfaktor.....	369
7.4	Freizeitgestaltung.....	370



7.4.1	Mediennutzung.....	371
7.4.2	Haustiere.....	373
7.4.3	Wochenendgestaltung .....	374
7.4.4	Selbsthilfeangebote .....	375
7.5	Materielle Ressourcen .....	376
7.5.1	Kulturtechniken.....	376
7.5.2	Sucht/Drogenkonsum .....	377
7.5.3	Wohnumfeld .....	378
7.6	Handlungskompetenzen.....	380
7.7	Fazit	381
<b>8</b>	<b>Ausblick und mögliche Handlungsfelder .....</b>	<b>384</b>
8.1	Notwendigkeit der Betroffenenperspektive .....	384
8.2	Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen.....	385
8.2.1	Elternhaus .....	386
8.2.2	Schule.....	388
8.2.3	Erwachsenenbildung.....	390
8.3	Auflösung institutionalisierter Wohnbedingungen.....	391
8.4	Ausbau unterschiedlicher Wohnangebote .....	393
8.5	Ausbau der Freizeit- und Kontaktangebote .....	393
8.6	Ausbildung der Mitarbeiter und Weiterentwicklung der ambulanten Dienste.....	395
8.7	Selbstbestimmte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft .....	396
<b>9</b>	<b>Literatur .....</b>	<b>400</b>

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Entwicklung der Anzahl von Leistungsempfänger/innen im Bereich ambulanter und stationärer wohnbezogener Hilfen (ZPE 2008, S. 95) .....	24
Abbildung 2: Entwicklung der Anzahl von Leistungsempfänger/innen im Bereich ambulanter und stationärer wohnbezogener Hilfen (ZPE 2008, S. 94) .....	32
Abbildung 3: Erwachsene Leistungsempfänger im ambulant betreuten Wohnen (BAGüS 2010, S. 7) .....	33
Abbildung 4: Entwicklung ambulanter wohnbezogener Hilfen für den Kreis Kleve (ZPE 2008, S. 5).....	43
Abbildung 5: Leitideen und konstituierende Aspekte für den Bereich (Ambulant Betreutes) Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung.....	51
Abbildung 6: Aktionen zur Aufwertung der sozialen Rolle (THESING 2009, S. 50) .....	55
Abbildung 7: Leitideen und Aspekte für den Bereich des Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung unter Berücksichtigung der Person des Unterstützers .....	71
Abbildung 8: Verfahrensregeln zusammenfassender Inhaltsanalyse (MAYRING 1995, S. 211) .....	78
Abbildung 9: Funktionen sozialer Unterstützung (vgl. NETZ/STEINKAMP/WERNER 1996, a. a. O., S. 31; HOLLSTEIN 2001, a. a. O., S.32 ff.; DIEWALD 1991, S. 71) .....	94
Abbildung 10: Überblick über die Befragungsgruppen.....	120
Abbildung 11: Anzahl enger Freunde von Menschen mit Behinderung (BMFSFJ 2005, S. 596).....	135
Abbildung 12: Besuchshäufigkeit von Nachbarn und Freunden bei Menschen mit Behinderung (BMFSFJ 2005, S. 598).....	135
Abbildung 13: Besuchshäufigkeit von Familienangehörigen von Menschen mit Behinderung (BMFSFJ 2005, S. 598).....	156
Abbildung 14: Überblick über Copingstrategien.....	180
Abbildung 15: Puffereffekt sozialer Unterstützung (HOLLSTEIN 2001, S. 26) .....	181
Abbildung 16: Zeitverwendung am Wochenende .....	236
Abbildung 17: Freizeitaktivitäten der ÖsterreicherInnen .....	237
Abbildung 18: Computer- und Internetnutzung.....	242
Abbildung 19: Sport, Hobbys und Geselligkeit.....	248
Abbildung 20: Außer-Haus-Aktivitäten.....	256

## Einleitung

Seit dem 1.7.2003 gibt es im Hinblick auf den Bereich Wohnen von Menschen mit Behinderung in Nordrhein-Westfalen aus Gründen struktureller Vereinfachung, eine Zusammenlegung der Zuständigkeit auf der Ebene der überörtlichen Träger. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Zuständigkeiten zwischen dem Landschaftsverband und den Sozialämtern aufgeteilt. Daraus folgend vergeben die Landschaftsverbände Westfalen-Lippe (LWL) und Rheinland (LVR) in einem Erprobungszeitraum, vorerst bis zum 1.7. 2013, sogenannte „Hilfen aus einer Hand“. Dabei gilt für den Bereich der Wohnortbestimmung für Menschen mit (geistiger) Behinderung der Grundsatz „ambulant vor stationär“.

Um den individuellen Hilfebedarf der Betroffenen zu ermitteln, wird ein personenzentriertes Hilfeplanverfahren angewandt und anschließend in sogenannten Hilfeplankonferenzen über einen passenden Wohnort entschieden.

Diese Informationen, die mich zunächst als Lehrerin einer Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung erreichten, führten mich zu der Frage, wie der Themenkomplex Ambulant Betreutes Wohnen aus Sicht der Betroffenen, also der Menschen mit (geistiger) Behinderung<sup>1</sup> wahrgenommen wird. Wo sehen Menschen mit Behinderung die Voraussetzungen, die für ein selbstständiges Wohnen notwendig sind? Wo liegen Ressourcen, welche Kompetenzen sind notwendig, welche Vorstellungen und Ideen haben die Betroffenen?

Dabei soll meine Untersuchung nicht als Erweiterung des Hilfeplanverfahrens verstanden werden, in welchem versucht wird, die Betroffenen zu beteiligen, sondern als eigenständiger Beitrag zur Betroffenenperspektive im Hinblick auf die Voraussetzungen zum Ambulant Betreuten Wohnen und mit einer generellen Bedeutung für die Forschung hinsichtlich eines Mehr an Selbstbestimmung.

---

<sup>1</sup> Die Begrifflichkeit „geistige Behinderung“ wird in Theorie und Praxis kontrovers diskutiert. Kritisiert werden vor allem eine defizitäre Sichtweise und eine stigmatisierende Wirkung. Alternativ werden Begriffe wie „Lernschwierigkeiten“ (u. a. People First, THEUNISSEN), „Kognitive Beeinträchtigungen“ (LINDMEIER u. a.), „besondere Bedürfnisse“ oder „Unterstützungsbedarf“ vorgeschlagen. In der vorliegenden Studie wird von Menschen mit (geistiger) Behinderung gesprochen, wobei der Fachdiskurs zu jeder Zeit berücksichtigt wird und die Begrifflichkeiten beispielsweise in Zitaten gegebenenfalls abweichen.

Die Neuerungen im Bereich der Landschaftsverbände sehe ich dabei nur als einen aktuellen Aufhänger.

„Aus Sicht des Gedankens der Normalisierung, Integration und Partizipation stellt sich (...) die Frage, wie Menschen mit einer geistigen Behinderung ein Platz zum Wohnen gewährt werden kann, der ihnen die Möglichkeit gibt, weiterhin ihre gewachsenen sozialen Netze zu nutzen, ihre Ressourcen auszubauen und in weitestgehender Selbstbestimmung ihr Leben fortzuentwickeln. Eine Möglichkeit liegt darin, sich an den Lebenslagen der Menschen mit geistiger Behinderung direkter zu orientieren, aus ihrer Sicht ihre Fähigkeiten, Wünsche und auch sozialen Ressourcen zu eruieren. Wie können Menschen mit einer geistigen Behinderung an Planungsprozessen partizipieren und ihre Lebenswelt in Verantwortung mitgestalten?“ (GÜHRS/JÜSTER 2003, S. 23) Durch die direkte (themenzentrierte) Befragung leistet die vorliegende Studie einen Beitrag zu eben dieser Forderung.

Teil I der Arbeit beinhaltet eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Themenfeld Wohnen (von Menschen mit geistiger Behinderung). In einem ersten Schritt wird die Bedeutung des Wohnens in unserer Gesellschaft und insbesondere für Menschen mit Behinderung beschrieben, wobei deutlich werden wird, dass die Wohnbedürfnisse für alle Menschen gleich sind. (**Kapitel 1**)

In dem folgenden Kapitel wird die Wohnsituation von Menschen mit Behinderung beschrieben, in dem eine grobe Einteilung in stationäre und ambulante Wohnformen erfolgt und diese dann detailliert unterschieden werden. (**Kapitel 2**) Im Vordergrund stehen hierbei konstituierende Aspekte für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens. Im **dritten Kapitel** werden die, der vorliegenden Studie zugrunde liegenden Leitgedanken der Geistigbehindertenpädagogik dargestellt.

Der empirische Teil II gibt zunächst einen Überblick über die verwendete Methode und in diesem Zusammenhang besondere Aspekte der Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung (**Kapitel 4**), bevor im **fünften Kapitel** das methodische Vorgehen der Untersuchung ausführlich dargelegt wird. Der Analyse der Ergebnisse (**Kapitel 6**) und der ausführlichen Schilderung der Faktoren, die sich auf eine Bewältigung des Wohnens auswirken können unter besonderer Berücksichtigung der Betroffenenperspektive, schließt sich im **siebten Kapitel** die Ergebnisdiskussion an, auf die dann im **achten Kapitel** Reflexion und Ausblick folgen.

# I. Theorie

## 1 Die Bedeutung des Wohnens für Menschen mit geistiger Behinderung

Die Etymologie des Begriffs Wohnen gibt Auskunft über seine tatsächliche Bedeutung. Sowohl im Althochdeutschen (wonen), Altsächsischen (wuon), als auch im Gotischen (wunian) wird von „sich aufhalten, bleiben, gewohnt sein und wohnen“ gesprochen. Das gotische wunian bedeutet weiterhin „zufrieden sein, zum Frieden gebracht“ (vgl. DUDEN 1969, S. 770).

Wohnen kann in seiner grundsätzlichen Bedeutung demnach als ‚zufrieden bleiben‘ oder ‚in Frieden sich aufhalten‘ beschrieben werden. Eng verknüpft ist damit der Wunsch nach Schutz und Geborgenheit, was eines der Grundbedürfnisse darstellt, welche durch das Wohnen befriedigt werden.

### 1.1 Wohnen in unserer Gesellschaft

Wohnen ist ein Grundbedürfnis des Menschen und hat eine zentrale Bedeutung für die individuelle Lebenszufriedenheit. THESING (2009) spricht vom Wohnen als einer Grundverfassung des Menschen und SPECK (1998) sieht hier einen Wert für menschwürdiges Dasein. Für alle Menschen stellt die eigene Wohnung einen wesentlichen Aspekt in Bezug auf die Lebensgestaltung dar. Der enorme Stellenwert des Wohnens für den Einzelnen<sup>2</sup> und die Gesellschaft als Grundlage der eigenen Existenz wird auch dadurch deutlich, dass das Recht auf Schutz und Unversehrtheit der eigenen Wohnung im Grundgesetz verankert ist.

---

<sup>2</sup> Aufgrund einer besseren Lesbarkeit wird in der Regel die männliche Schreibweise gewählt, es sind selbstverständlich ohne weitere Spezifikationen stets beide Geschlechter gemeint.

„Das Zuhause ist für die meisten Menschen der Lebensmittelpunkt, ein Ort, der mit Erinnerungen und persönlichen Bedeutungen verbunden ist und zur räumlichen und zeitlichen Strukturierung des individuellen und sozialen Lebens beiträgt, den Menschen mit seiner Umwelt verbindet. Wohnen ermöglicht Kontinuität. Das Zuhause ist für die Identität von Bedeutung, es ist ein zentraler Teil von uns selbst.“ (METZLER/RAUSCHER 2004, S. 16) Die eigene Wohnung bzw. der eigene Wohnraum wird von der Persönlichkeit des Menschen, der in diesem Raum lebt, erfüllt und gleichzeitig wird der Umwelt vieles über den Bewohner mitgeteilt. SPECK (1987) spricht in diesem Zusammenhang von Wohnen als Beheimatetsein, das „in der permanenten Spannung und Wechselwirkung von persönlichem Behaustsein und sozialer Teilhabe steht“. (SPECK 1987, S.10)

Die individuelle Gestaltung der Räumlichkeiten, sowohl durch die materielle Einrichtung (wie z.B. Möbel, Bodenbelag etc.) als auch durch die persönlichen Dinge (wie z. B. Fotos, Bilder, Erinnerungsstücke), die in jeder Wohnung zu finden sind, geben Auskunft über die Persönlichkeit des Bewohners.

Die eigene Wohnung bietet Möglichkeiten für eigene Entscheidungen, die in dieser Form in anderen Lebensbereichen nicht möglich sind und ist damit ein außerordentlich wichtiger Ort für die persönliche Entwicklung. Dies wird auch in der Aussage von CRÄMER (1995) deutlich: „Der Wohnplatz ist als Ort maximaler individueller Souveränität neben dem Arbeitsplatz wohl der wichtigste Ort der personalen Individuation.“ (CRÄMER 1995, S. 39) Auch METZLER betont in ihrer Definition von Wohnen die Möglichkeiten der freien Entscheidungen: „Wohnen verbinden wir im allgemeinen mit Vorstellungen von Geborgenheit, Zuhause sein, aber auch mit Selbstverwirklichung, mit einem persönlichen Lebensstil. In unserer Wohnung finden wir Freiräume für Selbstdarstellung, können wir Emotionen ohne soziale Kontrolle ausdrücken, private Wünsche herausbilden, unseren Alltag gestalten, wir bestimmen darüber, ob wir mit anderen zusammen oder allein sein wollen.“ (METZLER 2000, S. 25)

Den genannten Beschreibungen und Definitionen gemeinsam ist die Aussage, dass der Lebensbereich Wohnen unterschiedlichste Bedürfnisse erfüllt, die in ihrer Bedeutung elementar für den Menschen sind.

In Anlehnung an die von MASLOW beschriebenen menschlichen Grundbedürfnisse definieren sowohl SEIFERT (1997) als auch THESING (1998 und 2009) Wohnbedürfnisse, die im Folgenden zusammenfassend wiedergegeben werden:

1. Die Wohnung als Raum für Geborgenheit, Schutz und Sicherheit

Die eigene Wohnung bzw. die eigenen Räumlichkeiten bieten Sicherheit, indem sie den Bewohner von der Außenwelt abschirmen, ja sogar verstecken können. Hier

kann man ungestört sein und beispielsweise seinen Emotionen freien Lauf lassen, ohne sich rechtfertigen oder erklären zu müssen. Auch von äußeren Einflüssen ist man weitestgehend geschützt, was sowohl für andere Menschen und ihre Meinungen gilt als auch für natürliche Einflüsse wie Regen oder Kälte. Hat man die Möglichkeit die Wohnung seinen eigenen Bedürfnissen anzupassen, dann kann sie sich als Raum für Geborgenheit entwickeln und eine wichtige stabilisierende Funktion für den Einzelnen einnehmen. In diesem Schutzraum kann ein Gefühl von Unverletzlichkeit entstehen.

2. Die Wohnung als Raum für Beständigkeit und Vertrautheit

Führt man den letztgenannten Gedanken weiter, dann ist die Wohnung der vielleicht einzige Raum, über den der Einzelne selbst verfügen kann, in dem er Veränderungen nur auf eigenen Wunsch durchführt und dadurch die Wohnung zu einer vertrauten Umgebung machen kann, die ihm das Gefühl von Zuverlässigkeit und Beständigkeit vermittelt. Dafür sind länger andauernde Wohnverhältnisse wichtig und die Möglichkeit, die Einrichtung und Gestaltung selbst zu bestimmen. An solch einem Ort kann sich Vertrauen entwickeln, der Mensch kann hier zur Ruhe kommen.

3. Die Wohnung als Raum für Selbstverwirklichung und Selbstverfügung

Ähnlich dem vorangegangenen Punkt kann die eigenständige Gestaltung einer Wohnungseinrichtung dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und Selbstverfügung entsprechen. Hier ist ein Lebensbereich, der weitestgehend von der Person selbst gestaltet werden kann, bei dem die eigenen Bedürfnisse berücksichtigt und umgesetzt werden können und einem Gefühl von Unabhängigkeit stattgegeben werden kann. Begrenzt werden diese Möglichkeiten allerdings durch die zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen und baurechtliche Fragestellungen.

4. Die Wohnung als Raum für Kommunikation und Zusammenleben

„So wesentlich die Schutz- und Abschirmbedürfnisse des Menschen sind, so wichtig ist auch das Kontakt- und Kommunikationsbedürfnis in einer Wohnung.“  
(THESING 1998, S. 40)

Beinahe einen Gegensatz zu dem Bedürfnis nach Schutz und Abgeschirmtheit bildet das Bedürfnis nach Kommunikation und Interaktion. Wird die Wohnung mit anderen Menschen (Familie, Wohngemeinschaft oder Ähnliches) geteilt, kann dieses Bedürfnis innerhalb der eigenen vier Wände erfüllt werden, wobei darauf zu achten ist, dass sich die einzelnen Bedürfnisse nicht gegenseitig stören, also auch

der Rückzug ins Private möglich ist. Lebt eine Person allein, dann muss sie entweder andere Personen in den eigenen Raum bitten, das heißt, die Wohnung für andere Menschen öffnen, oder sich nach außen wenden, um mit anderen kommunizieren zu können. So entsteht die Möglichkeit bzw. die Notwendigkeit, mit seinem engen sozialen Umfeld wie den Nachbarn oder nahegelegenen Fachgeschäften, Einrichtungen etc. Kontakte aufzubauen bzw. in Kommunikation zu treten. Damit kann auch dem fünften Bedürfnis Rechnung getragen werden:

5. Die Wohnung als Raum für Selbstdarstellung und Demonstration von sozialem Status

Der Wohnraum kann als Statussymbol betrachtet werden. Allein die Lage der Wohnung sagt schon etwas über den sozialen Status aus. Viel mehr noch kann über die Einrichtung und Gestaltung der Wohnung die eigene Persönlichkeit bzw. das, was man von ihr zeigen möchte, dargestellt werden. Wenn die eigene Wohnung für andere Menschen geöffnet wird, ist damit gleichzeitig ein Einblick in den privaten Raum und darin enthaltene Dinge gegeben. Die Gestaltung kann Auskunft über die eigene Persönlichkeit geben und die Ausstattung eventuell über den sozialen Status bzw. über die zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen. Wenn der Einzelne mit seiner Wohnung zufrieden ist, eventuell sogar Stolz empfindet, wird er sie gern zeigen und so der Außenwelt seinen Status demonstrieren und vielleicht seine soziale Rolle aufwerten (siehe WOLFENSBERGER unter Kapitel 3.1).

In ähnlicher Form benennt auch SPECK (1998) die Funktionen des Wohnens bzw. die Bedeutung der eigenen Wohnung, wenn er schreibt: „Der zentrale Inhalt von Wohnen ist auf das Grundbedürfnis des Menschen gerichtet, einen ruhenden und ordnenden Eigenbereich in der immer wieder chaotischen Umwelt als Ort zum Leben zu haben, einen Ort, von dem aus die Welt überschaubar wird, wo man wieder zu sich selbst kommt, wo man sich in den eigenen vier Wänden sicher fühlen kann, wo sich Leben nach eigenen Maßstäben leben und ordnen lässt, wo man ein hohes Maß an Möglichkeiten für selbstbestimmtes Leben vorfindet, ohne dieses gegenüber anderen ständig verteidigen zu müssen, wo man nicht hilflos anderen ausgeliefert ist.“ (SPECK 1998, S. 22)

WEINWURM-KRAUSE (1995) fasst die Wohnbedürfnisse in drei Dimensionen zusammen: der psychischen, der physischen und der sozialen Dimension. Diese sind eng miteinander verbunden, wie die Autorin am Beispiel der physischen Versorgung verdeutlicht, denn Nahrungszubereitung, Kleidungsversorgung oder Körperpflege betreffen neben dem physischen Bereich auch psychische und soziale Aspekte.



Auch in der vorliegenden Studie wird eine Einteilung in unterschiedliche Dimensionen bzw. Ressourcen vorgenommen. Es wird davon ausgegangen, dass der Mensch über bestimmte Ressourcen verfügt bzw. sie erwerben oder ersetzen kann, um die zuvor beschriebenen Wohnbedürfnisse zu befriedigen und ein selbstständiges Wohnen erfolgreich bewältigen zu können.<sup>3</sup>

Der Untersuchung liegt eine Einteilung in die Bereiche materielle, soziale und individuelle Ressourcen zugrunde, auf die in Kapitel 5.1 detailliert eingegangen wird. Die beschriebenen Wohnbedürfnisse Schutz und Geborgenheit, Beständigkeit und Vertrautheit, Selbstverwirklichung, Kommunikation und Interaktion und schließlich Selbstdarstellung und sozialer Status finden dabei Eingang in die Erhebung der Ressourcen.

Wohnen ist ein Grundbedürfnis und für alle Menschen gleichbedeutend. Daher gilt das vorangegangene Kapitel natürlich auch für die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung: „Für alle Menschen (wenn auch mit individuellen Unterschieden) stellt „Wohnen“ einen wichtigen Lebensaspekt dar. Dies ist für Menschen mit Behinderung nicht anders. Es ist davon auszugehen, dass sie die gleichen (Wohn-) Bedürfnisse und Ansprüche an Wohnen haben, wie Menschen ohne Behinderung.“ (METZLER/RAUSCHER 2004, S. 9) Bei gleicher Bedürfnislage stellen sich allerdings die Rahmenbedingungen ihres Wohnens für Menschen mit (geistiger) Behinderung (noch) anders dar, denn „wie erwachsene Menschen mit einem Bedarf an Unterstützung durch andere Personen gegenwärtig in der Bundesrepublik Deutschland wohnen – diese Frage entscheidet sich meist an der Höhe und Art des Hilfebedarfs der betreffenden Person sowie am vorhandenen Angebot an Unterstützungsleistungen aus dem familiären Bereich – und der Finanzierung dieser Angebote. Persönliche Vorstellungen von Menschen mit Behinderung, wie sie wohnen möchten, bleiben dabei häufig unberücksichtigt.“ (RAUSCHER 2005, S. 145)

Das folgende Kapitel gibt daher einen kurzen Einblick in die besondere Bedeutung des Wohnens für Menschen mit (geistiger) Behinderung und daraus resultierende (notwendige) Entwicklungen im Bereich der Wohnmöglichkeiten.

---

<sup>3</sup> Im Folgenden wird unter erfolgreicher Bewältigung verstanden, mit internen und externen Anforderungen in Bezug auf den Themenbereich Wohnen im Rahmen seiner individuellen Möglichkeiten produktiv umzugehen. Die dafür aktivierten Ressourcen können subjektiv unterschiedlich sein. In der vorliegenden Studie wird davon ausgegangen, dass ein Nichtscheitern schon einer erfolgreichen Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens entspricht.

## 1.2 Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung

„Die Bedeutung des Wohnens für den Menschen mit einer geistigen Behinderung liegt letztlich darin, dass es nicht zu einer Sonderkategorie unseres sozialen Dienstes stilisiert wird, sondern als integraler Bestandteil unseres gemeinsamen Konzeptes miteinander zu leben und zu wohnen, gesehen wird.“ (SPECK 1987, S. 15) Genau wie für alle Menschen gilt auch für Menschen mit Behinderung, dass Wohnen einen Großteil unseres Lebens bestimmt. Neben dem Bereich Arbeit bildet das Wohnen den zentralen Lebensbereich, in dem wir die oben genannten Grundbedürfnisse erfüllen können, der uns Raum gibt, in dem wir selbst entscheiden und bestimmen können, wie wir leben wollen. Dies wird auch in einem Auszug aus dem Grundsatzprogramm der BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE deutlich:

„Geistig behinderte Erwachsene haben Anspruch auf ein eigenes Zuhause. Sie müssen die Möglichkeit haben, ihr Elternhaus im selben Alter zu verlassen wie andere Leute auch. Wohnen bedeutet nicht nur Versorgung, Unterkunft und Verpflegung, sondern Geborgenheit und Eigenständigkeit, Privatheit und Gemeinschaft, die Möglichkeit des Rückzugs und Offenheit nach außen. Menschen mit geistiger Behinderung sollen so normal wie möglich leben können und dazu jede Hilfe bekommen, die sie brauchen. Aus dieser Forderung ergibt sich die Notwendigkeit eines differenzierten Wohnangebots.“ (BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR GEISTIG BEHINDERTE e. V. 1995, S. 15) Auf die Notwendigkeit bedarfsorientierter, individueller Wohnangebote wird im folgenden Kapitel eingegangen. An dieser Stelle steht die Bedeutung des Wohnens und die Erfüllung der Wohnbedürfnisse im Vordergrund. Vor allem in Bezug auf Möglichkeiten der Selbstbestimmung (siehe Kapitel 3.3) spielt der eigene Wohnraum eine wesentliche Rolle. Die eigene Wohnung oder zumindest das eigene Zimmer bieten dazu Räume wie kaum ein anderer Lebensbereich. Allein die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten und die Möglichkeiten der eigenen Entscheidung lassen ein hohes Maß an Selbstbestimmung zu. Als beispielhafte Entscheidungsaspekte nennt HANSLMEIER-PROCKL (2009, S. 28) die folgenden Fragestellungen:

- „mit wem man lebt (auch, ob man lieber alleine lebt),
- wem man Zutritt zu seiner Wohnung gewährt,
- mit welchen Möbeln und Gegenständen man sich umgibt und wie man diese innerhalb der Wohnung anordnet,
- wie man seinen Haushalt organisiert bzw. welche Prioritäten man in den Ausgaben setzt,
- in welchem Umfeld sich die Wohnung befindet (z. B. Stadt, ländliche Gegend),
- wie man seinen Lebensrhythmus gestaltet (Schlafen, aktiv sein, Essenszeiten),
- wann man sich dort aufhält und wie man sich dort beschäftigt.“

Diese Entscheidungsspielräume sollten für jeden Menschen gegeben sein, doch gerade das Leben von Menschen mit Behinderung ist in vielerlei Hinsicht von Fremdbestimmung und institutionalisierten Rahmenbedingungen geprägt. Auch die Wohnsituation, auf die in Kapitel 2 eingegangen wird, birgt durch die Zuweisung von Wohnraum, das Bewohnen von Mehrbettzimmern, den individuellen Hilfebedarf usw. Gefahren von Fremdbestimmung, denen es entgegenzuwirken gilt. Dem Prinzip der Selbstbestimmung folgend formuliert JÄHNERT (1995) daher drei Forderungen, die den Lebensbereich Wohnen von Menschen mit Behinderung betreffen:

1. „Behinderte sollen selbst entscheiden dürfen, wo sie wohnen wollen;
2. Behinderte sollen selbst entscheiden dürfen, wie sie wohnen wollen;
3. Behinderte sollen ihre Wohnform selbst gestalten dürfen, und zwar von Anfang an.“  
(JÄHNERT 1995, S. 133)

Die **Deinstitutionalisierungsbewegung**, die zu einer Vermehrung von gemeindenahen und dezentralen Wohnformen führt, ist ein Schritt zur Umsetzung dieser Forderungen. „Hinter dem Konzept der Deinstitutionalisierung steht die Idee, nicht mehr die Menschen zu ändern, sondern die Institutionen abzubauen, den Grad der Institutionalisierung von Hilfe möglichst weitgehend abzubauen, so weit jedenfalls, bis die durch die Institutionalisierung verhinderte oder minimierte Wahl- und Entscheidungsfähigkeit der Klientel der Institution wieder hergestellt und Selbstbestimmung möglich wird.“ (DEDERICH 2006, S. 1) In den USA, in Kanada, Großbritannien und in den skandinavischen Ländern fand von den 1960er Jahren bis heute eine beinahe vollständige Abkehr von Großeinrichtungen und eine dementsprechende Deinstitutionalisierung der Wohnformen von Menschen mit (geistiger) Behinderung statt. In Deutschland wurde dieser Prozess in erster Linie durch die Prinzipien des Normalisierungsprinzips (vgl. Kapitel 3.1) angestoßen und vor allem durch die 1975 veröffentlichte sogenannte Psychiatrie-Enquête in Gang gesetzt. Im „Bericht zur Lage der Psychiatrie“ wurde auf die Fehlplatzierungen von Menschen mit geistiger Behinderung hingewiesen und massive Kritik an den bestehenden Großeinrichtungen geübt. Im Ergebnis wurde eine umfassende **Enthospitalisierung** empfohlen, bei gleichzeitiger Schaffung von neuem Wohnraum, der sich an den Prinzipien des Normalisierungsprinzips zu orientieren hatte, also eine „rasche Reduzierung der Platzzahl großer Komplexeinrichtungen, die Schaffung kleinerer Wohnstätten und die Anpassung (Normalisierung) der Wohnverhältnisse an den geltenden gesellschaftlichen Standards“. (THESING 2009, S. 11)

Auch wenn in den darauf folgenden Jahrzehnten eine intensive Deinstitutionalisierung unter Berücksichtigung von Gemeindenähe und Gemeinwesenorientierung umgesetzt wurde und damit viele Umstrukturierungen, Neugründungen, Weiterentwicklungen stattgefunden

haben, sieht THEUNISSEN (2009) die Wohnsituation von Menschen mit (geistiger) Behinderung in Deutschland weiterhin kritisch. Laut seiner Aussage überwiegen hier noch immer institutionalisierte Wohnformen. Mit Verweis auf KRÄLING (2006) nennt er aktuelle Schätzungen, denen zufolge im Jahr 2007 „nur etwa 10% aller Menschen mit Lernschwierigkeiten und ca. 26 % aller Menschen mit Behinderung bundesweit betrachtet ambulante Hilfen in betreuten Wohnformen erfahren“. (THEUNISSEN 2009, S. 377)

Dem Gedanken des Normalisierungsprinzips folgend, ist die Öffnung der Wohnformen hin zu Ambulant Betreutem Wohnen der Weg, der den Lebensbereich Wohnen auch für Menschen mit Behinderung zu dem Bereich macht, in dem das höchste Maß an Selbstbestimmung erfolgen kann. Verschiedene Autoren (LINDMEIER 2005, THEUNISSEN 2009) sehen in dieser Wohnform die einzige Möglichkeit für Menschen mit (geistiger) Behinderung, ein selbstbestimmtes Leben in sozialer Integration führen zu können. Beide beziehen sich dabei auf das Konzept des „**Supported Living**“, welches aus dem angelsächsischen Bereich stammt und „Bedingungen bezüglich des selbstständigen Wohnens von Menschen mit Behinderung in eigenen Wohnungen innerhalb eines Gemeinwesens dar[stellt], verbunden mit konkreten Forderungen an die Bürger der Gemeinde“. (THESING 2009, S. 59)

Nach diesem Ansatz hat jeder Mensch das Recht so zu leben, wie er es möchte und wo er es möchte. Angesprochen ist dabei das gesamte soziale und gesellschaftliche Umfeld. Neben einer weiterhin als Begleitung dienenden, professionellen Unterstützung ist vor allem das Gemeinwesen gefragt, damit Menschen mit (geistiger) Behinderung die Gelegenheit bekommen, „dieselben Lebensstile, Wahlmöglichkeiten und Erfahrungen wie die übrige Bevölkerung zu haben“. (HAHN et. al. 2003, S. 36) Mit Hilfe von „**Community Care**“, einem Modell zur Integration von Menschen mit Behinderung und zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben im Rahmen ihres Wohnens, könnten, so die Autoren (vgl. THEUNISSEN 2009, SCHABLON 2010, SEIFERT 2005), diese Forderungen umgesetzt werden. Dieser Ansatz richtet sich an alle Menschen in einem eng umschriebenen Sozialraum, also an Menschen mit und ohne Behinderung. Denn „um ein gemeinsames (multikulturelles) Leben in Nachbarschaften, einen Verbleib und individuelles Wohlbefinden in der vertrauten Lebenswelt zu ermöglichen und sicherzustellen, soll jeder Person, die als ‚hilfebedürftig‘ eingeschätzt wird, entsprechende Unterstützung im Gemeinwesen offeriert werden“. (THEUNISSEN 2009, S. 386) Diese Unterstützung soll wie bisher über professionelle Unterstützer, aber darüber hinaus durch allgemein zugängliche Sozial- und Bildungssysteme und vor allem durch freiwillige informelle Unterstützung aus dem nahen sozialen Umfeld geleistet werden.

Bis Menschen mit (geistiger) Behinderung so leben können, wie sie es möchten, und gleichzeitig das Gemeinwesen und die Gesellschaft sich so weit öffnen, dass alle Menschen gleichwertig neben- und miteinander leben können und sich womöglich sogar gegenseitig (unter-)stützen, scheint es noch ein weiter Weg.

Mit dem verstärkten Ausbau ambulanter Wohnformen ist bereits ein erster Schritt gemacht, doch bestehen noch immer Hemmnisse im Hinblick auf eine vollständige Deinstitutionalisierung. THEUNISSEN (2009) sieht dafür vor allem drei zentrale Gründe:

1. Das Fehlen kleiner gemeindeintegrierter Wohnangebote, kaum Wohnangebote und keine bzw. wenige Alternativen zum Wohnheim.
2. Organisationen und Anbieter von Wohnangeboten bauen (z. T. aufgrund von Schwierigkeiten mit Kostenträgern und Behörden) alternative Wohnangebote nur zurückhaltend aus.
3. Die Bewältigung des eigenständigen Lebens in ambulant betreuten Wohnformen wird nur Menschen mit einer geringen kognitiven Beeinträchtigung zugetraut und zugewilligt. Menschen mit schweren Beeinträchtigungen werden beinahe automatisch in (Pflege-)Heimen versorgt, auch wenn bei entsprechender Assistenz andere Wohnformen möglich wären.

(vgl. THEUNISSEN 2009, S. 377)

Wenn auch die im Folgenden genannten Zahlen und Ausführungen ein etwas anderes Bild zeichnen, bleibt trotzdem zu konstatieren, dass auch weiterhin ein enormer Handlungsbedarf besteht, will man allen Menschen die Möglichkeit geben, selbstbestimmt Einfluss auf das eigene Wohlbefinden zu nehmen, denn nur „in Freiheit realisiertes – nicht fremdbestimmtes – Verhalten ist zum Zeitpunkt seiner Realisierung sinnvolles Verhalten. Die erlebbare Sinnhaftigkeit menschlicher Existenz und das Wohlbefinden sind deshalb mit wesentlichen Anteilen in der Wohnsituation verankert“. (HAHN/EISENBERGER/HALL/KOEPP/KRÜGER 2003, S. 21)

## 2 Darstellung von Wohnsituationen für Menschen mit geistiger Behinderung

Seit der Entstehung der sogenannten Anstalten, die im 18. Jahrhundert vor allem durch die beiden großen Kirchen aufgebaut wurden, wohnten Menschen mit Behinderung, wenn sie nicht mehr bei ihren Eltern lebten, in Großeinrichtungen wie Psychiatrischen Krankenhäusern, Komplexeinrichtungen, oder Ähnlichem.

In den 60er Jahren, und im Zuge des in Skandinavien entwickelten Normalisierungsprinzips, entstanden zunehmend kleinere Wohneinrichtungen, die in der Regel gemeindenah angesiedelt waren. Seit den 80er Jahren wurden, unterstützt durch die stärker werdende Integrationsbewegung, immer „mehr gemeindeintegrierte Wohngruppen (z. B. Wohngemeinschaften) eingerichtet, die dem Anspruch auf größtmögliche Normalisierung der Lebensbedingungen und auf Autonomie in der Lebensgestaltung sehr nahe kommen“ (SEIFERT 1997, S. 1).

Aus dieser Entwicklung resultiert in Deutschland eine relativ große Zahl unterschiedlicher Wohnmöglichkeiten für Menschen mit (geistiger) Behinderung. Diese Wohnformen werden wiederum häufig unterschiedlich bezeichnet. Nach DWORSCHAK (2004) ist „eine eindeutige Zuordnung einzelner Wohnformen zu Wohnformtypen auf Grund sehr unterschiedlicher Begrifflichkeiten“ als schwierig zu bezeichnen. Zudem „finden sich in der Literatur verschiedene Kriterien für einzelne Wohnformtypen, die zu unterschiedlichen Kategorisierungen von Wohnformen führen“ (DWORSCHAK 2004, S. 20). So werden beispielsweise von der BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE generell zwei Gruppen hinsichtlich rechtlicher und finanzieller Grundlagen unterschieden, zum einen die stationären Wohnformen, „in denen die Maßnahmepauschale, die Hilfen zum Lebensunterhalt und die Unterkunftskosten zu einem Entgelt für den Bewohner, die Bewohnerin zusammengefasst sind“ (BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG e. V. 2002, S. 2). Darunter fallen Wohnstätten, Wohngemeinschaften, Gruppenwohnungen, Eltern-Kind-Wohnen, dezentrales stationäres Einzelwohnen, Außenwohngruppen und Probe- und Trainingswohnen. Zum anderen werden die ambulanten Wohnformen unterschieden, „bei denen die Hilfe zum Lebensunterhalt, die Unterkunftskosten und die Maßnahmepauschale vom Leistungsempfänger getrennt zu beanspruchen sind“ (BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG e. V. 2002, S. 2). Hierunter

fallen das Betreute Wohnen, ambulant betreutes Einzel-, Paar- und Gruppenwohnen, Wohngemeinschaften, unterstütztes Wohnen, Assistenz beim Wohnen und Probewohnen. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Sozialhilfeträger (BAGüS 2006) unterscheidet ebenfalls zwischen ambulanten und stationären Wohnformen, unterteilt letztere aber in vier Untergruppen: Wohnheime für Besucher von Bildungsstätten (Internate), Wohnheime ohne Tagesstruktur, Wohnheime mit Tagesstruktur und Pflegeeinrichtungen.

KRÄLING (1995) wählt dagegen eine Unterscheidung in vier Grundwohnformen für Erwachsene mit (geistiger) Behinderung: das Elternhaus, Großeinrichtungen, Dorfgemeinschaften auf anthroposophischer Grundlage und gemeindeintegrierte Wohnformen. Letztere gliedert er in die Bereiche Einrichtungen und Ambulant Betreutes Einzelwohnen bzw. Wohngemeinschaften. Einrichtungen sind dieser Unterteilung folgend gruppengegliederte Wohnformen, worunter Wohnheime, Wohnstätten, Wohnhäuser und Gruppenwohnungen mit maximal sechs Bewohnern fallen.

Neben der Unterscheidung in ambulant und stationär wird im Bereich der stationären Wohnformen zudem zwischen voll- und teilstationär unterschieden, was durch die Angebotsstruktur der Einrichtungen definiert ist. Bei vollstationären Angeboten befinden sich alle Lebensbereiche sozusagen unter einem Dach, während sich teilstationäre Angebote (fast) ausschließlich auf den Bereich des Wohnens beziehen: „Vollstationäre Einrichtungen bieten ein ‚Komplettangebot‘ in den Lebensbereichen Wohnen, Arbeit und Freizeit, wohingegen teilstationäre Einrichtungen allein wohnbezogene Dienste anbieten.“ (BUNDSCHUH/DWORSCHAK 2003, S. 11)

So fallen unter die vollstationären Wohnformen in erster Linie sogenannte Komplexeinrichtungen, die für eine große Anzahl von Menschen mit (geistiger) Behinderung (zwischen 100 und 1000 Bewohner) die Bereiche Arbeit, Wohnen und Freizeit auf einem in sich abgeschlossenen Gelände miteinander vereinen, und genauso Dorfgemeinschaften, die unter dem Motto ‚ein Ort zum Leben‘ sogenannte ‚beschützende Lebensräume‘ anbieten (vgl. DWORSCHAK 2004). Zu den teilstationären Wohnformen, die sich den Prinzipien der Gemeindenähe und Integration verpflichtet fühlen, gehören nach DWORSCHAK (2004) in erster Linie Wohnheime mit unterschiedlicher Gruppengröße, deren Hauptanliegen es ist, dass „die lebenspraktischen Kompetenzen und die Selbstständigkeit der Bewohner erweitert werden, um ihnen das Wohnen in einer noch selbstständigeren Wohnform zu ermöglichen“. (DWORSCHAK 2004, S. 24) Auch die letzte Beschreibung zeigt die unter-

schiedlichen Definitionskriterien und Ausprägungen, sodass es schwierig ist, eine einheitliche Begriffsbestimmung und – differenzierung vorzunehmen.

In der vorliegenden Studie wird (in Anlehnung an die meisten Definitionen) eine generelle Unterteilung in zwei Bereiche von Wohnangeboten für Menschen mit (geistiger) Behinderung unternommen: zum einen die stationären Wohnformen, zu denen auch teilstationäre Wohnangebote wie z. B. Außenwohngruppen oder gemeindeintegrierte Wohngruppen gezählt werden, und zum anderen ambulante Wohnformen, zu denen das Ambulant Betreute Einzel-, Paar- und Elternwohnen sowie Wohngemeinschaften mit ambulanter Betreuung zählen. Das Wohnen im Elternhaus bleibt an dieser Stelle unberücksichtigt. Es sollte sich nur sehr wenig vom Wohnen von Menschen ohne Behinderung unterscheiden, sodass diese Thematik erst im Rahmen der Konsequenzen wieder aufgenommen wird.

Die Unterscheidung in stationäre und ambulante Wohnformen bildet die Grundlage der weiteren Arbeit und liegt neben leistungsrechtlichen und gesetzlichen Argumenten, im Schwerpunkt dieser Arbeit begründet.

## **2.1 Stationäre Wohnformen**

Ein Hauptmerkmal stationärer Wohnformen ist die „Rund-um-die-Uhr-Betreuung“, was bedeutet, dass „den Bewohnern mit wenigen Ausnahmen zu jedem Zeitpunkt des Tages ein Ansprechpartner zur Verfügung steht“. (BUNDSCHUH/DWORSCHAK 2003, S. 11) Bei den teilstationären Angeboten ist die „Betreuungszeit“ im Vergleich zwar geringer, doch steht durch die Anbindung an eine größere Einrichtung auch hier immer ein Ansprechpartner zur Verfügung.

In Deutschland lebt trotz ambulantisierender Bestrebungen weiterhin ein Großteil der Menschen mit Unterstützungsbedarf in (teil-)stationären Einrichtungen, was SCHÄFERS (2008) mit Zahlen aus dem Jahr 2004 belegt: „Trotz verstärkter Bemühungen um Dezentralisierung und Ambulantisierung in den letzten Jahrzehnten ist die Dominanz stationärer Angebote bis heute ungebrochen. Im Jahr 2004 erhielt von insgesamt 629.000 Empfänger/innen von Eingliederungshilfe für behinderte Menschen ein Anteil von ca. 70% diese Leistungen in Einrichtungen und 30% außerhalb von Einrichtungen.“ (SCHÄFERS 2008, S. 62)

Auch die Zahlen für Nordrhein-Westfalen, das Bundesland, in dem die vorliegende Studie durchgeführt wurde, zeigen die Vormachtstellung stationärer Wohnformen. Zwar wird eine Entwicklung zur stärkeren Nutzung ambulanter Wohnformen deutlich, doch leben noch



immer doppelt so viele Menschen in stationären Wohnangeboten (42.779) wie in den ambulanten (26.408).<sup>4</sup>

NRW	Anzahl Leistungsempfänger/innen (alle Zielgruppen)											
	Ambulant					Stationär						
	31.12.2004	31.12.2005	31.12.2006	31.12.2007	12.2004 - 12.2007		31.12.2004	31.12.2005	31.12.2006	31.12.2007	12.2004 - 12.2007	
	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Entwicklung		Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Anzahl (pro 1.000 Einw.)	Entwicklung	
abs.					%	abs.					%	
LVR	6.987 (0,73)	9.654 (1,01)	12.210 (1,27)	13.984 (1,46)	6.997	100,14	21.996 (2,29)	22.548 (2,35)	22.499 (2,34)	22.249 (2,32)	253	1,15
LWL	8.303 (0,98)	8.946 (1,06)	10.457 (1,24)	12.424 (1,48)	4.121	49,63	19.548 <sup>4)</sup> (2,31)	20.099 <sup>4)</sup> (2,37)	20.362 (2,41)	20.530 (2,44)	982	5,02
NRW gesamt	15.290 (0,85)	18.600 (1,03)	22.667 (1,26)	26.408 (1,47)	11.118	72,71	41.544 (2,30)	42.647 (2,36)	42.861 (2,38)	42.779 (2,38)	1.235	2,97

Abbildung 1: Entwicklung der Anzahl von Leistungsempfänger/innen im Bereich ambulanter und stationärer wohnbezogener Hilfen (ZPE 2008, S. 95)

Der folgende Überblick beschreibt die häufigsten stationären Wohnformen und ihre spezifischen Besonderheiten.

### 2.1.1 Wohnheime

Wohnheime sind in Deutschland die mittlerweile häufigste Wohnform. Nach THESING (1998) handelt es sich dabei um „Einrichtungen mit einer Größe von ca. 30-40 Plätzen, sie dienen primär dem Zweck des Wohnens und sind oftmals organisatorisch verbunden mit Werkstätten für Behinderte“. (THESING 1998, S. 69) Der Unterschied zu den sogenannten Anstalten und Großeinrichtungen liegt zum einen in der Größe und zum anderen in einer dezentralen Wohnsituation, das heißt, dass nicht alle Lebensbereiche wie z. B. Wohnen und Arbeiten auf einem Gelände liegen. Trotzdem sind Wohnheime in der Regel zentral verwaltet, Unterkunft, Verpflegung und Betreuung werden durch denselben Träger und in den meisten Fällen in den gleichen Räumlichkeiten wahrgenommen. Die Bewohner leben in Gruppen zusammen, deren Größe stark variieren kann. „Das Hauptmerkmal des Wohnheims ist seine innere Struktur, die durch Wohngruppen, also gruppengegliedertes Wohnen, gekennzeichnet

<sup>4</sup> Es muss berücksichtigt werden, dass bei diesen Zahlen alle Menschen, die Anspruch auf Teilhabeleistungen haben, zu einer Personengruppe zusammengefasst werden. Darunter fallen dann auch Menschen mit seelischer Behinderung, die in der Gruppe der Personen, die das Ambulant Betreute Wohnen nutzen, den größten Anteil bilden. Zu weiteren Zahlen später in diesem Kapitel.

ist. Die Größe der Wohnheime ist regional unterschiedlich. Schätzungen gehen von durchschnittlich 3 bis 6 Gruppen pro Wohnheim aus. In einer Gruppe wohnen im Mittel 6 bis 12 Bewohner.“ (BUNDSCHUH/DWORSCHAK 2003, S. 15) Diese Autoren unterscheiden noch eine Unterform des Wohnheims, welche als ‚Eigenständige Wohngruppe‘ bezeichnet wird: „Hierbei handelt es sich um organisatorisch selbstständige Gruppen, die in Mietwohnungen, Doppelhaushälften oder Einfamilienhäusern untergebracht sind. Hier leben in der Regel nicht mehr als 6 Bewohner, die von einem Mitarbeiterteam im Schichtdienst betreut werden, jedoch meist mit einem geringeren Maß an Betreuung als im Wohnheim.“ (BUNDSCHUH/DWORSCHAK 2003, S. 16 Von der BAGüS (2006) wird die Personengruppe der Bewohner in Wohnheimen wie folgt definiert: „In Wohnheimen wohnen erwachsene Personen, die wesentlich geistig, seelisch, körperlich oder mehrfach behindert und die nicht, noch nicht oder nicht mehr in der Lage sind, allein oder ambulant betreut zu wohnen. Sie bedürfen einer regelmäßigen Betreuung und Anleitung und ggf. der Beaufsichtigung und Pflege.“ (BAGüS 2006. S. 25)<sup>5</sup>

Die Lebenshilfe Kleve e. V., in deren Einrichtungen ein Großteil der Befragungen der vorliegenden Studie durchgeführt wurde, bezeichnet Wohnheime als Wohnhäuser und beschreibt die Bewohnerklientel als Erwachsene mit einer geistigen oder schwerstmehrfachen Behinderung, denen es möglich ist, tagsüber einer Tätigkeit in einer WfbM oder Ähnlichem nachzugehen. Zudem können in einem Wohnhaus ältere, bereits im Ruhestand befindliche Menschen wohnen. Das Wohnhaus soll verschiedene Aufgaben für seine Bewohner erfüllen:

- „ein dauerhaftes Zuhause
- partnerschaftliche Begleitung bzw. Hilfe bei der Lebensgestaltung in allen Bereichen
- Aufbau von Beziehungen zwischen Bewohnern und Mitarbeitern durch individuelle Partnerschaften
- Begleitung bei der Organisation des eigenen Lebens
- Sicherstellung der Mobilität
- Begleitung bei der Pflege individueller Kontakte und Freundschaften
- Sicherstellung des körperlichen und psychischen Wohlbefindens.“

(LEBENSHILFE KLEVE 2011)

---

<sup>5</sup> Diese Bewohnerbeschreibung wurde im Rahmen einer Zukunftsperspektive dargestellt, die sich darauf bezieht, dass die Personen, die dazu in der Lage sind bzw. deren Unterstützungsbedarf entsprechend niedrig ist, in eine ambulant betreute bzw. selbstständige Wohnform gewechselt sind. Daher ist davon auszugehen, dass zum einen der Personengruppen mit höherem Hilfebedarf keine ambulante Betreuung ermöglicht wird und zum anderen vorausgesetzt wird, dass es perspektivisch zu „Restheimen“ kommen wird. Diese (angestrebte) Entwicklung ist alarmierend kritisch zu betrachten, da es zunächst jedem Menschen, unabhängig von seinem Unterstützungsbedarf, freistehen sollte, über seinen Wohnort selbst zu entscheiden. Dies bedeutet, dass auch Menschen mit einem hohen Hilfebedarf die Möglichkeit erhalten sollten, ambulant betreut zu leben, bzw. dass Menschen mit einem geringen Hilfebedarf selbst entschei-

### 2.1.2 Wohnfamilien

Das Konzept der Wohnfamilien wird an dieser Stelle ausgeführt, da es sich um ein häufig praktiziertes Wohnmodell am Untersuchungsort handelt und von vielen Befragten als aktuelle bzw. bereits erlebte Wohnform genannt wurde.

„Mit dem Konzept und dem Namen der Wohnfamilie verbindet sich der Anspruch, dass sich ein familienähnliches Gemeinschaftsleben entfalten soll, womit den vorausgesetzten Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner nach einem Leben in einer solchen Gemeinschaft entsprochen werden soll.“ (KIRCHHOFF 1993, S. 40)

Davon ausgehend, dass Menschen mit (geistiger) Behinderung, die nicht mehr bei ihren Eltern leben können, in einer dieser ähnelnden Wohnsituation leben möchten (bzw. die Eltern diesen Wunsch äußern), entstanden zu Beginn der 80er Jahre die ersten Wohnfamilien. In „normalen“ Ein- bis Zweifamilienhäusern lebt ein Betreuerpaar (selten auch Einzelpersonen) mit Menschen mit Behinderung in einer familienähnlichen Gemeinschaft. Die Gruppengröße umfasst etwa zehn Personen, die an einem familiären Tagesablauf teilnehmen. In der Regel arbeiten die Bewohner in Einrichtungen der Behindertenhilfe und beteiligen sich nach der Arbeitszeit an hauswirtschaftlichen Tätigkeiten.

Die Wohnfamilie unterscheidet sich von einer Wohngruppe durch den gewünscht engen Bezug zu den Betreuern<sup>6</sup> und den Mitbewohnern. Die familienähnlichen Strukturen können zu starken Bindungen führen, die die Ursprungsfamilie nicht ersetzen, aber einen ähnlichen Rahmen geben sollen. Von der Lebenshilfe Kleve, die diese Wohnform anbietet, werden einige Funktionen einer Wohnfamilie benannt:

- „ein dauerhaftes Zuhause
- in familienähnlicher Atmosphäre
- gemeinsam leben und wohnen mit Betreuerpaaren und deren Kindern oder Einzelbetreuern unter einem Dach
- normales Familienleben mit konstanten Beziehungen
- gemeinwesenintegriertes Wohnen
- Begleitung in allen Lebensbereichen
- ein Zuhause, in dem man sich wohl und geborgen fühlt.“

(LEBENSHILFE KLEVE 2011)

---

den sollten, ob sie ihre (teil-)stationäre Wohnform verlassen möchten. Bei allen weiteren Entwicklungen und dem positiven Prozess einer fortschreitenden Ambulantisierung sind diese Aspekte mitzudenken.

<sup>6</sup> Der Begriff und die Bedeutung des Betreuers wird u. a. in den Kapiteln 6.1, 6.6 und vor allem 7 differenziert betrachtet, weshalb er an dieser und den folgenden Stellen ohne Diskussion verwendet wird.

An dieser Stelle soll nicht auf ein Für und Wider dieser Wohnform eingegangen werden, da dieses über die Fragestellung dieser Arbeit hinausgehen würde.

### 2.1.3 Außenwohngruppen

„Als Außenwohngruppe sind Wohngruppen eines Trägers von Wohnstätten zu bezeichnen, deren Bewohner über ein verhältnismäßig hohes Maß lebenspraktischer Fertigkeiten verfügen. Die Außenwohngruppe ist räumlich von der Grundversorgungseinheit (Kerneinheit) getrennt. Die Bewohner benötigen das umfassende Förderangebot zwar auch regelmäßig und nicht nur gelegentlich, jedoch nur in Teilbereichen. Für ihre Betreuung ist in der Regel ein geringerer Personaleinsatz erforderlich.“ (BAGüS 1987, S. 5)

Auf die benötigten Fähigkeiten im Bereich der Selbstständigkeit beziehen sich auch BUNDSCHUH/DWORSCHAK (2003) in ihrer Definition. Denn als das zentrale Kennzeichen „dieser Wohnform können die Zugangsvoraussetzungen für die Bewohner gelten. Sie müssen ein gewisses Maß an lebenspraktischen Kompetenzen und Selbstständigkeit mitbringen“. (BUNDSCHUH/DWORSCHAK 2003, S. 16 f.)

Die LEBENSHILFE KLEVE spricht bei ihrer Beschreibung der Bewohner einer Außenwohngruppe von Menschen mit einer leichten geistigen Behinderung, die in der Lage sind, einer Tätigkeit in der WfbM oder auf dem Allgemeinen Arbeitsmarkt nachzugehen. Für diese Personengruppe soll das Wohnangebot die folgenden Aspekte erfüllen:

- „ein dauerhaftes Zuhause
- Begleitung bei der Entfaltung einer möglichst selbstbestimmten Lebensführung
- Begleitung bei der Organisation des eigenen Lebens
- Förderung der Mobilität
- Förderung der Pflege individueller Kontakte und Freundschaften
- Beratung und Begleitung bei gesundheitsvorsorglichen Maßnahmen
- Begleitung bei der Bewältigung des Haushalts.“

(LEBENSHILFE KLEVE 2011)

Außenwohngruppen stellen demnach eine Schnittstelle zwischen stationärem und ambulanten Wohnen dar. Im Gegensatz zu vielen Wohnheimen sind sie gemeindenah integriert und erfordern in der Regel ein höheres Maß an Selbstständigkeit. Die benötigte Hilfeleistung und damit der Betreuungsaufwand sind geringer, sodass die Bewohner eigenverantwortlicher in bestimmten Lebensbereichen handeln können und müssen.

Außenwohngruppen können eine Möglichkeit bieten, Menschen mit Behinderung auf dem Weg ins Ambulant Betreute Wohnen zu begleiten und sie im Erwerb der dazu nötigen

Kompetenzen zu unterstützen. Zu diesem Schluss kommt HANDKE (2000): „(...) nur wer in kleinen stadtteilintegrierten Wohngruppen für eine bestimmte Lebensphase normale Wohnerfahrungen – auf der Grundlage der Maßnahmenangebote der Eingliederungshilfe – sammeln konnte, erlangt persönliche Kompetenz, ambulante Wohnversorgungssysteme zu nutzen“. (HANDKE 2000, S. 56)

Durch die Installierung solcher Wohnformen und Erprobungsmöglichkeiten für das selbstständige Wohnen werden die Grenzen zwischen ambulanten und stationären Wohnangeboten immer fließender. „In der Realität verschwimmen die Grenzen zwischen den Hilfeformen zunehmend. Es gibt stationäre Wohnformen (z. B. kleine Außenwohngruppen und dezentrales stationäres Einzelwohnen), die mehr Möglichkeiten zum selbständigen und selbstbestimmten Leben bieten als bestimmte Angebote, die als ambulant ausgewiesen sind, aber faktisch stationären Charakter haben (z. B. umgebaute Altenheime oder Schwesternwohnheime). Die Unterscheidung zwischen ‚ambulant‘ und ‚stationär‘ hat ihren Ursprung in sozialrechtlichen Traditionen, die zu unterschiedlichen Finanzierungs- und Zuständigkeitsregelungen geführt haben.“ (ZPE 2008, S. 231)

Der Begriff des Ambulant Betreuten Wohnens, die sozialrechtliche Entwicklung, die daraus resultierenden Prozesse für das Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung und insbesondere die Entwicklung und Ausgestaltung des Ambulant Betreuten Wohnens stehen im Mittelpunkt des folgenden Kapitels.

## **2.2 Ambulant Betreutes Wohnen**

In der deutschsprachigen Fachliteratur, in rechtlichen Ausführungen, von Seiten des Gesetzgebers und in der gesellschaftlichen Diskussion wird in Bezug auf ambulante Wohnangebote synonym von Betreutem Wohnen, von Ambulantem Wohnen und von Ambulant Betreutem Wohnen gesprochen. Einzelne Autoren (vgl. THESING 2009) weisen auf einen Unterschied dieser Begriffe hin und ordnen das Betreute Wohnen dem Bereich der (gering betreuten) stationären Wohnangebote zu, während in diesem Verständnis das Ambulante Wohnen bzw. das Ambulant Betreute Wohnen die einzige Wohnform ist, bei der die betroffene Person in einer eigenen Wohnung lebt und durch einen ambulanten Dienstleister begleitet wird. Dass in diesem Zusammenhang weiterhin von Betreuung gesprochen wird, anstatt die Begriffe der Begleitung, Unterstützung oder Assistenz zu verwenden, wie sie im Bereich der ambulanten Dienste bereits seit längerer Zeit verwendet werden, ist kritisch zu sehen, da der Terminus Betreuung durch das Leben in stationären Wohnformen geprägt ist und die selbstbestimmte Subjektstellung des Einzelnen nicht in den Vordergrund stellt. Allerdings wird dieser Begriff „aufgrund der rechtlichen und verwaltungsorganisatorischen

Gültigkeit des Terminus ‚Ambulant betreutes Wohnen‘ (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 30) und weil auch am Durchführungsort der empirischen Studie von Ambulant Betreutem Wohnen gesprochen wird, auch in der vorliegenden Studie noch verwendet. Dabei findet allerdings der Aspekt der Begleitung in den Ausführungen zu der Bedeutung der Betreuer Berücksichtigung, die dementsprechend zu Begleitern bzw. Unterstützern oder Assistenten werden müssen.

### **2.2.1 Konstituierende Aspekte im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung**

Im Folgenden werden zunächst Gesetzesänderungen, Zuständigkeiten, Zahlen und Verfahren erläutert, bevor im weiteren Verlauf auf deren praktische Umsetzung eingegangen wird.

#### **Sozialpolitische Rahmenbedingungen:**

Die Gesetzesnorm ‚ambulant vor stationär‘ existiert schon seit den 1960er Jahren. Darunter ist zu verstehen, dass bei entsprechend geringem Unterstützungsbedarf die ambulante Betreuung einer stationären vorzuziehen ist. Seit 1999 wird im Paragraph 3a des BSHG der gesetzliche Vorrang offener Hilfen festgelegt:

„Die erforderliche Hilfe ist soweit wie möglich außerhalb von Anstalten, Heimen oder gleichartigen Einrichtungen zu gewähren. Dies gilt nicht, wenn eine geeignete stationäre Hilfe zumutbar und eine ambulante Hilfe mit unverhältnismäßigen Mehrkosten verbunden ist. Bei der Prüfung der Zumutbarkeit sind die persönlichen, familiären und örtlichen Umstände angemessen zu berücksichtigen.“

Das BSHG wurde am 1.1.2005 durch das neue Sozialgesetzbuch (SGB) XII (Eingliederungshilfe und Hilfe zum Leben in betreuten Wohnangeboten) abgelöst, in dem der §9 Absatz 2 den Vorrang offener Hilfen bestimmt:

„Wünschen der Leistungsberechtigten, den Bedarf stationär oder teilstationär zu decken, soll nur entsprochen werden, wenn dies nach der Besonderheit des Einzelfalles erforderlich ist, weil anders der Bedarf nicht oder nicht ausreichend gedeckt werden kann und wenn mit der Einrichtung Vereinbarungen nach den Vorschriften des Zehnten Kapitels dieses Buches bestehen. Der Träger der Sozialhilfe soll in der Regel Wünschen nicht entsprechen, deren Erfüllung mit unverhältnismäßigen Mehrkosten verbunden wäre.“

Am 01.07.2001 trat zudem das Sozialgesetzbuch (SGB) IX in Kraft, welches Gesetze und Verordnungen zur Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderung beinhaltet. Ziel dieses Gesetzbuches ist es, Abläufe im Rehabilitationsverfahren zu verbessern und die

Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen zu beschleunigen. Ziel aller Rehabilitationsleistungen sollte dabei sein, „Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderung an der Gesellschaft zu fördern sowie Benachteiligungen zu vermeiden oder ihnen entgegenzuwirken.“ (SCHLEBROWSKI 2009, S. 32) Eine Erweiterung der Selbstbestimmungsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderung ist im SGB XI durch die Festlegung des Wunsch- und Wahlrechts festgelegt, „demzufolge bei der Auswahl und Ausführung der Leistungen zur Teilhabe den Wünschen der Leistungsberechtigten entsprochen werden muss“. (ebd., S. 32 f.)

Eine weitere zentrale rehabilitationspolitische Veränderung erfolgte durch das Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen (BGG), das am 01. Mai 2002 in Kraft trat. „Neben dem Bestehen sozialrechtlicher Ansprüche stellt die Sicherung der Bürgerrechte eine zentrale Voraussetzung für eine selbstbestimmte Lebensführung und eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe dar. Dazu ist es notwendig, alle Lebensbereiche so zu gestalten, dass Menschen mit Behinderung die gleichen Chancen haben, am Leben in der Gesellschaft teilzunehmen. Kernstück des Gesetzes ist aus diesem Grund die Herstellung einer umfassenden Barrierefreiheit im öffentlichen Bereich.“ (SCHLEBROWSKI 2009, S. 34)

Für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens bzw. die Finanzierung von Leistungen im Ambulant Betreuten Wohnen sind vor allem die §§ 55 ff. SGB IX, „insbesondere § 55 Abs. 2 Ziff. 6 (Hilfen zu selbstbestimmtem Leben in betreuten Wohnmöglichkeiten) sowie Ziff. 7 SGB IX (Hilfen zur Teilhabe am gemeinschaftlichen und kulturellen Leben)“ (Z.I.E.L. 2007, S. 12) handlungsgrundlegend. Zudem werden im SGB XII Leistungsvoraussetzungen und -inhalte vor allem in §§ 53, 54 („Leistungen der Eingliederungshilfe“) beschrieben.

Diese Rechtsgrundlagen gelten für Gesamtdeutschland, doch sind verschiedene Verordnungen, Richtlinien oder Bestimmungen in den jeweiligen Bundesländern unterschiedlich geregelt. So nahm die Landesregierung Nordrhein-Westfalen die Einführung des SGB XI und den Vorrang Offener Hilfen zum Anlass, das System wohnbezogener Hilfen neu zu strukturieren.

### **Änderungen der Zuständigkeit**

Aus dieser Entwicklung resultierend gibt es in Nordrhein-Westfalen (NRW) seit dem 1.7.2003 eine **Zuständigkeitsänderung** in Bezug auf die Finanzierung des Ambulant Betreuten Wohnens. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die örtlichen Träger der Sozialhilfe für ambulante Leistungen zuständig, während die stationären Leistungen durch die überörtlichen Träger finanziert wurden. Die Änderung des §2 AG-BSHG ermächtigte durch

Rechtsverordnung das für die Sozialhilfe zuständige Ministerium, über die Zuständigkeiten für die Leistungen der Eingliederungshilfe neu zu bestimmen (vgl. MINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT, SOZIALES, FRAUEN UND FAMILIE DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN (MGSFF) 2003.). Da laut Begründung dieser Verordnung die örtlichen Träger nicht überall in der Lage sind, eine verlässliche Infrastruktur aus ambulanten Diensten zu ermöglichen (vgl. ebd. S. 3), wurden die überörtlichen Träger mit der Aufgabe betraut, „**Hilfen aus einer Hand**“ anzubieten.

„Ziel der Konzentration dieser Zuständigkeiten in einer Hand ist es, vorhandene örtliche Versorgungslücken (Disparitäten) aufzuheben, möglichst zeitnah eine flächendeckende und bedarfsgerechte Angebotsstruktur für behinderte Menschen zu entwickeln, den behinderten Menschen damit die soziale Integration und ein selbstbestimmtes Leben in ihrer Heimatgemeinde zu ermöglichen und letztlich dem deutlichen Anstieg der Fälle und der Kosten im stationären Bereich entgegenzuwirken.“ (ebd. S. 3)

### **Wissenschaftliche Begleitung**

Die Zusammenlegung der Zuständigkeiten war zunächst bis zum 30.6.2010 befristet und ist aufgrund eines weiteren Erprobungsbedarfs bis 2013 verlängert worden. Um nach Ablauf dieser Frist „verwertbare Erkenntnisse für eine auf Dauer angelegte Zuständigkeit für die Eingliederungshilfe für behinderte Menschen vorliegen und Instrumente für eine an den Bedürfnissen der behinderten Menschen orientierte bedarfsgerechte ambulante Versorgungsstruktur entwickelt zu haben“ (MGSFF 2003. S. 4), fand (wie oben beschrieben) eine wissenschaftliche Begleitung durch das Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen statt. Im Auftrag des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes NRW (MGSFF) wurde eine Evaluation der Zuständigkeitsveränderung durchgeführt, die in dem Forschungsprojekt „Selbstständiges Wohnen behinderter Menschen – Individuelle Hilfen aus einer Hand“ begründet ist. Die Zielsetzung war dabei, Erkenntnisse darüber zu erlangen, „auf welche Ebene die Zuständigkeit für die Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderung nach §§39 ff. BSHG dauerhaft angesiedelt werden soll (...) und auf welche Weise (...) am ehesten eine bedarfsgerechte, effektive und kosteneffiziente Hilfe geleistet werden [kann], die dem Anspruch behinderter Menschen auf Selbstbestimmung wie auch auf zielgenauen Einsatz von Mitteln der Eingliederungshilfe gerecht wird“. (ZENTRUM FÜR PLANUNG UND EVALUATION SOZIALER DIENSTE (ZPE) DER UNIVERSITÄT SIEGEN 2003, S. 2)

Neben einer Datenerhebung, die die Entwicklungen im Bereich der Empfänger von wohnbezogenen Leitungen (Zahlen dazu siehe später in diesem Kapitel) und den Ausbau ambulanter Dienste zum Inhalt hatte, stand vor allem die Entwicklung der wohnbezogenen Eingliederungshilfe im Vordergrund. Ein Ergebnis zeigte deutlich, dass trotz steigender



Kosten aufgrund einer Zunahme der Zahl der Leistungsempfänger die durchschnittlichen Fallkosten gesenkt wurden (zu Gründen siehe nachfolgenden Punkt).

Eine weitere Aufgabe der Begleitforschung war die Untersuchung der Entwicklung der Angebotsstruktur, was sich vor allem auf die Implementierung des Hilfeplanverfahrens und den Ausbau der Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstellen (siehe später in diesem Kapitel) bezog.<sup>7</sup>

### Daten zum Ambulant Betreuten Wohnen

In NRW leben ungefähr 70.000 Menschen mit Behinderung, die einen gesetzlichen Anspruch auf Hilfen zum Wohnen haben, wie eine Grafik zur Entwicklung der Leistungsempfänger wohnbezogener Hilfen zeigt:

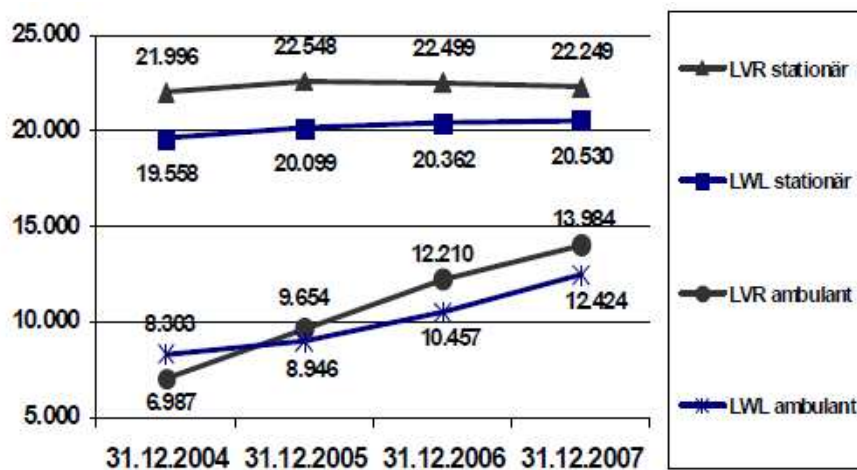


Abbildung 2: Entwicklung der Anzahl von Leistungsempfänger/innen im Bereich ambulanter und stationärer wohnbezogener Hilfen (ZPE 2008, S. 94)

Bis zur Änderung der Zuständigkeiten und dem daraus resultierenden Anspruch auf einen Ausbau ambulanter Wohnangebote gab es in NRW nur eine begrenzte Anzahl von Plätzen in dieser Wohnform. Beispielsweise standen im Rheinland Ende 2003 weniger als 4.800 Plätze im Ambulant Betreuten Wohnen ungefähr 22.300 Plätze im stationären Bereich gegenüber (vgl. LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND 2004, S. 5).

<sup>7</sup> Hier wurde nach Ablauf des Forschungsprojektes festgestellt, dass das Hilfeplanverfahren im Rheinland weitgehend akzeptiert worden ist und ein Ausbau der Beratungsstellen flächendeckend stattgefunden hat. Weiteren Forschungsbedarf und dringenden Handlungsbedarf sehen die Forscher vor allem in folgendem Rahmen: „Schaffung neuer Angebote, Ausbau der Angebote im Bereich Beschäftigung, Freizeit und Tagesstruktur, Schaffung von barrierefreiem /bezahlbarem Wohnraum, Verbesserung der Kooperation und Koordination, Weiterentwicklung von Beratungsangeboten.“ (SCHÄDLER 2009, S. 78)

Nach den oben genannten Zahlen, hat sich die Zahl der Empfänger ambulanter wohnbezogener Hilfen in der Zeit von 2004 bis 2007 verdoppelt. Dies wird auch deutlich in den Aussagen des ZPE: „Die Anzahl der Leistungsempfänger/innen im Ambulant Betreuten Wohnen ist von Mitte 2003 bis zum 31.12.2007 landesweit um 15.427 Personen oder um etwa 140 % angestiegen.“ (ZPE 2008, S. 224 f.) Zu berücksichtigen ist dabei, dass alle Empfänger dieser Leistungen erhoben wurden. Vor allem für Menschen mit einer seelischen Behinderung bzw. psychischen Beeinträchtigungen, ist ein großer Zuwachs im Bereich der Nutzung ambulanter Wohnangebote zu verzeichnen. Für Menschen mit (geistiger) Behinderung fällt der Zuwachs wesentlich geringer aus, wobei auch hier ein Anstieg ambulanter Wohnangebote festzustellen ist. „Dennoch entfallen lediglich ca. 23 % (LWL) bzw. 18 % (LVR) des Gesamtzuwachses auf Menschen mit geistiger Behinderung.“ (ebd.)

Dem Trend in NRW entsprechend, ist auch deutschlandweit ein konstanter Zuwachs im Bereich ambulanter Leistungen zu verzeichnen und laut Prognose für die nächsten Jahre wird sich dies kontinuierlich fortsetzen:

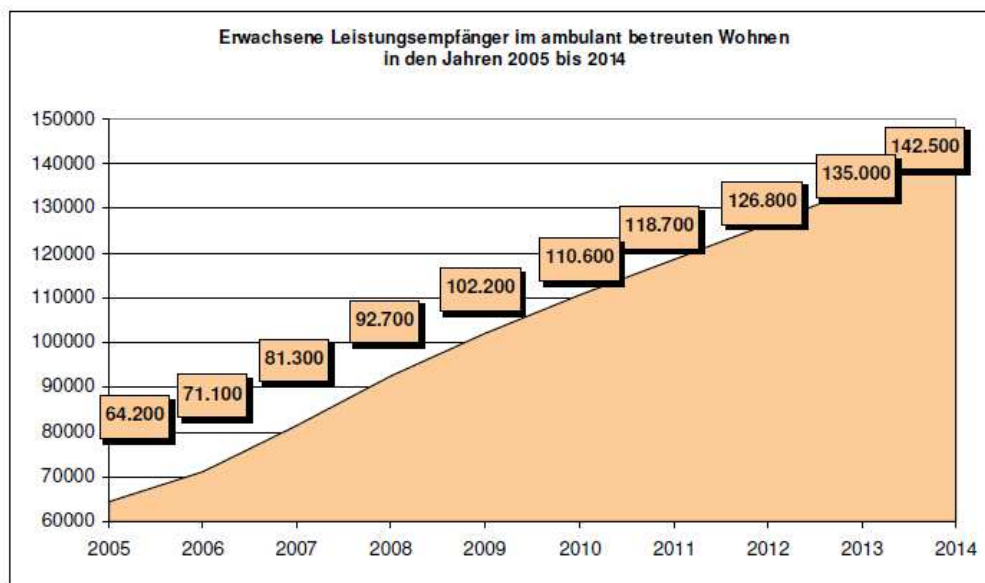


Abbildung 3: Erwachsene Leistungsempfänger im ambulant betreuten Wohnen (BAGüS 2010, S. 7)

### **Ziele des Ambulant Betreuten Wohnens (aus Sicht der Kostenträger)**

Aus sozialetischer Sicht formuliert RÖH (2009) fünf Ziele, die bei der Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens im Vordergrund stehen sollten:

- „behinderten Menschen ein weitestgehend autonomes und selbstbestimmtes Lebens im eigenen Wohnraum zu ermöglichen,
- die dafür notwendigen Hilfen bereitzustellen, wobei wirklich nur die für den individuellen Fall benötigten Hilfen in Frage kommen und keine Pauschalleistungen wie in der stationären Versorgung,

- die Wahrscheinlichkeit einer Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft damit erhöht wird,
- durch die Selbstständigkeit auch die Selbsthilfefähigkeiten der Betroffenen erhöht werden sollen und
- sekundäre Behinderungsfolgen (erlernte Hilflosigkeit, Hospitalismus) verringert bzw. verhindert werden können.“

(RÖH 2009, S. 88)

Diese Ziele finden sich auch in den Leitideen und Vorgaben der Kostenträger wieder, allerdings ergänzt um den für sie entscheidenden Faktor der Kostenersparnis. So formuliert beispielsweise die BAGüS (2006) drei übergeordnete Ziele, die mit dem Ausbau des Ambulant Betreuten Wohnens verfolgt werden sollen:

- „Ziel 1: Verbesserung der Bedingungen für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung
- Ziel 2: Individuellere und bedarfsgerechtere Gestaltung der Hilfeleistungen
- Ziel 3: Effizienter und effektiver Einsatz des Eingliederungshilfebudgets“

(BAGüS 2006, S. 13)

Der letztgenannte Punkt ist für die Kostenträger selbstverständlich von wesentlicher Bedeutung und wird von Seiten des LVR auch so benannt. Allerdings wird gleichzeitig auf die Chancen verwiesen, die durch ein „Umdenken“ aufgrund der Einsparungen entstehen könnten: „Das ambulante betreute selbstständige Wohnen ist in der Regel kostengünstiger als das Wohnen in einem Wohnheim. Daraus machen wir kein Geheimnis.[...] Wer sagt denn, dass Sparen unsinnig ist? Zumal wenn dadurch bisherige Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten in Frage gestellt werden und die Köpfe frei werden für neue Konzepte, die mehr Lebensqualität bieten.“ (LVR 2007, S. 4)

Nach Angaben des LVR sind ambulante Hilfen durchschnittlich 30 bis 50 Prozent kostengünstiger als stationäre Wohnangebote. Während eine ambulante Unterstützung ca. 20.000 Euro im Jahr kostet, belaufen sich die Kosten für einen stationären Wohnplatz auf etwa 39.000 Euro im Jahr. Auf die Kosten pro Tag umgerechnet bedeutet dies 95 Euro täglich für einen Wohnheimplatz und ungefähr 50 Euro für eine Unterstützung im Ambulant Betreuten Wohnen (vgl. LWL 2008). Der LVR kommt daraufhin zu dem Fazit: „Mehr an Selbstständigkeit und Lebensqualität bei geringeren Durchschnittskosten.“ (LVR 2008, S. 10)

Bei der Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens sollten laut LVR zwar immer die Forderungen nach mehr Selbstbestimmung und Teilhabe von Menschen mit Behinderung im Vordergrund stehen, doch spielt der Aspekt der Kostenersparnis eine entscheidende Rolle. METZLER et. al. (2007) verweisen in diesem Zusammenhang auf eine notwendige

enge Verzahnung beider Sichtweisen oder Handlungsansätze, um vor allem die Betroffenen in den Mittelpunkt aller Entwicklungen zu stellen: „Beide Interessenslagen – dies ist der Tenor der gegenwärtigen Fachdiskussion – sind in Beziehung zueinander zu verhandeln: Es kann nicht allein um das Ziel der Einsparung finanzieller Mittel gehen, sondern um den effizienten Einsatz finanzieller Mittel bei Schwerpunktsetzung auf das Recht auf Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung und die Wahrung von Bürger- und Menschenrechten.“ (Z.I.E.L 2007, S. 7) Diese Forderungen betreffen zudem alle Menschen, nicht nur die Menschen, die aufgrund eines als gering zu bezeichnenden Unterstützungsbedarfs und entsprechender Kosteneinsparungen ins Ambulant Betreute Wohnen wechseln.

THEUNISSEN (2009) spricht aus diesem Grund von einem Janus-Gesicht im Hinblick auf die Forderung nach einer Ambulantisierung der Wohnangebote und bezieht sich dabei, neben allen positiven Aspekten, auf die Gefahr, dass dabei Inklusionsaspekte nicht genügend berücksichtigt werden und gleichzeitig vor allem Sozialausgaben eingespart werden sollen. Bei der Schaffung ambulanter Wohnformen könnten notwendige Hilfen abgebaut werden, um Gelder einzusparen. Dies könnte darauf hinauslaufen, dass in erster Linie nur Menschen mit geringem Hilfebedarf ambulante Angebote nutzen könnten und dass es dadurch zu einer Konzentrierung von Menschen mit schweren Beeinträchtigungen in Heimkomplexen kommt, da diese Unterbringungsform für die Versorgung letztlich am günstigsten wäre (vgl. THEUNISSEN 2009, S. 39). Diese Sorge teilt auch das ZPE (2008), das die wissenschaftliche Begleitforschung bei der Zusammenlegung der Zuständigkeiten übernommen hat. Die Autoren gehen davon aus, dass ein kostensparender Grundsatz „ambulant vor stationär“ an Grenzen stößt, wenn es darum geht, auch Menschen mit einem höheren Unterstützungsbedarf die Möglichkeiten des Ambulant Betreuten Wohnens anzubieten, wie es den Prinzipien der Selbstbestimmung und Teilhabe folgend notwendig wäre: „Wenn die Leistung des Ambulant Betreuten Wohnens im Rahmen der Eingliederungshilfe jedoch auch für Menschen mit höherem Hilfebedarf eine Alternative zu stationärer Unterbringung darstellen soll, d. h. nicht nur eine fiskalische, sondern auch an Selbstbestimmung und Inklusion orientierte Umsteuerung durchgeführt werden soll, ist dieser Grundsatz nur begrenzt haltbar. Im Einzelfall muss somit ein ambulantes Hilfearrangement bei Berücksichtigung aller anfallenden Kosten durchaus nicht immer die kostengünstigere Lösung darstellen. [...] Vor dem Hintergrund, dass insbesondere von Leistungsträgern immer wieder globale Vergleiche der durchschnittlichen Fallkosten zwischen dem sich in der bundesweiten Praxis in der Regel auf Menschen mit geringerem Hilfebedarf beziehenden ambulanten Bereich und den stationären Hilfen, die auch Personen mit höherem Unterstützungsbedarf in Anspruch nehmen, vorgenommen werden, ist anzunehmen, dass ambulante Hilfearrangements aus fiskalischen Gründen im Großen und Ganzen nur dem auch schon jetzt auf diese Weise betreuten Personenkreis zugute kommen sollen.“ (ZPE 2008, S. 218)

Wenn also bei der Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens tatsächlich die Einsparungen der Kosten über den Leitprinzipien von Selbstbestimmung und Teilhabe stehen, wird sich im Laufe der nächsten Jahre eine Entwicklung zu einer Zwei-Klassen-Gesellschaft von Menschen mit Behinderung zeigen: denjenigen, die in der Lage sind, mit geringer Unterstützung allein zu leben, und denjenigen, bei denen die (zumindest anfänglichen) Unterstützungsleistungen so hoch sind, dass ihnen aus Kostengründen ein eigenständiges Wohnen verwehrt bleibt. Eine genaue Beobachtung des Ambulantisierungsprozesses ist deshalb von großer Bedeutung. Eine wissenschaftliche Begleitung, wie sie bei der Implementierung der veränderten Zuständigkeit stattgefunden hat, wäre ein Schritt in die richtige Richtung.

Um den Ausbau ambulanter Wohnangebote deutlich voranzutreiben, entwickelte der Landschaftsverband Rheinland neue Verfahrensweisen und unterstützte den Ausbau regionaler Netzwerke, was im Folgenden näher beschrieben wird.

Im Vorfeld der Zusammenlegung der Zuständigkeiten standen häufig die bestehenden Angebote als Ausgangspunkt für Maßnahmen der Eingliederungshilfe und nicht der individuelle Hilfebedarf des Einzelnen (vgl. LVR 2003). Die veränderte Zuständigkeit führte zu strukturellen Veränderungen, wobei an dieser Stelle nur auf den Bereich des LVR Bezug genommen wird, da dessen Maßgaben für die Untersuchung, örtlich begründet, von stärkerer Relevanz sind. Um die Maßnahmen der Eingliederungshilfe bedarfsgerecht und individuumsbezogen anzubieten, wurde u. a. ein personenzentriertes Hilfeplanverfahren entwickelt, mit dem folgende Ziele erreicht werden sollen:

- „Genauere Feststellung des individuellen Hilfebedarfes behinderter Menschen unabhängig von der Art der Behinderung
- Direkte und bessere Kenntnis über die Bedürfnisse und Wünsche von Menschen mit Behinderung
- Anpassung der Angebote an den Bedarf und nicht umgekehrt
- Feststellung und Abbau von Über- oder Unterversorgung
- Transparentere Beziehungen zwischen den Beteiligten.“ (LVR 20003, S. 2)

### **Individuelles Hilfeplanverfahren**

Das Individuelle Hilfeplanverfahren ähnelt einem Gesprächsleitfaden und setzt sich methodisch zusammen aus der Anwendung der Integrierten Behandlungs- und Rehabilitationsplanung (IBRP), dem Metzler-Verfahren und dem Hilfeplanverfahren des Landes Rheinland-Pfalz. Bei diesem Verfahren wird zwischen der angestrebten Lebensform und den dazu notwendigen Rahmenbedingungen unterschieden. Die Sammlung der Daten er-

möglichst laut LVR die Ableitung konkreter und realistischer Ziele der Hilfen im Sinne der erforderlichen Rahmenbedingungen.

Die Ermittlung des Hilfebedarfs erfolgt zunächst im Rahmen eines Gesprächs, an dem der Antragsteller, also der Mensch mit Behinderung, der Leistungen der Eingliederungshilfe in Anspruch nehmen will, eine enge Bezugsperson nach Wahl, z. B. Eltern oder Betreuer, und eine Person, die mit dem Ausfüllen der Hilfeplanbögen betraut ist, beteiligt sind. Bei der Hilfeplanung handelt es sich zunächst um eine strukturierte Informationssammlung, die methodisch in zehn aufeinanderfolgende Schritte unterteilt ist (vgl. dazu LVR 2005):

1. Ermittlung der individuellen Wünsche in Bezug auf die zukünftige Lebensplanung
2. Darstellung der aktuellen Situation
3. Beschreibung der vorrangigen Probleme
4. Ermittlung der Fähigkeiten und Ressourcen, sowie der „Störungen und Beeinträchtigungen“ (LVR 2005 (1), S. 24)
5. Darstellung und Bewertung der bisherigen Hilfeleistungen
6. Definition konkreter Ziele der Hilfen
7. Entwicklung möglicher Hilfeangebote zum Erreichen der Ziele
8. Ermittlung möglicher Hilfepartner (sowohl aus dem privaten Umfeld als auch von Fachdiensten etc.)
9. Beschreibungen der Leistungen, die beim Landschaftsverband beantragt werden sollen
10. Einschätzung des zeitlichen Aufwands der Hilfeleistungen in Minuten pro Woche

Die Ergebnisse dieser Informationssammlung werden in sogenannte Hilfeplanbögen eingetragen, die als Grundlage für den Antrag auf Wohnunterstützung und dementsprechend Eingliederungshilfe dienen.

Über den tatsächlichen Hilfebedarf wird anschließend im Rahmen einer **Hilfeplankonferenz** entschieden. Dabei handelt es sich um ein „fachkompetentes Gremium, um die von und mit behinderten Menschen erarbeiteten Hilfepläne einer Plausibilitätsprüfung zu unterziehen und die Möglichkeiten zur Realisierung der erforderlichen Hilfen abzustimmen“. (SEUFERT 2004, S. 3) An der Konferenz nehmen Mitarbeiter des LVR (so genannte Fallmanager) und des örtlichen Sozialamtes sowie Anbieter von Unterstützungsleistungen teil. Außerdem können der Antragsteller und eine von ihm gewählte Person des Vertrauens teilnehmen. Der ermittelte Hilfebedarf gilt für einen festgelegten Zeitraum, bevor er erneut überprüft und ggf. verändert wird. Wichtig dabei ist, und darauf verweisen verschiedene Autoren (HANSLMEIER-PROCKL 2009, ROHRMANN 2007, WANSING 2005 u. a.), dass durch die Ermittlung des Hilfebedarfs keine „neue Stigmatisierung erfolgt, indem man sozusagen die Sonderbedarfe eines behinderten Le-

bens– im Sinne einer defizitären Sichtweise - beschreibt. Es geht darum heraus zu finden, an welchen Stellen die Person Hilfe benötigt, um ein möglichst selbstständiges Leben zu führen nach eigenen Vorstellungen und Entscheidungen mit möglichst umfangreicher Teilhabe am gesellschaftlichen Leben“. (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 24)

Um eine Zuordnung zu der Anzahl von benötigten Fachleistungsstunden vorzunehmen, werden die potentiellen Nutzer des Ambulant Betreuten Wohnens in verschiedene Leistungstypen eingestuft. Der Leistungstyp 9, Hilfebedarfsgruppe 1 entspricht einer Person, die mit entsprechender Unterstützung ambulant betreut wohnen kann.

Somit wird ein „wesentlicher Bestandteil zur Aufklärung des einer Leistungsgewährung zu Grunde liegenden sozialrechtlichen Sachverhalts“ erfüllt (LVR 2003 (1) S. 2).

An diese Aussage schließt die Kritik von DÖRNER (2004) an, der sich in einem Vortrag im Rahmen einer Veranstaltung zur Einführung des Individuellen Hilfeplanverfahrens mit den oben beschriebenen Erhebungsbögen zur Ermittlung des Hilfebedarfs kritisch auseinandersetzt. Diese Kritik wird im Folgenden kurz dargestellt (vgl. DÖRNER 2004, S. 8 f.):

- Nach DÖRNERs Auffassung ist die einzelne Person durch die Zuordnung in bestimmte Gruppen (von ihm Güteklassen genannt) ihrer Individualität beraubt.
- Durch die Erhebung des Hilfebedarfs würde die einzelne Person auf die Summe ihrer Defizite reduziert.
- Im Vordergrund steht nach DÖRNER eher die Frage nach dem, was eine Person nicht kann, denn nach dem, was sie nicht will: „Defizite sind überwiegend als Leistungsdefizit von Aktivitäten aufgefasst (...) die passiven Fähigkeiten kommen kaum in den Blick.“ (ebd. S. 8)
- DÖRNER fehlt die Reflexion, ob ein sogenanntes Defizit das Symptom einer Krankheit oder Behinderung sei oder aber eine Bewältigungsstrategie, bei der ein „Hilfeangebot geradezu schädigend wäre“. (ebd. S. 8)
- DÖRNER sieht in der detaillierten Zuschreibung von Fachleistungsstunden die Gefahr, dass keine Zeit für die Mobilisierung eigener Ressourcen der Betroffenen bleibt.

Als Konsequenz aus dieser Kritik lehnt DÖRNER die „Festlegung des konkreten Hilfebedarfs für einzelne Individuen ab“ (ebd. S. 12), da von außen nicht bestimmt werden kann, zu welchem Zeitpunkt der nächste Schritt in Richtung Selbstständigkeit erfolgen wird.

In der vorliegenden Studie soll keine Kritik am Individuellen Hilfeplanverfahren geübt werden. Einige Erhebungsbereiche fließen als Grundlage in die Leitfragen der teilstandardisierten Interviews ein. Allerdings verweist die von DÖRNER herausgestellte Defizitorien-

tierung und die Gefahr einer Reduzierung des Individuums auf ein Stundenkontingent zur Feststellung des Hilfebedarfs auf die Notwendigkeit einer stärkeren Berücksichtigung der Betroffenenperspektive. Die vorliegende Studie setzt quasi vor dem Hilfeplanverfahren an und ermittelt ressourcenorientiert die Bedürfnisse und Vorstellungen der Betroffenen, um Ergebnisse zu ermitteln, die zu möglichen Veränderungen in der Vorbereitung auf das und für das Ambulant Betreute Wohnen selbst führen könnten.

### **Regionalkonferenzen**

Neben der Individuellen Hilfeplanung ist, wie oben schon beschrieben, eine regionenbezogene Bedarfsentwicklung der institutionellen Angebotsstruktur erforderlich (vgl. LVR 2003 (1), S. 4), damit sich individueller Hilfebedarf und Angebotsstruktur entsprechen. Die Bedarfsentwicklung erfolgt in sogenannten Regionalkonferenzen, die einmal jährlich stattfinden sollen. Als gewünschtes Ergebnis wird dabei der Abschluss von Zielvereinbarungen formuliert, auf deren Grundlage die Angebote bedarfsgerecht weiterentwickelt werden sollen. In diesem Zusammenhang wurde vom MGSFF (MGSFF 2003, S. 11) auf den §46 BSHG verwiesen, der die Nachfrageorientierung verdeutlicht. Die Angebote haben sich am konkreten Hilfebedarf zu orientieren und „die Bedarfs- und Angebotsplanung muss dem behinderten Menschen Möglichkeiten einer selbstständigen und eigenverantwortlichen Lebensführung eröffnen, sowie eine umfassende Sicherung der Lebensgrundlagen, lebenspraktische Hilfestellung und Lebensplanentwicklung/-gestaltung umfassen“. (MGSFF a. a. O., S. 11) Zu dem Ausbau der regionalen Angebotsstruktur gehören auch die im Folgenden beschriebenen Einrichtungen.

### **Kontakt-, Koordinierungs- und Beratungsstellen**

Zu den Institutionen, die in Bezug auf Bedarfs- und Angebotsplanung tätig sind, gehören u. a. die **Kontakt-, Koordinierungs- und Beratungsstellen**, im Folgenden **KoKoBe** genannt. Die Beratungsstellen wurden als Folge der Zusammenlegung der Zuständigkeiten bei den Landschaftsverbänden und der daraus resultierenden Zunahme der Angebote im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens entwickelt. Diese Entwicklung ist eine logische Konsequenz des vom LVR formulierten Ziels des Auf- und Ausbaus sozialer Netzwerke, denn „Männer und Frauen mit Behinderung, die in ihrer eigenen Wohnung leben, brauchen eine Anlaufstelle vor Ort, mit Angeboten und Beratung, die über die persönliche Unterstützung hinausgehen“. (LVR 2003 (1), S. 9)

Um eine baldige Umsetzung zu gewährleisten, wurde in Kooperation mit den vor Ort ansässigen Trägern und Anbietern ein „Beratungsnetz“ entwickelt, wozu der LVR pro Region mit einer Einwohnerzahl von 150.000 Einwohnern eine volle Fachkraftstelle finanziert.



Aus diesen Bestrebungen resultierend wurden bis zum Jahr 2008 vom LVR insgesamt 81 KoKoBes eingerichtet.

ASELMEIER (2005) spricht in Bezug auf die Aufgaben einer KoKoBe von einer Scharnierfunktion, zwischen „der einzelnen Person mit geistiger Behinderung und Angeboten, die gemeinwesenbasierte Unterstützungsleistungen vorhalten“ (ASELMEIER 2005, S. 4). Als vorrangige Aufgaben nennt er dabei neben der oben beschriebenen Durchführung von Hilfeplanungen, den Aufbau von Kontaktmöglichkeiten u. a. durch die Koordination öffentlicher Angebote, aber insbesondere „die Unterstützung der Inklusion von Menschen mit Behinderungen durch Beratungs-, Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit“ (ebd., S. 4 f.). Den Mitarbeitern der KoKoBe kommt dabei vor allem die Aufgabe eines von ASELMEIER sogenannten „Türöffners“ (ebd. S. 10) zu, womit gemeint ist, dass für Menschen mit Behinderung Zugänge zur Öffentlichkeit und zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben erschlossen werden sollen.

Als konkretes Beispiel für KoKoBes dient an dieser Stelle der Kreis Kleve, in dem die vorliegende Untersuchung durchgeführt wurde. Hier existieren drei Beratungsstellen, die von zwei vollen Fachkraftstellen besetzt sind. Die Stellen werden gemeinsam von den verschiedenen Trägern der Behindertenhilfe betrieben, zu denen in diesem Fall die Lebenshilfe Gelderland, die Lebenshilfe Kleve, die Lebenshilfe Unterer Niederrhein und das HPH Bedburg-Hau gehören. Zu den Hauptaufgaben einer KoKoBe gehören nach BÖING (2005) vor allem die Bereiche „Sicherstellung des Vorrangs ambulanter Hilfen“ und „Mitwirkung bei der Integration von Menschen mit Behinderung“ (BÖING 2005, S. 1). Konkret soll dies erreicht werden

- „durch Einzelberatungen für alle Menschen, die mit diesem Thema zu tun haben,
- durch Informationsveranstaltungen an Schulen für geistig behinderte Schülerinnen und Schüler,
- Informationsveranstaltungen in Werkstätten für behinderte Menschen,
- Kontakte zu Behörden,
- Kontakte zu Elternvereinigungen/ Selbsthilfegruppen,
- Beratungen für Menschen mit Behinderung bzw. ihren Bezugspersonen,
- Mitwirkung bei der Erstellung des ersten Hilfeplanes, Mitwirkung bei der Schaffung von Freizeit- und Kontaktmöglichkeiten für Menschen mit geistiger Behinderung, vor allem im Betreuten Wohnen und
- Mitwirkung bei der Sicherstellung von Krisenintervention für die Menschen im Betreuten Wohnen“.  
(LVR zit. nach BÖING 2005, S.1)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der KoKoBe eine besondere Rolle zukommen sollte, wenn es darum geht, Menschen mit Behinderung auf dem Weg in Ambulant Betreutes Wohnen zu unterstützen und sie in dieser Entwicklung zu begleiten. Hier könnte eine Möglichkeit bestehen soziale Netzwerke, sowohl öffentlich als auch privat, aufzubauen und Hilfestellung zu geben bei allen Fragen, die eine wachsende Selbstständigkeit mit sich bringt. Gleichzeitig bietet sich hier eine Anlaufstelle für alle weiteren Beteiligten, wie zum Beispiel Eltern, Lehrer oder Betreuer, die informiert und deren Vorbehalte oder Sorgen abgebaut werden, um den Schritt ins eigenständige Wohnen unterstützen zu können.

Wenn der Aufbau der KoKoBes tatsächlich so vorangetrieben wird, wie vom LVR angekündigt, und wenn diese wiederum ihre Aufgaben mit dem nötigen Anspruch erfüllen, dann kann den Beratungsstellen eine sehr wichtige Bedeutung in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen zukommen. Diese Fragestellung wird in der vorliegenden Studie im Rahmen einer Analyse der sozialen Ressourcen näher untersucht und im Abschlusskapitel weiter ausgeführt.

### **Persönliches Budget**

Die Einführung des Sozialgesetzbuchs IX trug und trägt, wie beschrieben, zu einer starken Veränderung innerhalb der Rehaleistungen und der Behindertenhilfe bei, denn „die Zielsetzungen ‚Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft‘“ (§ 1 SGB IX) markieren einen Perspektivenwechsel vom institutionsorientierten Hilfesystem zur personenzentrierten Hilfeplanung, die die Bedürfnisse und Interessen des behinderten Menschen und sein Eingebundensein in die Gemeinde in den Mittelpunkt stellt“. (SEIFERT 2010, S. 42) Um auch innerhalb des Finanzierungssystems und des Umgangs mit Leistungen zur Teilhabe eine Personenzentrierung in den Mittelpunkt zu stellen und damit die Leistungen individueller zu gestalten, wurde die Leitungsform des (trägerübergreifenden Persönlichen Budgets) eingeführt. Seit dem 1.1.2008 besteht darüber auch ein Rechtsanspruch, das heißt, dass Menschen, die Anspruch auf Leistungen von Rehabilitationsträgern haben, selbst wählen können, ob sie, statt Sach- und Dienstleistungen zu bekommen, über ein Budget verfügen wollen, mit dem sie sich diese Leistungen eigenständig „einkaufen“. Sie können so als Experten in eigener Sache selbst entscheiden, welche Leistungen, Unterstützungen oder Hilfen sie benötigen und von wem sie diese beziehen wollen. So soll die Selbstbestimmung gefördert werden und das Verhältnis zwischen Budgetnehmer und professionellen Unterstützern von Gleichberechtigung und Selbstbestimmung geprägt sein.

Um im Prozess der Beantragung eines Persönlichen Budgets nicht allein zu sein, besteht in Nordrhein-Westfalen die Möglichkeit, sich an die Kontakt-, Koordinierungs- und Beratungsstellen (KoKoBe) zu wenden. Darüber hinaus wurden mit der Einführung in allen Kreisen und kreisfreien Städten so genannte Reha-Beratungsstellen eingerichtet, die Informationen zum trägerübergreifenden Budget anbieten und Hilfestellung leisten können. Dabei gilt, dass die Beratung „aus einer Hand“ kommen soll, sodass der Antragsteller nicht zu verschiedenen Institutionen gehen muss, um ein Persönliches Budget zu bekommen (vgl. THESING 2009, S. 66 ff.).

Mit dem Persönlichen Budget besteht die Möglichkeit selbstbestimmter und individueller über die benötigten Leistungen zur Teilhabe zu verfügen und vor allem darüber (mit-) zu entscheiden, von wem, wie und welche Leistungen bezogen werden sollen. Vor allem für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens haben diese Möglichkeiten große Auswirkungen. Zum Beispiel kann sich eine große Zahl von Budgetnehmern auf die Kosten der ambulanten Dienste auswirken: „Bei einer entsprechend großen Anzahl von Budgetnehmer/innen als ‚Nachfragern‘ soll dabei der Druck auf Anbieter erhöht werden, im Wettbewerb über Preis und Qualität der Angebote möglichst kostengünstig zu arbeiten.“ (ZPE 2008, S. 81) Dies wird sicherlich auch Einfluss auf die Trägerorganisationen haben, für die es nicht mehr selbstverständlich sein kann, alle Hilfen „aus einer Hand“ zu vergeben, sondern die sich in Konkurrenz zu privaten Anbietern begeben müssen, was sich hoffentlich auf die Qualität der angebotenen Dienstleistungen auswirken wird.

### **Ambulant Betreutes Wohnen in Trägerschaft der Lebenshilfe Kleve gGmbH**

Die Trägerorganisationen sind von den oben beschriebenen Neuerungen im Bereich der Eingliederungshilfe besonders betroffen. Obwohl zum Teil schon seit vielen Jahren das Ambulant Betreute Wohnen zum Angebot gehört, erfordert die Zusammenlegung der Zuständigkeiten und der damit verbundene Ausbau der ambulanten Wohnangebote ein Um- bzw. Weiterdenken. Ambulante Dienste müssen entweder aus den eigenen Reihen entstehen oder es muss nach Kooperationen im nahen Umfeld gesucht werden, eine Mitarbeit in den KoKoBes ist erforderlich, die Einarbeitung in und die Durchführung von Hilfeplanverfahren wird vorausgesetzt.

Die Lebenshilfe Kleve unterstützt seit 1972 Menschen mit Behinderung darin, „ihre Persönlichkeit zu entfalten und in Gemeinschaft mit den Mitmenschen leben zu können.“ (LEBENSHILFE KLEVE 2011) Dabei nimmt der Bereich Wohnen einen zentralen Tätigkeitsbereich ein. Im Jahr 2011 existieren u. a. insgesamt 20 gemeindeintegrierte Wohnein-

richtungen. Ungefähr 285 Menschen mit (geistiger) Behinderung nutzen die verschiedenen Wohnangebote der Lebenshilfe. Dabei werden sie von ca. 210 Mitarbeitern unterstützt.

Ziel aller Angebote ist es (laut Homepage der LEBNSHILFE KLEVE 2011), „erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung dabei zu unterstützen, ihre Persönlichkeit zu entfalten und in Gemeinschaft mit den Mitmenschen leben zu können. [...] Die Lebensbedingungen eines Menschen mit Behinderung sollen möglichst normal und vergleichbar mit den Lebensverhältnissen in der umgebenden Gesellschaft sein. In weitgehender Selbstbestimmung, als einer weiteren Bedingung, die wesentlich zum Menschsein gehört, soll auch der behinderte Mensch nach Eigenständigkeit streben können. Die Prinzipien der Selbstverwirklichung in sozialer Integration, der Normalität und der Selbstbestimmung für Menschen mit geistiger Behinderung, finden sich als Leitziele sowohl in der Lehre und Praxis der Heilpädagogik als auch im Grundsatzprogramm der Lebenshilfe wieder.“ (ebd.) (Zur Bedeutung dieser Prinzipien bzw. Leitideen für den Bereich des Wohnens siehe auch Kapitel 3.)

Vor allem für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens stehen laut LEBENSHILFE KLEVE (2011) diese Aspekte im Vordergrund. Der Personenkreis, der für dieses Angebot in Frage kommt, wird als „selbstständige Menschen“ bezeichnet, wobei die Ziele einer ambulanten Unterstützung in erster Linie auf eine Entwicklung und Förderung von Selbstständigkeit in den folgenden Bereichen ausgerichtet sind:

- „Fähigkeit zur Selbstversorgung (Zubereitung von Mahlzeiten, Haushaltsführung, Körper- und Gesundheitspflege)
- Erhaltung bzw. Erlangung eines Arbeitsplatzes
- Fähigkeit zum planvollen Reagieren in ungewohnten Situationen oder Notfällen
- Fähigkeit zur Erledigung behördlicher Angelegenheiten
- Fähigkeit, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen
- Fähigkeit in einer Partnerschaft oder Gemeinschaft zu leben
- Fähigkeit zu einer eigenständigen, möglichst aktiven Freizeitgestaltung.“

(LEBENSHILFE KLEVE 2011)

Die Zahl der Menschen, die ambulant betreut wohnen, hat sich auch im Kreis Kleve in den letzten Jahren deutlich verändert. Durch das im Vorfeld beschriebene Forschungsprojekt des ZPE wurden Zahlen ermittelt, die die Entwicklung des Ambulant Betreuten Wohnens für den Kreis Kleve beschreiben:

	30.06.03	31.12.04	31.12.05	31.12.06	30.06.07
<b>Kreis Kleve</b>	60 (0,2)	66 (0,22)	93 (0,3)	125 (0,41)	130 (0,42)
<b>LVR</b>	975 (0,10)	1.154 (0,12)	2.062 (0,15)	1.937 (0,20)	2.201 (0,23)
<b>NRW</b>	2.463 (0,14)	2.997 (0,17)	3.535 (0,20)	4.384 (0,24)	4.869 (0,27)

Abbildung 4: Entwicklung ambulanter wohnbezogener Hilfen für den Kreis Kleve (ZPE 2008, S. 5)

Zum Zeitpunkt der vorliegenden Untersuchung (2007) erhielten von der Lebenshilfe Kleve bzw. den dort angesiedelten sozialen Diensten 65 Personen Unterstützung im Ambulant Betreuten Wohnen.

### 2.2.2 Umsetzung in der Praxis

Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen stationären und ambulanten Wohnangeboten ist die geringere „Betreuungszeit“, so „dass nun nicht mehr die ‚Rund-um-Versorgung‘ durch einen Träger im Vordergrund steht, sondern – vereinfacht dargestellt – das Wohnen mit den notwendigen individuellen Hilfen. Institutionelle vorgegebene Strukturen (z. B. gemeinschaftliche Essenseinnahme, feste Essenszeiten, Tage der offenen Tür) entfallen. Behinderte Menschen sollen mehr Aspekte des Alltagslebens selbst bestimmen und eigenverantwortlich regeln“. (BAGüS 2006a, S. 13 f.) Zudem findet ambulante Unterstützung bei dem Nutzer zu Hause statt, er ist Mieter der Wohnung, in der er ambulante Unterstützung bezieht. Als Voraussetzung für geringe Unterstützungszeiten „setzt das Ambulant betreute Wohnen mehr Selbstständigkeit und Selbstorganisation in der Lebensführung voraus. Die Aufgaben der Haushaltsführung und Pflege müssen weitgehend selbstständig durchgeführt werden können, so auch die Gestaltung der Freizeit und die Pflege der sozialen Beziehungen.“ (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 30 f.)

Diese und weitere Merkmale des Ambulant Betreuten Wohnens hat ASELMIEIER et al. (2001) in der folgenden Auflistung zusammengefasst:

- „Die Unterstützung beschränkt sich auf die benötigten Hilfen und versucht, darüber hinausgehende Eingriffe in die Lebensgestaltung von Nutzer/innen zu vermeiden.
- Durch die Inanspruchnahme der Hilfen werden Grundrechte wie Freizügigkeit oder Schutz der Privatsphäre nicht eingeschränkt oder aufgehoben,
- Die Abhängigkeiten, die nicht durch die Inanspruchnahme der Hilfen bedingt sind (z. B. Koppelung eines Mietverhältnisses an einen Heimvertrag, Zwang zu mehreren Hilfen „aus einer Hand“) werden vermieden.
- Die Beziehung zwischen den Mitarbeiter/innen und Nutzer/innen ist in erster Linie eine Dienstleistungsbeziehung auf vertraglicher Grundlage, wodurch das Risiko persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse verringert wird.
- Der Ort der Hilfe wird nicht durch die Institution vorgegeben, sondern orientiert sich an den Lebensvollzügen der Nutzer/innen. Im Bereich des Wohnens findet die Hilfe nicht in Institutionen statt, die Merkmale des öffentlichen Raums aufweisen, sondern im von den Nutzer/innen kontrollierten privaten Raum.
- Der Zeitrhythmus der Hilfeerbringung orientiert sich an den Lebensgewohnheiten der Nutzer/innen.
- Die Nutzer/innen haben Einfluss auf die Auswahl der Mitarbeiter/innen, die für sie tätig werden.

- Die Nutzer/innen können sich leichter in Vertretungsgremien organisieren, in denen sie ihre Interessen gegenüber Diensten oder Einrichtungen durchsetzen können.“ (ASELMEIER et. al. 2001, S. 51)

Ob diese Merkmale in der Realität tatsächlich als Kriterien angelegt werden, hängt im Wesentlichen von den tätigen Ambulanten Diensten und den dort beschäftigten Assistenten, Unterstützern o. Ä. ab. Zunächst einmal handelt es sich um Forderungen, die für eine erfolgreiche Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens als handlungsleitend angesehen werden sollten.

Als ein wesentliches Kriterium für die Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens, gemessen an geringen Betreuungszeiten, wird von den meisten Autoren (THESING 1998 und 2009, BÖING 2005, ASELMEIER 2001, HANSLMEIER-PROCKL 2009 u. a.) die Selbstständigkeit der Nutzer (Bewohner, Klienten) genannt. Gleichzeitig wird dieses Kriterium kritisch gesehen, weil mit dieser Voraussetzung ein Großteil der Menschen mit (geistiger) Behinderung vom Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen ausgeschlossen werden könnte. Als Gegenbeweis dieser Annahme führte KIEF (1995) eine Untersuchung zum Zusammenhang von normalisierten Wohnformen und dem Maß an Selbstständigkeit durch. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass Selbstständigkeit als Folge normalisierter Lebensumstände angesehen werden kann, und folgert daraus, dass Selbstständigkeit keine Voraussetzung für das eigenständige Wohnen darstellt, sondern im Prozess entwickelt wird (vgl. KIEF 1995, S.55) Dass Selbstständigkeit in bestimmten Bereichen erlernt werden kann und sich mit größeren Anforderungen weiter entwickelt, liegt auf der Hand. Wie aber die Betroffenen ein notwendiges Maß an Selbstständigkeit definieren oder ob sie der Ansicht sind, dass für den Schritt ins eigenständige Wohnen ein gewisses Maß an Selbstständigkeit vor allem im Bereich der Lebensbewältigung notwendig ist, bleibt zu überprüfen.<sup>8</sup>

Weitere Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für ein Ambulant Betreutes Wohnen werden von URBAN (1997) genannt:

- Freiwilligkeit statt Verlegungen
- Hilfe bei der sozialen Verortung
- Eigene Wahl der Mitbewohner
- Hilfe muss auf eigenen Wunsch erfolgen

- Ausreichende Vorlaufzeiten; Begleitung bei Ablöse- und Durchführungsprozessen
- Wahrung der Persönlichkeitsrechte, u. a. in dem die Betreuerschaft durch eine neutrale Instanz übernommen wird
- Vertragliche Absicherung der Leistungen
- Einrichtung von Gruppenangeboten, u. a. Selbsthilfegruppen
- Finanzhoheit für die Betroffenen

(vgl. URBAN 1997, S. 82 f.)

Diese Rahmenbedingungen sprechen alle Beteiligten an. Menschen mit Behinderung, die ambulant betreut wohnen, sollen Entscheidungsträger sein und selbstbestimmt über alle Bereiche, die ihr Wohnen betreffen, verfügen können. Darauf sollen sie gut vorbereitet und im weiteren Verlauf intensiv begleitet werden.

Die Wahl des Wohnangebotes liegt dementsprechend in der Entscheidungsgewalt des Betroffenen. Menschen, die ambulant betreut wohnen wollen, haben die Möglichkeit zwischen verschiedenen Wohnformen zu wählen, auch wenn die Form des Ambulant Betreuten Wohnens vom Gesetzgeber nicht konkret definiert ist:

### **Ambulant betreutes Einzel-, Paar- und Familienwohnen**

Diese Wohnform bedeutet ein großes Maß an Autonomie und Selbstbestimmung. Die entsprechende Wohnung sollte selbst ausgesucht und nach den eigenen Wünschen eingerichtet sein. Das alltägliche Leben wird in der Regel selbst organisiert. Im Rahmen der zugewiesenen Leistungsstunden wird eine persönliche Unterstützung gewährt. Diese erfolgt in der Regel stundenweise und ist auf den jeweiligen Hilfebedarf abgestimmt. Es kann sich dabei um Hilfe im Haushalt, bei behördlichen Gängen oder beim Aufbau sozialer Netzwerke handeln, darunter fällt auch die medizinische Assistenz oder auch „nur“ das persönliche Gespräch.

### **Ambulant betreute Wohngemeinschaften**

„Als Wohngemeinschaft wird das Zusammenleben von mehreren Personen bezeichnet, die keine Familie sind, sondern sich aufgrund übereinstimmenden Willens der Mitglieder in dieser Form des Zusammenlebens in Selbstverantwortung für die Regelung der eigenen Angelegenheiten zusammengeschlossen haben. Sie regeln eine Mithilfe fremder Personen bei den Angelegenheiten des täglichen Lebens eigenverantwortlich.“

---

<sup>8</sup> Zur Selbstständigkeit als Voraussetzung aus Sicht der Befragten vgl. Kapitel 6.2.2.7 der Analyse

(BUNDESARBEITSGEMEINSCHAFT DER ÜBERÖRTLICHEN TRÄGER DER SOZIALHILFE 1987, S. 2)

Der entscheidende Unterschied zu stationär betreuten Wohngruppen, die zum Teil auch als Wohngemeinschaften bezeichnet werden, ist die freie Wahl der Mitbewohner. Die Gemeinschaft kann selbst entscheiden, mit wem sie zusammenleben möchte. Zudem weisen diese Wohngemeinschaften einen wesentlich geringeren Betreuungsschlüssel auf.

Den ambulanten Diensten (und im globaleren Sinne auch den Offenen Hilfen), kommt bei der Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens eine wesentliche Bedeutung zu, die sich vor allem auf den einzelnen Mitarbeiter bezieht, der als Unterstützer den Nutzer/ Klienten/ Menschen mit (geistiger) Behinderung begleitet. Um einen Einblick in die Rahmenbedingungen dieses Arbeitsverhältnisses zu geben, wird im Folgenden auf die Aufgaben und Anforderungen ambulanter Dienste und offener Hilfen eingegangen.

### **Offene Hilfen bzw. Ambulante Dienste**

Nach der Forschungsgruppe NET-OH II dient die Bezeichnung Offene Hilfen als Oberbegriff für die Hilfen, „die Menschen mit Behinderungen ein selbstbestimmtes Leben in individuell gewählten und verantworteten Lebensformen ermöglichen. Sie unterstützen Menschen mit Behinderung dabei, Entscheidungen über Hilfeformen zu treffen und stärken ihre Regiekompetenz bei der Inanspruchnahme von Hilfen. (...) Offene Hilfen sollen den von Behinderung Betroffenen ermöglichen, unabhängig von ihrem behinderungsspezifischen Unterstützungsbedarf einen möglichst ‚normalen‘, weitgehend selbstbestimmten Alltag in ihrer angestammten bzw. gewünschten Lebenswelt aufrechtzuerhalten.“ (Forschungsgruppe Net-OH II 2005, S. 16) Offene Hilfen fungieren demnach als Instanzen, die Hilfe zur Selbsthilfe anbieten. Sie sollten im besten Fall ein Netzwerk darstellen, das es Menschen mit Behinderung ermöglicht, ein so weit wie möglich autonomes Leben zu führen.

Dementsprechend sollte ein besonderes Merkmal ambulanter Dienste das Prinzip der aufsuchenden Hilfe sein: „Nicht der hilfeabhängige Mensch geht zur Institution und paßt seine Bedürfnisse und Lebensweise der Institution an, sondern die Institution muß ihre Leistungen am Bedürfnis der Individuen entwickeln.“ (URBAN 1997, S. 79) Aus diesem Prinzip leitet URBAN Anforderungen an ein System ambulanter Hilfen ab, die im Folgenden genannt werden:

- Gemeindenah
- Dezentral
- Bedarfsorientiert
- Bedürfnisorientiert
- Rund um die Uhr



- Vielfältig im Leistungsangebot
- Unabhängig von stationären und teilstationären Angeboten
- Gewährleistung des Prinzips der Wahlfreiheit mit gleichzeitiger Hilfeverpflichtung vor Ort
- Leichte Erreichbarkeit und niedrighschwelliger Zugang
- Möglichkeit zu sofortiger Krisenintervention
- Informelle Vernetzung der Angebote vor Ort (vgl. URBAN 1997, S. 54)

Die meisten dieser Angebote obliegen dem Aufgabenbereich der ambulanten Dienste, doch finden sich in dieser Auflistung auch Aspekte aus dem Tätigkeitsbereich der KoKo-Bes, die es zum Zeitpunkt von URBANs Veröffentlichung noch nicht gab. Deutlich wird auch die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit aller beteiligten Instanzen, um dem System ambulanter Hilfen die benötigten (Sicherheits-)Funktionen zuschreiben zu können, die für die Unterstützung von Menschen im Ambulant Betreuten Wohnen von größter Wichtigkeit sind.

Für die Mitarbeiter der ambulanten Dienste<sup>9</sup> ergeben sich aus den genannten Aufgaben ganz spezifische, nachstehend aufgeführte Anforderungen:

- Bewusstmachen der Gratwanderung von Nähe und Distanz
- Bewusstmachen der Rollenveränderung: pädagogische Begleitung statt professionellem Helfertum
- Zurücknahme der eigenen Vorstellungen und Respekt den Entscheidungen des zu Begleitenden gegenüber
- Reflexion des eigenen Arbeitsansatzes: Wegbereiter statt ständige Betreuung
- Keine Vorgabe von, sondern Hilfestellung bei Problemlösungen
- Erkennen und Fördern von Entwicklungspotentialen
- Freimachen von Normierungsdruck im Hinblick auf gesellschaftliche Erwartungen

(vgl. URBAN 1997, S. 60)

Bei der Umsetzung des Grundsatzes „ambulant vor stationär“ und der erwarteten Zunah-

---

<sup>9</sup> Die besondere Bedeutung, die die Mitarbeiter der ambulanten Dienste („Betreuer“) für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens haben, wird in der Analyse der Aussagen der Befragten deutlich (Kapitel 6.1.2.1 und 6.6.6), weshalb dieser Punkt in der Ergebnisdiskussion tiefergehend betrachtet werden wird.

me von Angeboten aus dem Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens kommt den ambulanten Diensten und ihren Mitarbeitern eine wichtige Rolle zu. Sie müssen Begleiter, Unterstützer, Wegbereiter und vieles mehr sein und dürfen dabei nie die Autonomie und das größtmögliche Maß an Selbstbestimmung für den Einzelnen aus den Augen verlieren. Ihnen kommt wahrscheinlich eine wesentliche Aufgabe im Rahmen der sozialen Ressourcen zu, die als ein Aspekt der Voraussetzungen für das Ambulant Betreute Wohnen aus Sicht der Betroffenen vermutet werden.

Das vorangegangene Kapitel bietet einen Überblick über die aktuellen Wohnsituationen von Menschen mit (geistiger) Behinderung und einen Einblick in die Entwicklungen in Bezug auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens. Neben einer faktischen Darstellung der zahlenmäßigen Steigerung sind vor allem die Rahmenbedingungen, Instrumente und Dienste dargestellt und diskutiert worden, die mit der deutlichen Steigerung der Zahl der Empfänger von wohnbezogenen ambulanten Leistungen zusammenhängen. Menschen mit (geistiger) Behinderung sollen in Deutschland und, auf die vorliegende Studie bezogen, in NRW die Möglichkeit erhalten, in einer eigenen Wohnung zu leben und dabei „nur noch“ ambulant unterstützt werden. Dass dabei vor allem ökonomische Interessen im Vordergrund stehen, ist aus Sicht der Kostenträger nachzuvollziehen. Bei der Umsetzung aber sollten zuallererst die Leitprinzipien der Selbstbestimmung und Teilhabe handlungsleitend sein (siehe folgendes Kapitel) und die Wünsche, Bedürfnisse, Vorstellungen, Interessen der Betroffenen, also der Menschen, die das Angebot des Ambulant Betreuten nutzen wollen oder sollen, berücksichtigt werden. Schwerpunkt der vorliegenden Studie soll daher die Betroffenenperspektive sein. Welche Kompetenzen werden aus Sicht der Betroffenen benötigt, um ambulant betreut zu wohnen und dementsprechend die eigenen Wohnbedürfnisse erfüllen zu können? Über welche Ressourcen verfügen die Befragten, welche Handlungskompetenzen können festgestellt werden?

### **3 Leitgedanken der Geistigbehindertenpädagogik als konstituierende Bezugspunkte für den Bereich Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung**

Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung – dieser Teilaspekt vereint verschiedene Leitideen der Geistigbehindertenpädagogik. Gleichzeitig lassen sich im Bereich des Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung die historischen und sozialpolitischen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte und die damit verbundenen Leitideen deutlich aufzeigen.

Beispielsweise förderte und fördert noch heute die Umsetzung des Normalisierungsprinzips eine Deinstitutionalisierung, die Hinwendung zu gemeindeintegrierten Wohnformen und letztlich auch die Zunahme des Ambulant Betreuten Wohnens. Dabei bilden die Grundannahmen des Empowermentgedankens einen möglichen Bezugsrahmen bei der Ausgestaltung und Umsetzung der Begleitung bzw. Assistenz.

Partizipation bzw. Teilhabe und Selbstbestimmung sind neben einer gesetzlich verankerten Maßgabe (vgl. SGB IX) die bestimmenden Leitgedanken auf dem Weg zu einem „normalen“, selbstständigen, frei gewählten und individuellen Wohnen, bei dessen Unterstützung eine ressourcenorientierte Haltung zugrunde liegen sollte.

Zwischen den einzelnen Leitideen kommt es, wie in den folgenden Ausführungen deutlich werden wird, zu Überschneidungen, und es gelten sicherlich noch weitere Aspekte für wegbestimmend und konstituierend, wie beispielsweise die Integrations- und Inklusionsthematik. Im Folgenden werden jedoch die vier bereits genannten Leitideen dargestellt, die aus der Fragestellung und den im Vorfeld der Untersuchung entwickelten Grundannahmen resultieren, und auf Aspekte des Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung bezogen.

Das folgende Schaubild gibt einen Überblick über die unterschiedlichen Teilaspekte des Wohnens und die damit in Beziehung stehenden, ausgewählten Leitideen:

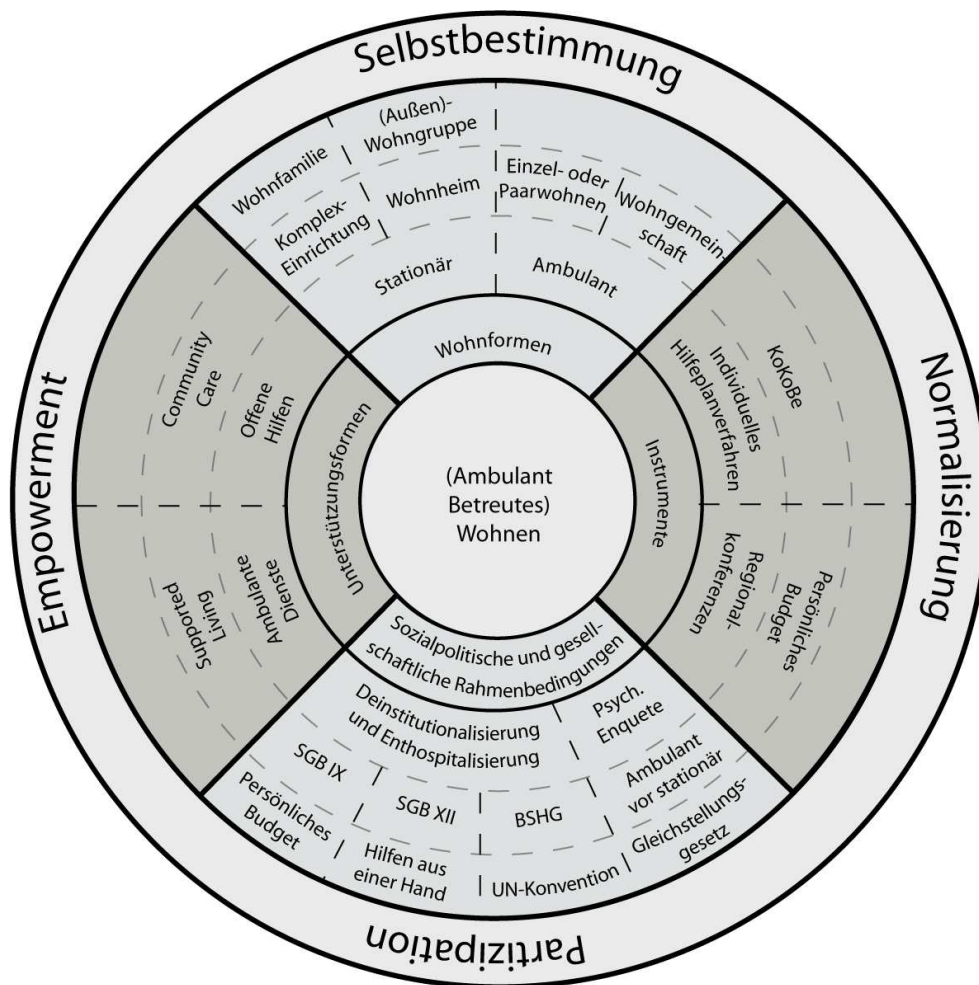


Abbildung 5: Leitideen und konstituierende Aspekte für den Bereich (Ambulant Betreutes) Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung

### 3.1 Das Normalisierungsprinzip und seine Auswirkungen auf den Bereich Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung

Die Geschichte des Normalisierungsprinzips, seine Entwicklung und die daraus resultierenden Auswirkungen sind schon an vielen anderen Stellen (THIMM 1995, 2005 und 2009, SEIFERT 1997, NEUMANN 1999 u. a.) ausreichend dokumentiert worden und sollen daher an dieser Stelle nur im Rahmen eines (kurzen) Überblicks wiedergegeben werden. Das Normalisierungsprinzip entstand in den 1950er Jahren in Dänemark und entwickelte sich im Zuge einer zunehmenden Kritik am Anstaltswesen und den Formen stationärer Unterbringung von Menschen mit geistiger Behinderung. Initiator eines Fürsorge-Gesetzes war Niels Erik BANK-MIKKELSEN, der 1959 forderte, dass Menschen mit geistiger Be-

hinderung ein *Leben so normal wie möglich* führen sollten. Diese Forderungen nach einer Normalisierung der Lebensbedingungen wurden 1974 von dem Dänen Bengt NIRJE konkretisiert, ausformuliert und auf acht Lebensbereiche bezogen: „Normal rhythm of the day, normal rhythm of the week, normal rhythm of the year, normal experiences of the life cycle, normal respect, living in a heterosexual world, normal economic standards, normal environmental standards.“ (NIRJE 1980, S. 36 ff.) PITSCH (2006) übersetzt dies wie folgt:

1. „Normaler Tagesrhythmus (Bedingungen der Nahrungsaufnahme, Wach- und Schlafrythmus);
2. Trennung von Wohnen – Arbeit/Schule/Behandlung – Freizeit, räumlich und personell;
3. Jahresrhythmus mit Urlaub/Ferienfreizeit, wiederum mit Ortswechsel verbunden;
4. altersspezifische Gestaltung der Umwelt, die je nach Lebensphase Kind – Jugendlicher – Erwachsener – alter Mensch andere Bedingungen zu erfüllen habe;
5. Einbeziehung des behinderten Menschen („Klienten“) in die Ermittlung seiner Bedürfnisse;
6. angemessene Kontakte zwischen den Geschlechtern;
7. angemessener wirtschaftlicher Standard;
8. Anhebung des Standards der Einrichtungen hinsichtlich ihrer Größe, Ausstattung, Lage usw. an das Niveau, das wir für uns als zumutbar empfinden.“ (PITSCH 2006, S. 226 f.)

Nachdem das Normalisierungsprinzip in Skandinavien konsequent in die Praxis umgesetzt wurde, breitete es sich auch im angloamerikanischen Raum aus, als ein Prinzip „zur Reduzierung der institutionellen Unterbringung geistig behinderter Menschen und zum Aufbau umfassender, gemeindenaher kommunaler Dienste“. (BUNDSCHUH/HEIMLICH/KRAWITZ 2007, S. 20.) In den USA und Kanada war es vor allem Wolf WOLFENSBERGER, der die Gedanken des Normalisierungsprinzips auf die dortigen Rahmenbedingungen übertrug. Er erweiterte zunächst die Anwendbarkeit des Normalisierungsprinzips auf alle Menschen oder Gruppen, die als gefährdet bezeichnet werden, und definiert Normalisierung daher als „Einsatz von kulturell üblichen Mitteln (gewöhnlichen, geachteten Verfahren, Hilfsmitteln, Methoden) mit dem Ziel, Menschen Lebensbedingungen (Einkommen, Wohnbedingungen, Gesundheitsdienste usw.) zu ermöglichen, welche wenigstens so gut sind wie die der anderen Bürger und die soweit wie möglich Verhaltensweisen (Fähigkeiten, Kompetenzen usw.), ihr Erscheinungsbild (Kleidung, äußere Erscheinung usw.), ihre Erfahrungen (Anpassung, Gefühle usw.) und ihren Status und ihr Ansehen (Kennzeichnungen durch Andere, Einstellungen der Anderen usw.) fördern und unterstützen“. (WOLFENSBERGER 1980, zit. in: THIMM u. a. 1985, S. 93) In dieser Definition wird eine weitere Entwicklung deutlich, denn WOLFENSBERGER entwickelte ein Verfahren zur Qualitätsanalyse Sozialer Dienste (PASS: Program Analysis of Service System), das auf den Prinzipien des Normalisierungsgedankens basierte.

Nach dieser theoretischen Auseinandersetzung, durch die er nach eigener Aussage die Gedanken des Normalisierungsprinzips systematisierte und theoretisch fundierte, verwendete WOLFENSBERGER dann nicht mehr den Begriff der Normalisierung, sondern sprach

seitdem vom Konzept der *Aufwertung der sozialen Rolle*. Um die soziale Rolle eines Individuums aufzuwerten, gibt es nach WOLFENSBERGER zwei verschiedene Strategien, die gleichberechtigt nebeneinander stehen und verwirklicht werden müssen. Zum einen die Aufwertung des sozialen Images und zum anderen die Aufwertung der persönlichen Kompetenz, worunter auch Fähigkeiten, Gewohnheiten und Dispositionen zu verstehen sind. Dieses findet auf drei verschiedenen Ebenen statt: der Ebene des Individuums, der Ebene der primären und intermediären sozialen Systeme und der Ebene der Gesellschaftssysteme (vgl. WOLFENSBERGER 1986, S. 173). „Die Aufwertung des Images und die Aufwertung der Kompetenz wirken (...) zusammen wie eine Spirale: Indem das Image eines Menschen aufgewertet wird, bekommt er üblicherweise von der Umwelt mehr Unterstützung, Ermutigung, Gelegenheiten, noch eigenständiger zu werden; mit wachsender Kompetenz wiederum wächst im allgemeinen auch sein soziales Ansehen.“ (WOLFENSBERGER 1986, S. 174) Übertragen auf die Lebenswelt und Lebensbedingungen von Menschen mit (geistiger) Behinderung lassen sich die notwendigen Veränderungsebenen nach FORNEFELD (2004) wie folgt beschreiben:

- „Personale Ebene: Beim Menschen mit Behinderung selbst, an seinem äußeren Erscheinungsbild und an seinen Verhaltensweisen.
- Soziale Ebene: z. B. Unterstützung der Familien, architektonische Verbesserung von Fördereinrichtungen, dezentrale Unterbringung in Heimen (Bildung kleinerer Wohneinheiten), Verbesserung und Individualisierung von Förderprogrammen, Qualifizierung von Betreuungspersonal u. a. m.
- Gesellschaftliche Ebene: z. B. Änderung der Gesetzgebung oder des Sprachgebrauchs.“ (FORNEFELD 2004, S. 138)

Generell wird im Hinblick auf die Umsetzung des Normalisierungsprinzips durch das Konzept der sozialen Rolle die Aufgabe des Einzelnen, ob behindert oder nicht behindert, stärker in den Fokus gerückt. Nur durch eine Veränderung auf beiden Seiten bzw. durch eine Bewegung aufeinander zu, kann, bei gleichzeitiger Weiterentwicklung der gesellschaftlichen Systeme (wie zum Beispiel Gesetzgebung oder Schulsystem), ein Erkenntnis- und Kompetenzgewinn erfolgen, wobei die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit (geistiger) Behinderung durch geeignete Unterstützung und Begleitung berücksichtigt werden müssen. Bezogen auf die angemessene Unterstützung haben nach HAHN et. al. (2003) vor allem die Personen einen großen Anteil an diesem Prozess, die für Veränderungen der Lebensbedingungen verantwortlich sind, sodass „die Normalisierung der Lebenswirklichkeit von Personen mit geistiger Behinderung [...] primär über eine besondere Qualifikation jener Menschen erfolgen [muss, C. M.], welche Verantwortung für Veränderungsprozesse tragen“. Die Forschungsgruppe bezieht sich an dieser Stelle vor allem auf Entscheidungsträger im Prozess der Deinstitutionalisierung, wobei diese Personengruppe auf alle Personen, die sich am Prozess der Normalisierung beteiligen, ausgeweitet werden kann und sollte.

Während vor allem in Skandinavien und dann in den USA und Kanada die Umsetzung des Normalisierungsprinzips bereits in den frühen 1970er Jahren zu einer großen Deinstitutionalisierungsbewegung führte, dauerte es in Deutschland länger, bevor erste politische Veränderungen und Änderungen im Rechtssystem Umsetzungen im Sinne des Normalisierungsprinzips möglich machten. Zwar begründete das Bundessozialhilfegesetz von 1962 einen Rechtsanspruch auf Eingliederungshilfe, wodurch „viele Entwicklungen in Gang [kamen, C. M.], denen das ‚Normalisierungsprinzip‘ als beschreibende und erklärende Leitidee zugeordnet werden konnte“ (PITSCH 2006, S. 228), doch wurde erst im Jahr 1975 in einer von PITSCH als zweite „Entwicklungswelle“ bezeichneten Phase die so genannte Psychiatrie-Enquête verabschiedet, aus der die „Diversifizierung und Regionalisierung der psychiatrischen Großkliniken“ (PITSCH 2006, S. 228) folgte. Von wissenschaftlicher Seite war es vor allem Walter THIMM, der in den 1970er und 1980er Jahren die Gedanken des Normalisierungsprinzips auf den deutschsprachigen Raum übertrug und den deutschen Verhältnissen anpasste. Durch seine Forschungsprojekte und Veröffentlichungen trug er maßgeblich zu einer Implementierung des Normalisierungsprinzips bei, wobei für ihn folgende Definition als Grundlage diente: „Mitbürgerinnen und Mitbürger mit geistigen, körperlichen oder psychischen Beeinträchtigungen sollen ein Leben führen können, das dem ihrer nicht beeinträchtigten Mitbürgerinnen und Mitbürger entspricht. (...) Dieses ist am ehesten erreichbar, wenn die dabei eingesetzten Mittel so normal wie möglich sind.“ (THIMM 1992, S. 210) THIMM bezeichnete das Normalisierungsprinzip als ein „an der Personenwürde und der Selbstbestimmung behinderter Menschen ausgerichtetes konsensfähiges und praktikables sonderpädagogisches und sozialpolitisches Handlungskonzept“ (THIMM 2009, S. 136) und sah als wichtige Orientierungspunkte stets die Umsetzungsmöglichkeiten in der Praxis und die Übertragbarkeit auf die unterschiedlichsten Strukturen und Lebensbereiche. So bedeutet für ihn die Leitvorstellung der Normalisierung Partizipation durch Lebenswelt- und Gemeinwesenorientierung. Dies führt er weiter aus: „Das Unterstützungs- und Hilfesystem ist konsequent auf alltägliche Lebensbedingungen auszurichten, auf das nähere soziale Umfeld, in dem sich das alltägliche Leben vollzieht und in dem sich unterschiedliche Menschen als Mitmenschen erfahren können (Lebensweltorientierung). Dabei hat nicht der Bezug auf vorhandene Institutionen der Hilfe, sondern die Orientierung an dem individuellen Unterstützungs- und Hilfebedarf einer Person im Vordergrund zu stehen. Hier ist ein Höchstmaß an Beteiligung der Hilfeadressaten an den Ausgestaltungen der Hilfestrukturen auf allen Ebenen sicherzustellen (Partizipation). Als organisatorische Konsequenzen ergeben sich daraus: Deinstitutionalisierung, Dezentralisierung und Regionalisierung der Hilfen. Die Orientierung an nahen sozialen Räumen mit einer Vielfalt an unterschiedlichen Sozialbeziehungen ist leitender Gesichtspunkt der Behindertenhilfeplanung (Gemeinwesenorientierung).“ (THIMM 2009, S. 135) Im Prinzip bringt THIMM mit diesen Ausführungen die (skandinavischen) Überlegungen zum Normalisierungsprinzip

im Rahmen einer Normalisierung der Lebensbedingungen mit den Weiterentwicklungen WOLFENSBERGERS zur Aufwertung der sozialen Rolle zusammen. Die drei Ebenen Gesellschaft, soziale Beziehungen und individuelle Ebene haben sich an den alltäglichen Lebensbedingungen und Bedürfnissen zu orientieren, wodurch sich gleichzeitig Aufgaben und Handlungsansätze ergeben (Interaktion im Sinne WOLFENSBERGERS). Durch diese Auseinandersetzung kann dann die Interpretation (WOLFENSBERGER) erfolgen, die zum einen zum Kompetenzgewinn und in einer weiteren Entwicklung zu einer Aufwertung der sozialen Rolle führen kann. THESING (2009) hat diese Zusammenhänge in ein Schaubild übertragen, indem er Beispiele und Forderungen des Normalisierungsprinzips den Handlungsebenen und Dimensionen von WOLFENSBERGERS Modell zuordnet:

		Aufwertung des sozialen Images	Aufwertung der persönlichen Kompetenz
E B E N E N	Individuum	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Form der Anrede „Du“, „Sie“?</li> <li>- Kleidung (Mode, Anstaltskleidung)</li> <li>- Erscheinung (Pflegezustand, modische Frisur)</li> <li>- Erscheinung als Frau, Mann, Kind (siehe Nr. 4 Nirje)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Training von Basisfunktionen (selbstständig essen und ankleiden)</li> <li>- Sozial anerkannte Fähigkeiten (Nähe und Distanz, Höflichkeit)</li> <li>- Rad fahren können, Hobbies</li> <li>- Respektierung der Bedürfnisse</li> </ul>
	Primäre und intermediäre Systeme (Heim, Familie, Nachbarn)	<ul style="list-style-type: none"> <li>- normaler Tagesrhythmus (Nr. 1 Nirje)</li> <li>- Trennung von Arbeit und Freizeit</li> <li>- Standort der Wohnstätte, Größe (Nr. 8)</li> <li>- eigenes Zimmer (Nr. 2)</li> <li>- normales Haus, normale Wohngegend</li> <li>- Teilnahme am Leben der Gemeinde</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- soziale Erfahrungen mit Menschen machen</li> <li>- Nachbarschaftskontakte halten können</li> <li>- angemessene Kontakte zwischen den Geschlechtern</li> <li>- auf Tanzveranstaltungen sich bewegen</li> </ul>
	Gesellschaftliche Systeme	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Öffentliche Ereignisse, Massenveranstaltungen, z.B. Jahr der Behinderten</li> <li>- Behindertensportfest</li> <li>- Ausstellungen behinderter Künstler</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Arbeitsplatz in der Werkstatt für Behinderte</li> <li>- Verdienst, eigenes Einkommen</li> <li>- normaler Jahresrhythmus</li> <li>- normaler wirtschaftlicher Standard</li> <li>- Sitten, Gebräuche, Feste mitvollziehen</li> </ul>

Abbildung 6: Aktionen zur Aufwertung der sozialen Rolle (THESING 2009, S. 50)

Am Beispiel des Wohnens lassen sich die Prinzipien des Normalisierungsgedankens und die Überlegungen zur Aufwertung der sozialen Rolle besonders deutlich aufzeigen, zumal



sie hier ihren Ursprung haben. Erst die unhaltbaren Zustände in den großen Anstalten und stationären Wohninstitutionen führten dazu, dass in Skandinavien und später auch in anderen Ländern die Forderung nach einer Normalisierung der Lebensbedingungen von Menschen mit (geistiger) Behinderung erhoben wurde. Eine erste Umsetzungswelle führte in Deutschland zu einer Deinstitutionalisierung und Dezentralisierung der stationären Wohnangebote, die allerdings noch immer nicht abgeschlossen ist. Noch immer gibt es Wohnheime mit mehr als 40 Bewohnern, die in Anbindung an Arbeitsstätten oder Ähnliches außerhalb (klein-)städtischer Anbindung verortet sind. NIRJE (1994) forderte von Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung, dass sie dem allgemeinen Standard öffentlicher Einrichtungen entsprechen müssen. Nach seiner Meinung dürfen Wohneinrichtungen „nur so viele Personen aufnehmen (...), wie von den Nachbarschaft im normalen Alltagsleben assimiliert werden können, ohne das Gemeinschaftsleben zu überfordern“. (NIRJE 1994, S. 26 zit. in PITTSCH 2006, S. 229) Nach PITTSCH (2006) ist diese Forderung in einigen Bereichen, wie zum Beispiel „bei Wohngruppen in Einzelhäusern oder angemieteten Etagen, beim betreuten Wohnen in kleinen Einheiten oder bei Anmietung einer eigenen Wohnung in normalen Wohngebieten annähernd erfüllt. Die große Mehrheit lebt jedoch nach wie vor in Heimen größeren Zuschnitts, in denen allerdings vermehrt Ein- und Zweibettzimmer eingerichtet wurden, nicht immer aus Einsicht der Träger, sondern auch auf Druck der Kostenträger, der Heimaufsicht unter der Keule der Heim-Mindestbau-Verordnung.“ (PITTSCH 2006, S. 229) Wenn auch noch weiterer Handlungsbedarf besteht, führten und führen die Normalisierungsbestrebungen wie beschrieben auch zu einer Weiterentwicklung der offenen Angebote, zu denen das Ambulant Betreute Wohnen und die Unterstützung durch Offene Hilfen und ambulante Dienste zu zählen sind. Hierbei kann man von einer zweiten Umsetzungswelle sprechen, die sich durch die Einführung des Sozialgesetzbuchs IX, die in Nordrhein-Westfalen veränderten Zuständigkeiten hin zu „Hilfen aus einer Hand“ (vgl. Kapitel 2.2.1), die Einführung des Persönlichen Budgets (vgl. Kapitel 2.2.1) und die Auswirkungen auf die Partizipation und Selbstbestimmung von Menschen mit geistiger Behinderung zumindest im Bereich des Wohnens zeigt.

Bereits 1986 beschrieb THIMM Wohnort und Wohnqualität als wichtige Indikatoren für die Normalisierung der alltäglichen Lebensbedingungen: „Die Erfüllung zentraler Grundbedürfnisse wie solcher nach mitmenschlicher Kommunikation, nach Selbstbestimmung und Selbstachtung, nach Identitätsfindung, nach möglichst umfassender Teilhabe am sozialen Leben meines Umfelds hängt in entscheidendem Maße davon ab, wo ich wohne, mit wem ich zusammen wohne, welche Chancen der Selbstgestaltung meines Zuhauses, aus welchen materiellen Möglichkeiten zur individuellen Ausgestaltung meiner Wohnung ich habe.“ (THIMM 1986, S. 15) Diesen Annahmen trägt die vorliegende Studie Rechnung, indem die Grundbedürfnisse und die beschriebenen Rahmenbedingungen des

Wohnens als Elemente in die Leitfragen eingegangen sind und in der anschließenden Auswertung miteinander in Bezug gesetzt werden.

Die vorangegangenen Aussagen machen deutlich, dass das Normalisierungsprinzip als Grundlage allen Handelns und als Basis aller Entwicklungen in Bezug auf Menschen mit (geistiger) Behinderung zu verstehen ist. Auf einer theoretischen Ebene bedeutet dies, „dass mit dem Normalisierungsprinzip als Leitlinie für die notwendigen Reformen [...] der Boden bereitet wurde für heutige Leitkonzepte wie Assistenz, Selbstbestimmung, gleichberechtigte Teilhabe und Empowerment“. (THIMM 2005, S. 10)

### **3.2 Empowerment als Grundgedanke zur Bewältigung und Begleitung „normalisierter“ und „normalisierender“ Lebens- und Wohnbedingungen**

Seit Beginn des neuen Jahrtausends wird im deutschsprachigen Raum immer häufiger der Begriff Empowerment verwendet. Entstanden ist er allerdings bereits in den 1950er Jahren im Zusammenhang mit der amerikanischen Bürgerrechts- und Emanzipationsbewegung und er wird auch heute noch als ein Zielkonzept der amerikanischen Sozialarbeit angesehen (vgl. FEHNDRICH 2003). Neben der Implementierung dieses Konzeptes in der Sozialarbeit wird der Empowermentbegriff in Deutschland vor allem im Bereich der Geistigbehindertenpädagogik und in der praktischen Arbeit mit Menschen mit (geistiger) Behinderung verwendet. THEUNISSEN (2006) führt diese Entwicklung darauf zurück, dass andere Gruppen in „gesellschaftlich marginaler Position“ die Bürgerrechts- und Emanzipationsbewegung als Vorbild nahmen und den Ideen einer gemeinsamen Vertretung ihrer Interessen folgten. THEUNISSEN nennt beispielhaft die Independent-Living-Bewegung, die weiter unten noch beschrieben wird. Die daraus entstandenen Eltern- und Behindertenbewegungen führten zu einem „Paradigmenwechsel in der Behindertenarbeit“, die mittlerweile „vom Konzept des Empowerment maßgeblich bestimmt“ wird. (THEUNISSEN/KULIG 2006, S. 244) Im Allgemeinen wird unter Empowerment der Denkansatz einer „Hilfe zur Selbsthilfe“ und das Erstnehmen des Betroffenen als „Experten in eigener Sache“ verstanden. Allerdings gibt es nach THEUNISSEN/SCHWALB (2009) kein allgemein akzeptiertes Verständnis von Empowerment und dementsprechend auch keine allgemein gültige Definition. THEUNISSEN (2003) bezieht sich in seinen begrifflichen Auseinandersetzungen vor allem auf den Bereich der von ihm so genannten Behinderten-

arbeit und bezeichnet Empowerment „als Wegweiser moderner Behindertenarbeit, welches behinderten Menschen und ihren Angehörigen als Empfänger von Hilfen oder sozialer Dienstleistungen unmissverständlich eine Stimme verleiht und ihr Recht auf Selbstbestimmung, Wahl- oder Entscheidungsfreiheit, demokratische und kollaborative Partizipation unterstreicht“. (THEUNISSEN 2003, S. 7) HERRIGER (2009) formuliert dies etwas globaler und erweitert den Empowermentbegriff über die vorrangige Bedeutung in Bezug auf Menschen mit (geistiger) Behinderung hinaus. Für ihn ist Empowerment „das Anstiften zur (Wieder-)Aneignung von Selbstbestimmung über die Umstände des eigenen Lebens“ und damit als Konzept einsetzbar für „alle solchen Arbeitsansätze in der psychosozialen Praxis, die die Menschen zur Entdeckung der eigenen Stärken ermutigen und ihnen Hilfestellungen bei der Aneignung von Selbstbestimmung und Lebensautonomie vermitteln wollen“. (HERRIGER 2009, S. 1) Dabei unterscheidet er zwei Interpretationswege. Der erste bezieht sich auf die betroffene Person, die sich durch eine aktive Handlung aus Machtlosigkeit und Passivität befreit und sich hin zu mehr Selbstbestimmung und Autonomie wendet. „Empowerment bezeichnet hier also einen selbstinitiierten und eigengesteuerten Prozess der (Wieder-) Herstellung von Selbstbestimmung in der Gestaltung des eigenen Lebens.“ (HERRIGER 2009, S. 2)

Vor allem in der Selbsthilfe-Bewegung wird mit dieser Definition von Empowerment gearbeitet. Als zweite Interpretationsmöglichkeit sieht HERRIGER die Unterstützung und Befähigung von Selbstbestimmung durch professionelle Helfer, bezieht also Empowerment auf „die Seite der Mitarbeiter [...], die Prozesse der (Wieder-)Aneignung von Selbstgestaltungskräften anregen, fördern und unterstützen und Ressourcen für Empowerment-Prozesse bereitstellen“. (ebd., S. 2)

Der bereits im vorhergehenden Abschnitt beschriebenen Notwendigkeit einer wechselseitigen Betrachtung von Unterstützer und Unterstütztem, trägt das Empowermentkonzept in diesem Sinne Rechnung. KULIG/THEUNISSEN (2006) verweisen darauf, dass auf diese Weise bzw. mit dieser Herangehensweise nicht nur der Leitgedanke der Selbstbestimmung für Menschen mit (geistiger) Behinderung betrachtet wird, sondern „ebenso eine konsultative Unterstützung ihrer Bezugspersonen, denen als Gruppen in marginaler Position (Eltern behinderter Kinder) oder als ‚Beherrschte‘ einer Institution (z. B. Gruppenmitarbeiter) gleichfalls eigene Ansprüche auf Autonomie zugestanden werden, die es in der Alltagsarbeit mit den Interessen der geistig behinderten Menschen so auszubalancieren gilt, das deren Recht auf Selbstbestimmung in seiner Einlösung unbeschädigt bleibt. Folgerichtig bedeutet Empowerment weitaus mehr als bloße Selbstbestimmung.“ (THEUNISSEN/KULIG 2006, S. 242 f.)

Für die Umsetzung des Empowermentgedankens entscheidend ist also eine systemische Herangehensweise, die alle am Prozess des „normalen“, eigenständigen Lebens Beteiligten mit einbezieht, ihnen hilft ihre Ressourcen für sich (wieder) zu entdecken, sich Kompetenzen für den Umgang miteinander anzueignen und jedem Einzelnen ein Recht auf selbstbestimmtes Handeln zubilligt, wobei die Bedürfnisse des „Anderen“ im besten Fall immer

mit berücksichtigt werden sollten. Damit wäre dann Empowerment „– im ursprünglichen Sinne buchstabiert – ein gesellschaftskritisches Korrektiv zur Gewinnung von mehr Menschlichkeit und sozialer Gerechtigkeit“. (THEUNISSEN/KULIG 2006, S. 246)

Auf der Basis dieser Annahme, entwickelte THEUNISSEN (2006) den Begriff einer „Kultur des Helfens“, die er einem Assistenzmodell für die Arbeit mit Menschen mit (geistiger) Behinderung zugrunde legt. Innerhalb dieses Assistenzmodells kommen vier Ebenen zum Tragen, die Subjektzentrierte Ebene, die Gruppenbezogene Ebene, die Institutionelle Ebene und die Gesellschaftspolitische und Soziale Ebene (vgl. THEUNISSEN/KULIG 2006, S. 247 f.). Für den Bereich der Sozialen Arbeit entwickelte HERRIGER (2009) ein sehr ähnliches Modell, das sich nur gering von den Ideen THEUNISSENS unterscheidet und aufgrund seines Handlungsbezugs an dieser Stelle zusammenfassend wiedergegeben werden soll. Auch HERRIGER unterscheidet vier verschiedene Ebenen:

1. Die Ebene der Einzelfallhilfe

Auf dieser Ebene wird vor allem im Bereich der Beratung oder der sozialen Einzelfallhilfe gearbeitet. Bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens fallen hierunter dann auch die durch den Hilfebedarf berechneten persönlichen Unterstützungsleistungen. Im Vordergrund sollte hierbei der Versuch stehen, „der betroffenen Person Auswege aus erlernter Hilflosigkeit zu erschließen“. (Ebd. S. 9) Als methodische Handwerkszeuge in diesem Zusammenhang benennt HERRIGER die Ressourcendiagnostik, das Unterstützungsmanagement und die selbstnarrative Biographiearbeit.

2. Die Ebene der Gruppenarbeit

Soziale Arbeit auf dieser Ebene bezieht sich in erster Linie auf die Unterstützung von gruppendynamischen Prozessen zur Gestaltung von Netzwerken. HERRIGER bezeichnet dies als „das Stiften von Zusammenhängen: die Inszenierung, der Aufbau und die Weiterentwicklung von fördernden Netzwerkstrukturen, die die Selbstorganisation von Menschen unterstützen und kollektive Ressourcen für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung freisetzen“. (ebd. S. 11) Als methodische Werkzeuge für diese Ebene werden die Netzwerkberatung und die Netzwerkförderung benannt.

3. Die Ebene der Organisation

Hier sind vor allem Veränderungen auf institutioneller Ebene gemeint, die zu einer stärkeren Beteiligung der Betroffenen als Experten in eigener Sache führen sollen. Vor allem in Form von Beiräten könnte so den Betroffenen die Möglichkeit gegeben werden, tatsächlich Mitsprache zu haben und Mitbestimmung bei eigenen Be-

langen einbringen zu können, wie es bereits bei den Werkstatt- oder Heimbeiräten umgesetzt wird.

#### 4. Die Ebene der Gemeinde

Im Sinne des Empowermentgedankens erscheint es notwendig, auf der Ebene der Gemeinde und der nahen Lebensumwelt ein Klima zu schaffen, das die Selbstorganisation und Partizipation aller Bürger zulässt und fördert. Die Ideen des Community Living und des „Lebens in der Gemeinde“ lassen sich hier einordnen (vgl. SCHABLON 2010).

THEUNISSEN erweitert diesen letzten Punkt um die gesellschaftspolitische Dimension und fordert kommunale Reformen, bei denen allerdings besondere Aspekte zu berücksichtigen seien (vgl. THEUNISSEN/SCHWALB 2009, S. 30 f.):

1. Eine gemeindenahe Unterbringung sollte mittels einer Zuständigkeitsverpflichtung seitens der Gemeinden oder Kreise sichergestellt werden.
2. Die Leitprinzipien der Behindertenarbeit sollten auch den politischen Gremien und Entscheidungsträgern bekannt und geläufig sein und bei ihrem Handeln berücksichtigt werden.
3. Die Betroffenen sollten aktiv beteiligt werden und in alle Entscheidungen, die sie betreffen, mit einbezogen werden.
4. Um die nichtbehinderte Bevölkerung „für eine Akzeptanz und Wertschätzung behinderter Menschen als Mitbürger einer Gesellschaft zu sensibilisieren“, sollte eine veränderte Öffentlichkeitsarbeit stattfinden. Dies erinnert an die Forderung von WOLFENSBERGER, der eine Aufwertung der sozialen Rolle anstrebt und als ein Mittel dazu eine veränderte soziale Interaktion sieht (siehe Kapitel 3.1).
5. Die Kommunalisierung sollte nicht zu einer finanziellen Einengung führen, sondern es sollte weiterhin auf eine vergleichbare materielle Ausstattung geachtet werden.

Der Person des Unterstützers bzw. den Personen des unterstützenden Netzwerks kommt bei der Umsetzung dieser Forderungen eine besondere Aufgabe und Verantwortung zu. So formuliert HERRIGER (2009) verschiedene Rollen, die ein Unterstützer, Begleiter, Assistent oder Mentor u. a. einnehmen sollte:

- „Unterstützer und mutmachender ‚Orientierungshelfer‘
- Lebenswelt-Analytiker und kritischer Lebensinterpret
- Netzwerker, Ressourcendiagnostiker, Ressourcenmobilisierer
- Intermediärer Brückenbauer

- Dialogmanager und Konfliktmediator
- Vertrauensperson und anwaltschaftlicher Vertreter.“ (HERRIGER 2009, S. 6)

Diese Aufgaben, die HERRIGER für die Soziale Arbeit formuliert, kommen auch und vor allem in der Arbeit mit Menschen mit (geistiger) Behinderung zum Tragen. Auf diesen Personenkreis bezogen, nennt THEUNISSEN (2003a) elf zentrale Rollen- und Aufgabenschreibungen für Personen, die ihrer Arbeit den Empowermentgedanken zugrunde legen:

1. „Enabler (ermöglichende Hilfe zur Wiederentdeckung von Stärken, Selbstvertrauen; Unterstützung und Anleitungshilfen zur Aneignung von Empowerment-Fähigkeiten)
2. Biographie-Arbeiter (insbesondere zur Wiederentdeckung eigener Lebenskräfte)
3. Lebenswelt-Analytiker (zur Erfassung von Zusammenhängen oder Wirkungen alltäglicher sozialer Probleme und Benachteiligungen)
4. kritischer Lebensinterpret (als Reflexionshilfe für Lebensdeutungen)
5. Facilitator (Wegbereiter zur Wiedergewinnung von Eigenaktivität, selbstinitiiertem und eigenverantwortlichem Handeln)
6. Netzwerker (zum Anstiften zu Gruppenzusammenschlüssen und tragfähigen Netzwerken)
7. Advocat (zum parteilichen Eintreten für Rechte; Anwaltschaft)
8. Sozialreformer sowie Organisations- und Systementwickler (zum Eintreten für „passende“ Umfeldveränderungen, Rahmenbedingungen für politische Mitsprache Betroffener...)
9. Mediator (Vermittler oder „Brückenbauer“ zwischen Betroffenen und Instanzen sozialer Hilfe)
10. Ressourceninformant (zur Vermittlung eines Bildes verfügbarer sozialer Ressourcen und Unterstützungsleistungen)
11. Vertrauensperson und Advisor (Ansprechpartner, verständnisvoller Zuhörer und Berater [counselor] bei psychosozialen Problemen oder Lebensfragen).“

(THEUNISSEN 2003a, S. 63)

Wie in den vorangegangenen Ausführungen deutlich wurde, kommt der Begleitung und Unterstützung (egal durch wen) eine immense Bedeutung zu. Dem „Anderen“ die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu befähigen, seine eigenen Ressourcen (wieder) zu entdecken, Experte in eigener Sache zu sein und für sich selbst Verantwortung zu übernehmen, muss der grundlegende Gedanke der eigenen Arbeit sein. Hinsichtlich des Wohnens und vor allem bezogen auf das Ambulant Betreute Wohnen sollte Empowerment als bestimmendes Handlungskonzept für die Begleitung bzw. Assistenz von Menschen mit (geistiger) Behinderung besonders zum Tragen kommen. Im Vordergrund würde dabei eine Aktivierung und (Weiter-) Entwicklung von Ressourcen stehen, um individuelle Lebenswege und Lebenswelten möglich zu machen und selbstbestimmt handeln zu können. Vor allem betrifft der Empowermentansatz die professionelle Begleitung, denn diejenigen Personen, die mit

der Aufgabe einer Unterstützung für Menschen mit (geistiger) Behinderung betraut werden, sollten als handlungsleitende Struktur vor allem die Grundideen des Empowermentansatzes in dem Sinne verinnerlicht haben, dass ihre Unterstützung allein auf einer Vermittlung von Lebensautonomie und selbstbestimmter Lebensführung basiert.

### **3.3 Selbstbestimmung als Leitidee für den Bereich Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung**

Jeder Mensch strebt nach einem selbstbestimmten Leben in Autonomie und Freiheit. Nach HAHN (1994) ist die menschliche Entwicklung auf einen Zuwachs von Autonomie und damit auf einen Zuwachs von Selbstbestimmung ausgelegt. Somit stellt Selbstbestimmung für ihn eine Voraussetzung für menschliches Wohlbefinden dar und gehört wesentlich zum Menschsein. Dass diese Aussagen auch für Menschen mit (geistiger) Behinderung gelten, findet in Deutschland (bis auf einige wenige Ausnahmen) erst seit den 1990er Jahren verstärkt Berücksichtigung. Zu dieser Zeit erreichte die Independent-Living-Bewegung, die ihren Ursprung in den 1960er Jahren in den USA hat, den deutschsprachigen Raum. Als Gegenwehr gegen entmündigende und bevormundende Lebensbedingungen in Großeinrichtungen wurden zunächst Menschen mit Körperbehinderung aktiv, um sich für ihre Rechte einzusetzen, doch auch Menschen mit geistiger Behinderung schlossen sich im weiteren Verlauf zu Selbstinteressensvertretungen zusammen. Neben den USA waren es seit den 1960er Jahren zunächst Kanada und Großbritannien und anschließend die skandinavischen Länder, die der Independent-Living-Bewegung folgten. In Deutschland kam es unabhängig von den Entwicklungen im angloamerikanischen Raum ebenfalls in den späten 1960er Jahren zu ersten politischen Aktionen gegen Diskriminierung und Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen, der „Krüppelbewegung“. Zunächst waren es auch hier vornehmlich Menschen mit Körper- oder Sinnesbeeinträchtigungen, die sich in so genannten Selbstvertretungsbewegungen zusammenschlossen, bevor sich unter dem Begriff „People first – Zuerst einmal bin ich Mensch!“ weltweit auch Menschen mit Lernschwierigkeiten (People First lehnt den Begriff der geistigen Behinderung ab) zusammenschlossen und sich für ihre Rechte einsetzten. (vgl. THEUNISSEN 2009, S. 100 ff.) In Deutschland führte diese Bewegung unter anderem zu einem viel beachteten Kongress der Bundesvereinigung Lebenshilfe. 1994 initiierte diese unter aktiver Mitwirkung von Menschen mit (geisti-

ger) Behinderung ein Treffen zum Thema „Ich weiß doch selbst, was ich will“. (Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. 1997)

Der so transportierte Gedanke der Selbstbestimmung fand in den folgenden Jahren Eingang in die deutsche Fachdiskussion, wobei bis heute der Begriff der Selbstbestimmung bezogen auf den Personenkreis von Menschen mit (geistiger) Behinderung nicht eindeutig definiert ist. Die Bedeutung reicht von „einer normativen Forderung nach mehr Unabhängigkeit von Helfern (z. B. Pflegekräften), Institutionen und Organisationen bis hin zu Versuchen, Selbstbestimmung als grundlegendes theoretisches Konzept zu verwenden“. (THEUNISSEN/KULIG 2006, S. 237) Zudem wird in der Sonder- und Heilpädagogik kontrovers diskutiert, ob wirklich eine neue Leitidee entwickelt wurde, wie vielfach postuliert, oder ob es sich nur um eine Umetikettierung vorhandener Begriffe handelt (vgl. KLAUSS 2003, THIMM 1997), weshalb SCHUPPENER (2005) vorschlägt, „Selbstbestimmung als relativen Begriff in Abhängigkeit vom sozialen Bezugssystem zu betrachten“. (SCHUPPENER 2005, S. 47) Dieser Definitionsversuch trägt der Kritik Rechnung, dass entsprechend gesamtgesellschaftlicher Wandlungs- und Veränderungsprozesse im Sinne einer Individualisierung der Gesellschaft der soziale Bezugsrahmen nicht ausreichend berücksichtigt wird. In diesem Zusammenhang weist KLAUSS (2003) darauf hin, dass Selbstbestimmung nur in der Auseinandersetzung mit der Umwelt vollzogen werden kann, da sonst „Selbstbestimmung als isolierte pädagogische Leitidee die Gefahr [birgt], eine individualistische Sicht des ‚ich mache, was ich möchte‘ und ein negatives Verständnis von menschlicher Freiheit zur Norm zu erheben“. (KLAUSS 2003, S. 114)

Auf die wichtige Funktion des sozialen Bezugssystems geht auch BRADL (1996) ein, der Selbstbestimmung in erster Linie als ein grundlegendes Bürgerrecht betrachtet, dass dem Einzelnen gestattet, in all seinen Belangen selbst und eigenständig Entscheidungen treffen zu können, wobei das soziale Umfeld zu berücksichtigen ist. Gerade für Menschen mit geistiger Behinderung, die aufgrund eines „Mehr an sozialer Abhängigkeit“ (HAHN 1982) auf Unterstützung angewiesen sind, formuliert BRADL darüber hinaus basale Forderungen an ein soziales Umfeld, Unterstützer oder Begleiter, um Selbstbestimmung möglich zu machen:

- „Äußerungen und Bedürfnisse wahrzunehmen, zu verstehen, zu akzeptieren und ihre Realisierung zu begleiten,
- Wahl- und Entscheidungsspielräume zu sehen, zu gestalten und selbstbestimmte Entscheidungen zuzulassen,
- echte Wahlmöglichkeiten im Hilfesystem zu schaffen (Art, Ort der notwendigen Hilfen, Auswahl der Betreuer).“ (BRADL 1996, S. 181)



Deutlich wird hier die Betonung des Selbstbestimmungsgedankens als innere Haltung auf beiden Seiten. Vor allem für Menschen mit Behinderung spielt das soziale Bezugssystem eine wesentliche Rolle, da sie auf dem Weg zu einem selbstbestimmten Leben häufig auf die Unterstützung ihres Umfeldes angewiesen sind. Selbstbestimmung bedeutet dann u. a. die Möglichkeit, eigene Bedürfnisse zu erkennen, Entscheidungen zu treffen und Möglichkeiten einer selbstbestimmten Umsetzung auszuloten, wozu aber das Postulat der Selbstbestimmung für alle Menschen als Haltung des Unterstützers verinnerlicht sein sollte (muss), der sich immer wieder über sein dementsprechendes Handeln bewusst werden sollte (muss), um so überhaupt diese Möglichkeiten entstehen zu lassen.

Eine Schwierigkeit auf dem Weg zu einem selbstbestimmten Leben ist dabei die Gefahr einer Verwechslung oder Gleichstellung von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit. Unterstützt durch ein Hilfesystem und unter dem Postulat der Leitidee Selbstbestimmung werden im alltäglichen Umgang diese beiden Begriffe häufig gleichgesetzt. Für KLAUSS (2003) ist eine Unterscheidung zwischen Selbstständigkeit und Selbstbestimmung daher von wesentlicher Bedeutung, denn „Selbstständigkeit ist eine günstige, aber keine hinreichende und auch keine notwendige Voraussetzung von Selbstbestimmung. Selbstständigkeit bedeutet, Handlungen eigenständig auszuführen – Zielsetzung und Bewertung können dennoch bei anderen liegen (...). Selbstbestimmung bedeutet, dass eigene Motive und Bedürfnisse zum Tragen kommen, dass selbst Ziele gesetzt, geplant und Handlungsfolgen selbst bewertet werden“. (KLAUSS 2003, S. 100)

Diese Unterscheidung greift auch BRADL (1996) auf, denn für ihn bedeutet Selbstbestimmung, dass der Mensch mit Behinderung „selbst darüber entscheiden [sollte], ob und in welchem Umfang für ihn ein größeres Maß an Selbstständigkeit und damit ein geringeres Maß an sozialer Abhängigkeit sinnvoll und erreichbar erscheint“. (BRADL 1996, S. 193) Für Menschen mit Unterstützungsbedarf fängt Selbstbestimmung also damit an, über ihren Wunsch nach und ihren Bedarf an Selbstständigkeit selbst zu entscheiden.

Eine der Fragen, die sich aus diesen Gegenüberstellungen ergeben, ist, welche Kompetenzen für selbstbestimmtes Handeln notwendig sind und ob diese erlernt werden können, wie es etwa bei einer Förderung einzelner Handlungsaspekte für ein höheres Maß an Selbstständigkeit möglich ist. LINDMEIER und LINDMEIER (2002) erläutern unter dieser Prämisse in Anlehnung an die amerikanische Diskussion die These, dass Selbstbestimmung ein Bündel von Kompetenzen, Fertigkeiten und Fähigkeiten sei, „die gelernt werden können und gelehrt werden müssen“. (LINDMEIER/LINDMEIER 2002, S. 64) Beispielhaft für die Umsetzung dieser Theorie nennen sie Mobilitätstraining oder auch das Buch „So möchte ich wohnen“ von GÖBEL (1998), in dem ein Training von Selbstbestimmungsfähigkeiten dargestellt wird. Gefragt werden kann an dieser Stelle, ob Selbstbestimmung un-

ter dieser These nicht vielleicht eher als Selbstständigkeit verstanden wird, die sicherlich in verschiedensten Bereichen erworben bzw. erweitert werden kann. Geht man aber davon aus, dass Selbstbestimmung als innere Haltung in Auseinandersetzung mit der Umwelt verstanden wird, bleibt zu diskutieren, ob diese antrainiert oder erlernt werden kann.

Fest steht, dass Menschen mit Hilfebedarf bei der Befriedigung ihrer individuellen Bedürfnisse auf Unterstützung angewiesen sein können und dass in der Auseinandersetzung zwischen der betroffenen Person und dem professionellen Unterstützer eine deutliche Unterscheidung zwischen Selbstständigkeit als Handlungsmöglichkeit und Selbstbestimmung als innerer Haltung (auf beiden Seiten) und Erkenntnis im oben beschriebenen Sinne stattfinden muss, da sonst die Gefahr von Fremdbestimmung und Entmündigung immer wieder auftreten kann. Zudem weiß nur der Betroffene selbst, welche Wünsche und Bedürfnisse er hat. Bezogen auf Selbstbestimmung als Leitidee heißt das, „dass auch ein behinderter Mensch ‚Experte seiner selbst‘ ist und nur er Entscheidungen darüber treffen kann, was er für sich zu erreichen wünscht“. (HÄHNER 2005, S. 20) Diese Grundannahme führte und führt zu einer Veränderung des professionellen Verständnisses, was unter anderem in dem Buchtitel „Vom Betreuer zum Begleiter“ und der Neuauflage der Ausführungen „Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzung verhindern!“, herausgegeben von der Bundesvereinigung der Lebenshilfe, deutlich wird. In der Zusammenarbeit mit Menschen mit (geistiger) Behinderung wird dementsprechend nicht mehr von der Arbeit mit Betreuten gesprochen, sondern es werden Begriffe verwendet wie „Assistenzkonzept“ oder „Kundenmodell“ (vgl. SCHUPPENER 2005, S. 47).

Um Selbstbestimmung zu ermöglichen, kann eine Begleitung in Form von Assistenz erfolgen, bei der der Einzelne unterstützt wird, seine subjektiven Ziele zu verwirklichen, denn nur der Betroffene selbst weiß „um seine Wünsche und Bedürfnisse, mit denen er Kunde der Dienstleistung ‚Begleiten‘ wird. Im Gegensatz zu fast allen anderen Aufgaben innerhalb des sozialen Bereichs zielt diese Aufgabe nicht auf Veränderung der Person oder des Umfelds, sondern hat den alleinigen Zweck, den behinderten Menschen bei der Bewältigung zu unterstützen“. (HÄHNER 2005, S. 20)

Für die Entwicklung der Leitidee der Selbstbestimmung kann der Bereich des Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung als zentrales Element angesehen werden. Aus den Forderungen nach selbstbestimmteren, gemeindenahen Wohnformen entstand die eingangs beschriebene Independent-Living-Bewegung, die maßgeblich an einer Veränderung der Teilhabe- und Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung beteiligt war.

Enthospitalisierungs- und Deinstitutionalisierungsbestrebungen lassen gerade im Bereich des Wohnens die Entwicklungen zugunsten größerer Selbstbestimmung deutlich werden. Die Abkehr von Großeinrichtungen, das Bestreben nach gemeindeintegriertem Wohnen mit Hilfe ambulanter Unterstützung entsprechen einer Abkehr von Fremdbestimmung hin zu mehr Selbstbestimmung, auch wenn in der konsequenten Umsetzung noch großer Handlungsbedarf besteht (vgl. SEIFERT 2010).

Die Einführung des Persönlichen Budgets als Instrument zur Umsetzung der Leitidee der Selbstbestimmung ist ein wesentlicher Schritt in die richtige Richtung, wenn auch noch unzureichend entwickelt (vgl. Kapitel 2.2.1). Der Assistenzgedanke, die Einrichtung ambulanter Dienste und die Entwicklung des Betreuers zum Begleiter verweisen auf den Willen zur Umsetzung. Das Konzept des Individuellen Hilfeplanverfahrens (vgl. Kapitel 2.2.1) und der Einsatz von Methoden zur Persönlichen Zukunftsplanung (vgl. DOOSE 2003) zeigen, dass es Möglichkeiten gibt, Menschen mit Behinderung in Entscheidungsprozesse mit einzubeziehen und ihnen somit selbstbestimmtes Handeln zu ermöglichen. Dass sich innerhalb der einzelnen genannten Aspekte noch viele Möglichkeiten der Weiterentwicklung finden lassen, ist dabei selbstverständlich. Wichtig erscheint, in dieser Diskussion immer wieder deutlich zu machen, dass Selbstbestimmung als ein Grundbedürfnis anerkannt wird und einer inneren Haltung entspricht, und zwar bei allen Beteiligten, dass also bei allen Handlungen Möglichkeiten der Selbstbestimmung mitbedacht bzw. kommuniziert werden sollten, was voraussetzt, vor allem die Betroffenen selbst in die Diskussion miteinzubeziehen.

Für die Fachdiskussion und deren Umsetzung im alltäglichen Handeln scheint eine deutliche Abgrenzung der Leitidee der Selbstbestimmung von dem Begriff der Selbstständigkeit notwendig, da sonst die Gefahr einer oberflächlichen, von außen initiierten Umsetzung des Prinzips der Selbstbestimmung besteht: ein „So-tun-als-ob“ im Sinne einer Befähigung zu von außen entschiedener Selbstständigkeit, anstatt tatsächlich realisierter Selbstbestimmung und Teilhabe.

Vorausgesetzt, dass Selbstbestimmung ein Grundbedürfnis ist, kann davon ausgegangen werden, dass jeder Mensch grundsätzlich selbstbestimmt leben möchte. Für Menschen mit Behinderung, vor allem wenn sie in institutionalisierten Lebenswelten leben, besteht die Gefahr, dass sie im Laufe der Zeit die Fähigkeit bzw. den Wunsch nach Selbstbestimmung aus den Augen verlieren, da Möglichkeiten zur aktiven Handlung begrenzt sein könnten oder sie diesem Wunsch bislang nicht nachgegangen sind, da Möglichkeiten zur Selbstbestimmung nur eingeschränkt erlebt wurden. Für das soziale Umfeld gilt es daher unter der

Leitidee der Selbstbestimmung, Voraussetzungen zu schaffen, die ebensolche Handlungen möglich machen und durch positive Erfahrungen den Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben (wieder) wecken. Vor allem für die Menschen, die den Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen gehen (wollen), sind Möglichkeiten zur Selbstbestimmung unerlässlich, was bedeuten kann, dass zunächst das Bedürfnis nach einem selbstbestimmten Leben geweckt werden muss bzw. Handlungsalternativen transparent gemacht werden sollten.

Die vorliegende Untersuchung basiert auf der Grundannahme, dass die Betroffenen Experten in eigener Sache sind und dementsprechend am besten ihre Situation beurteilen und ihre Wünsche und Bedürfnisse artikulieren können. Im Sinne einer Nutzerbefragung „eröffnen sich Möglichkeiten und Chancen der Einbeziehung von Menschen mit Behinderungen (...). Damit verbunden ist die Chance zur Realisierung von Selbstbestimmung und zu Mitgestaltungsmöglichkeiten“. (SONNENBERG 2005, S. 30) Die steigende Anzahl von Studien, denen eine ähnliche Einstellung zugrunde liegt, führt PERRY (2004) u. a. auf die Independent-Living-Bewegung zurück, da im Zuge ihrer Verbreitung immer mehr Betroffene zu Wort kommen und deren Bedürfnisse stärker in den Mittelpunkt weiterer Planungen rücken. Auch aufgrund dieser Entwicklungen erscheint es zunehmend erforderlich den Personenkreis von Menschen mit Behinderung und intellektuellen Beeinträchtigungen in die Forschung mit einzubeziehen und sie damit zu Experten in eigener Sache zu machen. PERRY fordert in diesem Zusammenhang ein neues Forschungsparadigma: „The increasing tendency to seek the views of people with disabilities also reflects the emergence of new research paradigmas in which participants become co-workers in the research process.“ (PERRY 2004, S. 116)

Diesen Forderungen kommt die vorliegende Untersuchung nach, indem sie den Versuch unternimmt, die Betroffenenperspektive für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens zu erheben. Die Anforderungen, die eine solche Herangehensweise mit sich bringt, und weitere Ausführungen zur Notwendigkeit und Relevanz der Betroffenenperspektive sind in den Kapiteln 4.4 und 4.5 näher beschrieben.

### **3.4 Partizipation von Menschen mit (geistiger) Behinderung am Beispiel des Wohnens**

Ähnlich dem Begriff der Selbstbestimmung scheint auch der Partizipationsbegriff nur unzureichend und nicht allgemeingültig definiert. Gleichwohl er in jeder neueren Konzeption in der Arbeit oder Pädagogik für und mit Menschen mit (geistiger) Behinderung verwendet

wird, besteht eine inhaltliche Unschärfe. PROSETZKY (2009) bezeichnet Partizipation als einen ‚umbrella term‘, „als ein Sammelsurium, hinter dem sich unterschiedliche und zum Teil widersprüchliche Bedeutungen verbergen“. (PROSETZKY 2009, S. 88) Er verweist auf zahlreiche Autoren (vgl. ebd. S. 89), die Partizipation als ein beliebtes Schlagwort bezeichnen, welches fachlich sehr positiv besetzt sei, allerdings inhaltlich und methodisch nicht bzw. wenig aufgearbeitet ist. Die unscharfe Definition wird besonders deutlich, wenn man die Verwendung des Partizipationsbegriffes im deutschsprachigen Raum betrachtet. Die Begriffe Teilhabe, Teilnahme oder Beteiligung werden synonym verwendet und mit Partizipation gleichgesetzt. Dieser Begriffsverwirrung zugrunde liegen könnte die deutsche Übersetzung der International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF), in der Partizipation und Teilhabe als Begriffe gleichgesetzt werden, wie in der folgenden Definition deutlich wird: „Partizipation [Teilhabe] ist das Einbezogenensein in eine Lebenssituation.“ Diese Definition bzw. deren Umkehrschluss, „Beeinträchtigungen der Partizipation [Teilhabe] sind Probleme, die ein Mensch beim Einbezogenensein in eine Lebenssituation erlebt“ (DIMDI 2005, S. 16), sind seit der Einführung der neuen Klassifikation grundlegend für das Verständnis von Behinderung. Damit einher geht die synonyme Verwendung der Begriffe Teilhabe und Partizipation. In der vorliegenden Studie wird mangels einer fundierten Lösung und unter Berücksichtigung der aktuellen Literatur daher ebenso verfahren, wobei in erster Linie von Partizipation gesprochen wird, worunter auch Teilhabe zu verstehen ist.

Für die vorliegende Untersuchung entscheidend und im Umgang mit dem Begriff der Partizipation von Menschen mit (geistiger) Behinderung bedeutend sind zwei sozialpolitische Neuerungen der vergangenen Jahre, zum einen die zuvor erwähnten Klassifikationen der Weltgesundheitsorganisation und zum anderen die Einführung des Sozialgesetzbuchs IX. In der ICF wird Behinderung als eine Beeinträchtigung von Partizipation bzw. als beeinträchtigter Zugang zu unterschiedlichen Erfahrungswelten verstanden. Zu diesen Bereichen werden die folgenden Aspekte gezählt:

- „d1 Lernen und Wissensanwendung
- d2 Allgemeine Aufgaben und Anforderungen
- d3 Kommunikation
- d4 Mobilität
- d5 Selbstversorgung
- d6 Häusliches Leben
- d7 Interpersonelle Interaktionen und Beziehungen
- d8 Bedeutende Lebensbereiche
- d9 Gemeinschafts-, soziales und staatsbürgerliches Leben“ (DIMDI 2005, S. 20)

Partizipation bedeutet in diesem Zusammenhang das Recht aller Menschen, unabhängig von Beeinträchtigungen oder Einschränkungen an diesen Lebensbereichen teilzuhaben und teilzunehmen. „Die Frage heißt nicht (mehr), wie sich Menschen mit Behinderungserfahrungen verändern können, um Integration und Normalisierung zu erreichen. Vielmehr geht es darum, nach den individuellen Bedarfen und Bedürfnissen passende Unterstützungen bereitzustellen, um so Chancengleichheit zur gesellschaftlichen Teilhabe bei Verschiedenheit der Kompetenzen und Intentionen zu ermöglichen.“ (WACKER 2005, S. 13)

Die zweite sozialpolitische Veränderung in Bezug auf Partizipation von Menschen mit (geistiger) Behinderung ist die Einführung des Sozialgesetzbuchs IX im Jahr 2001. Als Zielperspektive für das gesamte Rehabilitationssystem wird dort „Teilhabe am Leben der Gesellschaft“ formuliert. Für die Umsetzung bedeutet dies, „die Bürgerrechte von Menschen mit Behinderung uneingeschränkt anzuerkennen, ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen und sozialer Ausgrenzung entgegenzuwirken“. (WANSING 2005a, S. 21)

Partizipation ist demnach eine der übergeordneten Leitideen in Bezug auf Menschen mit (geistiger) Behinderung und inzwischen sowohl gesetzlich als auch politisch verankert. In der tatsächlichen Umsetzung besteht allerdings auch weiterhin erheblicher Handlungsbedarf, denn um Teilhabe zu ermöglichen, müssen sich nach WANSING (2005a) zunächst die bestehenden Rehabilitationssysteme und die wohlfahrtsstaatliche Behindertenhilfe verändern und öffnen. Durch ihre innerhalb der Systeme bestehenden Strukturen erschweren sie den Weg zu gesellschaftlicher Teilhabe. Durch die Existenz von Werkstätten und stationären Wohneinrichtungen werden nach WANSING Parallelwelten für Menschen mit Behinderungen aufrechterhalten, weshalb sie eine Neuorganisation der rehabilitativen Leistungen fordert. Dabei reiche es nicht aus, im Namen von Selbstbestimmung und Normalisierung beispielsweise weitere gemeindeintegrierte Wohnheime zu gründen oder „eine rhetorische Neuetikettierung der Betroffenen zu Kunden und Befragungen zu ihrer Zufriedenheit mit dem vorhandenen Angebot“ (WANSING 2005a, S. 30) durchzuführen. Sie fordert vielmehr von den sozialen Dienstleistungen „zu einer ressourcen- und autonomieförderlichen Lebensgestaltung beizutragen, welche Chancen der Inklusion erhöht und Risiken der Ausgrenzung mindert“. (WANSING 2005a, S. 31)

Auf die Notwendigkeit eines Perspektivenwechsels verweist PROSETZKY (2008), der Partizipation u. a. als einen Begriff versteht, mit dem auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse hingewiesen werden kann und der bei einer Veränderung von Benachteiligung o. ä. zu beachten ist. In diesem Zusammenhang nennt PROSETZKY die Umgestaltung institutio-

nalisisierter Systeme, die sich, wenn sie sich zu mehr Teilhabemöglichkeiten bekennen wollen, mit Konsequenzen für die Machtverteilung auseinandersetzen müssen.

Eine gesellschaftliche Veränderung hin zu mehr Teilhabe und Partizipation von allen Menschen setzt dementsprechend einen Perspektivenwechsel auf zwei Ebenen voraus. Zum einen müssen auf struktureller Ebene Maßnahmen getroffen werden, die Partizipation zulassen, wie beispielsweise die Umsetzung des Persönlichen Budgets, und gleichzeitig muss sich auf der Ebene der gesellschaftlichen Meinung ein Perspektivenwechsel vollziehen, dem die innere Einstellung zugrunde liegt, dass alle Menschen das Recht auf Teilhabe haben.

Teilhabe im Sinne gesellschaftlicher Partizipation setzt dann die Mitbestimmung und den Einbezug der Betroffenen voraus und bedeutet dementsprechend, Möglichkeiten zur Selbstbestimmung zu schaffen (siehe Kapitel 3.3). Um erheben zu können, was die Betroffenen tatsächlich brauchen oder wollen, damit sie ihr Leben in beschriebener Weise führen können, eignen sich beispielsweise Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung (vgl. für den deutschsprachigen Raum DOOSE 1998 und 2003), bei der auf vielfältige Weise den Betroffenen die Möglichkeit gegeben wird, ihre individuellen Wünsche, Bedürfnisse und Vorstellungen vom Leben zu äußern und gemeinsam mit einem Unterstützerkreis in eine daran orientierte Lebenssituation zu übertragen. Ein weiteres Mittel, um Partizipation zu gewährleisten, ist die in der vorliegenden Befragung umgesetzte Nutzerbefragung, denn „die Durchführung von Nutzerbefragungen folgt der Aufforderung als Gesellschaft Verantwortung für die Partizipationschancen von Menschen mit Behinderung zu übernehmen (WHO 2000) und konsequente Nutzerorientierung kann die Partizipation von Menschen mit Behinderung erhöhen“. (SONNENBERG 2004, S. 30)

Bezogen auf den Bereich des Wohnens bedeutet die Zielperspektive Partizipation dann auch, sicherzustellen, dass so getätigte Aussagen umgesetzt werden und sich Wohnqualität von Menschen mit Behinderung „nicht allein an objektiven (professionellen) Standards festmachen lässt, sondern es vielmehr darauf ankommt, Wohnformen zu realisieren, die den individuellen Unterstützungsbedarfen in der alltäglichen Lebensführung und dem subjektiven Wohlbefinden entsprechen“. (WANSING 2005b, S. 143)

Im Rahmen des Ambulant Betreuten Wohnens scheinen sich solche Forderungen umsetzen zu lassen, wenn dabei grundsätzlich und fortdauernd die Leitideen der Selbstbestimmung und Partizipation mitgedacht werden und von den unterstützenden Institutionen und Personen nach den Ideen des Normalisierungsprinzips und im Sinne des Empowermentgedankens gehandelt wird. Allen Leitideen gemeinsam ist nach Auffassung der Verfasserin, dass sie nur umgesetzt werden bzw. als Handlungskonzepte im Alltag verankert

werden können, wenn alle Beteiligten sie verinnerlichen und sie zum Grundsatz ihres Handelns machen. Vor allem in der Unterstützung und Begleitung handelt es sich quasi um Voraussetzungen, wenn Menschen mit (geistiger) Behinderung ein selbstbestimmtes Leben so normal wie möglich führen wollen. So kommt es u. a. auf das Selbstverständnis des Professionellen an, dem zu jeder Zeit bewusst sein muss, welche bedeutsame Rolle er in diesem Prozess einnimmt.

Wohnen von Menschen mit (geistiger) Behinderung muss dementsprechend auch unter dieser „Abhängigkeits“-Perspektive gesehen werden, sodass das oben dargestellte Schaubild im Kern um die Person des Unterstützers erweitert werden sollte, unabhängig davon, ob diese dem professionellen oder privaten Unterstützernetz zuzurechnen ist.

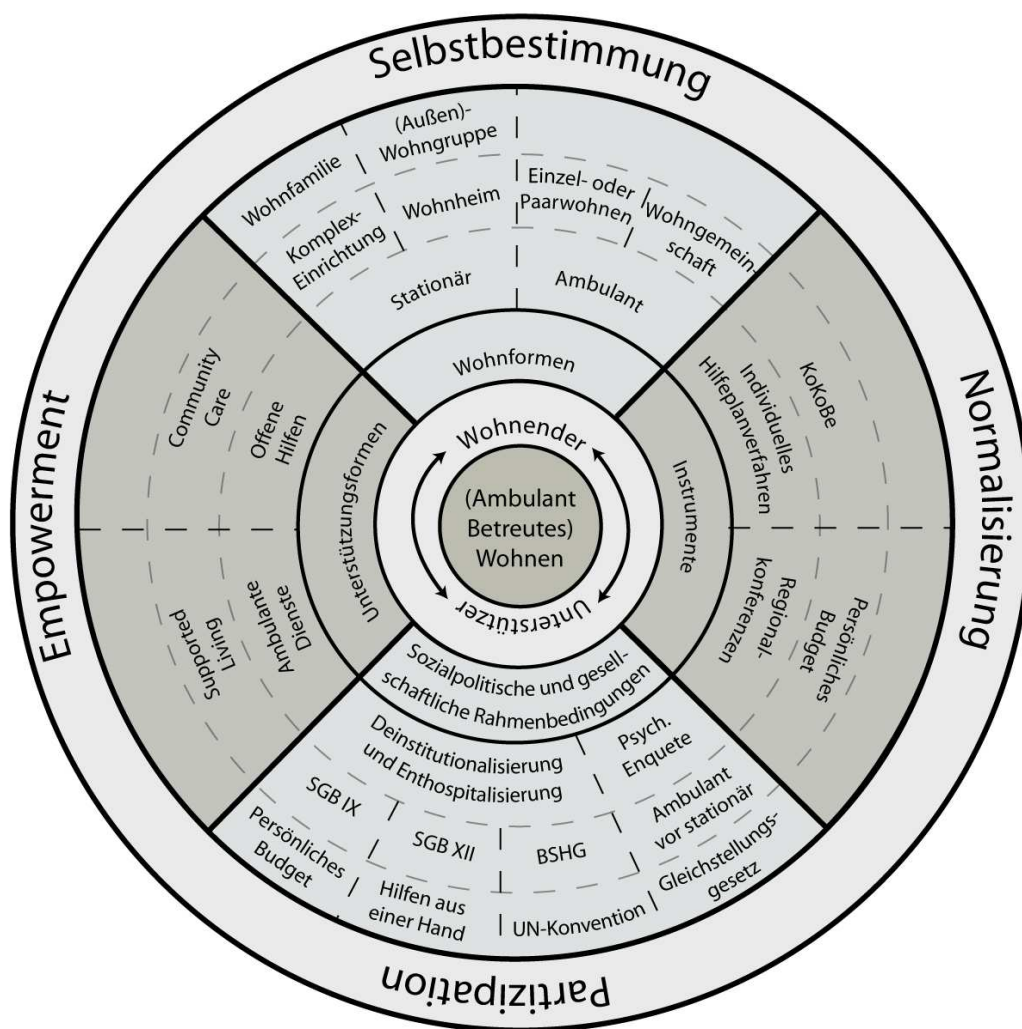


Abbildung 7: Leitideen und Aspekte für den Bereich des Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung unter Berücksichtigung der Person des Unterstützers



In wieweit sich diese Überlegungen in den Aussagen der Befragten wiederfinden, wird im Rahmen der Ergebnisanalyse deutlich werden. Im folgenden Teil werden zunächst methodische Überlegungen zur qualitativen Forschung geschildert, worunter das themenzentrierte Interview zu fassen ist, welches als Befragungsinstrument der Untersuchung dient, und ebenso die qualitative Inhaltsanalyse als Auswertungsmethode der vorliegenden Studie. An diese Ausführungen anschließend wird auf die besonderen Fragestellungen einer qualitativen Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung eingegangen, bevor in Kapitel 5 die Methodik der Untersuchung beschrieben wird.

## II. Empirie

### 4 Zur Methode der Untersuchung

Im folgenden Kapitel wird auf den methodischen Hintergrund der Untersuchung eingegangen. Nach einer kurzen Hinführung werden die Befragungsmethode und das Auswertungsverfahren der vorliegenden Untersuchung erläutert, bevor ein Fokus auf den Aspekt der qualitativen Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung und die Notwendigkeit der Betroffenenperspektive gerichtet wird.

#### 4.1 Qualitative vs. quantitative Sozialforschung

In der quantitativen Sozialforschung werden durch Quantifizierungen von Erfahrungsrealitäten Ergebnisse erreicht. Dabei werden Messwerte erarbeitet, die dann in Statistiken umgesetzt werden. Als Erhebungsmethode dient in den meisten Fällen die standardisierte Befragung mittels Fragebögen, wodurch die Forscher zu einer Fülle von numerischem Material gelangen, welches dann mit Hilfe von festgelegten Analyseverfahren ausgewertet werden kann. Im Vergleich zu anderen Verfahren ist die Validität der Ergebnisse in der quantitativen Forschung recht hoch, da durch die standardisierte Anonymität wichtige Kontrollfaktoren wie Objektivität oder Generalisierbarkeit leicht zu realisieren sind. Schwierig bei dieser Methode ist allerdings die Tatsache, dass jegliche Kommunikation, Interaktion und subjektive Antwortbildung vernachlässigt werden müssen, um zu validen Ergebnissen zu gelangen. Innerhalb der Sozialforschung, die den ‚Gegenstand‘ Mensch in den Mittelpunkt ihrer Forschung stellt, sind aber vor allem die subjektiven, nicht in standardisierten Fragen zu beantwortenden Erfahrungen von Bedeutung.

In der qualitativen Sozialforschung wird daher im Gegensatz zu quantitativen Erhebungen mit verbalem, nichtnumerischem Material gearbeitet. Die Datenerhebung findet zumeist in nichtstandardisierten oder teilstandardisierten Befragungen und/oder Beobachtungen statt

und lässt der beteiligten Person Raum für die Verbalisierung eigener Erfahrungen und Erfahrungsrealitäten. Dabei steht das Subjekt im Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Im Vergleich zu quantitativen Verfahren bestehen bei diesen Methoden Schwierigkeiten mit der Validität, denn die Auswertung der Ergebnisse erfolgt mittels Interpretation. Bei diesen Verfahren werden die Gedanken- und Erlebniswelt der Befragten transparent gemacht, indem die gewonnenen Texte gegliedert und strukturiert und dabei die wichtigsten Grundideen herausgearbeitet werden (vgl. BORTZ/ DÖRING 2006, S. 295 ff.). Dabei lässt sich eine Unschärfe nicht vermeiden und die Kontrollierbarkeit ist eingeschränkt. Gleichzeitig stellt dieser große und offene Interpretationsraum aber auch einen Vorteil der qualitativen Analyse dar, denn die Ergebnisse können vielschichtiger und reichhaltiger sein. Um also möglichst valide Ergebnisse zu erhalten und zu einer generalisierbaren Theorie zu gelangen, sollten die Daten gründlich und ausführlich analysiert werden und im besten Fall innerhalb eines Forscherkonsenses abgeglichen werden.

Eine dafür geeignete Auswertungsmethode stellt die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING dar, die in der vorliegenden Studie ihre Anwendung fand und im Kapitel 4.3. ausführlich beschrieben wird.

## **4.2 Das Leitfadeninterview bzw. das Problemzentrierte Interview (nach WITZEL)**

Die vorherrschenden Erhebungsinstrumente der qualitativen Forschung sind

- die nichtstandardisierten Befragungen (zum Beispiel das narrative Interview),
- die teilstandardisierten Befragungen (zum Beispiel das Leitfadeninterview),
- Beobachtungen (zum Beispiel die Feldforschung) und
- nonreaktive Verfahren (wie zum Beispiel die Biographieforschung).

Sie arbeiten alle nach dem gleichen Prinzip: Auf eine Vorbereitungsphase folgt eine Phase der Datenerhebung (zum Beispiel Durchführung von Interviews), dann folgt eine Phase der Datenaufbereitung (zum Beispiel Transkription) und zum Schluss eine Phase der Datenauswertung, die durch Analyse und Interpretation des aufbereiteten Materials erfolgt.

Innerhalb der qualitativen Befragungen ist das Leitfadeninterview die gängigste Form. Der Leitfaden und die darin enthaltenen Themen ermöglichen die Gestaltung eines Gerüsts zur Datenerhebung und -analyse, welches auf mehrere Interviews angewandt werden kann

und diese damit vergleichbar macht. Gleichzeitig können in der Interviewsituation entstandene Fragen spontan besprochen werden, neue Themen miteinbezogen werden oder auch bei der Auswertung einzelne Themen herausgefiltert werden, die bei der Leitfadenskönstruktion so nicht berücksichtigt wurden (vgl. BORTZ/ DÖING 2006, S. 314 ff.). Es handelt sich beim Leitfadeninterview also um ein Erhebungsinstrument, das einen theoriegeleiteten und dennoch offenen Zugang zu einem Forschungsgegenstand ermöglicht. Dabei steht immer der Befragte im Mittelpunkt und ist dabei „nicht nur Datenlieferant, sondern er determiniert als Subjekt das Gespräch qualitativ und quantitativ mit. (...) So erfolgt (...) eine Wirklichkeitsdefinition durch den Befragten“. (LAMNEK 2005, S. 351)

Unter dem Begriff Leitfadeninterview werden verschiedene Formen des qualitativen Interviews zusammengefasst, denen gemeinsam ist, dass sie eine teilstandardisierte, offene bzw. halboffene Form der Interviewführung als Erhebungsinstrument nutzen. Als teilstandardisiert werden diese Erhebungsmethoden bezeichnet, weil sie große Spielräume bei der Gestaltung des einzelnen Interviews zulassen und gleichzeitig bestimmte vorgegebene Themen in jedem Fall berücksichtigt werden. Die dazu notwendigen Einzelentscheidungen erfordern vom Interviewer „ein großes Maß an Sensibilität für den konkreten Interviewverlauf und für den Interviewten. Darüber hinaus verlangen sie ein großes Maß an Überblick über das bereits Gesagte und seine Relevanz für die Fragestellung der Untersuchung“. (FLICK 2007, S. 223) Zu den hier beschriebenen Methoden gehören das fokussierte Interview, das Experteninterview, das Tiefeninterview und auch das Problemzentrierte Interview, das in der vorliegenden Studie zur Anwendung kommt.

Der Begriff *Problemzentriertes Interview* wurde ursprünglich von WITZEL (1982,1985) geprägt, der das Interview als ein Element innerhalb einer Methodenkombination nutzte, um Problembereiche gesellschaftlicher Realität möglichst vielseitig abbilden zu können. Bald wurde diese Interviewform allerdings als Oberbegriff auch von anderen Autoren adaptiert. So versteht MAYRING (2002) darunter alle Formen einer halbstrukturierten, offenen Befragung und führt im Weiteren aus: „Das Interview lässt den Befragten möglichst frei zu Wort kommen, um einem offenen Gespräch nahezukommen. Es ist aber zentriert auf eine bestimmte Problemstellung, die der Interviewer einführt, auf die er immer wieder zurückkommt. Die Problemstellung wurde vom Interviewer bereits vorher analysiert; er hat bestimmte Aspekte erarbeitet, die in einem Interviewleitfaden zusammengestellt sind und im Gesprächsverlauf von ihm angesprochen werden.“ (MAYRING 2002, S. 67) In Anlehnung an WITZEL beschreibt MAYRING die Grundgedanken dieser Methode, indem er die drei von WITZEL als vorrangig bezeichneten Prinzipien Problemzentrierung,

Gegenstandsorientierung und Prozessorientierung um das Merkmal der Offenheit und die Notwendigkeit einer Vertrauensbeziehung erweitert:

- „Das Problemzentrierte Interview wählt den sprachlichen Zugang, um seine Fragestellung auf dem Hintergrund subjektiver Bedeutungen, vom Subjekt selbst formuliert, zu eruieren.
- Dazu soll eine Vertrauenssituation zwischen Interviewer und Interviewtem entstehen.
- Die Forschung setzt an konkreten, gesellschaftlichen Problemen an, deren objektive Seite vorher analysiert wird.
- Die Interviewten werden zwar durch den Interviewleitfaden auf bestimmte Fragestellungen hingelenkt, sollen aber offen, ohne Antwortvorgaben reagieren.“ (MAYRING 2002, S. 69)

Am Beginn einer Untersuchung sollten immer die Formulierung und die Analyse eines Problems stehen. Der Forscher bereitet sich durch Literaturstudium, eigene Erkundungen im Untersuchungsfeld und Ähnliches auf seine Untersuchung vor. „Aus den gesammelten Informationen filtert er die für ihn relevant erscheinenden Aspekte des Problembereichs der sozialen Realität heraus, verknüpft und verdichtet sie.“ (LAMNEK 2005, S. 364) Daraus stellt er im Anschluss die zentralen Aspekte für den Interviewleitfaden zusammen. Dieser „enthält die einzelnen Thematiken des Gesprächs in einer vernünftigen Reihenfolge und jeweils Formulierungsvorschläge (eventuelle Formulierungsalternativen)“. (MAYRING 2002, S. 69) Ist der Leitfaden erstellt, kommt es zu einer Erprobungsphase, in der Testinterviews durchgeführt werden, um den Leitfaden zu erproben und gegebenenfalls zu modifizieren. Gleichzeitig findet eine Form der Interviewschulung statt, in der sich der Interviewer selbst erproben kann. Die Gespräche bestehen nach MAYRING (2002) im Wesentlichen aus drei Teilen: den zu Beginn gestellten Sondierungsfragen, die einen Einstieg in die Thematik darstellen und der subjektiven Orientierung dienen, den Leitfragen, in denen die wesentlichsten Themenaspekte innerhalb des Leitfadens abgefragt werden, und schließlich den Ad-hoc-Fragen, die Raum für spontane Fragen und Aspekte bieten, die nicht im Leitfaden enthalten sind (vgl. MAYRING 2002, S. 70).

Das Problemzentrierte Interview wird vor allem in der theoriegeleiteten qualitativen Forschung eingesetzt, da „es keinen rein explorativen Charakter hat, sondern die Aspekte der vorrangigen Problemanalyse in das Interview Eingang finden“. (MAYRING 2002, S. 70) Einen weiteren Vorteil bietet diese Methode durch ihre teilweise Standardisierung mittels

Leitfaden. So können mehrere Interviews miteinander verglichen werden und durch eine größere Menge an Fallzahlen können die Ergebnisse wiederum besser generalisiert werden. DIEKMANN (2008) interpretiert dies als Schritt in Richtung quantitativer Methoden und verweist in diesem Zusammenhang auf die Notwendigkeit von Methodentriangulation, denn „erst durch das Zusammenspiel unterschiedlicher qualitativer und auch quantitativer Methoden wird der Forscher oder die Forscherin in die Lage versetzt, ein verlässliches Gesamtbild eines sozialen Gegenstandes zu erstellen“. (DIEKMANN 2008, S. 543)

### **4.3 Die qualitative Inhaltsanalyse (nach MAYRING)**

Bei der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING handelt es sich um eine Methode zur Analyse sprachlichen Materials mit dem Ziel, „die manifesten und latenten Inhalte des Materials in ihrem sozialen Kontext und Bedeutungsfeld zu interpretieren, wobei vor allem die Perspektive der Akteure herausgearbeitet wird“. (BORTZ/ DÖRING 1996, S. 306)

Nach MAYRING (2007, vgl. S. 16 f.) lassen sich zur näheren Definition verschiedene Kriterien, wie zum Beispiel das implizierte Wissenschaftsverständnis, anwenden, die sich vor allem auf die Abgrenzung zu quantitativen Analyseverfahren beziehen. Dabei erhebt er nicht den Anspruch eine rein qualitative Forschungsmethode entwickelt zu haben, vielmehr strebt MAYRING eine bessere interdisziplinäre Zusammenarbeit von quantitativer und qualitativer Forschung an. Ihm geht es in erster Linie um den Forschungsgegenstand und dessen systematische Erforschung. An verschiedenen Stellen (MAYRING 2000, 2003, 2007) spricht er sich für eine Überwindung des starren quantitativ-qualitativen Gegensatzes aus. Seines Erachtens steht zu Beginn jedes wissenschaftlichen Vorgehens immer der qualitative Schritt der Gegenstandserfassung, worauf dann quantitative Analyseschritte folgen können, aber nicht unbedingt müssen (vgl. MAYRING 2007, S. 19). Die für ihn mögliche Vernetzung qualitativer und quantitativer Analyseschritte beschreibt MAYRING auch an anderer Stelle: „Der grundlegende Ansatz der qualitativen Inhaltsanalyse ist nun, die Stärken der quantitativen Inhaltsanalyse beizubehalten und auf ihrem Hintergrund Verfahren systematischer qualitativ orientierter Textanalyse zu entwickeln.“ (2007, S. 42) Eben diese Systematik wird von FLICK u. a. (1995) als einer der wesentlichen Vorteile der qualitativen Inhaltsanalyse benannt. Durch das von MAYRING entwickelte regelgeleitete und schrittweise Vorgehen sind die Ergebnisse exakter und mittels Gütekriterien qualitativer Forschung auch leichter überprüfbar. Die Möglichkeit des Einsatzes quantitativer Schritte innerhalb der qualitativen Analyse kann nach FLICK u. a. „zur Überwindung der so oft kritisierten Dichotomisierung `qualitativ vs.

quantitativ führen“ (FLICK u. a. 1995, S. 213) Nach MAYRING bietet die qualitative Inhaltsanalyse ein gutes Beispiel für die Verbindung qualitativer und quantitativer Analyse-schritte, „denn die Schritte der Kategorienbildung und der Zuordnung von Kategorien zum Text sind eindeutig qualitative Schritte, in aller Regel werden dann aber Kategorienhäufigkeiten erhoben und quantitativ analysiert. Somit steht die Qualitative Inhaltsanalyse eigentlich zwischen den Fronten, versucht einen Mittelweg.“ (MAYRING in MAYRING/GLÄSER-ZIKUDA 2005, S. 9)

Bei der Arbeit mit der Methode der Qualitativen Inhaltsanalyse müssen nach MAYRING (1995 und 2007) fünfzehn Grundsätze befolgt werden, die er in folgendem Ablaufmodell zusammengefasst hat:

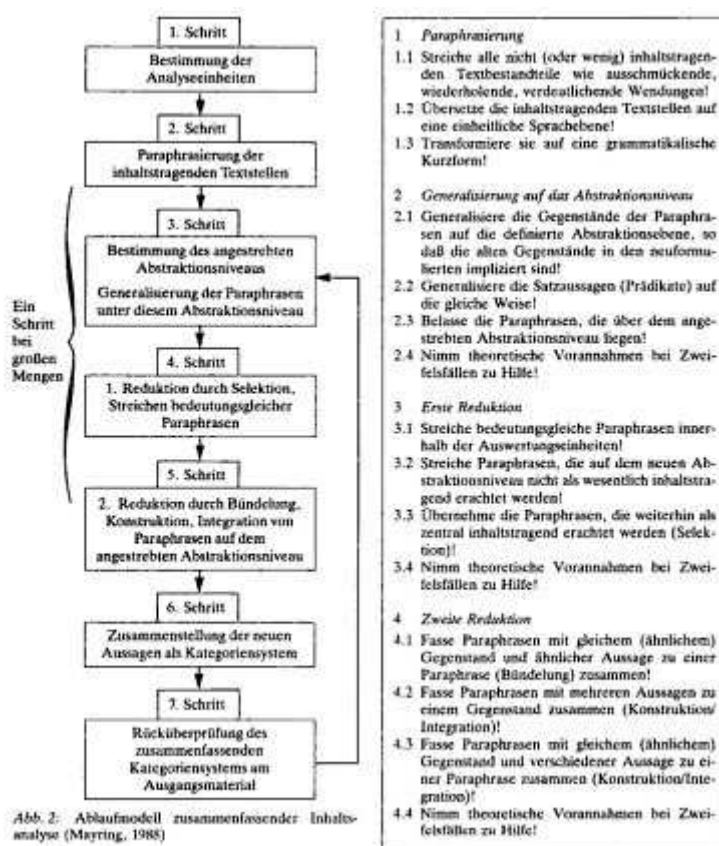


Abbildung 8: Verfahrensregeln zusammenfassender Inhaltsanalyse (MAYRING 1995, S. 211)

Die daraus resultierenden Analyseschritte werden im Folgenden kurz erläutert:

### 1. Festlegung des Materials

Es muss keine vollständige Auswertung des gesamten Materials erfolgen, doch das der Analyse zugrunde liegende Material muss genau definiert werden. Dazu gehört zum Beispiel eine Beschreibung der unterschiedlichen Befragungsgruppen oder des Umfangs der Befra-

gung. In der vorliegenden Untersuchung entspricht dies den Kapiteln 5.3.1, 5.3.2. und 5.3.3.

## **2. Analyse der Entstehungssituation**

An dieser Stelle sollte die konkrete Entstehungssituation beschrieben werden, worunter zum Beispiel auch die Beschreibung der Gegebenheiten während der Interviews fällt. Auch dieser Analyseschritt ist unter Punkt 5.3.2 näher ausgeführt.

## **3. Formale Charakterisierung des Materials**

Unter der formalen Charakterisierung versteht MAYRING die Beschreibung der Transkriptionsmethode und des vorliegenden Textmaterials, was in dieser Arbeit dem Punkt 5.3.4 entspricht.

## **4. Richtung der Analyse**

Um das Material nicht isoliert zu betrachten, sollte es nach MAYRING in ein Kommunikationsmodell eingeordnet werden. In der vorliegenden Studie wird diesem Punkt allerdings keine Bedeutung beigemessen, da das Material keinesfalls isoliert betrachtet wird, sondern an jeder Stelle in einen theoretischen Bezugsrahmen bzw. in den jeweiligen subjektiven Bedeutungszusammenhang gesetzt wird.

## **5. Theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung**

Die Fragestellung der Analyse muss im Vorfeld genau geklärt und theoretisch an die bisherige Forschung zum Gegenstand angebunden werden. In der vorliegenden Untersuchung ist dies u. a. mit der Darstellung der Grundannahmen unter Punkt 5.1 und den daraus entwickelten Leitfragen geschehen.

Theoretische Aussagen werden vor allem auch im Laufe der Forschung selbst gewonnen.

## **6. Bestimmung der Analysetechnik**

MAYRING unterscheidet drei Grundformen des Interpretierens, die in der Literatur auch als Interpretationstechniken oder Interpretationsvarianten bezeichnet werden (vgl. FLICK, BORTZ/DÖRING, DIEKMANN):

### **1. Zusammenfassung**

Das Ziel der Zusammenfassung ist die Reduzierung des Materials auf die wesentlichen Inhalte. Dabei soll ein genaues Abbild des Grundmaterials erhalten bleiben. Dies geschieht durch eine Paraphrasierung und anschließende Generalisierung des sprachlichen Materials. Anschließend kommt es zu einer induktiven bzw. deduktiven Kategorienbildung, je nach Forschungsverständnis und theoretischem Hintergrund.



## 2. Explikation

Bei der Explikation wird zusätzliches Material zur Verdeutlichung bzw. Erläuterung einzelner Textstellen gesammelt. Dabei wird in einem ersten Schritt das zu explizierende Material festgelegt, die Textstelle wird genau definiert und das verwendete Explikationsmaterial wird beschrieben. Anschließend kann eine enge oder eine weite Kontextanalyse durchgeführt werden. Dieser Schritt wird in der Analyse der Ergebnisse im Rahmen des sechsten Kapitels immer wieder sichtbar, wenn entweder theoretische Bezüge oder zusätzliche Interviewpassagen zur Modifikation einzelner Aussagen herangezogen werden.

## 3. Strukturierung

Das Ziel der Strukturierung ist das Herausfiltern einer materialeigenen Struktur mittels eines Kategoriensystems. Bei der Erstellung des Kategoriensystems kommt es nach MAYRING vor allem auf die genaue Definition der Kategorien an, die ähnlich der zusammenfassenden Inhaltsanalyse induktiv oder deduktiv erfolgen kann. Aus den festgelegten Kategorien wird ein Codierleitfaden erstellt, in der vorliegenden Untersuchung als Codewortbaum bezeichnet, der als Handlungsanweisung für den Auswerter gilt. In einem ersten Materialdurchlauf findet dann eine Fundstellenbezeichnung (Codierung) statt. In einem zweiten Materialdurchlauf wird das gekennzeichnete Material herausgefiltert, zusammengefasst und aufgearbeitet.

## **7. Definition der Analyseeinheiten**

In der Beschreibung der drei Analysetechniken wurde schon auf die Notwendigkeit einer präzisen Festlegung der Analyseeinheiten eingegangen. Dabei handelt es sich zum Beispiel um eine Definition der kleinsten bzw. größten Einheit oder eine Beschreibung der Reihenfolge der Texteinheiten.

## **8. Analyseschritte mittels des Kategoriensystems**

Dieser Schritt ist im Prinzip unter dem Punkt ‚Bestimmung der Analysetechnik‘ behandelt worden. An dieser Stelle findet in MAYRINGS Ablaufmodell die eigentliche Analyse nach einer der drei Grundformen Zusammenfassung, Explikation oder Analyse bzw. nach der dargestellten Mischform statt.

## **9. Rücküberprüfung des Kategoriensystems an Theorie und Material**

Nach einer Bearbeitung von ca. 10-50 % des Materials soll eine Überprüfung der Kategorien und des Leitfadens stattfinden, wobei der zu diesem Zeitpunkt entwickelte Codewortbaum auf bereits erarbeitete Texte erneut angewendet wird, um ein weitgehend vollständiges Abbild zu erhalten.

## **10. Interpretation der Ergebnisse in Richtung der Hauptfragestellung**

Dieser Punkt des Ablaufmodells wird in der vorliegenden Studie innerhalb der Kapitel 7 und 8 bearbeitet.

## **11. Anwendung der inhaltsanalytischen Gütekriterien**

Im Rahmen einer Methodenkritik sollen die von MAYRING geforderten Gütekriterien Objektivität, Validität und Reliabilität auf die Untersuchung übertragen und evaluiert werden. Dieser Forderung kommt in der vorliegenden Studie Kapitel 7 nach.

Im folgenden Abschnitt sollen nun die dargestellten methodischen Überlegungen auf den Bereich der Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung übertragen werden. Zunächst wird ein Überblick über den allgemeinen Forschungsstand zu diesem Gebiet gegeben, um anschließend die spezifischen Anforderungen darzustellen, bevor auf die Notwendigkeit einer Betroffenenperspektive eingegangen wird.

## **4.4 Qualitative Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung**

Die Deinstitutionalisierungsbewegung der letzten Jahrzehnte hat nach PERRY (2004) zu einer größeren Bedeutung von Studien geführt, in denen Menschen mit geistiger Behinderung zu Wort kommen. Unter anderem führte die Independent-Living-Bewegung dazu, dass Menschen mit Behinderung die Möglichkeit erhielten, ihre Bedürfnisse zu äußern und bei weiteren Planungen mitzuwirken. Für den deutschsprachigen Raum stellt SCHÄFERS (2008) allerdings fest, dass der Personenkreis von Menschen mit geistiger Behinderung „erst in den letzten Jahren als Auskunftsource bezüglich ihrer subjektiven Lebensqualität ‚entdeckt‘ wurde“, weshalb „bislang nur wenige Erfahrungsberichte über die Angemessenheit und Umsetzbarkeit verschiedener Interviewmethoden zur Erforschung subjektiver Konzepte, Einstellungen, Merkmale und Theorien vor[liegen]“. (SCHÄFERS 2008, S. 145 f.) Die (wenn auch immer noch geringe) Zunahme von empirischen Studien und Nutzerbefragungen von Menschen mit geistiger Behinderung führt SCHÄFERS auf eine Zunahme im Bereich der Lebensqualitätsforschung (SEIFERT u. a.) zurück. So hat er eine Übersicht erstellt, aus der hervorgeht, dass es zwar zunehmend mehr Studien gibt, die den Menschen mit geistiger Behinderung in den Mittelpunkt stellen, diese ihn aber nur selten tatsächlich frei zu Wort kommen lassen. In den meisten Fällen wurde ein standardisiertes Interview geführt bzw. eine Befragung mittels eines standardisierten Fragebogens durchgeführt. SCHÄFERS benennt nur vier Studien (JAKOBS 1987, HAGEN 2001, DENNHÖFER 2004, HORST 2006), die mit der Methode des Problem-

zentrierten Interviews durchgeführt wurden, wie es auch in der vorliegenden Studie benutzt wird (vgl. SCHÄFERS 2008, S. 87 ff.). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch DWORSCHAK (2004), der konstatiert, dass seit 30 Jahren Befragungen von Erwachsenen mit geistiger Behinderung durchgeführt werden, bislang aber „nur vereinzelte Publikationen im Zusammenhang mit Befragungen vor[liegen], in denen Erwachsene mit geistiger Behinderung selbst zu Wort kommen (vgl. u. a. WINDISCH u. a. 1991; HOFMANN u. a. 1993, 1996; STENFERT-KROESE 1998; WACKER u. a. 1998; GROMANN/NIEHOFF-DITTMANN 1999; HAGEN 2001; BECK/OLLECH 2002; GIESE u. a. 2002)“ (DWORSCHAK 2004, S. 26) Dieser beschriebene Mangel an direkter Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung, also der Erhebung der Betroffenenperspektive mittels Interview ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die Validität der Ergebnisse auch heute noch kontrovers diskutiert wird, denn „im Zusammenhang mit der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung stellt sich die Frage, ob diese grundsätzlich in der Lage sind, in ausreichendem Maße valide Auskünfte über sich und ihre Lebenssituation zu erteilen. (...) Des Weiteren muss man davon ausgehen, dass bei Menschen mit geistiger Behinderung die für die Interviews geforderten Kompetenzen wie Kognition, Perspektivenübernahme oder Normenreflexion unterschiedlich stark ausgeprägt sein werden.“ (DWORSCHAK 2004, S. 29 f.) Zunächst einmal ist festzustellen, dass es sich bei dem Personenkreis von Menschen mit (geistiger) Behinderung um eine außerordentlich heterogene Gruppe handelt, die sich nicht in einer Befragungspopulation zusammenfassen lässt, also Aussagen über eine Befragbarkeit dieses Personenkreises differenziert zu betrachten sind. Prinzipiell ist davon auszugehen, dass alle Menschen Auskunft über ihre Lebenssituation und daraus abzuleitende Bedürfnisse geben können, es kommt nur auf die Methode der Befragung an. HAGEN (2001) hat beispielsweise Menschen mit schwerer Behinderung befragt und als Untersuchungsmethode in erster Linie Bildkarten eingesetzt. Auch SEIFERT befragt in ihren Studien zur Lebensqualität in erster Linie Menschen mit schwerer kognitiver Beeinträchtigung, denn wird die Methode den jeweiligen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Kompetenzen des zu Befragenden angepasst, können alle Betroffenen die Möglichkeit erhalten, sich als Experte in eigener Sache zu äußern und somit valide Ergebnisse erheben zu lassen.

In der vorliegenden Studie wurde als Befragungsform wie beschrieben das Problemzentrierte Interview verwendet, weshalb sich die nachfolgenden Ausführungen in erster Linie auf diese Methode beziehen. Orientiert an der allgemeinen qualitativen Forschung lassen sich drei Bereiche unterscheiden, die bei der Durchführung von Interviews berücksichtigt werden sollten: die Merkmale des Befragten, die Merkmale des Interviewers und die Merkmale der Interviewsituation. Um die Anwendbarkeit dieser Methode für den Bereich der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung deutlich zu machen, werden im

Folgendes diese Merkmale unter besonderer Berücksichtigung der (besonderen) Bedürfnisse der Betroffenen ausgeführt:

### 1. Merkmale des Befragten

Bei der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung kommen vor allem Schwierigkeiten im Rahmen des (kognitiven) Sprachverständnisses und der Antwortreaktion zum Tragen: „Besonders bei der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung gilt es im Hinblick auf mögliche kognitiv-kommunikative Beeinträchtigungen, Inhalte und sprachliche Formulierung der Fragestellungen so zu wählen, zu gestalten und aufeinander abzustimmen, dass die Bedeutung der Frage und Antwort gleichermaßen interpretiert werden kann.“ (SCHÄFERS 2008, S. 148) HAGEN spricht sich im Hinblick auf die kognitiv-sprachlichen Herausforderungen in Interviewsituationen dafür aus, zunächst offene und durchaus komplexe Fragen zu stellen, denn „es ist nicht davon auszugehen, dass einfache Fragen per se behindertengerecht wären (...), vielmehr darf nicht ausgeschlossen werden, dass Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung durchaus in der Lage sein könnten, komplexe Sinnzusammenhänge zu verstehen, zumal nicht vom aktiven Sprachgebrauch unmittelbar auf das passive Sprachverständnis geschlossen werden kann.“ (HAGEN 2002, S. 300)

Neben den Aspekten des Sprachverständnisses gibt es allerdings noch weitere Bereiche, die bei der inhaltlichen Gestaltung berücksichtigt werden sollten. So verweist SCHÄFERS (2008) auf Schwierigkeiten, die Menschen mit geistiger Behinderung bei der Beantwortung von Fragen haben, die auf eine quantitative Einschätzung abzielen, denn „diese relativ abstrakte Darstellungsform in Frage- und Antwortformaten erweist sich in der Forschungspraxis als kognitiv anspruchsvoll mit der Folge, dass viele Personen derartige Fragen nicht bzw. nicht valide beantworten können“. (SCHÄFERS 2008, S. 149) Eine weitere Herausforderung liegt in der Erhebung abstrakter Inhalte, denn Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen fällt es erheblich leichter, konkrete Sachverhalte zu beantworten als abstrakte Zusammenhänge zu verstehen.<sup>10</sup> PERRY (2004) beschreibt diese Problematik mit ‚Antwortfähigkeit‘ (Responsiveness) der Befragten und bezieht sie zum einen auf die Art der Fragestellung und zum anderen auf die vorhandenen kognitiven Fähigkeiten. Als schwieriger bezeichnet er offene Fragen zu eher abstrakten Themen im Gegensatz zu geschlossenen Fragen zu konkreten Aspekten. Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Antwortreaktion der Befragten. HAGEN (2001) beschreibt dies

---

<sup>10</sup> Als Lösung schlägt SCHÄFERS vor, „sowohl im Vorfeld besonders prägnante Beispiele auszuwählen, die stellvertretend für den gesamten Inhaltsbereich stehen, als auch in der konkreten Interviewsituation den Fokus des Befragten durch Erläuterungen von einzelnen Exempeln wieder auf die Gesamtfragestellung zu lenken“. (SCHÄFERS 2008, S. 150) Dieser Vorschlag wurde bei der Durchführung der Interviews berücksichtigt, sodass konkrete Beispiele aus der Lebenswelt der Befragten zu einer weniger abstrakten Fragestellung führten.

als das Phänomen des positiven Antwortverhaltens bzw. der sozialen Erwünschtheit. Diese Phänomene lassen sich bei allen Befragungsgruppen feststellen, doch zeigen Untersuchungen, dass vor allem Menschen mit geistiger Behinderung zu einem derartigen Antwortverhalten neigen. PERRY (2004) spricht von ‚Zustimmungstendenz‘ (Acquiescence) und weist darauf hin, dass diese Problematik zwar gegeben ist, jedoch eine eher geringe Rolle spielt und die meisten Befragten mit kognitiven Beeinträchtigungen durchaus in der Lage sind, angemessen auf Fragen zu antworten. Als Lösung schlägt HAGEN (2001) vor, den lebensweltlichen Erfahrungs- und Kenntnishorizont dieser Menschen beispielsweise durch Übung der eigenen Meinungsäußerung zu erweitern. Sie verweist in diesem Zusammenhang auch auf das Instrument der Individuellen Hilfeplanung, dessen Einsatz dazu führen könnte, dass Menschen mit geistiger Behinderung Erfahrungen damit sammeln, befragt zu werden. „Als mögliche Problembereiche blieben lediglich, dass Vorbehalte gegenüber ForscherInnen als nicht vertrauten Personen bestehen könnten oder dass Forschungsinterviews mit Befragungen im Rahmen individueller Hilfeplanung verwechselt werden könnten.“ (HAGEN 2001, S. 220) Letzterem ist aber sicherlich durch ausführliche Erläuterungen des Forschungsansatzes vorzubeugen, was zu den Aufgaben des Interviewers gehört, die im Folgenden ausgeführt werden.

## 2. Merkmale des Interviewers

Für ein erfolgreiches Interview ist es notwendig, dass der Interviewer als neutrale, vertrauenswürdige Person anerkannt wird. Gerade bei der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung, die häufig institutionelle Lebenserfahrungen haben, scheint es nach HAGEN (2001) „unbedingt erforderlich zu sein, klarzustellen, dass der Interviewer kein Institutionsvertreter ist, der Institution nicht verpflichtet ist und die Untersuchungspersonen sich daher darauf verlassen können, dass die erhaltenen Informationen von dem Interviewer vertraulich behandelt werden.“ (HAGEN 2001, S. 107) Darüber hinaus scheint es wichtig, deutlich zu machen, dass der Interviewer keine unmittelbaren Veränderungen herbeiführen kann und nicht als Problemlöser angesehen wird. In der Person des Interviewers liegt ein Teil des Erfolgs einer Befragung begründet, da dieser als aktiver Gesprächspartner Einfluss auf den Ablauf nimmt und auf diese Weise selbst zum Erhebungsinstrument wird. Vor allem bei der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung „muss der Interviewer eine Reihe von elementaren (sozialen und kommunikativen) Kompetenzen mitbringen, schließlich ist es seine Aufgabe, den Befragten durch das Interview zu führen und auftretende Verständnisprobleme auszuräumen, um verzerrte Antwortreaktionen zu vermeiden und valide Ergebnisse erwartbar werden zu lassen.“ (SCHÄFFERS 2008, S. 168) Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand und ein intensiver Einblick in die Lebenswelt der zu Befragenden sind dabei nicht nur hilfreich, sondern unabdingbar. Zudem

empfiehlt es sich nach DWORSCHAK (2004), dass Interviewer gut geschult sind, „d. h. den Fragebogen bzw. den Interviewleitfaden gut kennen und mindestens eine Probebefragung durchgeführt haben. Des Weiteren sollte der Interviewer Erfahrungen im Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung haben.“ (DWORSCHAK 2004, S. 28)

### 3. Merkmale der Interviewsituation

Am Beginn eines Interviews steht die Klärung der wesentlichen Aspekte Freiwilligkeit der Teilnahme und Anonymität der Daten. Vor allem bei Befragungen von Menschen mit geistiger Behinderung spielen für die Gestaltung der Interviewsituation aber noch weitere Faktoren eine wichtige Rolle. So belegen nach HAGEN (2001) mehrere Untersuchungen, dass Befragungen, die in einer natürlichen Situation durchgeführt werden, zu aussagefähigeren Ergebnissen kommen als solche, die in einem klinischen Setting durchgeführt werden. Auch der Aufbau eines Vertrauensverhältnisses im Vorfeld kann bei den Gesprächen von Vorteil sein. Des Weiteren sollte darauf geachtet werden, dass die Interviews nicht zu lang dauern. Nach ATTESLANDER (2003) gilt für die meisten Menschen eine Interviewdauer von 30 bis 60 Minuten als zumutbar. Ein Großteil der Autoren, die Untersuchungen mit Menschen mit geistiger Behinderung durchgeführt haben, geht davon aus, dass es bei diesem Personenkreis schneller zu einer Überforderung oder zu Konzentrationsschwächen kommt, weshalb die Interviewdauer deutlich kürzer anzusetzen wäre (vgl. SONNENBERG 2004, S. 78 f.). Eigene Erfahrungen der Autorin der vorliegenden Studie verweisen auf andere Erkenntnisse. In der Regel sind die Befragten in der Lage, ihre eigenen Kompetenzen realistisch einzuschätzen und von sich aus die Länge eines Gesprächs zu bestimmen. Fallen gravierende Konzentrationsschwierigkeiten auf, dann ist es die Aufgabe des Interviewers, die Befragung angemessen und valide zu Ende zu bringen. Da aber die Interviews nach eigener Erfahrung als Möglichkeit eines ausführlichen Gesprächs mit dem Befragten im Mittelpunkt wahrgenommen werden, wurde bei den durchgeführten Interviews die Redezeit in den meisten Fällen deutlich überzogen.

Aus den drei beschriebenen Merkmalsgruppen fasst HAGEN (2002) Eckpunkte für die Konzeptionierung von Interviews zusammen, die im Folgenden unter Einbezug weiterer theoretischer Aussagen dargestellt werden:

1. Die gewählte Methode sollte zum einen möglichst viel Raum für die Sicht des Befragten lassen, zum anderen aber mit Hilfe eines Leitfadens eine Struktur ermöglichen, wie es beispielsweise bei der Methode des problemzentrierten Interviews

nach WITZEL der Fall ist, welches in der vorliegenden Studie als Erhebungsinstrument benutzt wurde.

2. Vor der Durchführung sollten die lebensweltlichen Rahmenbedingungen des Interviewten bekannt sein, um adäquat darauf eingehen zu können (zur Durchführung der Interviews siehe auch Kapitel 5.3).
3. Die Sprache sollte sich den Kompetenzen des Befragten anpassen. Nach Perry (2004) ist es generell positiv, wenn die Fragen kurz, einfach und eindeutig sind und der Interviewer langsam und deutlich spricht. Nach jeder Frage sollte er dem Befragten Zeit geben zu antworten, bevor er die Frage erneut stellt, anders formuliert, nachfragt oder zur nächsten Frage übergeht.
4. Die Interviewpartner sollten sich bereits im Vorfeld kennen gelernt haben, um auf einer vertrauensvollen Basis das Gespräch führen zu können. Zudem lassen sich auf diese Weise anfängliche Befürchtungen oder Vorbehalte leichter auflösen.
5. Die Interviews sollten in bekannter Atmosphäre stattfinden, um möglichen Unsicherheiten vorzubeugen. Gleichzeitig sollte dabei aber ein separater Raum zur Verfügung stehen, damit eine offene Gesprächsführung mit anonymisierbarem Inhalt möglich ist. Zu diesem räumlichen Aspekt passt die Anmerkung von PERRY (2004), der unter dem Stichwort „Venue“ empfiehlt, dass sich der organisatorische Aufwand für den Befragten möglichst gering gestalten sollte. So soll beispielsweise der Interviewer den Befragten an seiner Arbeitsstelle oder an seinem Wohnort treffen, um diesem Wege und unnötigen Stress zu ersparen. Dazu gehört ebenfalls eine ruhige Gesprächsatmosphäre.
6. Der Gesprächseinstieg sollte über das Anknüpfen an lebensweltliche Bezüge hergestellt werden, weshalb PERRY (2004) empfiehlt, zu Beginn des Interviews einige Minuten zwanglos und offen miteinander zu plaudern, beispielsweise über das Wetter. Daran anschließend sollte sich der Interviewer dem Befragten noch einmal vorstellen und das Ziel der Untersuchung verständlich darlegen, auch wenn beides bereits im Vorfeld des Gesprächs erfolgt ist.

Werden bei der Konzeptionierung der Interviews bzw. der Interviewleitfäden die beschriebenen Merkmale bzw. die daraus resultierenden Anforderungen berücksichtigt, ist eine Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung in jedem Fall durchführbar und anzustreben, denn nur sie sind in der Lage, über ihre Sicht der Dinge, ihre Lebenswelt und die daraus entstandenen Wünsche und Bedürfnisse Auskunft zu geben. Auf die Notwendigkeit

solcher Untersuchungen und die Relevanz der Betroffenenperspektive wird im folgenden Kapitel eingegangen.

#### 4.5 Die Notwendigkeit und Relevanz der Betroffenenperspektive

Um die subjektive Sichtweise einer Person auf Aspekte ihrer eigenen Lebenswelt zu erfahren erscheint es nur logisch sie selbst danach zu fragen, denn „subjektive Bedeutungen lassen sich nur schwer aus Beobachtungen ableiten. Man muss hier die Subjekte selbst zur Sprache kommen lassen; sie selbst sind zunächst die Experten für ihre eigenen Bedeutungsgehalte.“ (MAYRING 2002, S. 66) Diese für die qualitative Forschung beinahe als allgemeingültig zu bezeichnende Aussage sollte auch allgemeingültig für alle Mitglieder der Gesellschaft sein. Wie in den vorhergehenden Ausführungen deutlich wurde, ist dem jedoch nicht so. In der Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung ist es noch immer eher unüblich, sie selbst zu befragen. Findet Forschung statt, dann häufig „in Form einer Forschung *über* Menschen mit geistiger Behinderung, weniger aber *mit* den betreffenden Personen selbst“. (SCHUPPENER 2005, S. 154) Neben dem gesetzlich verankerten Leitgedanken von Partizipation und gesellschaftlicher Teilhabe, wodurch per definitionem dem Betroffenen die Möglichkeit zur Meinungsäußerung gegeben werden sollte, ist es auch aus forschungswissenschaftlicher Sicht unabdingbar, die Betroffenen selbst zu befragen, da Selbstaussagen „insgesamt ein authentischeres Bild und somit auch validere Antworten auf Forschungsfragen ergeben“. (SCHUPPENER 2005, S. 154) Gerade wenn es um die Planung und Implementierung neuer (Hilfe-)systeme, Unterstützungsangebote, Wohnformen oder Ähnliches geht, ist also die Meinung der Betroffenen, die Erhebung ihrer Perspektive von größter Relevanz. Vor allem bezogen auf den Bereich Wohnen und die gerade in diesem Bereich entscheidenden individuellen (Wohn-)bedürfnisse kommt der Entwicklung von Instrumenten, „die in der Lage sind, Interessen und Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner von Wohneinrichtungen zu erheben eine immense Bedeutung zu. (...) Um die Nutzerperspektive zu ermitteln, müssen entsprechende Methoden zur Verfügung gestellt werden. Das derzeitige Angebot ist unzureichend.“ (SONNENBERG 2005, S. 17)

Wird der Leitgedanke der Partizipation konsequent verfolgt, ist die Beteiligung von Menschen mit geistiger Behinderung an wissenschaftlicher Forschung *über* sie von wesentlicher Bedeutung. Um dies allerdings auch zu gewährleisten, ist die Befähigung der Befragten zur aktiven Teilhabe zu berücksichtigen (vgl. Kapitel 3). Darauf verweist auch SONNENBERG (2005): „Notwendig zur konsequenten Umsetzung des Mitbestimmungsgedankens ist



jedoch die Förderung der Artikulation von Bedürfnissen und die ernsthafte Auseinandersetzung mit den Beiträgen der Betroffenen. Diese müssen deutlich spüren können, dass ihre Einflussnahme erwünscht ist.“ (SONNENBERG 2005, S. 38) Da dies für die meisten Befragten ungewohnt sein dürfte, sollte man nach THESING (1998) davon ausgehen, dass vor allem bezogen auf den Bereich des Wohnens „Menschen mit einer geistigen Behinderung erst lernen müssen, ihre Wohnbedürfnisse zu formulieren und wahrzunehmen. (...) Erst die Praxis des selbständigen Wohnens wird sie befähigen, ihre Vorstellungen zu benennen und zu konkretisieren.“ (THESING 1998, S. 138) Diese Annahme bleibt in der vorliegenden Studie zu überprüfen. Zunächst wird davon ausgegangen, dass ein Großteil der Befragten Auskunft geben kann über die aktuellen (Wohn-)bedürfnisse und für sich selbst Wünsche, Interessen, Ressourcen und Perspektiven benennen kann. Dass sich diese individuellen Sichtweisen womöglich im Laufe einer (Weiter-)Entwicklung verändern können und sich eventuell konkretisieren, steht dabei außer Frage.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Betroffenenperspektive oder anders formuliert die Relevanz der subjektiven Meinungsäußerung für die vorliegende Studie von wesentlicher Bedeutung ist. Allein die Fragestellung basiert darauf, Menschen mit (geistiger) Behinderung nach ihren Vorstellungen, Wünschen, Erfahrungen, Interessen und Ressourcen in Bezug auf den Bereich Wohnen bzw. auf das Ambulant Betreute Wohnen zu befragen. Die Beteiligung der Befragten zu allen Zeiten der Untersuchung soll sicherstellen, dass tatsächlich ihre Lebenswelt wiedergegeben werden kann. Die Auseinandersetzung mit der Theorie im Vorfeld der Untersuchung, Hospitationen, eigene Erfahrungen und Gespräche führten zu einem ersten Entwurf der Interviewleitfäden (siehe Kapitel 5.2), der dann in Pretests mit Hilfe der Betroffenen evaluiert und überarbeitet wurde. Der Befragung zugrunde liegt das Ziel, „sich an den Lebenslagen von Menschen mit Behinderung direkter zu orientieren, aus ihrer Sicht ihre Fähigkeiten, Wünsche und auch sozialen Ressourcen zu eruieren“ (GÜHRS/JÜSTER 2003, S. 23), um darauf basierend mögliche Handlungsalternativen für die Zukunft zu benennen (siehe Kapitel 8).

## 5 Methodisches Vorgehen der Untersuchung

Im Folgenden werden die der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegenden Grundannahmen beschrieben, bevor im zweiten Teil dieses Kapitels das konkrete methodische Vorgehen, nämlich die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Untersuchung, beschrieben wird.

### 5.1 Grundannahmen der Untersuchung

Der vorliegenden Untersuchung liegen fünf Grundannahmen zugrunde, aus denen sich im weiteren Verlauf der Interviewleitfaden entwickelt:

1. Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über soziale Ressourcen bzw. ein soziales Netzwerk
2. Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über individuelle Ressourcen in Bezug auf Bewältigungsstrategien
3. Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), haben Handlungsmöglichkeiten im Bereich Freizeit
4. Materielle Ressourcen spielen eine entscheidende Rolle in Bezug auf die Wohnbedürfnisse und die Ausgestaltung der Lebenslage
5. Handlungskompetenzen können erlernt werden und sind nicht entscheidend für eine erfolgreiche Bewältigung

Die Entwicklung dieser Grundannahmen erfolgte nach einer ausführlichen Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand. Neben Literaturrecherche und Erfahrungsberichten fließen auch subjektive Erfahrungen mit hinein. Der Bereich Wohnen von Menschen mit Behinderung ist in der Literatur relativ gut vertreten. Allerdings beziehen sich die meisten Veröffentlichungen auf stationäre Wohnformen. Dies liegt mitunter darin begründet, dass sich der ambulant betreute Bereich erst in den letzten Jahren als mögliche Wohnform verstärkt etabliert. Die von THESING, SEIFERT und anderen Autoren definierten Wohnbedürfnisse fließen ebenso in die Grundannahmen ein wie die Ergebnisse der ver-

schiedenen Studien zur Lebenszufriedenheit von Menschen mit geistiger Behinderung und weitere Studien die sich auf den Bereich Wohnen beziehen (u. a. SEIFERT 2001, HAGEN 2001, SONNBERG 2005, DWORSCHAK 2004, SCHÄFERS 2008).

Die Grundannahmen 1, 2 und 4 basieren auf der Hypothese, dass zur Bewältigung des eigenständigen Wohnens Ressourcen im individuellen, sozialen und materiellen Bereich notwendig sind.

Der Begriff Ressource wird in der aktuellen Literatur immer häufiger diskutiert und verwendet. SCHALLER (2003) benutzt in diesem Zusammenhang sogar den Begriff „Modewort“. Aufgrund der Vielfältigkeit der Anwendungsbereiche fällt eine Definition daher schwer. Der vorliegenden Studie liegt die Begriffsbestimmung von SMITH/GRAWE (2003) zugrunde, da sie zum einen relativ offen gehalten ist, zum anderen die Bedeutung für den Einzelnen anführt: „Unter dem Begriff Ressourcen werden alle Möglichkeiten subsumiert, die einem Menschen zur Befriedigung seiner Grundbedürfnisse zur Verfügung stehen. Diese Definition betont die Funktionalität und die Individualität des Ressourcenbegriffes: Eine Sache ist nicht an sich eine Ressource, sondern wird erst dann zu einer solchen, wenn sie von einem Menschen für dessen individuelle Zwecke genutzt wird.“ (SMITH/GRAWE 2003, S. 111)

Für eine genauere Bestimmung der Ressourcen werden verschiedenste Begrifflichkeiten verwendet. So unterscheidet JERUSALEM (1990) zwischen subjektiven und objektiven Ressourcen. Objektive Ressourcen sind nach seiner Definition Merkmale einer Situation oder einer Person, die von den meisten Außenstehenden als positiv beurteilt würden. Dabei könnte es sich zum Beispiel um einen gesicherten Arbeitsplatz oder um eine schöne Wohnung handeln. Bei den subjektiven Ressourcen steht hingegen die Perspektive der Betroffenen im Vordergrund. Die beiden Ressourcenperspektiven unterscheiden sich häufig voneinander, da jeder Mensch eine eigene Wahrnehmung hat und die Dinge unterschiedlich beurteilt. Als Beispiel verweist JERUSALEM in diesem Zusammenhang „auf Metaanalysen zur sozialen Unterstützung, nach denen das objektiv vorhandene, entweder von unabhängigen BeobachterInnen oder EhepartnerInnen eingeschätzte soziale Netzwerk nicht mit den wahrgenommenen Unterstützungsmöglichkeiten übereinstimmt“. (JERUSALEM 1990 zit. in: WILLUTZKI 2003, S. 97) Dieses Beispiel belegt erneut die Bedeutung einer Erhebung der Betroffenenperspektive. In der vorliegenden Untersuchung stehen daher nach dieser Definition die subjektiven Ressourcen im Vordergrund.

Eine weitere definitorische Unterscheidung ist die in externe und interne Ressourcen. Unter externen Ressourcen werden nach WILLUTZKI alle „natürlichen, sozialen und technischen Hilfsmittel bzw. Helfer in der Umwelt verstanden (z. B. soziale Netzwerke, sozio-

ökonomischer Status, Einkommen, Wohn- und Arbeitsumgebung etc.)“ (WILLUTZKI 2003, S. 101) Zu den komplementär genannten internen bzw. personalen Ressourcen gehören Bewältigungsstrategien im weitesten Sinne. WILLUTZKI nennt hier exemplarisch Selbstwertgefühl, Optimismus, Problemlösekompetenz, Resilienz, Flexibilität und Coping (vgl. ebd. S. 102).

In der vorliegenden Studie findet statt einer Zwei- eine Dreiteilung statt. Die externen Ressourcen werden zu einer genaueren Analyse unterteilt in materielle und soziale Ressourcen, während die im weiteren Verlauf als individuelle Ressourcen bezeichneten Fähigkeiten den hier formulierten internen Ressourcen entsprechen. Dabei kann keine ganz deutliche Trennung vorgenommen werden, da zwischen allen Ressourcenbereichen Überschneidungen bestehen. So können sich die materiellen Ressourcen auf die individuellen auswirken und stabile soziale Netzwerke können als Bewältigungsstrategie im Rahmen individueller Ressourcen betrachtet werden.

In dem Handbuch, das der LVR zur Benutzung des Individuellen Hilfeplanverfahrens herausgegeben hat, wird explizit die Notwendigkeit einer Ressourcenorientierung in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung herausgehoben. Da insbesondere diese Menschen nur selten die Gelegenheit bekommen, sich mit ihren Fähigkeiten und Ressourcen verbal auseinander zu setzen, ist es laut LVR „eine fachliche Aufgabe eigener Art, persönliche Interessen, Fähigkeiten und Ressourcen bei behinderten Menschen aufzuspüren und diese zu deren Lebensbewältigung und Selbstfindung nutzbar zu machen“ (LVR 2005, S. 14) Dieser Aspekt steht bei der Erstellung der Leitfäden und den darauf folgenden Interviews im Mittelpunkt der Arbeit.

Die einzelnen Grundannahmen dienen als Strukturierungselement der Leitfäden und werden im Folgenden mit den daraus abgeleiteten Fragestellungen erläutert.

### **5.1.1 Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über soziale Ressourcen bzw. ein soziales Netzwerk**

Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über soziale Ressourcen bzw. ein soziales Netzwerk. Dies ist die erste Grundannahme der Untersuchung.

An dieser Stelle erfolgt zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Netzwerkbegriff bzw. mit dem Konstrukt der sozialen Unterstützung, bevor anschließend Funktionen sozialer Beziehungen dargestellt und der Bezug zur vorliegenden Studie hergestellt werden soll.

Nach LENZ und NESTMANN (2009) ist eine persönliche Beziehung immer eingebettet in ein Beziehungsgefüge und stellt ein Element eines sozialen Netzwerks dar. Dementspre-

chend ist ein soziales Netzwerk „die Verknüpfung aller persönlichen Beziehungen zu einem sozialen Beziehungssystem“. (LENZ/NESTMANN 2009, S. 12 f.) Um diese Beziehungssysteme näher analysieren zu können, wird in der Forschung zwischen den Begriffen ‚soziales Netzwerk und soziale Unterstützung‘ unterschieden, wobei die beiden Konstrukte nicht klar voneinander zu trennen sind.

Eine einheitliche Definition für die Begriffe ‚soziales Netzwerk‘ und ‚soziale Unterstützung‘ ist daher auch nicht zu finden. Vielmehr werden beide Konzepte als aufeinander bezogene Konstrukte dargestellt, wobei entweder die soziale Unterstützung als eine Funktion des sozialen Netzwerks gesehen wird oder aber das soziale Netzwerk als Ressource für die soziale Unterstützung, wie in den Ausführungen von DWORSCHAK (2004) deutlich wird: „Das soziale Netzwerk und die darin verfügbare soziale Unterstützung (Unterstützungsressourcen) werden als externe bzw. soziale Ressource zur Bewältigung der individuellen Lebenssituation oder zur Befriedigung individueller Bedürfnisse angesehen. Eine klare inhaltliche Abgrenzung der beiden Konzepte scheint kaum möglich, da sich beide teilweise ergänzen. So wird soziale Unterstützung z. T. als Element bzw. als Funktion sozialer Netzwerke (...), z. T. als eigenständiges Konzept in einer übergeordneten Netzwerkperspektive konzipiert (...).“ (DWORSCHAK 2004, S. 61)

Dieser Ansicht folgt auch LAIREITER (2009), der soziale Unterstützung als ‚zentrale Konstituente sozialer Netzwerke‘ bezeichnet und ihr eine von mehreren Funktionen in sozialen Netzwerken zuschreibt. Um in diesem Sinne den Begriff der sozialen Unterstützung näher definieren bzw. differenzieren zu können, nennt LAIREITER vier Bedeutungsvarianten, die im Folgenden wiedergegeben werden:

1. *Soziale Unterstützung als Ressource*: Durch die Verfügbarkeit anderer Personen in Belastungssituationen oder in Situationen, die Unterstützung bedürfen, entsteht eine soziale Ressource.
2. *Soziale Unterstützung als Information*: Diese Komponente bezieht sich auf das subjektive Gefühl der Unterstütztheit, also die Wahrnehmung sozialer Unterstützung. Hierbei handelt es sich nach LAIREITER um einen „kognitiven Unterstützungsbegriff“.
3. *Soziale Unterstützung als unterstützendes Verhalten*: Diesem Aspekt liegt ein verhaltensbezogener Unterstützungsbegriff zugrunde. Eine Person unterstützt eine andere durch emotionale oder instrumentelle Unterstützung, was sich auf deren Befinden auswirkt.
4. *Soziale Unterstützung als Bedürfnisbefriedigung*: Diese Definition sieht soziale Unterstützung als Mittel zur Bedürfnisbefriedigung an.

(vgl. LAIREITER 2009, S. 85 f.)

Bei dieser differenzierten Sichtweise sozialer Unterstützung fällt eine Abgrenzung zum Netzwerkgedanken außerordentlich schwer. Jede Bedeutungsvariante könnte sich auch auf den Begriff des sozialen Netzwerks beziehen, was erneut die Schwierigkeit einer Abgrenzung verdeutlicht.

Für die gesamte Forschung zu dieser Thematik fassen NETZ/STEINKAMP/WERNER (1996) zusammen, dass es kein einheitliches Konzept zur sozialen Unterstützung gibt und sie allgemein als Funktion sozialer Netzwerke betrachtet wird (vgl. NETZ/STEINKAMP/WERNER 1996, S. 21). REICHERT et. al. (2003) verfolgen einen entgegengesetzten Blickwinkel und beschreiben soziale Netzwerke als Ressource für soziale Unterstützung (vgl. REICHERT/CARELL/PEARSON/NOCON (Hrsg.) 2003, S. 19).

Deutlich wird, dass die Vorstellungen, was unter die Begrifflichkeit ‚soziale Unterstützung‘ fällt, sehr heterogen sind, denn „eine einheitliche und systematische Konzeptualisierung, Klassifikation oder Typologie und eine entsprechend einheitliche Operationalisierung von sozialer Unterstützung gibt es nicht“. (HOLLSTEIN 2001, S. 31)

Diese Heterogenität der Klassifikation oder Typologisierung zeigt sich dementsprechend auch, wenn man die Funktionen sozialer Unterstützung betrachtet. Dabei scheint eine einheitliche Meinung darüber zu bestehen, dass soziale Unterstützung bzw. das Vorhandensein sozialer Ressourcen eine so genannte Pufferwirkung in Bezug auf Schwierigkeiten oder Probleme und positive Auswirkungen auf das individuelle Wohlbefinden haben kann. Die Hauptaussage der Pufferthese ist, dass soziale Beziehungen und soziale Unterstützung die negativen Folgen von Belastungen für das psychische Wohlergehen abmildern oder ab- ‚puffern‘. SCHUBERT (1990) bezeichnet dies als Alltagsfunktion sozialer Unterstützung und bezeichnet den Puffereffekt als Schutzschild gegen Krisen: „So werden durch Unterstützungsleistungen aus dem privaten Netzwerk heraus chronische Krankheiten besser ertragen, Depressionen schneller überwunden, Krisen und Übergangssituationen in der Folge von Ehescheidungen, Partnerverlust, Berufsstreß und Arbeitslosigkeit besser bewältigt.“ (SCHUBERT 1990, S. 8)

An dieser Stelle überschneiden sich Teile der Grundannahmen dieser Untersuchung, denn eine weitere Annahme lautet, dass die Befragten, die erfolgreich allein wohnen (wollen), über individuelle Ressourcen verfügen, und die Existenz sozialer Ressourcen wirkt sich auf den Bereich individueller Ressourcen sowohl positiv als auch negativ aus, wie an späterer Stelle deutlich wird.

Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt auch HOLLSTEIN (2001), die ebenfalls zwei Aspekte als ‚Direkteffekt sozialer Unterstützung‘ benennt:

„Zum einen, dass Eingebettetsein in primäre soziale Beziehungen einen schützenden Einfluss hat und sich positiv auf das individuelle Wohlbefinden und die psychische und physische Gesundheit im weitesten Sinne auswirkt; zum anderen, dass umgekehrt mangelnde Integration und soziale Isolation (verstanden als Abwesenheit von sozialen Beziehungen und sozialer Unterstützung) ein Defizit darstellt, das verschiedene psychische und physische Vorgänge negativ beeinflusst.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 21)

Die Auswirkungen bestehender oder mangelnder sozialer Ressourcen spielen also eher innerhalb der Analyse der individuellen Ressourcen eine wichtige Rolle, wobei eine scharfe Trennung der Bereiche soziale Ressourcen und soziale Ressourcen als Aspekt der individuellen Ressourcen nur schwer möglich ist und auch nicht zwangsläufig versucht werden muss. Bei der Betrachtung der Funktionen sozialer Unterstützung bzw. sozialer Beziehungen wird vielmehr deutlich, dass diese verschiedenste Bereiche der menschlichen Lebenswelt betreffen können, wozu sogar materielle Ressourcen gehören können, wie in der Aussage von HOLLSTEIN deutlich wird: „Informelle soziale Beziehungen können viele wichtige kognitive, emotionale und praktische Leistungen erfüllen. Dazu gehören Verhaltensorientierung und Information, Motivation und die Vermittlung von Zugehörigkeit, Entspannung und Geselligkeit. Nicht zuletzt stellen sie wesentliche Quellen instrumenteller und materieller Unterstützung dar.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 13)

In einem tabellarischen Überblick soll versucht werden, die Vielfältigkeit sozialer Unterstützungsleistungen darzustellen:

Emotionale Unterstützung			Instrumentelle Unterstützung			
Vermittlung emotionaler Kompetenzen		Kognitive Vermittlung			Konkrete Interaktion	
Emotionale Unterstützung	Soziales Beisammensein	Motivationale Unterstützung	Bewertungsbezogene Unterstützung	Kosten bzw. negative Unterstützungsleistungen	Praktische Hilfen	Informationsbezogene Unterstützung
Emotionale Nähe Geborgenheit, Zuneigung Empathisches Verstehen Zuhören, Miteinander reden Aufmunterung, motivationale Unterstützung Wertschätzung, Respekt, Anerkennung Gemeinsam miteinander verbrachte Freizeit Rat Vermittlung von Zugehörigkeitsbewusstsein Ort für den Erwerb sozialer Kompetenzen			Pflegeleistungen Hilfe im Haushalt Hilfe bei der Alltagsbewältigung Materielle Hilfen Hilfe bei finanziellen Angelegenheiten Hilfe bei Behördenkontakt Transport Therapie und Rehabilitation Orientierungshilfen Information			

Abbildung 9: Funktionen sozialer Unterstützung (vgl. NETZ/STEINKAMP/WERNER 1996, a. a. O., S. 31; HOLLSTEIN 2001, a. a. O., S.32 ff.; DIEWALD 1991, S. 71)

Während NETZ u. a. (1996) von einer Unterteilung in emotionale und instrumentelle Unterstützungsleistung ausgehen, schlägt DIEWALD (1991) eine Dreiteilung in die Vermittlung emotionaler Kompetenzen, die kognitive Vermittlung und konkrete Interaktion vor. HOLLSTEIN (2001) kommt in ihrer Zusammenfassung sogar zu einer Auflistung von sieben Hauptfunktionen sozialer Unterstützung. Bei der Zuordnung der einzelnen Funktionen erscheint die Zweiteilung nach NETZ u. a. praktikabel, wobei es zu Überschneidungen in der Bedeutung einzelner Aspekte kommen kann, wie zum Beispiel bei den Funktionen Orientierungshilfen, Information oder Beratung, die sowohl den Bereich der emotionalen Unterstützung betreffen als auch als instrumentelle Unterstützung angesehen werden können. PFAFF (1989) und DIEWALD (1991) sprechen daher auch von einer Multifunktionalität sozialer Beziehungen bzw. sozialer Unterstützung. Das Handeln in sozialen Beziehungen bzw. die stattfindenden Interaktionen können in der Regel nicht nur auf einen einzigen Bedeutungsstrang reduziert werden, denn in der Regel werden von einer Person gleich mehrere Unterstützungsleistungen erbracht, wie durch folgende Beispiele deutlich wird: „Eine Arbeitshilfe z. B. kann aber gleichzeitig auch als kognitive oder emotionale Unterstützung empfunden werden bzw. als solche wirksam sein, beispielsweise bestätigend oder motivierend. Geselliges Zusammensein kann gleichzeitig Zugehörigkeit vermitteln. Emotionale Nähe und Zuneigung können gleichzeitig das Selbstbild fördern.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 32)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ein soziales Netzwerk und die dadurch erteilte soziale Unterstützung eine wesentliche Ressource darstellen, die sich sowohl auf das psychische Wohlbefinden, als auch auf viele andere Bereiche der persönlichen Lebenswelt, wie beispielsweise die Freizeitgestaltung oder materielle Unterstützung, auswirken können.

Diese Tatsache gilt zunächst für alle Menschen und eine eventuelle Behinderung spielt dabei keine Rolle. Erst wenn man die Netzwerke näher betrachtet und eine Differenzierung in informelle und formelle soziale Beziehungen vornimmt, treten Unterschiede zutage, wie im Folgenden deutlich wird. HOLLSTEIN (2001) spricht von primären und sekundären Netzwerken. Zu den primären Netzwerken zählt sie die informellen Kontakte wie Verwandte, Freunde und Bekannte und zu den sekundären Netzwerken gehören eher formelle Kontakte wie Erzieher oder Ärzte. Die Unterscheidung zwischen formellen und informellen sozialen Netzwerken ist vor allem im Bezug auf Menschen mit geistiger Behinderung von Bedeutung, da für sie „formelle Netzwerke im Zusammenhang mit dem Leben in stationären Wohnformen und aufgrund ihrer erhöhten sozialen Abhängigkeit von herausragender Bedeutung sind“. (DWORSCHAK 2004, S. 70) Während für nichtbehinderte Menschen formelle Kontakte nach HOLLSTEIN als sekundär bezeichnet werden können,



spielen sie also für Menschen mit geistiger Behinderung eine sehr wichtige Rolle. Dies liegt vor allem darin begründet, dass es beispielsweise bei der Funktion des Betreuers häufig zu einer Rollen- oder Aufgabendoppelung kommt. Anhand des oben dargestellten tabellarischen Überblicks wird deutlich, dass der Betreuer als eigentlich formelle Ressource unter Umständen viele Funktionen aus dem eher informellen, privaten, emotionalen Bereich übernimmt. Auch die Gruppenleiter aus den Arbeitsbereichen der WfbM, die als formelle Ressource bezeichnet werden, können informelle Funktionen übernehmen. Dies bedeutet, dass es bei Menschen mit Behinderung oder allgemeiner formuliert bei Menschen, die in einem institutionellen Bezug leben, häufig zu einer Vermischung in der Bedeutung formeller und informeller Ressourcen kommt.

Die Bedeutung sozialer Netzwerke ist wiederum für alle Menschen gleich, und die „individuelle Einbettung jedes Menschen in einen sozialen Bezugsrahmen ist unabhängig von der Tatsache, ob er behindert ist oder nicht“ (JANSSEN/WORTBERG-BÖRNER 1999, S. 2), wobei soziale Ressourcen auf dem Weg in das eigenständige Wohnen von großer unterstützender Wirkung sein können, wie REICHERT u. a. (2003) feststellen. Ausgehend von der Situation älterer pflege- oder hilfebedürftiger Menschen beschreiben sie, dass ein gut funktionierendes soziales Netzwerk bzw. die erhaltene soziale Unterstützung „wesentlich dazu beitragen, dass die Betroffenen möglichst lange ein selbstbestimmtes Leben in der eigenen Wohnung führen können. Je nach Art der Problemsituation und des Typs der notwendigen Unterstützung können dabei unterschiedliche Netzwerkpersonen und -gruppen in ihrer Unterstützungsfunktion gefordert sein.“ (REICHERT/CARELL/PEARSON/NOCON 2003, S. 21) Diese Erkenntnis lässt sich zumindest in ihren Grundannahmen auf die Situation im Ambulant Betreuten Wohnen übertragen. Die sozialen Netzwerke können dabei formeller oder informeller Natur sein und je nach Bedarf und Notwendigkeit ihre Unterstützungsfunktion entfalten. Die Größe eines Netzwerks spielt keine bedeutende Rolle in Bezug auf die Funktionen und Resilienz-faktoren sozialer Ressourcen. Verschiedene Studien (BERKMAN 1977, DYKSTRA 1990) belegen, dass es vor allem auf die tatsächliche Verfügbarkeit sozialer Unterstützung ankommt und die Anzahl der Personen, aus denen das individuelle Netzwerk besteht, eine wesentlich geringere Bedeutung hat. Studien zu sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung zeigen, „dass diese nur in vergleichsweise kleine Netzwerke eingebunden sind. Zudem bestehen diese Netzwerke vor allem aus verwandtschaftlichen Beziehungen“. (WACKER/WANSING/HÖLSCHER 2003, S. 215) Betrachtet man die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung, scheint hier ein Unterschied zwischen nichtbehinderten Menschen und Menschen mit Behinderung vorzuliegen, denn wo früher

die Familie und damit verwandtschaftliche Beziehungen den Großteil des informellen sozialen Netzwerks darstellten, rücken in den letzten Jahren immer stärker die nichtverwandtschaftlichen Beziehungen in den Vordergrund (vgl. ROSENBAUM/TIMM 2008, S. 89). Dabei ist noch nicht ausreichend erforscht, „ob dies bereits eine Reaktion auf den demographischen Wandel darstellt und damit ein Beleg für die anhaltende kulturelle Orientierung zugunsten privater Hilfeleistungen und Transfers wäre“. (ROSENBAUM/TIMM 2008, S. 127) Ob sich diese Entwicklung auch bei den Befragten zeigt oder ob sich tatsächlich eher verwandtschaftliche Netzwerke als primäre informelle Ressourcen herausstellen, bleibt zu überprüfen.

NETZ u. a. (1996) verweisen bei der Untersuchung sozialer Unterstützung auf Schwierigkeiten, die einer „Uneinheitlichkeit in der Konzeptualisierung, Schwächen der Operationalisierung, nicht handhabbare[r] Konfundierung und fehlende[r] Objektivierung“ geschuldet sind. Zur Problemlösung verweisen sie auf die Notwendigkeit qualitativer Ansätze. Dadurch soll vor allem „die Perspektive und Sprache der Betroffenen als hauptsächliche Informationsquelle zum Verständnis der Hilfe und Unterstützung in den Mittelpunkt gerückt werden“. (NETZ/STEINKAMP/WERNER 1996, S. 28) Zu Schwierigkeiten bei der Erhebung sozialer Ressourcen kommt es zudem, wenn der Schwerpunkt auf den Inhalten und Funktionen, also qualitativen Merkmalen, liegt, da die einzelnen Kontakte nur schwer differenziert zu betrachten sind. HOLLSTEIN (2001) spricht von einer Multiplexität von sozialen Beziehungen und Interaktionen und verweist darauf, dass „nur wenige Arten von Unterstützung in der standardisierten Forschung empirisch getrennt erhoben werden können“. (HOLLSTEIN 2001, S. 48)

Diesen Schwierigkeiten wird in der vorliegenden Untersuchung versucht entgegenzuwirken, indem zum einen qualitative Interviews durchgeführt wurden, die offene Antworten und in der Analyse individuelle Bedeutungszusammenhänge zuließen. Zum anderen orientiert sich das Untersuchungsdesign in erster Linie an den strukturellen Merkmalen sozialer Beziehungen, wie zum Beispiel der Anzahl der Bezugspersonen, ihrer Rollen, dem Verwandtschaftsgrad, der Art und Anzahl der formellen Unterstützer, Kontaktarten, -dauer oder -häufigkeit, wobei auch funktionale Aspekte wie beispielsweise der Status als Vertrauensperson berücksichtigt werden (siehe Interviewleitfaden).

### **5.1.2 Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über individuelle Ressourcen in Bezug auf Bewältigungsstrategien**

Die zweite Grundannahme basiert auf der Vermutung, dass Menschen, die (erfolgreich) allein wohnen (wollen), über Bewältigungsstrategien verfügen, die im Bereich der individuellen Ressourcen verortet sind. Wie schon unter Punkt 5.1 beschrieben, kann innerhalb eines Bewältigungsprozesses zwischen personalen (internen) und externen Ressourcen unterschieden werden. Beide Bereiche können für ein positives Bewältigungshandeln förderlich sein:

„Der Prozess der Bewältigung wird von einer Reihe von Bedingungen beeinflusst. Personale Ressourcen wie Intelligenz, physische und psychische Gesundheit, Selbstkonzept und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen können den Prozess der Bewältigung positiv beeinflussen, ebenso wie soziales Netzwerk, finanzielle Ausstattung oder Schichtzugehörigkeit förderliche externe Ressourcen darstellen können.“ (SCHWARZ/SALEWSKI/TESCH-RÖMER 1997, S. 4)

Dass sich die jeweiligen Ressourcen gegenseitig beeinflussen können bzw. sich die externen Ressourcen, in der vorliegenden Studie unterschieden in materielle und soziale Ressourcen auf das Bewältigungshandeln und dementsprechend auf die personalen, hier individuellen, Ressourcen auswirken können, ist vorhergehend beschrieben worden. An dieser Stelle sollen vor allem die individuellen Ressourcen bezogen auf das Bewältigungshandeln betrachtet werden, denn sie umfassen im Sinne ZIMBARDO und GERRIGS die individuellen Fertigkeiten und den Copingstil des Einzelnen. Dabei wirken vor allem die sozialen Ressourcen maßgeblich, wie im Folgenden zu sehen sein wird.

Einem Bewältigungshandeln oder dem Einsatz von Bewältigungsressourcen geht zunächst eine Auseinandersetzung mit einem als Stressor bezeichneten Ereignis voraus. Bei der Definition der Begriffe Stress, Stressor und Coping bzw. Bewältigungshandeln kommt es immer wieder zu Unklarheiten und Überschneidungen, weshalb SCHNEIDER (2009) für eine deutliche Trennung der Begrifflichkeiten plädiert. So bezeichnet sie (den Definitionen von ZIMBARDO und GERRIG (2008) folgend) innere oder äußere Hindernisse, welche ein bestimmtes Verhalten verhindern, als Stressor. Der darauf folgende Stress ist dann „die aus der Wahrnehmung eines Stressors resultierende physische Aktivierung und die damit einhergehend, meist unangenehmen Reaktionen“, und das anschließend eingesetzte Coping bezieht sich auf „sämtliche Maßnahmen, die ergriffen werden, um entweder den Stressor zu beseitigen oder mit dem Stress umzugehen“. (SCHNEIDER 2009, S. 17)

SCHWARZER (2000) formuliert den Stressbegriff wesentlich weiter, denn er versteht darunter die prozesshafte und wechselseitige Auseinandersetzung zwischen einer Person und

ihrer Umwelt. In dieser Auseinandersetzung wird ein belastendes Ereignis zunächst hinsichtlich seiner Bedeutung bewertet, bevor in einer zweiten Bewertung die zur Verfügung stehenden Ressourcen eingeschätzt werden. Dabei handelt es sich nach SCHWARZER um adaptive Ressourcen, also um Fähigkeiten und Fertigkeiten, über die ein Individuum zu verfügen glaubt. Bei diesen Einschätzungen können Betroffener und Beobachter zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen kommen, denn „sowohl bei der Bewertung der Umwelтанforderungen als auch bei der Bewertung der eigenen Kapazitäten kommt es auf die subjektive Wahrnehmung und weniger auf die objektive Beschaffenheit der Reize und Ressourcen an. (...) Das Individuum muss sich selbst die Fähigkeit zuschreiben, mit einem gewissen Grad an Anstrengung oder Überwindung die anstehenden Probleme unter Kontrolle bringen zu können.“ (SCHWARZER 2000, S. 12)

Hier scheint eine große Schwierigkeit für die Analyse der Interviews zu liegen, denn wie beschrieben gehen die Wahrnehmung von Beobachter und Betroffenen was die Bewertung von Belastung und Bewältigungsressourcen betrifft, häufig auseinander und nur der Einzelne ist eigentlich in der Lage seine individuellen Ressourcen zu erkennen und anzuwenden. So ist aber auch eine Analyse der einzelnen Ressourcen schwierig. Häufig basiert diese auf Aussagen der Interviewten und auf Zuschreibungen der Verfasserin, die auf diese Bezug nehmen, wobei sicherlich keine Vollständigkeit und hundertprozentige Aufklärung zu erwarten sind. Gleichzeitig ist vor allem an dieser Stelle die subjektive Sichtweise der Betroffenen von allergrößter Wichtigkeit, denn nur sie können Auskunft geben über ihre wahrgenommenen Stressoren im Sinne von Problemen und Hindernissen und ihr dementsprechendes Bewältigungshandeln. Im Mittelpunkt einer Analyse steht daher immer die Person mit ihren physiologischen, psychologischen und kulturellen Charakteristiken. Aus den Aussagen der Befragten lassen sich dann Rückschlüsse auf mögliche Stressoren, aber vor allem auf die vorhandenen oder möglichen Ressourcen ziehen, die zur Bewältigung eingesetzt werden.

Bewältigung findet im alltäglichen Leben ständig statt, wobei in der Literatur zwischen alltäglichen Lebensproblemen und kritischen Lebensereignissen unterschieden wird. Allerdings erläutert SCHWARZER (2000), dass sich die Art der Bewältigung und die Ablaufmechanismen bei beiden Problemarten kaum unterscheiden: „Die alltäglichen Lebensprobleme, die oft unscheinbar sind und für kaum erwähnenswert gehalten werden, bedürfen einer Bewältigung, die psychologisch gesehen nach den selben Prinzipien abläuft wie bei großen Lebenskrisen.“ (SCHWARZER 2000, S. 33) Wichtig dabei ist vor allem die Bewertung durch das Individuum, welches die Situation bzw. das Ereignis einschätzt und mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen abgleicht. So beschreiben LINDENLAUB und KRAAK (1997) Bewältigungssituationen

auch als Situationen, die als subjektiv schwierig erlebt werden und in denen ein Individuum einen Handlungsbedarf erkennt, ohne zunächst Handlungsmöglichkeiten zu sehen. „Bewältigungssituationen sind demnach solche Entscheidungssituationen, die nicht durch Routine-Entscheidungen, sondern nur durch besondere Anstrengung bei der Entscheidungsfindung beendet werden können.“ (LINDENLAUB/KRAAK 1997, S. 1)

Als Begründer der Bewältigungstheorien werden LAZARUS und FOLKMAN gesehen, die bereits in den 1960er Jahren das transaktionale Stressmodell entwickelten, auf dem diese Ausführungen basieren. In einem ersten Bewertungsschritt wird ein Ereignis beurteilt, bevor in einem zweiten Bewertungsschritt die zur Verfügung stehenden Ressourcen eingeschätzt und abgeglichen werden. Danach setzt das Bewältigungshandeln ein, das LAZARUS und FOLKMAN definieren als „sich ständig verändernde kognitive und verhaltensmäßige Bemühungen einer Person, die darauf gerichtet sind, sich mit spezifischen externen und/oder internen Anforderungen auseinander zu setzen, die ihre adaptiven Ressourcen stark beanspruchen oder übersteigen“. (LAZARUS/FOLKMAN 1984; zit. in: KÜNZEL-SCHÖN 2000, S. 163) Diesen Prozess bezeichnen sie auch als Coping, was die englische Übersetzung von Bewältigung ist und in der vorliegenden Studie, ebenso wie in der Literatur zur Thematik, synonym verwendet wird.

Da, wie beschrieben, vor allem die subjektive Herangehensweise im Bewältigungsgeschehen im Mittelpunkt steht, empfiehlt sich nach SCHNEIDER (2009) der Einsatz induktiver Methoden, um verschiedene Copingstrategien zu identifizieren und ein Kategoriensystem zur besseren Analyse oder Beschreibbarkeit zu entwickeln. Bei diesem Vorgehen fassen die Forscher Aussagen zu verschiedenen Bewältigungshandlungen in unterschiedlichen Strategien zusammen. Problematisch scheint dabei eine generelle Übertragbarkeit zu sein, denn SCHNEIDER beschreibt das induktive Vorgehen als individuell forschungsspezifisch und verweist darauf, dass Faktorenanalysen in unterschiedlichen Untersuchungen auch zu unterschiedlichen Kategorisierungen kommen und außer einer Datenreduktion nur wenig Erkenntnis bringen. Um diesen Nachteilen entgegenzuwirken, schlägt sie die Unterordnung in ein übergeordnetes Prinzip vor, wie es die Zuordnung zu den Dimensionen ermöglichen könnte, die über den Strategien liegen. Hierbei empfiehlt sich nach SCHNEIDER ein deduktives Vorgehen, was zur Folge hat, dass „Copingdimensionen meist klarer definiert sind als Copingstrategien, dass die Anzahl der vorgeschlagenen Dimensionen relativ übersichtlich geblieben ist und auch dass einige der vorgeschlagenen Dimensionen schon die Frage nach der Funktion von verschiedenen Copingarten zu beantworten versuchen“. (SCHNEIDER 2009, S. 39)

Die Unterteilung in verschiedene Copingdimensionen haben auch LAZARUS et al. vorgenommen, deren Ausführungen als grundlegend für die weitere Forschung betrachtet wer-

den können. Sie haben eine Zweiteilung der möglichen Copingformen vorgenommen und unterscheiden zwischen problemorientiertem Coping und emotionsorientiertem Coping. Bei der ersten Form zielt das Verhalten auf die Lösung des Problems, bei der zweiten auf die Linderung der Belastungssymptome. Zudem unterscheiden LAZARUS et al. vier Bewältigungsarten, die bei beiden Copingformen zum Einsatz kommen können. Dazu gehören die Informationssuche, die direkte Handlung, die Unterdrückung von Handlungen und das intrapsychische Coping (vgl. LAZARUS in SCHWARZER 2000, S. 29).

KÜNZEL-SCHÖN (2000) pointiert die Unterteilung in problemorientiertes und emotionsorientiertes Coping noch und unterscheidet in Anlehnung an LAZARUS et al. zwischen personenbezogenem und umweltbezogenem Coping. Beim umweltbezogenen Coping sieht KÜNZEL-SCHÖN neben dem problemlösenden Handeln noch weitere Formen der Einflussnahme, wie zum Beispiel die Suche nach Rat oder Information, emotionaler oder praktischer Unterstützung, Konfrontation, Weggehen oder sich Entziehen. Beim personenbezogenen Coping unterscheidet sie zwischen einer Änderung der Gefühle und einer Änderung der Gedanken eines Individuums, wozu beispielsweise Ablenkung oder Neuinterpretation gehören (vgl. KÜNZEL-SCHÖN 2000, S. 170).

In ihren Ausführungen zum subjektiven Bewältigungshandeln wenden sich LINDENLAUB und KRAAK (1997) deutlicher gegen die in der Literatur häufig vertretene Unterteilung in ‚problemorientiertes‘ und ‚emotionsorientiertes‘ Bewältigungshandeln. Nach ihrer Auffassung ist Bewältigungshandeln immer vor allem problemorientiert und nicht abhängig von internen oder externen Faktoren der Bewältigung. Sie plädieren für eine Sichtweise, die von einer subjektiven Problemlösung als einem Erfolgskriterium ausgeht und diese ins Zentrum der Motivation für Bewältigungshandeln stellt. Dabei sollen auch die Kriterien erfolgreicher Bewältigung individuell sein und nicht als generell wünschenswert oder erforderlich betrachtet werden. So ist eine Bewältigungshandlung „in dem Maße subjektiv problemlösend, also erfolgreich, wenn sie

- zu den vom Bewältigungssubjekt erhofften Auswirkungen der Bewältigungssituation beiträgt und die von ihm befürchteten Auswirkungen verhindert, und
- sonstige, für das Subjekt negativ bedeutsame (Neben-) Wirkungen vermeidet, d. h. nicht zu ihnen beiträgt“. (LINDENLAUB/KRAAK 1997, S. 8)

Für die Analyse der individuellen Ressourcen der vorliegenden Studie, also für die Abfrage, Auswertung und Beschreibung der Bewältigungsstrategien, wird beiden Ansätzen Rechnung getragen. So steht die subjektive Sichtweise des Einzelnen im Mittelpunkt der Analyse und erst in der Auswertung der Interviews erfolgt eine Kategorienbildung, der die Auffas-

sung zugrunde liegt, dass alles, was eine Person als sinnvoll für das eigene Bewältigungshandeln ansieht, auch als Copingstrategie bewertet wird<sup>11</sup>. Items zu möglichen Aussagen des eigenen Bewältigungshandelns waren folgende Aspekte:

- Selbstvertrauen
- Selbstwertgefühl
- Optimismus
- Empathie/Hilfsbereitschaft
- Ausdauer/Mut
- Problemlösekompetenz
- Reflexionsfähigkeit
- Umgang mit (negativen) Emotionen: z. B. Angst/Einsamkeit/Überforderung (evtl. Verdrängung?)
- Fähigkeit zum Aufbau sozialer Ressourcen
- Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen
- Zukunftsperspektiven

Die daraus gebildeten Fragen sind im Leitfaden verschriftlicht und die aus den Ergebnissen abgeleiteten Kategorien sind in Kapitel 6.3 zu sehen. Der Forderung von SCHNEIDER (2009) nach einer übersichtlicheren und einheitlicheren Darstellung folgend, wurden deduktiv zwei Copingdimensionen gebildet, bevor induktiv, also aus den Aussagen der Befragten heraus, die verschieden eingesetzten Copingstrategien herausgefiltert wurden. Die übergeordneten Copingdimensionen personenbezogenes und umweltbezogenes Coping wurden in Anlehnung an KÜNZEL-SCHÖN (2000) gebildet und dienen einer strukturierteren Übersicht und einer besseren Übertragbarkeit, wobei immer berücksichtigt werden muss, dass die individuellen Ressourcen sich auf der Basis von individuellen Einschätzungen nur begrenzt in Interviews abfragen lassen und es deshalb bei der Darstellung zu einer Mischung aus den Aussagen der Befragten und Zuschreibungen der Autorin kommt.

Die Grundannahme, dass Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen) über individuelle Ressourcen im Sinne von Bewältigungsstrategien verfügen, scheint gerade bezogen auf Menschen mit einer geistigen Behinderung von einiger Bedeutung zu sein, denn nach

---

<sup>11</sup> Als einzige direkte Frage zum individuellen Copingverhalten erfolgte folgende Frage: „Was machen Sie, wenn Sie Probleme haben?“ Die Antworten flossen genauso in die Auswertung mit ein wie Aussagen, aus

LINGG und THEUNISSEN (1997) haben Menschen mit geistiger Behinderung aufgrund einer „reduzierten kognitiven Lernbasis“ ein weniger vielfältiges Repertoire an Bewältigungsformen, „d.h. es ist anzunehmen, dass es eher auf einer einfachen, unmittelbar stressreduzierten Ebene situiert ist“. (LINGG/THEUNISSEN 1997, S. 99) SCHUPPENER (2009) führt einen von ihr vermuteten beeinträchtigten Aufbau von Bewältigungsstrategien bei Menschen mit geistiger Behinderung auf verschiedenste Ablehnungserfahrungen innerhalb des Sozialisationsprozesses und immer noch bestehende fremdbestimmte Entwicklungs- und Lebensbedingungen zurück: „Eine zu vermutende und daraus resultierende reduzierte Verfügbarkeit von ‚Coping-Strategien‘ kann sich derart auswirken, dass Kompetenzen zur Auseinandersetzung mit spezifischen Alltagsstressanforderungen fehlen (...). In der Folge ist sowohl der Aufbau konstruktiver Verhaltens- und Reaktionsmuster in Problemsituationen erschwert als auch die Auseinandersetzung mit sich selbst vor dem Hintergrund sozialer Erfahrungen. Ohne ein Angebot adäquater Unterstützung zur Etablierung von ‚Coping-Skills‘ kommt es nahezu zwangsläufig zu einer Art chronifizierter Vulnerabilität.“ (SCHUPPENER 2009, S. 46)

Dieser Ansicht folgen auch LUXEN und SENCKEL (1996), die mehr Unterstützung im psychischen Bereich für Menschen mit geistiger Behinderung fordern, da sie davon ausgehen, dass diese Menschen ihr Leben vor allem in emotionaler Hinsicht unter erschwerten Bedingungen leben und „dies nicht in erster Linie, weil ihnen nur elementare und deshalb weniger wirksame Bewältigungsstrategien zur Verfügung stehen, sondern vielmehr, weil wir selten bereit sind, geistig behinderten Menschen die auf ihre Bedürfnisse und Bedingungen abgestimmte Unterstützung zuteil werden zu lassen, die sie brauchen, um ihre psychischen Schwierigkeiten zu überwinden“. (LUXEN/SENCKEL 1996, S. 42) Bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens scheinen sich die Schwierigkeiten sogar noch zuzuspitzen, da der Prozess der sogenannten Enthospitalisierung nach der Auffassung von THEUNISSEN (2003) mit verschiedensten Überforderungen einhergeht. Er verweist auf eine Untersuchung von LAUCKEN, BRUYSTEN und WÜLLENWEBER, die „in dem Zusammenhang auf Unzulänglichkeiten bei der Vorbereitung des Umzugs (z. B. zu geringe Beteiligung der Betroffenen) sowie auf Probleme nach der Umzugs- und Eingewöhnungsphase (Schwierigkeiten mit den neuen Nachbarn; Kontaktprobleme; räumliche Orientierungsprobleme; Alleinsein und Langeweile am Wochenende, an Feiertagen oder Abendstunden) [verweisen]“. (THEUNISSEN 2003, S. 87) Zu den genannten äußeren Schwierigkeiten und Stressoren und der „reduzierten kognitiven Lernbasis“ von Menschen mit geistiger Behinderung kommt als weitere Belastung ihres Bewältigungshandelns noch eine Beeinträchtigung des

---

denen Bewältigungshandeln ersichtlich wurde.



Konflikterlebens und der Konfliktbewältigung hinzu, was im Folgenden in Anlehnung an SCHNOOR (2006) wiedergegeben wird:

1. Menschen mit geistiger Behinderung können Schwierigkeiten in der Wahrnehmung von Konflikten haben.
2. Menschen mit geistiger Behinderung können Schwierigkeiten haben, ihre inneren Bedürfnisse mit der Realität in Beziehung zu setzen (Konflikt zwischen Realitäts- und Lustprinzip).
3. Menschen mit geistiger Behinderung können Schwierigkeiten mit der Internalisierung gesellschaftlicher Normen haben und dadurch eher regelunkonform agieren.
4. Menschen mit geistiger Behinderung können Schwierigkeiten haben, Konflikte rational zu erfassen und sprachlich zu klären. Rationale Lösungsversuche scheinen eingeschränkt zu sein.
5. Bei Menschen mit geistiger Behinderung können innerpsychische Abwehrprozesse schwieriger nachweisbar sein.

(vgl. SCHNOOR 2006, S. 28)

So ist davon auszugehen, dass den Befragten vielleicht weniger Strategien zum Bewältigungshandeln zur Verfügung stehen, dass sie in ihrem Problemlöseverhalten größeren Herausforderungen gegenüberstehen als nichtbehinderte Menschen und sie in ihren Handlungsalternativen eingeschränkt sind, dass aber die Befragten, die erfolgreich allein wohnen (wollen,) über Möglichkeiten und Fähigkeiten verfügen, die ihnen ein produktives, subjektiv ausreichendes Coping ermöglichen.

### **5.1.3 Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), haben Handlungsmöglichkeiten im Bereich Freizeit**

In der dritten Grundannahme der vorliegenden Untersuchung wird davon ausgegangen, dass Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), Handlungsmöglichkeiten im Bereich Freizeit haben, wobei unter Handlung die grundsätzliche Verbindung zwischen dem Menschen und seiner Umwelt verstanden wird.

Eine einheitliche Definition des Freizeitbegriffes ist in der Literatur nicht zu finden. Vielmehr wird häufig Freizeit als die Zeit beschrieben, die nach der Arbeitszeit noch zur Verfügung steht. Gegen diese negative Begriffsauffassung wendet sich OPASCHOWSKI (1990) mit einer positiven Begriffsprägung. Nach OPASCHOWSKI ist Freizeit definiert als „freie Zeit, die durch freie Wahlmöglichkeiten, bewusste Eigenentscheidung und soziales Handeln charakterisiert ist“. (OPASCHOWSKI 1990, S. 85) Statt von einem starren Freizeitbegriff in Abgrenzung zum Arbeitsbegriff auszugehen, unterteilt OPASCHOWSKI die gesamte Lebenszeit in drei Zeitabschnitte. Er entwickelte die Kategorien Dispositionszeit,

die der tatsächlich freien Zeit entspricht und von Selbstbestimmung gekennzeichnet ist, die Obligationszeit, die als gebundene Zeit bezeichnet wird und durch Zweckbestimmung gekennzeichnet ist, und schließlich die Determinationszeit, die sogenannte abhängige Zeit, die vor allem durch Fremdbestimmung gekennzeichnet ist (vgl. OPASCHOWSKI 1990, S. 86). THEUNISSEN (2000) erweitert die drei von OPASCHOWSKI entwickelten Kategorien von Lebenszeit im Hinblick auf die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung um drei weitere Zeitphasen und spricht in seinem Modell von Versorgungszeit, Arbeitszeit, Verpflichtungszeit, Bildungszeit, Dispositionszeit und Ruhe- und Schlafenszeit. (THEUNISSEN 2000, S. 139)

Im Folgenden wird daher unter dem Begriff Freizeit Dispositionszeit verstanden, also „jene freie Zeit, über die das Individuum frei verfügen soll und in der es selbst gestalten und eigene Initiativen verwirklichen kann (...) Diese freie Zeit ist wesentlich bestimmt durch Subjektivität, Spontaneität, Zufall, Erholung, Unterhaltung, Intimität, (schützende) Privatheit, Spiel, Geselligkeit, Hobby, ästhetische Kulturbetätigung, Lebensfreude und Freiheit.“ (THEUNISSEN 1997, S. 89)

Die genannten Funktionen fasst THEUNISSEN (2000) stichwortartig zusammen und unterscheidet folgende Möglichkeiten für den Bereich der freien Dispositionszeit:

- kommunikativ (Partnerschaft, Freundschaft, Geselligkeit)
- sozial-integrativ (Vereinsleben)
- kathartisch-magisch (psychische Entlastung, Realitätsflucht)
- gesundheitsfördernd (Rehabilitationssport)
- kulturell-partizipierend (Theater, Konzert, Kino)
- musisch-kontemplativ (Hausmusik, ästhetisches Tun)
- bildend (Lernen)
- rekreativ-kompensatorisch (Defizitausgleich)
- anthropologisch-komplementär (Kräfteausgleich)
- hedonistisch (Sehnsucht nach Glück, Unterhaltung)
- therapeutisch (Steigerung von Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen, ...)

(vgl. THEUNISSEN 2000, S. 144)

Die Funktionen von Freizeit sind für alle Menschen gleich. Welche Funktionen im Wesentlichen zum Tragen kommen, ist individuell verschieden und von den jeweiligen Freizeitbedürfnissen des Einzelnen abhängig.

Nach PRAHL (2002) ist grundsätzlich festzustellen, dass Menschen mit Behinderung die gleichen Freizeitbedürfnisse haben, wie nichtbehinderte Menschen, wobei berücksichtigt werden muss, dass Form und Grad einer Behinderung einen unterschiedlich großen Einfluss auf das Freizeitverhalten haben können, da durch ein Mehr an Versorgungszeit die Dispositionszeit verringert wird (vgl. PRAHL 2002, S. 281). Allerdings ist laut MARKOWETZ (2000), ausgehend von einem multifaktoriellen Wirkungszusammenhang bei der Beeinflussung des Freizeitverhaltens, Behinderung lediglich ein Faktor mehr, „der sich neben einer Vielzahl anderer Faktoren wie Sozialisationsbedingungen, Alter, Geschlecht, Lebens- und Wohnumfeldbedingungen, Jahreszeit, Freizeittrends, Modeströmungen, finanzielle Verhältnisse, schulische und berufliche Lage erschwerend auf die Freizeitsituation auswirken kann, aber nicht in jedem Fall muss“. (MARKOWETZ 2000, S. 29)

Festgehalten werden kann an dieser Stelle, dass die Funktionen von Freizeit und die Tatsache unterschiedlicher, weil individueller Freizeitbedürfnisse für alle Menschen gleich sind, dass aber bezogen auf das tatsächliche Freizeitverhalten eine Beeinflussung durch Form und Grad einer Behinderung nicht ausgeschlossen werden kann.

Wissenschaftliche Erhebungen zum Themenbereich Freizeit und Behinderung gibt es nur vereinzelt oder im Rahmen von Studien, die das Thema Freizeit mitbehandeln. Von verschiedenen Autoren wird daher ein Forschungsdefizit explizit in diesem Bereich beschrieben. KÖSTLER/KRETSCHMER/SCHAHN (2004) bemängeln, dass nur wenige empirische Studien zum Freizeitverhalten im Kontext einer Behinderung existieren. PRAHL (2002) spricht von erheblichen Forschungsdefiziten, „denn in der einschlägigen Literatur geht es zumeist nur um Ratschläge, Betreuungsmodelle oder grundsätzliche Fragestellungen.“ (PRAHL 2002, S. 282.) Auch MARKOWETZ (2000) moniert das Fehlen empirischer Befunde zur Freizeitsituation und zum Freizeitverhalten von Menschen mit Behinderung. So wurde vom Bundesministerium für Familie und Senioren 1994 eine Studie zum Thema „Hilfebedürftige Behinderte in privaten Haushalten“ veröffentlicht, die eine Erhebung zu Freizeitaktivitäten beinhaltet. Nach MARKOWETZ bleibt in dieser Untersuchung ungeklärt, „ob das durchschnittliche Freizeitverhalten der Nichtbehinderten eine normative Größe darstellt, an der sich Behinderte orientieren müssen, um nicht auch noch auf dem Freizeitsektor als von der Norm abweichende Personen auffällig zu werden“. (MARKOWETZ 2000, S. 17)

Generell sind Freizeitbedürfnisse individuell verschieden und die daraus resultierenden Freizeitaktivitäten demnach auch. Beeinflusst werden können sie von verschiedensten Faktoren, die ökonomischer, sozialer, individueller oder gesellschaftlicher Natur sein können,

die aber so für alle Menschen einer Gesellschaft zählen können. „Insofern ist Behinderung zwar keine zu vernachlässigende Größe, sie muss aber nicht automatisch zu einer unbefriedigenden, fremdbestimmten und von der Hilfe anderer abhängigen Freizeitsituation führen.“ (MARKOWETZ 2000, S. 17) So ist davon auszugehen, dass Freizeit als Zeit der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung angesehen werden kann, die auch von Menschen mit Behinderung (wenn notwendig mit Begleitung oder Unterstützung) nach eigenen Bedürfnissen und Interessen genutzt werden kann. „Neben Arbeit und Wohnen ist Freizeit ein tragender Bereich im Leben behinderter Menschen. (...) Freizeit stellt ein großes Potenzial zur Entfaltung der persönlichen Lebensqualität dar.“ (MARKOWETZ 2000, S. 363) Im Sinne des Empowermentgedankens ist daher gerade der Freizeitbereich ein entscheidender Faktor, denn mit der Möglichkeit über freie Zeit selbst entscheiden zu können entsteht die Macht, über eigene Wünsche und Interessen verfügen zu können. „Sich der eigenen Kraft, Stärke und Ressourcen bewusst zu werden, eigene Interessen zu entwickeln und zu vertreten, (...) wirkt sich auch auf die anderen Lebensbereiche aus.“ (THEUNISSEN 2002, S. 234) Diese Überlegungen könnten vor allem für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens, also für das selbstständige Leben in einer eigenen Wohnung von wesentlicher Bedeutung sein und bilden damit die Grundlage der dritten Forschungsannahme, die besagt, dass Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), Handlungsmöglichkeiten im Bereich Freizeit haben.

#### **5.1.4 Bei Menschen, die allein wohnen (wollen), spielen materielle Ressourcen eine entscheidende Rolle in Bezug auf die Wohnbedürfnisse und die Ausgestaltung der Lebenslage**

Materielle Ressourcen spielen eine wichtige Rolle in Bezug auf die Wohnbedürfnisse und die Ausgestaltung der Lebenslage. Diese Grundannahme basiert auf der Überlegung, dass es neben den individuellen und sozialen Ressourcen auch materielle Ressourcen sind, die sich auf die Erfüllung der Wohnbedürfnisse (siehe zur Erläuterung der Wohnbedürfnisse Kapitel 1.1) auswirken, wobei es hier (wie in den vorangegangenen Grundannahmen bzw. Ressourceneinteilungen) zu Überschneidungen zwischen den einzelnen Bereichen kommt. So sind es in erster Linie die sozialen und individuellen Ressourcen, die zur Erfüllung der (Wohn-)Bedürfnisse nach Kommunikation und Zusammenleben und nach Selbstdarstellung und Demonstration von sozialem Status beitragen. Aber gerade bei letzterem Bedürfnis wird eine Ressourcentriangulation deutlich, denn die Vermittlung von sozialem Status innerhalb der eigenen Wohnung ist neben den sozialen und individuellen Faktoren maß-

geblich von materiellen Ressourcen abhängig. Dabei spielt die Gestaltung und Einrichtung der Räumlichkeiten eine wesentliche Rolle, aber auch die Ausstattung, wie zum Beispiel die Anzahl technischer Geräte, wirkt sich auf die Statusvermittlung und -darstellung aus.

Neben ihren Einflüssen auf die Erfüllung der Wohnbedürfnisse wirken sich die materiellen Ressourcen vor allem auf die Ausgestaltung der Lebenslage aus, daher werden unter materiellen Ressourcen in der vorliegenden Studie all jene Ressourcen betrachtet, die die Lebenslage der Befragten beeinflussen. Dabei können die einzelnen Dimensionen einer Lebenslage „als Handlungsspielräume bzw. Ressourcen verstanden werden, die den Individuen zur Verfügung stehen und je nach Möglichkeiten und Bedürfnissen genutzt werden können. In diesem Verständnis stellt dann die Art und Weise, wie die einzelnen mit ihren Handlungsspielräumen umgehen, die Lebensbewältigung dar.“ (GREDIG u. a. 2004, S. 3) Dieser Interpretation folgend, ist die Lebenslage des Einzelnen ein individuelles Konstrukt, welches nur individuell beschrieben werden kann, so dass bei einer Analyse zunächst festgestellt werden muss, „welche Handlungsspielräume bzw. Dimensionen sich für die Lebenssituation der betreffenden Personen überhaupt als relevant herausstellen und deshalb als Teil ihrer Lebenslage berücksichtigt werden sollten“. (GREDIG u. a. 2004, S. 3)

Dieser Subjektperspektive innerhalb des Lebenslageansatzes trägt die vorliegende Studie Rechnung, indem zwar die klassischen Lebenslagedimensionen als Bezugsrahmen herangezogen werden, ihre innere Differenzierung allerdings den Aussagen und Gewichtungen der Befragten folgt. Von Vorteil erscheint dabei, dass es sich beim Lebenslagekonzept um einen Ansatz handelt, der unterschiedliche Lebensverhältnisse in mehrdimensionaler Perspektive untersucht. Denn „nicht nur materielle Lebensverhältnisse, sondern auch weitere Einflussfaktoren wie Bildung, Beschäftigung bzw. Arbeitslosigkeit, Krankheit, Wohnsituation, soziale Netzwerke und anderes beeinflussen die Lebenslage“ (RÖH 2009, S. 77 f.) und damit auch die (Wohn-)Bedürfnisse des Einzelnen.

Im sozialwissenschaftlichen Kontext wird der Lebenslagenansatz häufig im Zusammenhang mit der Untersuchung von Armut- und Reichtumsverteilung oder sozialer Benachteiligung benutzt (vgl. BERNHARDT 2010, S. 31 f.). In der vorliegenden Studie wird er jedoch in erster Linie verwendet, um mittels einer mehrdimensionalen Analyse bestehende Lebensverhältnisse untersuchen zu können. Im Vordergrund steht dabei wie beschrieben immer die subjektive Wahrnehmung der Befragten auf die objektiven Bedingungen. BERNHARDT (2010) weist in diesem Zusammenhang auf einen ‚doppelten Charakter‘ des Lebenslagekonzeptes hin, „so ist es einerseits möglich, dass die Lebenslage einen Sachverhalt darstellt, der z. B. anhand vorhandener oder mangelnder Ressourcen zu erklären ist, andererseits ist aber auch die (belastende) Lebenslage selbst erklärend für bestimmte Sachverhalte wie z.B. eingeschränkte Handlungsoptionen“. (BERNHARDT 2010, S. 32) Hierzu ergänzend spricht ENGELS (2008) von einer

doppelten Bedeutung von Lebenslage: „Die Lebenslage meint beide Seiten innerhalb der Wechselbeziehung zwischen erreichter Lebensqualität als ‚Output‘ und Ausgangslage/Ressource/Input für weiteres Handeln.“ (ENGELS 2008, S. 3)

In den Formulierungen der Leitfragen werden beide Bedeutungen von Lebenslage aufgegriffen. Zum einen werden Aussagen zu bestimmten Sachverhalten innerhalb der materiellen Ressourcen ermöglicht, wie zum Beispiel zum Arbeitsplatz oder zur Wohnungseinrichtung, gleichzeitig werden aber auch die Auswirkungen dieser Ressourcen auf das individuelle Handeln berücksichtigt, zum Beispiel bei Aussagen über die eigenen Handlungsmöglichkeiten im Umgang mit Geld. Vor allem bei der Lebenslagedimension Wohnen finden dann wieder die Wohnbedürfnisse Beachtung, wenn es darum geht, die Möglichkeit der eigenen Entscheidung zu beurteilen oder über die Wohnungseinrichtung zu bestimmen.

#### **5.1.5 Menschen, die allein wohnen (wollen) können Handlungskompetenzen erlernen, weshalb diese nicht entscheidend für eine erfolgreiche Bewältigung sind**

Die fünfte Grundannahme folgt der Frage, ob bestimmte Kompetenzen, die die alltägliche Lebensführung betreffen, eine Voraussetzung zur Bewältigung des eigenständigen Wohnens darstellen. Diese Kompetenzen betreffen, bezogen auf die Fragestellung, in erster Linie Fähigkeiten im Bereich der Haushaltsführung, wie zum Beispiel Kochen, Putzen, Reinigen, aber auch die selbstständige Verwaltung des Geldes und das Zurechtfinden in der Infrastruktur des nahen Umfelds. Ein Ziel der Arbeit ist es demnach festzustellen, ob Menschen mit geistiger Behinderung, die allein wohnen (wollen), es für notwendig erachten über diese Kompetenzen zu verfügen oder ob sie davon ausgehen, dass Fähigkeiten und Fertigkeiten im Prozess erworben werden können bzw. überhaupt nicht notwendig sind.

Diese Urteilsfähigkeit wird von LINDENLAUB und KRAAK (1997) als Kompetenzüberzeugung bezeichnet. Sie beschreiben damit „die Auffassung eines Subjekts darüber, ob es (selbst) bestimmte Bedingungen herstellen, z.B. bestimmte Handlungen ausführen kann, um erwünschte Ereignisse herbeizuführen. Wir bezeichnen diese Variable als subjektives Können i. S. des Beherrschens von Handlungen (...).“ (LINDENLAUB/KRAAK 1997, S. 49 f.) Diese Auffassung von Kompetenz teilt auch LORENZ (2005), der allerdings noch stärker auf den individuellen Kontext verweist: „Da Kompetenz immer nur in Bezug auf eine konkrete Aufgabe oder Tätigkeit definiert und abgefragt werden kann, kann von intrapsychischen Voraussetzungen gesprochen werden, die sich in der Qualität sichtbarer

Handlungen darstellen. Kompetenz kann somit auch als eine Umschreibung dienen, was einen Menschen definitiv handlungsfähig macht. Kompetenz besteht in ihrer Gesamtheit aus aktiven und ruhenden Wissensbeständen, aus sichtbaren und verborgenen, damit aus beschreibbaren und nichtbeschreibbaren sowie für seinen Träger sogar aus bewussten und unbewussten Fähigkeiten und Fertigkeiten.“ (LORENZ 2005, S. 14) Diesem Verständnis folgend ist es dann den Befragten dieser Untersuchung nur teilweise möglich ihre Handlungskompetenz zu beurteilen, da sie nach LORENZ auch über Fähigkeiten verfügen könnten, die ihnen nicht oder nur teilweise bewusst sind. Es kann also sein, dass zum Beispiel Ressourcen, wie sie in den anderen Grundannahmen beschrieben sind, unterstützend wirken können bzw. zu einer Bewältigung beitragen können, ohne dass der Befragte dies zum Zeitpunkt der Interviews beurteilen kann. Dass Bewusstsein zur Bewältigung ist allerdings nach LÖWISCH (2000) zumindest in Anteilen erforderlich, um Handlungskompetenz im Sinne eines Bewältigungshandeln zu erwerben: „Bewältigungskönnen und Bewältigungsbewusstsein machen zusammengenommen Handlungskompetenz erst aus: personal kompetentes Kompetenzhandeln oder: aus Kompetenz heraus personal kompetent handeln.“ (LÖWISCH 2000, S. 116) Handlungskompetenz bezieht sich demnach in erster Linie auf die personale Art und Weise „wie mit ausgebildeten Kompetenzen als Qualifikationen zur Situationsbewältigung umgegangen wird“. (ebd. S. 158)

Zusammenfassend wird Kompetenz in der vorliegenden Studie also verstanden, als die Überzeugung des subjektiven Handelns in individuellen Situationen, die ein Bewältigungshandeln erfordern, wobei sich Fähigkeiten der momentanen Beurteilung entziehen können, da sie als solche noch nicht bewusst geworden sind.

Diese fünfte Grundannahme stellt vor allem die Handlungskompetenzen in den Vordergrund, die für eine Bewältigung des privaten Haushalts als notwendig erachtet werden. ANGELE (2008) bezeichnet diese als Kompetenzen zur Alltagsbewältigung und versteht darunter „Fähigkeiten zur Lösung alltäglicher Problemstellungen in den Aufgabenbereichen des privaten Haushalts zur Befriedigung der Bedürfnisse aller Haushaltsmitglieder einerseits und zur Sicherung der Grundlagen der Bedürfnisbefriedigung andererseits (...)“. (ANGELE 2008, S. 20) An anderer Stelle verweist sie auf den individuellen Charakter und das oben beschriebene subjektive Können des Einzelnen, welches zur Bewältigung von Alltagssituationen benötigt wird: „Es geht um Kompetenzen, die konkrete Menschen in ihrer jeweiligen Handlungssituation benötigen, um ihren Alltag zu bewältigen.“ (ANGELE 2008, S. 212) Darunter fallen auch fachliche Kompetenzen (z.B. Sachkenntnisse), fachübergreifende Kompetenzen (wie zum Beispiel Flexibilität), Handlungskompetenzen (z. B. moralische Kompetenzen) oder auch „konkrete, praktische Fähigkeiten, die für die Problemlösung in bestimmten Handlungssituationen

wesentlich sind, z. B. schneiden, braten, reinigen, nähen, gestalten usw.“. (ANGELE 2008, S. 215 f.)

In ihrem Forschungsprojekt zu den Kompetenzen zur Alltagsbewältigung kam ANGELE (2008) zu dem Schluss, dass aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen, wie Pluralisierung der Lebensbedingungen oder Veränderung der Familienstrukturen, die meisten Menschen nicht mehr über ausreichende Kompetenzen in diesem Bereich verfügen. Für die Gesamtbevölkerung stellt sie daher fest, dass „der Erwerb von Kompetenzen zur Alltagsbewältigung nicht mehr in ausreichendem Maße via fest gefügter Werte und Handlungsanweisungen über die Familienhaushalte intergenerativ gegeben ist“. (ANGELE 2008, S. 17) Dieses gilt in erhöhter Form sicherlich auch für Menschen mit geistiger Behinderung, die oftmals in einem Schonraum aufwachsen, in dem ihnen eine Mithilfe im Haushalt nicht zugetraut bzw. eine Notwendigkeit dafür nicht erkannt wird.

Müssen also Menschen mit geistiger Behinderung aus ihrer eigenen Sicht über Kompetenzen zur Alltagsbewältigung verfügen? Sind sie der Meinung, dass sie kochen, waschen und putzen können müssen, um allein zu wohnen? Die Grundannahme dieser Untersuchung geht davon aus, dass die hierfür benötigten Kompetenzen erworben werden können, wobei in erster Linie die Betroffenenperspektive von Bedeutung ist.

Die einzelnen Grundannahmen dienen als Strukturierungselement der Leitfäden, deren Inhaltsaspekte im Folgenden mit den daraus abgeleiteten Fragestellungen dargestellt werden.

## **5.2 Entwicklung der Interviewleitfäden**

Im ersten Schritt wurden zu den einzelnen Grundannahmen relevante Items entwickelt, aus denen in einem weiteren Schritt die Leitfragen formuliert wurden:

### **1. Überprüfung der Annahme, dass ein soziales Netzwerk besteht bzw. wie die sozialen Ressourcen gestaltet sind**

- **Informelle soziale Ressourcen:**
  - Eltern
  - Verwandte
  - PartnerIn
  - Freunde



Arbeitskollegen  
Nachbarschaft

- **Formelle soziale Ressourcen:**  
BetreuerIn  
Ambulanter Dienst  
(ehem.) Mitarbeiter der Wohnheime  
Mitarbeiter der WfbM  
KoKoBe  
Vereine  
Schule

## 2. Überprüfen der Annahme, dass individuelle Ressourcen in Bezug auf Bewältigungsstrategien existieren

- Selbstvertrauen
- Selbstwertgefühl
- Optimismus
- Empathie/Hilfsbereitschaft
- Ausdauer/Mut
- Problemlösekompetenz
- Reflexionsfähigkeit
- Umgang mit (negativen) Emotionen: z. B. Angst/Einsamkeit/Überforderung (evtl. Verdrängung?)
- Fähigkeit zum Aufbau sozialer Ressourcen
- Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen
- Zukunftsperspektiven

## 3. Überprüfen der Annahme, dass Handlungsmöglichkeiten im Bereich der Freizeit bestehen

- Hobbys
- Instrumentenbeherrschung
- Zugehörigkeit zu einem Verein
- Feste wöchentliche Termine im Nachmittagsbereich
- Regelmäßige Urlaube
- Fortbewegungsmöglichkeiten (Fahrrad, öffentlicher Nahverkehr)
- Kreativität, Handarbeit
- Benutzung neuer Medien
- Nutzung kultureller Angebote

## 4. Überprüfung der Annahme, dass die hier definierten materiellen Ressourcen eine entscheidende Rolle in Bezug auf einige der im Vorfeld beschriebenen Wohnbedürfnisse spielen und die individuelle Lebenslage ausgestalten

- Wohnform
- Wohnungsgröße, -gestaltung
- Einrichtung, Mobiliar
- Ausstattung (techn. Geräte, Fahrrad etc.)
- Infrastruktur des Wohnumfeldes
- Art der Tätigkeit

- Umgang mit Geld

### 5. Überprüfen der Annahme, dass Handlungskompetenzen erlernt werden können und nicht für eine erfolgreiche Bewältigung entscheidend sind

- Lebenspraktische Fähigkeiten (Kochen, Putzen, Waschen)
- Umgang mit Geld
- Beherrschung von Kulturtechniken
- Bedienung elektrischer Geräte
- Orientierung etc.

Da in der vorliegenden Studie drei unterschiedliche Befragungsgruppen gebildet wurden (vgl. 5.3.3.), wurde jeweils ein angepasster Fragenkatalog entwickelt. Um die Umsetzung der Items in einen Leitfragenkatalog zu plakatieren, wird an dieser Stelle beispielhaft der Interviewleitfaden für die Befragten, die bereits ambulant betreut leben wiedergegeben.

#### Einleitung:

Danke!

- Vorstellung: Wer sind Sie (Aufnahme, Codename - Datenschutz), wer bin ich
  - Sinn der Interviews: Thema ‚Ambulant Betreutes Wohnen‘: Betroffene selbst dazu befragen, mehr über die Voraussetzungen wissen
  - Kurzinfo über den Inhalt des Interviews:  
Wissen, wie Sie leben, wie Sie sich einschätzen, Fragen zur Gegenwart, zur Vergangenheit und zur Zukunft
  - Keine Antwortverpflichtung! Nachfragen möglich, zu schnell - zu langsam? Pausen
1. Wie heißen Sie?
  2. Wie alt sind Sie?

#### Fragen zu der derzeitigen Situation

3. Wie wohnen Sie zurzeit? (Allein, in einer Wohngemeinschaft)
4. Wer hat die Wohnung ausgesucht?
5. Wie viele Zimmer hat die Wohnung?
6. Beschreiben Sie das Aussehen und die Einrichtung!
7. Haben Sie bei der Renovierung geholfen?
8. Woher kommen die Möbel? Haben Sie die selbst ausgesucht?
9. Was für technische Geräte haben Sie? (Z. B. Fernseher, Video, Hifi, Waschmaschine, Mikrowelle, Computer etc.) Welche sind Ihnen besonders wichtig?
10. Was gefällt Ihnen an Ihrer Wohnung am besten? Was macht sie besonders?
11. Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften? Nutzen Sie das?
12. Können Sie Fahrrad fahren oder öffentliche Verkehrsmittel benutzen?
13. Finden Sie sich in Ihrer Stadt zurecht?
14. Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.? Wenn ja, wo haben Sie das gelernt?
15. Welche Schule haben Sie besucht? Haben Sie den Themenbereich Wohnen in der Schule behandelt?
16. Können Sie lesen und schreiben? Wenn ja, halten Sie das für unbedingt notwendig? Wenn nein, kommen Sie auch ohne zurecht?

### **Fragen zum Status: noch nicht allein lebend**

17. Wie und wo haben Sie vor dem Ambulant Betreutem Wohnen gelebt?
18. Haben Sie im Haushalt mitgeholfen?
19. Wo haben Sie gearbeitet?
20. Warum wollten Sie allein wohnen?
21. Schildern Sie bitte den Weg von der Entscheidung bis zum Umzug!
22. Hatten Sie keine Angst oder fühlten sich überfordert?
23. Wo hatten Sie Ihrer Meinung nach Nachholbedarf, was mussten Sie noch lernen?
24. Wie fanden Ihre Eltern bzw. Ihre Betreuer Ihre Entscheidung?
25. Haben Sie an Ihrem Arbeitsplatz Unterstützung erfahren? Hätten Sie sich dies gewünscht?
26. Wer hat Ihnen in dieser Zeit geholfen, wer nicht? Hätten Sie sich mehr Unterstützung gewünscht?
27. Wie fanden Sie die Begleitung bei den „Ämtergängen“?
28. War es damals eine richtige Entscheidung, den Schritt in die eigene Wohnung zu tun, oder bereuen Sie es manchmal?
29. Was denken Sie, wie Sie sich seitdem verändert haben?
30. Vermissen Sie irgendetwas aus der Zeit, als Sie noch nicht allein gelebt haben?

### **Soziale Kontakte**

31. Leben Sie in einer Partnerschaft? Haben Sie einen Freund bzw. eine Freundin?
32. Zu welchen Familienangehörigen/Verwandten haben Sie noch Kontakt? (Eltern, Geschwister, Tante, Onkel, Großeltern)
33. Wie gestaltet sich der Kontakt? (Intensität, Häufigkeit der Kontakte)
34. Gibt es sonstige Personen (Betreuer, Mitarbeiter in der WfbM, ambulanter Dienst) oder Freunde, die gerade in Ihrem Leben eine große Rolle spielen? Woher kennen Sie sie? Haben Sie beste Freunde?
35. Hat sich Ihr Verhältnis geändert, seitdem Sie allein wohnen?
36. Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen? Ist das wichtig für Sie? Warum?
37. Brauchen Sie viele Menschen um sich 'rum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch? Sind Sie lieber allein?
38. Haben Sie Kontakt zu Einrichtungen oder Organisationen wie z. B. KoKoBe, Lebenshilfe, Vereine, Schule etc.?
39. Wer hat einen Schlüssel zu Ihrer Wohnung? Melden sich diese Personen vorher an?
40. Von wem bekommen Sie Hilfe und Unterstützung? Ist dies ausreichend oder zu viel?
41. Wo arbeiten Sie und welche Tätigkeit üben Sie aus? Macht Ihnen Ihre Arbeit Spaß?
42. Verwalten Sie Ihr Geld oder haben Sie dabei Unterstützung? Wie kommen Sie mit dem Geld zurecht?

### **Freizeit**

43. Haben Sie Hobbys? (Musik, Bands, Sport) Wie verbringen Sie Ihre freie Zeit?
44. Würden Sie sich als aktiv (unternehmungslustig) oder eher ruhig einschätzen? (körperlich etc.)
45. Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht?

46. Nehmen Sie an kulturellen Veranstaltungen teil (Konzerte, Kino, Sportveranstaltungen, Theater etc.)? Wie informieren Sie sich darüber?
47. Was haben Sie letztes Wochenende gemacht?
48. Freuen Sie sich auf den Feierabend? Was machen Sie dann?
49. Ist Ihnen manchmal langweilig? Was tun Sie dann?
50. Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam? Was tun Sie dann?

### **Individuelle Ressourcen**

51. Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment? Wie geht es Ihnen?
52. Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig? Was ist für Sie von Bedeutung?
53. Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann? (Gibt es Menschen, an die Sie sich wenden?)
54. Sind Sie ein eher nachdenklicher Mensch, oder nehmen Sie die Dinge, wie sie kommen?
55. Wie wichtig ist Ihnen die Meinung anderer?
56. Fühlen Sie sich für andere verantwortlich? Sind Sie oft für andere da? (hilfsbereit)
57. Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher? Wann?
58. Was können Sie besonders gut, was nicht so? (Stärken/ Schwächen)
59. Was hat sich in Ihrem Leben verändert, seitdem Sie allein wohnen?
60. Sprechen Sie am Arbeitsplatz über das Thema Wohnen?

### **Abschlussfragen**

61. Was glauben Sie rückwirkend, ist das Wichtigste, wenn man ambulant betreut wohnen möchte? Was muss man können, welche Hilfen benötigt man?
62. Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss?
63. Was ist das Schönste am allein Wohnen, was ist nicht so schön?
64. Worauf sind Sie am meisten stolz?
65. Wie beurteilen Sie die Entwicklung „ambulant vor stationär“? Glauben Sie, dass viel mehr Menschen allein wohnen könnten?

## **5.3 Untersuchungsverlauf**

Wie in Kapitel 4 beschrieben, besteht eine qualitative Untersuchung aus den Handlungsphasen Vorbereitung, Durchführung und Auswertung. Diese werden im Folgenden bezogen auf die vorliegende Untersuchung dargestellt.

### **5.3.1 Vorbereitung der Untersuchung**

#### **Lebenshilfe Kleve und Haus Freudenberg GmbH**

Als Untersuchungsort wurde der Kreis Kleve gewählt. Mit der Lebenshilfe Kleve e. V. besteht schon ein längerer Kontakt und in der im Kreis Kleve ansässigen Haus Freudenberg GmbH – Werkstatt für Menschen mit Behinderung wurde von der Verfasserin bereits eine Untersuchung durchgeführt (siehe MICHELS in HEINEN/ TÖNNIHCEN 2001), sodass die Möglichkeiten zur Kooperation vereinfacht waren. In einigen Gesprächen mit dem Geschäftsführer der Lebenshilfe Kleve, H. Emmers, wurden die Zusammenstellung der Befragungsgruppe diskutiert und hinsichtlich einer möglichst komplikationslosen Durchführung durchleuchtet. Schnell wurde deutlich, dass die Lebenshilfe zwar Kontaktgeber sein könnte, ein Großteil der Interviews aber aus organisatorischen Gründen eher in den Zweigstellen der WfbM Haus Freudenberg stattfinden sollte. Hier sind viele Menschen an einem Ort tätig und die jeweiligen Interviews konnten zeitlich flexibel und gleichzeitig kompakt durchgeführt werden.

#### **Präsentation vor Ort**

Um den Mitarbeitern des Sozialen Dienstes, die sich für eine Kooperation bereit erklärten, einen Einblick in die Untersuchung zu geben und die Definitionskriterien der einzelnen Befragungsgruppen (siehe 5.3.3) zu verdeutlichen, wurde von der Autorin eine Präsentation vor Ort durchgeführt. Dieser persönliche Kontakt erwies sich als sehr hilfreich und entscheidend für das weitere Vorgehen. In der Diskussion konnten einzelne Aspekte hervorgehoben werden und die Notwendigkeit einer klar definierten Untersuchungsgruppe vermittelt werden. Um auch im weiteren Verlauf die Kriterien einsehen zu können, wurden die einzelnen Punkte des Befragungssamples vervielfältigt und an Interessierte und weitere Beteiligte weitergereicht (siehe Anhang). Um die Informationspflicht zu erfüllen, wurden

über den Sozialen Dienst Informationsschreiben (siehe Anhang) an die Eltern bzw. gesetzlichen Betreuer ausgegeben.

### **KoKoBe**

Ein Kontakt zur KoKoBe des Kreises Kleve ermöglichte die Zusammenstellung der Befragungsgruppe, die zum Zeitpunkt der Interviews bereits im Betreuten Wohnen lebte. Hier wurden persönliche Kontakte ermöglicht, die zu individuellen Terminabsprachen führten, sodass ein Teil dieser Befragungen in den jeweiligen Wohnungen der Befragten stattfinden konnte. Zudem wurde die Gesamtkoordination vor Ort von dem dort tätigen Mitarbeiter (C. Böing) übernommen und außerordentlich engagiert betreut.

### **Pretests**

„Die Probebefragungen zielen darauf, Eindrücke von der inhaltlichen Relevanz und Verständlichkeit der Fragen zu erhalten, alternative Frageformulierungen zu testen sowie den voraussichtlichen Zeitaufwand der späteren Untersuchungsdurchführung einzuschätzen.“ (SCHÄFERS 2008, S. 198 f.)

Um den unter Punkt 5.2 beschriebenen Leitfaden zu erproben, wurde ein Kontakt zu den Gemeinnützigen Werkstätten Köln in Köln-Pesch aufgebaut, was allein durch die Ortsnähe begründet war. Dort fanden im Vorfeld der Untersuchung vier Interviews statt. Nach den ersten zwei Interviews wurde der Leitfaden in seinem Aufbau grundlegend überarbeitet. Die Befragten hatten ausdrücklich den Auftrag auf Verständlichkeit zu achten und ihr Missfallen bei einzelnen Fragen zu äußern. Sie wurden als Experten um Mithilfe bei der Formulierung der Fragen gebeten und kamen dieser Bitte im Rahmen ihrer Möglichkeiten nach. „Es ist notwendig, Menschen mit geistiger Behinderung während des ganzen Prozesses der Erstellung des Textes und bis hin zur endgültigen Gestaltung um Rat zu fragen. Dadurch wird sichergestellt, dass die Informationen wirklich zugänglich sind...“ (Europäische Vereinigung der ILSMH 1998, S. 7 f.)

In seiner ersten Form war der Leitfaden an den unter Punkt 5.1 dargestellten Grundannahmen orientiert und entsprechend geordnet. Bei den Gesprächen fiel auf, dass keine thematische Einheit zu erkennen war und die jeweiligen Befragten sich immer wieder neu in ein Thema hineindenken mussten. Dies wurde als eine unnötige Komplikation empfunden, sodass die Fragen nach Themenkomplexen neu geordnet wurden, wobei versucht wurde eine zeitlich-biografische Reihenfolge einzuhalten.

Weitere Schwierigkeiten traten bei Fragen zu den individuellen Ressourcen auf, die zum Teil sehr abstrakt waren und deren Beantwortung zu Überforderung zu führen schien. Einige Fragen wurden umformuliert bzw. mit Beispielen unterstützt und ein Großteil dieser Fragen zur Persönlichkeit wurde themenspezifisch einsortiert, sodass nur noch ein kleiner

Block „schwieriger“ Fragen bestehen blieb. Fragen, die zu ähnlichen Antworten führten, wurden gänzlich gestrichen.

Die Erprobung des überarbeiteten Leitfadens zeigte, dass die Umstrukturierungen und Umformulierungen notwendig und sinnvoll gewesen waren, was sich vor allem in der Konzentrationsfähigkeit, den wenigen Nachfragen und in der Länge der Antworten zeigte. Bei allen Pretests wurde auf Wunsch der Befragten eine Pause gemacht, was bei den später folgenden Interviews nicht ein einziges Mal erforderlich war.

### **Kontaktaufbau**

In der Literatur (vgl. u. a. HAGEN 2001, siehe Kapitel 4.4) wird die Notwendigkeit einer im Vorfeld stattfindenden Kontaktaufnahme beschrieben, die dem Aufbau von Vertrauen dienen soll. Sicherlich kann dies bei vielen Befragten sinnvoll sein, doch zeigte sich in den Pretests und v. a. in einer anderen Untersuchung der Verfasserin (MICHELS 2004), dass gerade die Anonymität und die Tatsache, dass die Person des Interviewers in der eigenen Lebensrealität keine Rolle spielt, zu einer Offenheit der Befragten führt, die kaum größer sein könnte. Vielleicht geben die Versicherung absoluter Anonymität und das vorbehaltlose Interesse einer außenstehenden Person den Befragten die Möglichkeit, ohne die Gefahr einer Beurteilung oder weiterführender Konsequenzen von ihrem Leben, ihrer Wahrnehmung, ihren Schwierigkeiten oder Wünschen zu berichten. Die Erfahrungen dieser Untersuchung zeigen zumindest, dass das Bedürfnis zum Gespräch sehr groß ist und keine der befragten Personen Schwierigkeiten mit der Person des unbekanntem Interviewers hatte. Sicherlich kommt es dabei auch auf den jeweiligen Interviewer an, wobei das Wissen um den Expertenstatus des Befragten und eine gewisse Empathiefähigkeit Voraussetzung für ein Gelingen sind (vgl. MAYRING, u. a.).

### **5.3.2 Befragungssample: Bilden von drei Untersuchungsgruppen mit jeweils drei Untergruppen**

Bei der Zusammenstellung der Untersuchungsgruppe wurde auf eine differenzierte Definition von geistiger Behinderung verzichtet. Auswahlkriterium war in erster Linie die Zugehörigkeit zu einer der relevanten Interessensgruppen bzw. Wohnformen, wobei versucht wurde ein ausgewogenes Geschlechter- und Altersverhältnis zu berücksichtigen. Zudem setzt sich der Kreis der Befragten beinahe ausschließlich (bis auf zwei Befragte, die bereits verrentet waren, und zwei Befragte, die einer Tätigkeit auf dem Allgemeinen Arbeitsmarkt

nachgingen) aus Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der WfbM Haus Freudenberg GmbH mit unterschiedlichem Hilfebedarf und unterschiedlichem Verständnis für die Befragung zusammen.

JAKOBS (2005) bezeichnet eine ähnliche Auswahl der Befragungsgruppe für seine Untersuchung als gerechtfertigt durch den Untersuchungsgegenstand bzw. die Fragestellung und spricht von einer bewussten Auswahl „nur eine Region, nur ein Träger; nur Personen, mit denen eine sprachliche Verständigung möglich war, die zusätzlich ‚selbstselektiv‘ ist (...) Art und Grad der Behinderung wurden im Hinblick auf die Themenstellung (Wohnen – Bedürfnisse – Zukunftswünsche) bewusst nicht näher differenziert. Es wurde ein weiter Bereich angezielt, der z.B. auch sog. lernbehinderte sowie mehrfach behinderte Personen einschließen kann. ‚Geistige Behinderung‘ wurde mit der Stichprobe quasi auch konkret operationalisiert: durch die Zugehörigkeit der Interviewpartner/ innen zu einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung.“ (JAKOBS 2005, S. 10)

Kriterien zur Zusammenstellung des Befragungssamples waren ähnlich wie in diesen Ausführungen in erster Linie Freiwilligkeit, die Zugehörigkeit zu einer dem Thema der vorliegenden Studie entsprechenden Interessensgruppe und ein ausreichendes Maß an sprachlichen Fähigkeiten und Kommunikationskompetenz, was sich an die folgende Aussage von SCHÄFERS (2008) anschließt:

„Bei der Auswahl der für die Untersuchung in Frage kommenden Personen ist insbesondere zu beachten, dass aufgrund der Sprachgebundenheit der Befragung Menschen mit stark eingeschränkten oder fehlenden Möglichkeiten, sich verbal auszudrücken oder über Kommunikationshilfen kommunizieren, in dieser Untersuchung nicht berücksichtigt werden können.“ (SCHÄFERS 2008, S. 189)

Bei der Zusammenstellung der Befragungsgruppe war die Unterstützung der oben erwähnten Mitarbeiter unerlässlich, da sie die Befragten und ihren relevanten (Wohn-)Hintergrund kannten, Kontakte herstellen konnten und die organisatorischen Rahmenbedingungen (Bereitstellung eines Raumes, Kontakt zu Betreuern oder Eltern, Befreiung von der Arbeitszeit usw.) zur Verfügung stellten.

Die unterschiedlichen Untersuchungsgruppen werden in folgender Übersicht dargestellt:

Name	Alter zum Zeitpunkt der Interviews	Geschlecht	Aktueller Wohnort	Vorheriger Wohnort
<b>Untersuchungsgruppe 1: Allein wohnen wollend</b>				
Herr M.	42	männlich	Elternhaus	Elternhaus
Herr A.	21	männlich	Elternhaus	Elternhaus
Herr P.	24	männlich	AWG	Eigene Wohnung
Herr H.	49	männlich	Wohnheim	Eigene Wohnung bzw. obdachlos
Frau H.	27	weiblich	Elternhaus	Elternhaus
Frau I.	23	weiblich	Elternhaus	Elternhaus
Frau U.	47	weiblich	Wohnfamilie	Wohnfamilie
Frau M.	28	weiblich	AWG	Elternhaus bzw. Wohn-



				familie
Herr K.	43	männlich	AWG	Eigene Wohnung
Herr S.	47	männlich	AWG	Eigene Wohnung
Frau R.	33	weiblich	AWG	Wohnfamilie
<b>Untersuchungsgruppe 2: Allein wohnend</b>				
Herr O.	41	männlich	Eigene Wohnung	Eigene Wohnung bzw. Elternhaus
Herr J.	24	männlich	Eigene Wohnung	Wohnheim
Herr V.	31	männlich	Eigene Wohnung	Wohnheim (Appartement)
Herr T.	26	männlich	Eigene Wohnung	Elternhaus
Frau D.	24	weiblich	Eigene Wohnung	Eigene Wohnung
Herr B.	65	männlich	Eigene Wohnung	Wohnheim
Frau J.	71	weiblich	Eigene Wohnung	Wohnheim
Herr N.	52	männlich	Eigene Wohnung	AWG
Herr F.	44	männlich	Eigene Wohnung	AWG
Herr R.	36	männlich	Eigene Wohnung	AWG
Frau T.	26	weiblich	Eigene Wohnung	AWG
Herr U.	44	männlich	Eigene Wohnung	Elternhaus bzw. eigene Wohnung
<b>Untersuchungsgruppe 3: Nicht allein wohnen wollend</b>				
Herr E.	37	männlich	AWG	Elternhaus
Frau K.	49	weiblich	Wohnfamilie	Wohnfamilie
Frau G.	44	weiblich	Wohnfamilie	Kinderheim
Herr Sch.	34	männlich	AWG	Wohnfamilie
Frau P.	47	weiblich	Wohnheim	Wohnfamilie
Herr G.	58	männlich	Wohnheim	Kinderheim bzw. Psychiatrie
Frau F.	37	weiblich	Wohnfamilie	Wohnfamilie
Frau L.	27	weiblich	Wohnheim	Wohnfamilie
Herr C.	21	männlich	Elternhaus	Elternhaus
Herr W.	44	männlich	Elternhaus	Elternhaus
Frau A.	31	weiblich	Elternhaus	Elternhaus
Herr I.	37	männlich	Elternhaus	Elternhaus
Frau C.	38	weiblich	AWG	Wohnfamilie bzw. eigene Wohnung

Abbildung 10: Überblick über die Befragungsgruppen

### 5.3.3 Durchführung der Untersuchung

Die Untersuchung wurde in einem Zeitraum von zwei Wochen im Sommer 2007 durchgeführt. Alle Gespräche fanden im Raum Kleve statt, was vor allem einer besseren Vergleichbarkeit der Ergebnisse dient. Es ist davon auszugehen, dass sich die strukturellen Lebensumfelder der Befragten vergleichen lassen und vor allem die bestehenden Netzwerke und formalen sozialen Ressourcen die gleichen sind. Ein Stadt-Land-Vergleich ist trotzdem eingeschränkt möglich, da für viele der Befragten die Kreisstadt Kleve schon einer „Großstadt“ entspricht. Ein weiterer positiver Aspekt des gleichen Befragungsumfeldes ist, dass sich viele der Interviewten untereinander kennen, gleiche Schulen besucht haben oder in denselben Wohnstätten gelebt haben. Unter Berücksichtigung der Anonymität lassen sich

viele Verbindungen ziehen, die zusätzliche Informationen bringen könnten und in den betreffenden Interviews nicht zur Sprache kamen.

Insgesamt fanden 39 Gespräche statt. Sieben Gespräche fanden an einem Wochenende in den Privatwohnungen der Befragten statt, die sich bereits im Betreuten Wohnen befinden. Acht Interviews wurden in drei unterschiedlichen Außenwohngruppen der Lebenshilfe Kleve durchgeführt, ein Interview in der WfbM Kranenburg, vier in der WfbM Kleve und die restlichen sechzehn in der WfbM in Goch. Alle Teilnehmer sind im Vorfeld informiert worden und konnten sich eigenständig für eine Teilnahme entscheiden. Die Personen, die in ihren eigenen Wohnungen interviewt wurden, wurden im Vorfeld persönlich von der Autorin kontaktiert und es wurde gemeinsam ein Termin abgesprochen.

Die Gespräche in den Privaträumen der Befragten ermöglichten einen Einblick in die verschiedenen Lebenswelten und boten den Betroffenen einen sicheren und natürlichen Rahmen für das Gespräch. Viele boten Kaffee und Kuchen an, bei einem Paar gab es sogar ein Mittagessen. Die Atmosphäre war in der Regel geprägt von Gastfreundschaft und vermittelte häufig den Stolz des Bewohners auf sein „eigenes Reich“. Leicht problematisch waren an diesen Orten die Alltagsgeräusche, wie das Klingeln des Telefons, das Gezwitscher des hauseigenen Vogels, die festgelegten Tagesabläufe (z. B. Mittagessen) oder Ähnliches. Gleichzeitig führte dies auch zu einer natürlichen Gesprächssituation, die ohne Druck in den Alltag integriert war. Verstärkt wurde dieses Gefühl durch das Interesse, das die Befragten dem Gespräch entgegen brachten, für das sie sich im Nachhinein häufig bedankten und auch weiterhin ihre Mithilfe anboten.

Die Gespräche in den Werkstätten fanden während der Arbeitszeit statt, in einem ruhigen, ungestörten Raum. Nach vorheriger Information wurden die betroffenen Personen von ihrer Tätigkeit befreit und verzichteten häufig auf ihre feststehenden Pausenzeiten.

Zu Beginn eines jeden Interviews wurden die organisatorischen Umstände erläutert. Nach einer Begrüßung und Vorstellung wurden zunächst der Zweck und das Ziel des Interviews beschrieben, die Notwendigkeit einer Tonbandaufzeichnung wurde erklärt und der Ablauf des Gesprächs wurde umrissen, mit der Option auf Unterbrechung oder Abbruch bei zu großer Anstrengung oder Missfallen. Zusätzlich wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass kein Wissen oder Ähnliches überprüft werden sollte, dass es keine falschen Antworten gibt, dass das Material vertraulich behandelt wird und Anonymität gewährleistet ist.

Die Interviews waren zwischen 35 Minuten und 2 ¾ Stunden lang. Durchschnittlich dauerten sie ungefähr eine Stunde. Die Gesprächsatmosphäre war in der Regel sehr offen, da nur Personen interviewt wurden, die sich freiwillig zur Teilnahme entschieden hatten. Drei der 39 Gespräche wurden in der Analyse nicht berücksichtigt, da sich im Verlauf des Interviews herausstellte, dass es sich bei diesen Befragten eher um Menschen mit einer seelischen Behinderung handelte und ihre Lebenslage und Lebenswelt nicht dem der zuvor definierten Befragungskriterien entsprach. Diese Befragten sind in oben dargestelltem Überblick nicht enthalten.

### **5.3.4 Auswertung der Untersuchung**

#### **Aufbereitung des Materials**

In diesen Bereich gehört neben der Ordnung des Materials (Tonband, Notizen, Beobachtungsprotokolle) in erster Linie die Transkription der Interviews. Das Tonmaterial muss für die weitere Verarbeitung in eine schriftliche Form gebracht werden. Für diesen Vorgang der Verschriftlichung gibt es mehrere Methoden, wie die kommentierende Transkription oder das zusammenfassende Protokoll, auf die aber an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden soll.

Für die vorliegende Studie wurde das Verfahren der wörtlichen Transkription gewählt, da sie durch ihre Vollständigkeit „die Basis für eine ausführliche interpretative Auswertung bietet“. (MAYRING 1996, S.69)

Innerhalb dieser Methode gibt es weitere Spezifizierungen, zum Beispiel die lautgetreue Transkription nach dem Internationalen Phonetischen Alphabet (IPA) oder die literarische Umschrift, die auch dialektische Verfärbungen wiedergibt, doch sind diese Protokollierungstechniken eher selten vonnöten. In diesem Fall scheint eine wörtliche Übertragung in das normale Schriftdeutsch, bei der der gesprochene Stil schriftlich `geglättet` wird, ausreichend, da vor allem der Inhalt und nicht die geäußerte Form der Aussagen im Vordergrund steht.

#### **Auswertung des Materials**

Der eigentlichen Auswertung ging eine intensive Auseinandersetzung mit dem Material in mehreren Durchgängen voraus (vgl. Kapitel 4.3). Der erste „Bearbeitungsdurchgang“ diente dem Einstieg und dem Auffrischen der Informationen. Im zweiten Durchgang wurde alles markiert, was im Hinblick auf die zu erforschende Frage von Relevanz hätte sein kön-

nen. Im dritten Durchgang wurden die markierten Stellen in ihrer Bedeutung auf die Grundannahmen überprüft, gegebenenfalls gestrichen oder erweitert.

Aus dem Interviewleitfaden und dem Inhalt der durchgeführten Interviews wurden dann so genannte Codewörter entwickelt, die bestimmte Segmente (markierte Interviewabschnitte) unter einem Schlüsselbegriff zusammenfassen. MAYRING spricht hier von induktiver und deduktiver Kategorienbildung: deduktiv, bei Kategorien bzw. Codewörtern, die aus der Theorie entwickelt und in den Leitfäden verwendet worden sind, und induktiv bei Kategorien, die aus den Gesprächen und Aussagen der Befragten entstanden sind. Die für die vorliegende Auswertung verwendeten Kategorien sollen im Folgenden (in Form des von MAX QDA 2 formierten Codewortbaumes) kurz dargestellt werden:

### **Codesystem**

- Biographie
- Freizeit
  - Wochenende
  - Kirmes
  - Nutzung kultureller Angebote
  - Urlaub
  - Wöchentliche Termine
  - Vereinszugehörigkeit
  - Instrumentenbeherrschung
  - Haustiere
  - Handarbeit/Kreativität, auch Foto
  - Spaziergang/Fahrradfahren, auch Stadtbummel
  - Hobby
  - Musik hören
  - Sport
  - Computer, Internet, Funken
  - Fernsehen
  - Lesen, Schreiben
  - Haushalt
  - Gartenarbeit
  - Besonderes Musikinteresse
  - Fußballinteresse, auch Formel Eins
  - Zusammensein mit Freunden
- Handlungskompetenzen
  - Eigeninitiative (BeWo)
  - Vorbereitung Wohnen
  - Haushalt
    - Bedienung elektrischer Geräte
    - Einkaufen
    - Putzen
    - Waschen
    - Kochen
  - Nutzung von Verkehrsmitteln
  - Orientierung
  - Umgang mit Finanzen
- Individuelle Ressourcen
  - Selbstbewusstsein
  - Selbstständigkeit
  - Reflexionsfähigkeit
  - Selbstbestimmung
  - Problemlösekompetenz
  - Kritik

Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen  
Fähigkeit zum Aufbau sozialer Ressourcen  
Einstellung zur Notwendigkeit von Kontaktmöglichkeiten  
Umgang mit negativen Emotionen  
Empathie/Hilfsbereitschaft  
Unsicherheit  
Einsamkeit  
Langeweile  
Überforderung  
Meinung anderer  
Zukunftsperspektiven  
Arbeit als strukturierendes Element  
Persönliche Einschätzung

Stärken  
Schwächen  
Wohnort  
Freundschaft  
Partnerschaft  
Eigenaktivität  
Gesellschaft oder nicht  
Partizipation/Integration  
Gesellschaftspolitisches Interesse  
Lebenszufriedenheit  
Wichtig im Leben  
Beurteilung der aktuellen Wohnsituation  
Was gefällt am besten

BeWo

Thema Geld  
Positive Vorstellung  
Negative Vorstellung  
Frühere Erfahrungen  
Thema am Arbeitsplatz  
Unterstützung BeWo  
Einschätzung Betreuung  
Einschätzung BeWo  
Herausforderung BeWo  
Wünsche u. Ideen in Bezug auf BeWo  
Vorbereitung BeWo  
Gründe für BeWo  
Gründe für nicht BeWo  
Schwierigkeiten in Bezug auf BeWo  
Ängste

Selbstbild

Materielle Ressourcen

Gesundheit

Körperliche Beschwerden

Drogen

Psychiatrie

Arbeit

Arbeitszufriedenheit

Tätigkeit

Bildung

Ausbildung

Beherrschung von Kulturtechniken

Einstellung zur Notwendigkeit von Kulturtechniken

Schule

Thema Wohnen

Stadt-Land

Infrastruktur Wohnort

Geld

Einkommen

Einschätzung

- Verwaltung
- Wohnung
  - Eigene Entscheidung
  - Wohnraumgestaltung
  - Wohnungsaufteilung
  - Einrichtung/Mobiliar
- Technische Geräte
  - Wichtigste Geräte
- Aktueller Wohnort/Wohnform
  - Wohnfamilie
  - Wohnheim bzw. Altersheim
  - Elternhaus
  - Eigene Wohnung
  - Außenwohngruppe
- Vorheriger Wohnort
  - Obdachlos
  - Eigene Wohnung
  - HPH Bedburg-Hau
  - Wohnheim
  - Elternhaus
  - Außenwohngruppe
  - Wohnfamilie
  - BeWo
  - Einschätzung/Kritik
- Soziale Ressourcen
  - Konflikte
  - Vertrauensperson
  - Informell
    - Partnerschaft
    - Freundschaft
      - Bester Freund
      - Betreuer
    - Verwandtschaft
      - Kinder bzw. Kinderwunsch
      - Großeltern
      - Onkel, Tanten
      - Geschwister
      - Vater
      - Mutter
    - Mitbewohner
    - Nachbarn
    - Pflegeeltern
    - Arbeitskollegen
  - Vorherige Wohnsituationen
  - Sonstige
  - Gespräche zum Thema BeWo
  - Formell
    - Sonstige
    - Lebenshilfe
    - KoKoBe
    - Wohnfamilieneltern
    - Betreuer BeWo
    - Betreuer gerichtlich
    - Betreuer Wohngruppe
    - Vorgesetzte

Nach dieser Vorbereitung begann die tatsächliche Auswertungsphase, indem die oben definierten Codewörter den markierten Segmenten zugeordnet wurden. Mit Hilfe eines Com-

puterprogramms zur qualitativen Inhaltsanalyse, dem MAX QDA 2 von VERBI Software Consult (2004), wurde die Codierung der Textsegmente durchgeführt.

Die relevanten Ergebnisse werden in Kapitel 6 in der Struktur der Grundannahmen wiedergegeben, wobei zusätzlich zu den Annahmen zu den Ressourcen und Handlungskompetenzen ein Punkt zu den Aussagen der Befragten konkret zum Themenbereich Ambulant Betreutes Wohnen dargestellt wird.

### 5.3.5 Methodenreflexion

Qualitative Forschung mit Menschen mit (geistiger) Behinderung ist ein noch relativ unerforschtes, dafür aber intensiv diskutiertes Feld (vgl. Kapitel 4.4 und 4.5). Dabei stehen Fragen nach Validität und Aussagegehalt der Befragungen im Fokus der Kritik. Die vorliegende Untersuchung zeigt nach Auffassung der Autorin, dass vor allem die Methode der direkten Befragung, hier mit Hilfe des problemzentrierten Interviews, einen wertvollen Beitrag zur Forschung innerhalb der Geistigbehindertenpädagogik leisten kann. Die Ausführlichkeit der Gespräche und der Inhalt der darin getätigten Aussagen weisen, wie in der Analyse der Ergebnisse deutlich wird, ganz eindeutig auf die Notwendigkeit einer Erhebung der Betroffenenperspektive und damit einer Forschung mit Menschen mit (geistiger) Behinderung hin.

Um zu belegen, dass die Methode des Problemzentrierten Interviews eine geeignete Methode für die Forschung mit Menschen mit (geistiger) Behinderung darstellt, soll im Folgenden anhand der unter Punkt 4.4 beschriebenen Bereiche einer Befragung die durchgeführte Untersuchung reflektiert und diskutiert werden.

#### 1. Merkmale des Befragten

Bei der Befragung von Menschen mit (geistiger) Behinderung werden als Schwierigkeiten vor allem ein möglicherweise geringes (kognitives) Sprachverständnis und eine mögliche sogenannte erwartete Antwortreaktion genannt. Um diese Schwierigkeiten zu umgehen, empfiehlt beispielsweise SCHÄFERS (2008), in erster Linie geschlossene, wenig abstrakte Fragen zu formulieren, auf kurze Sätze zu achten und nicht über eine Länge von 30 Minuten Gesprächsdauer hinauszukommen.

Diese Notwendigkeiten lassen sich in der hier durchgeführten Befragung nur sehr vereinzelt feststellen. Nach den Pretests zeigte sich zwar, dass eine thematische Stringenz in der Interviewstruktur von Vorteil ist, damit sich der Befragte nicht immer neu in eine Thematik hineindenken muss, und es zeigte sich auch, dass abstrakte Fragen schwieriger zu beant-

worten waren und daher häufiger beispielhaft erläutert werden mussten, doch lässt sich insgesamt sagen, dass die Befragten der vorliegenden Studie sehr wohl in der Lage waren, ausführlich und ausdauernd ein Gespräch zu führen, in dem es um verschiedenste Aspekte ihrer Lebenswirklichkeit geht. Gerade die Intensität der Gespräche und auch deren Länge zeigen deutlich die Motivation und Kompetenz der Befragten, zu den relevanten Bereichen ihres Lebens Stellung zu nehmen. Auch SCHUPPENER (2005) verweist auf die Notwendigkeit, dem Erzählenden ausreichend Raum „für eigene Ausführungen, Assoziationen, Problemschilderungen etc.“ zu geben und im Zusammenhang mit den von ihr durchgeführten Interviews beschreibt sie, dass auf alle Erzählinhalte eingegangen wurde, „selbst wenn diese ausschließlich von subjektivem Interesse für den Erzählenden selbst waren und weniger relevant für die Beantwortung der Interviewfragen“. (SCHUPPENER 2005, S. 193) Das Bedürfnis der Befragten nach einem ausführlichen Gespräch, nach der Möglichkeit, über ihre Bedürfnisse, ihr Leben und ihre Wünsche zu sprechen, war in einem Großteil der Interviews deutlich zu spüren. Lediglich bei zwei Interviews (Herr C. und Frau K.) waren oben beschriebene Schwierigkeiten erkennbar. „Einige Gespräche - insbesondere mit eher schwerer behinderten oder sehr unsicher wirkenden Personen – gestalteten sich zum Teil schwierig und fielen recht kurz aus. In diesen Fällen musste im Interesse einer minimalen Informationsgewinnung die offene Gesprächsführung reduziert und in Richtung eines standardisierten Interviews (ähnlich dem Abfragen eines Fragebogens) modifiziert werden.“ (JAKOBS 2005, S. 16) Ebenso verhielt es sich in diesen beiden Gesprächen, sodass zumindest faktische Aussagen zur aktuellen Lebenssituation erhoben werden konnten. Bei Herrn C. hätte evtl. eine visuelle Unterstützung mit Hilfe von Fotos oder Bildkarten zu einem höheren Erkenntnisgewinn geführt und bei Frau K. lag eine derartig große Angst vor dem Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens vor, dass es ihr in erster Linie darum ging, deutlich zu machen, dass sie in ihrer jetzigen Wohnsituation zufrieden ist und bleiben möchte. Hier hätte evtl. eine Gruppensituation mit ihrer ebenfalls befragten Freundin und Mitbewohnerin (Fr. G.) helfen können.

## 2. Merkmale des Interviewers

Von der Person des Interviewers wird in der empirischen Sozialforschung Neutralität und Vertrauenswürdigkeit erwartet. Die vorliegenden Ergebnisse zeigen, dass es nicht immer leicht ist, diese zwei Aspekte miteinander zu verbinden, denn, so zeigen die Interviews, ein hohes Maß an Authentizität und Empathie seitens des Interviewers ist ein wichtiges Merkmal für ein erfolgreiches Gespräch. Und die durchgeführten Interviews waren in erster Linie Gespräche, mit Aussagen auf beiden Seiten. Doch, so die Auffassung der Autorin, war es gerade diese Atmosphäre eines gegenseitigen Ernstnehmens als Gesprächspartner,



die dazu führte, dass sich die Befragten auf die Interviews und die darin enthaltenen, zum Teil sehr privaten Fragen einließen. Von Neutralität seitens des Interviewers ist in diesen Gesprächen nur in Bezug auf die Untersuchungsfrage zu sprechen, denn die Befragten dürfen an keiner Stelle beeinflusst werden oder das Gefühl bekommen, dass ein bestimmtes Antwortverhalten erwartet wird.

Die vorliegenden Ergebnisse weisen darauf hin, dass eine vertrauenswürdige, empathische Beziehung zwischen beiden Gesprächspartnern die Möglichkeiten für ein erfolgreiches Interview erhöhen, wobei eine Neutralität des Interviewers in Bezug auf die Untersuchungsfragen gegeben sein muss.

### 3. Merkmale der Interviewsituation

Wie unter anderem HAGEN (2001) feststellte, verlaufen Interviews (mit Menschen mit (geistiger) Behinderung) erfolgreicher, wenn sie in der natürlichen Umgebung des Befragten stattfinden. In der vorliegenden Studie wurde über ein Drittel der Gespräche in der natürlichsten Umgebung der Befragten durchgeführt, nämlich in ihren eigenen Wohnungen. Auf die Schwierigkeiten (Vogelgezwitscher, Telefonklingeln, Ankunft bzw. Anwesenheit weiterer Personen o. ä.) die eine solche Befragung mit sich bringt, wurde bereits verwiesen. Auch die Vorteile wurden bereits genannt. So wurde ein zusätzlicher Einblick in die verschiedenen Lebenswelten ermöglicht und ein natürlicher Rahmen für das Gespräch bereit. Die Interviews waren in den Alltag der Befragten integriert und gaben der Interviewerin eher das Gefühl eines Gastes statt einer professionellen Gesprächsmoderatorin. Dies hat neben allen Schwierigkeiten sicherlich zu einem sehr positiven Verlauf dieser Befragungen beigetragen.

Der andere Teil der Gespräche fand in den Räumlichkeiten der jeweiligen WfbM statt. Der Arbeitsplatz ist ebenfalls als natürliche Situation zu bezeichnen, da er dem Einzelnen vertraut ist und dieser mit den (räumlichen) Gegebenheiten bekannt ist. Der Unterschied zur Befragung in der eigenen Wohnung liegt in der Privatheit der Situation und darin, dass der Befragte nicht der „Hausherr“ ist, sondern quasi als „Gast“ in den Befragungsraum kommt. Diese umgekehrte Gastgeberschaft galt es zunächst aufzulösen, damit sich die Befragten wieder als „Experten in eigener Sache“ fühlen konnten. Ähnlich wie bei den Gesprächen in den eigenen Wohnungen gab es auch hier eine Einleitungsphase, die sich individuell an den jeweiligen Befragten richtete, um diesem eine Situation zu schaffen, in der er sich in zugesicherter Anonymität vertrauenswürdig öffnen konnte. Da optische Anknüpfungspunkte, wie beispielsweise die Wohnungseinrichtung, fehlten, wurden häufig Verbin-

dungen zu bereits Befragten oder anderen gemeinsam bekannten Personen thematisiert, um eine vertraute Atmosphäre entstehen zu lassen.

Neben den Kriterien wie Ruhe und Ungestörtheit und einer möglichst natürlichen Umgebung scheint es für die Befragung von Menschen mit (geistiger) Behinderung von größerer Bedeutung zu sein, dass die Gesprächsatmosphäre von Empathie, Interesse und Vertrauenswürdigkeit geprägt ist.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass durch die Befragung von Menschen mit (geistiger) Behinderung umfangreiche und valide Ergebnisse hinsichtlich der Aussagen zu ihrer eigenen Lebenswirklichkeit zu erheben sind. Möglichen Schwierigkeiten ist in der Regel individuell zu begegnen, indem das Interview gekürzt wird oder einzelne Aspekte beispielhaft ausgeführt werden. Wichtig scheint in erster Linie eine vertrauenswürdige Gesprächsatmosphäre und Empathie auf Seiten der Person des Interviewers.

## 6 Darstellung der Analyseergebnisse

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung dargestellt und mit Theorien und Ergebnissen aus der Forschung in Beziehung gesetzt. Dabei liefern die im Vorfeld formulierten Grundannahmen die Struktur und einen theoretischen Bezugsrahmen.

### 6.1 Soziale Ressourcen

Wie schon in der Ausformulierung der Grundannahme zur Bedeutung sozialer Ressourcen beschrieben, lassen sich diese in zwei Gruppen unterteilen. Zum einen gibt es die informellen sozialen Ressourcen, zu denen Verwandte, Freunde oder Nachbarn zählen, und zum anderen die formellen Ressourcen, zu denen Ärzte, „Betreuer“ oder Lehrer gehören. Für Menschen im Ambulant Betreuten Wohnen formuliert HANSLMEIER-PROCKL (2009) diese Unterteilung wie folgt:

„Das soziale Netzwerk von ambulant betreuten Personen umfasst zwei unterschiedliche Beziehungsarten. Neben den formellen Kontakten zu professionellen Unterstützern (professionelles Netzwerk, bestehend aus Mitarbeitern der Assistenzdienste und gesetzlichen Betreuern) ist ein mehr oder weniger umfangreiches informelles bzw. privates Netzwerk zu erwarten. Dieses besteht aus Angehörigen, Freunden, Mitbewohnern und Nachbarn.“ (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 181)

Wie in der Analyse der Ergebnisse deutlich wird, ist eine klare Trennung in diese beiden Kategorien bei der Befragungsklientel der vorliegenden Untersuchung nur schwer durchzuführen, da Personen aus dem Bereich der formellen Ressourcen häufig Funktionen übernehmen, die eher dem informellen Bereich zuzuordnen wären. Dies bedeutet, dass die in der Netzwerkforschung angelegten formalen bzw. strukturellen Merkmale sozialer Netzwerke, wie zum Beispiel die Größe oder die Häufigkeit der Kontakte, nicht als Maßstab für die vorliegende Untersuchung dienen können, denn dabei wird den qualitativen Merkmalen zu wenig Beachtung geschenkt. Bei den Befragten scheinen aber vor allem die qualitativen Merkmale der sozialen Ressourcen eine übergeordnete Rolle zu spielen. Deutlich wird dies in den Aussagen der meisten Befragten zu dem oben beschriebenen „Rollenwechsel“ der Betreuer im (Ambulant) Betreuten Wohnen. Viele beschreiben die Beziehung zu diesen, laut HOLLSTEIN (2001), sekundären formellen Ressourcen als eine ihrer engsten und

wichtigsten Beziehungen mit dem größten Anteil an Vertrauen. Demnach gehören die Betreuer eher in den Bereich der primären sozialen Kontakte und stellen in ihrer Bedeutung eine übergeordnete soziale Ressource dar, wie später beschrieben wird.

Insgesamt liegen nur wenige Arbeiten zu den sozialen Netzwerken von Menschen mit Behinderung vor. WINDISCH u. a. (1991) ermittelten in ihrer Untersuchung die Auswirkungen der Wohnform auf die sozialen Netzwerke von Menschen mit geistiger Behinderung. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass sich die Wohnform nicht auf die Netzwerkgröße auswirkt, allerdings deutliche Unterschiede in den Strukturmerkmalen sozialer Netzwerke festgestellt werden können. So stellten sie für den Bereich des betreuten Einzel- oder Paarwohnens fest, dass sich „sowohl der Umfang der Angehörigen und Verwandten, als auch die Zahl von Nachbarn im persönlichen Netzwerk der Befragten [erhöht]“. (WINDISCH u. a. 1991, S. 144) Gleichzeitig steigt im ambulanten Bereich nach den Ergebnissen dieser Studie die Zahl der Freunde und Bekannten. Eine Begründung hierfür liefern KASTL/METZLER (2005). Sie stellten in ihrer Untersuchung zu den Auswirkungen des Persönlichen Budgets in Baden-Württemberg fest, dass Personen, die im stationären Wohnhintergrund enge persönliche Beziehungen hatten, diese auch im Ambulant Betreuten Wohnen haben und dort weitere Kontakte knüpfen.

„Gerade bei Menschen mit geistigen Behinderungen fällt eher auf, dass aus dem gemeinsamen Heimalltag heraus langjährige Freundschaften oder Partnerschaften entstanden sind, die dann auch ‚draußen‘ sehr aktiv weiter gepflegt werden, ohne aber Kontakte zu nicht-behinderten Nachbarn grundsätzlich zu beeinträchtigen. Zugleich sind es gerade Menschen mit geistigen Behinderungen, die vorher in stationärer Betreuung lebten, die Beziehungen zu Nachbarn unterhalten.“ (KASTL/METZLER 2005, S. 81)

Der in diesen Aussagen enthaltenen positiven Grundannahmen zu den sozialen Beziehungen von Menschen mit Behinderung stehen Daten des Gender Datenreport des BMFSFJ (2005) gegenüber. Hier wurde festgestellt, dass schwerbehinderte Frauen und Männer häufiger auf einen Freundeskreis verzichten müssen bzw. gar keine Freunde haben, weshalb die Autoren zu folgender Schlussfolgerung kommen:

„Aus den dargestellten Ergebnissen zur Verfügbarkeit sozialer Netze bestätigt sich erneut die geringere Einbindung behinderter Frauen und Männer in außerfamiliale Netze und die größere Bedeutung der Familie. Einschränkungen bei der Wahrnehmung von Teilhabechancen wirken sich auf Größe und Stabilität sozialer Netze aus. Die geringere berufliche Integration und geringere materielle Ressourcen erschweren ebenso wie hohe Anforderungen bei der Alltagsbewältigung oder ideelle Barrieren im Zusammenleben behinderter oder nicht behinderter Frauen und Männer den Aufbau tragfähiger sozialer Beziehungen.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2005, S. 599)

Die Ausgestaltung der sozialen Netzwerke der Befragten der vorliegenden Untersuchung, ihre persönlichen Beziehungen, die Verfügbarkeit informeller und formeller sozialer Ressourcen und die Bedeutung der einzelnen Bezugspersonen wird im Folgenden dargestellt, wobei aus Gründen der Übersichtlichkeit eine Trennung in formelle und informelle Ressourcen vorgenommen und an gegebener Stelle auf eine Vermischung in der Bedeutung dieser beiden hingewiesen wird. Auswirkungen der sozialen Ressourcen bzw. ihre Funktionen für die einzelnen Betroffenen werden im Rahmen der Analyse der *Individuellen Ressourcen* dargestellt.

### **6.1.1 Informelle soziale Ressourcen**

Zu den erfragten informellen sozialen Ressourcen gehören in der vorliegenden Untersuchung Eltern, Geschwister, Großeltern, weitere Verwandte, Partner, Freunde, beste Freunde, besondere Vertrauenspersonen, Arbeitskollegen und weitere informelle soziale Kontakte.<sup>12</sup>

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt für jeden Teilabschnitt nach dem gleichen Schema. Nach einer kurzen Erläuterung des theoretischen Zusammenhangs bzw. der Einbettung in das Interviewhandeln wird auf die jeweiligen Ergebnisse Bezug genommen, indem exemplarische Aussagen der Befragten wiedergegeben werden.

#### **6.1.1.1 Freundschaften**

Zunächst erfolgt eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Freundschaft, bevor die Aussagen der Befragten dazu in Bezug gesetzt werden.

Bezugnehmend auf die konstituierenden Merkmale persönlicher Beziehungen unternimmt STIEHLER (2009) den Versuch einer Definition des Begriffes Freundschaft, indem er sie bezeichnet als „eine auf freiwilliger Gegenseitigkeit basierende, relativ dauerhafte dyadisch-

---

<sup>12</sup> Den Ergebnissen liegen die Antworten auf Fragen wie zum Beispiel „Leben Sie in einer Partnerschaft? Haben Sie einen Freund bzw. eine Freundin?“, „Zu welchen Familienangehörigen/ Verwandten haben Sie noch Kontakt?“, „Gibt es sonstige Personen (Betreuer, Mitarbeiter in der WfbM, ambulante Dienste) oder Freunde, die gerade in Ihrem Leben eine große Rolle spielen? Woher kennen Sie sie? Haben Sie beste Freunde?“ oder „Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen?“ zugrunde sowie weitere Nennungen, die während der Interviews getätigt wurden.

persönliche Beziehung“ (STIEHLER 2009, S. 384) Zur näheren Erläuterung nennt er sechs konstituierende Merkmale, die im Folgenden genannt werden:

1. *Freiwilligkeit*: freie Wahl der Freunde und der Art der Beziehung
2. *Reziprozität*: beiderseitiges, aufeinander bezogenes Handeln, Gegenseitigkeit und Gleichwertigkeit der Handlungen (allerdings nicht durchgängig)
3. *Persönliche Beziehung zwischen Individuen*: Einbringen seiner ganzen Person und Akzeptanz der Person des Anderen
4. *Räumliche und zeitliche Varianz*: Keine Festlegung auf einen zeitlichen bzw. räumlichen Rahmen, Prozesshaftigkeit der Beziehung
5. *Subjektiv gefühlte Zusammengehörigkeit*: gegenseitige positive Einstellung, orientiert an der ganzen Person
6. *Eigene Werteorientierung*: keine institutionelle oder rechtliche Fixierung der Regeln und Pflichten innerhalb einer Freundschaft, Vertrauen.

(vgl. STIEHLER 2009, S. 384 ff.)

WITTE (2005) formuliert diese Merkmale aus seiner Alltagssicht und kommt zu einem sehr ähnlichen Ergebnis: Freundschaft „ist freiwillig, persönlich, informell, beruht auf Gegenseitigkeit, ist zeitlich ausgedehnt, wird als positiv erlebt und ist nicht sexuell. Dabei sind die typischen Aktivitäten von Freundschaften: Essen, Trinken, Reden und Freizeitaktivitäten wie Sport oder Spiel.“ (WITTE 2005, S. 4)

Verschiedene Autoren benennen Homogenität als herausragendes Merkmal von Freundschaft, so handelt es sich nach REICHERT/CARELL/PEARSON/NOCON (2003) „um äußerst homogene Beziehungen, d.h. Freunde gehören häufig einer Altersgruppe und dem gleichen Geschlecht an, haben übereinstimmende Interessen und einen ähnlichen Lebensstil. Die emotionale Verbundenheit ist über einen langen Zeitraum gewachsen und wird von beiden Partnern bewusst aufrechterhalten.“ (REICHERT/CARELL/PEARSON/NOCON 2003, S. 21 f.)

Ähnlich formuliert dies auch HOLLSTEIN (2001): „Tendenziell werden als Freunde vor allem Personen des gleichen Alters sowie Personen, die man bereits ‚länger‘ kennt, bezeichnet. Inhaltlich steht bei diesen Beziehungen häufig Geselligkeit (gegenseitige Besuche, Gespräche über ‚alte Zeiten‘ oder gemeinsame Aktivitäten) im Vordergrund.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 49)

In einer stärkeren Individualisierung der Gesellschaft kommt der Freundschaft eine wachsende Bedeutung zu. Vor allem durch die demographische Entwicklung weg von der Großfamilie und hin zur Kleinfamilie ersetzen Freundschaften immer öfter auch verwandtschaftliche Beziehungen. „In Gesellschaften, wo Familien durch Mobilität ausgehöhlt wurden, ersetzt Freundschaft verwandtschaftliche Beziehungen insofern, als sie Beziehungen zwischen Menschen herstellt, die auf positiven Gefühlen, Vertrauen und anderen nicht greifbaren Beweisen von Zuneigung beruhen. Un-

termauernde Beweise aber fehlen hierfür. Leider werden nun diese freundschaftlichen Beziehungen oft mit Tieren und nicht mit anderen Menschen kompensiert.“ (POLLACK 2009, S. 57)<sup>13</sup>

Die Bereiche Freundschaft und Verwandtschaft lassen sich nur noch schwer voneinander trennen, sie können sich stattdessen gegenseitig überschneiden: „Auf der einen Seite können zwischen verwandten Personen Beziehungsqualitäten entstehen, die den idealtypischen Charakter von Freundschaften annehmen, also aufgrund von Sympathie ausgewählte Personen, mit denen reziproke, auf wechselseitige Bestätigung, Freizeitaktivitäten und emotionale Öffnung ausgerichtete Interaktionen gepflegt werden. (...) Umgekehrt können nichtverwandte Personen Handlungen übernehmen und Erwartungen erfüllen, die der Verwandtschaftsrolle entsprechen.“ (DIEWALD/SATTLER/WENDT/LANG 2009, S. 434) Dieses Phänomen zeigt sich auch in einigen Aussagen, wie weiter unten deutlich wird.

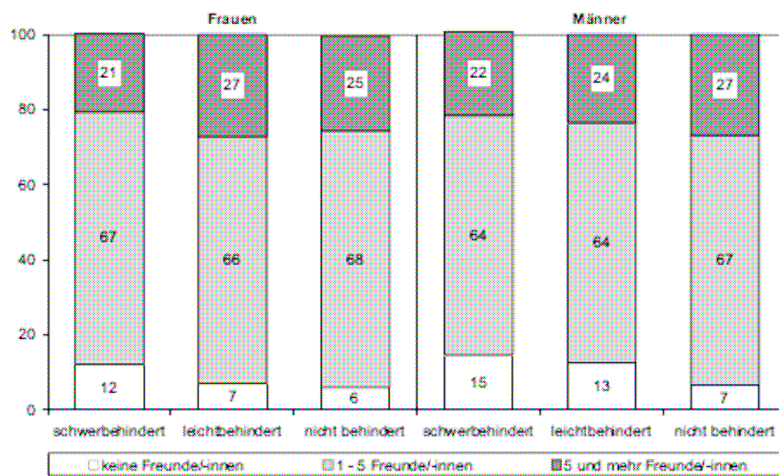
Die Befragten wurden direkt nach freundschaftlichen Beziehungen in ihrem Leben gefragt. Häufig wurden in den Interviews aber auch *Freundschaften* im Zusammenhang mit Fragen zur *Problemlösung* oder *Freizeitgestaltung* genannt. An dieser Stelle werden vorrangig die Äußerungen zu Freundschaften als sozialer Ressource zusammengestellt, da alle weiteren Äußerungen zu diesem Thema unter den jeweiligen Codierungsbereichen wiedergegeben werden.

Bei dieser Kategorie fällt auf, dass fast alle Befragten aus allen drei Befragungsgruppen über eher wenige freundschaftliche Kontakte verfügen, was den Ergebnissen der Gender-Studie des BMSFJ (2005) entspricht, die in zwei Diagrammen dargestellt werden.

---

<sup>13</sup> Dieser letztgenannte Punkt findet sich auch in den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung wieder. Bei einigen Befragten nimmt das Haustier eine außerordentlich wichtige Rolle ein und ersetzt die sozialen Kontakte zu anderen Personen (siehe 6.3.13).

Abbildung 9.34: Anzahl der engen Freundinnen und Freunde von behinderten und nicht behinderten Frauen und Männern nach Schwere der Behinderung in Deutschland 2003 (in %)

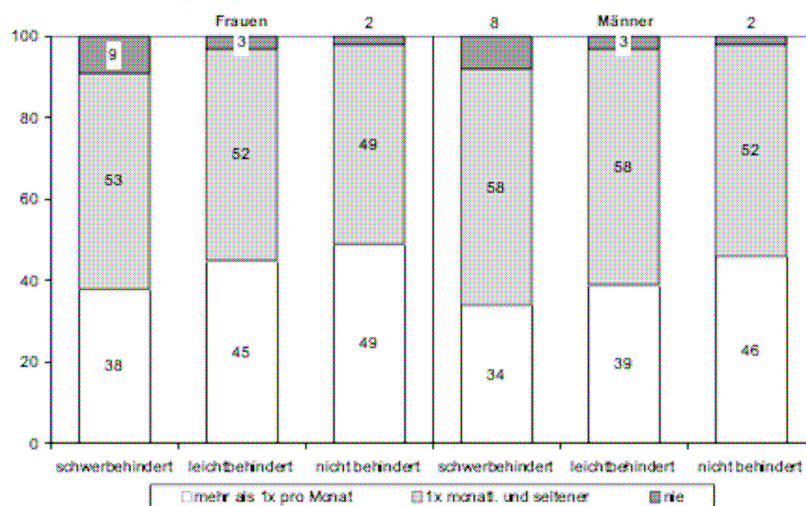


Datenbasis: SOEP  
Quelle: SOEP 2004; eigene Berechnungen

Abbildung 11: Anzahl enger Freunde von Menschen mit Behinderung (BMFSFJ 2005, S. 596)

Doppelt so häufig wie nicht behinderte Menschen gaben Frauen und Männer mit einer schweren Behinderung an, überhaupt keine Freunde zu haben. Ähnliche Ergebnisse lieferte die Frage nach der Besuchshäufigkeit, also einem quantitativen Merkmal. Auch hier zeigte sich eine geringere Kontaktdichte bei Menschen mit Behinderung als bei nichtbehinderten Menschen.

Abbildung 9.36: Besuchshäufigkeit von Nachbarinnen und Nachbarn sowie Freundinnen und Freunden bei behinderten und nicht behinderten Frauen und Männern in Deutschland 2003 (in %)



Datenbasis: SOEP  
Quelle: SOEP 2003; eigene Berechnungen

Abbildung 12: Besuchshäufigkeit von Nachbarn und Freunden bei Menschen mit Behinderung (BMFSFJ 2005, S. 598)



Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass schwerbehinderte Frauen und Männer häufiger als nicht behinderte gänzlich auf einen Freundeskreis verzichten müssen.

Die Ergebnisse der vorliegenden Befragung weisen in eine ähnliche Richtung. Es scheint, dass die meisten Befragten nur sehr wenige enge Freunde haben und keinen großen Bekanntenkreis. Wenn man davon ausgeht, dass soziale Ressourcen eine wesentliche Rolle bei einer erfolgreichen Bewältigung im Bereich des Betreuten Wohnens spielen, müssen diese an anderer Stelle zu finden sein, was in den später beschriebenen Kategorien *Bester Freund*, *Partnerschaft*, *Verwandtschaft*, aber vor allem auch in einigen Bereichen den formellen Ressourcen der Fall ist.

Die Befragten, die ins Ambulant Betreute Wohnen wechseln wollen, äußerten auf die Frage nach Freundschaften, dass sie eher wenige Bekannte haben. Nur zwei Befragte sprachen von einem großen Freundeskreis und einer äußerte, dass er keine richtigen Freunde habe. Allerdings hat dieser Befragte eine engere Definition von Freundschaft und beschrieb im Laufe des Gesprächs doch einige Bekannte.

Im Folgenden werden nun relevante Gesprächssequenzen wiedergegeben, die die vorstehenden Aussagen belegen. Dabei werden die einzelnen Befragten bei ihren abgekürzten Nachnamen genannt, um eine Wiedererkennung während des Lesens zu ermöglichen.

Frau H. nennt auf die Frage nach Freunden die Bekannten ihrer Eltern, die auch noch relativ weit entfernt leben:

- Interviewer: Aber haben Sie denn noch andere Freunde oder Bekannte oder irgendwie so Leute, mit denen Sie viel zu tun haben?
- Frau H.: Also, da wohnen noch einige in Bonn, die sind aber mehr mit meinen Eltern befreundet und die kommen uns auch zwischendurch besuchen. Und dann fahren wir mit denen entweder nach Holland oder wir gehen die besuchen in Frankreich zwischendurch, da haben die auch ein Haus.
- Interviewer: Aber es sind Bekannte von Ihren Eltern.
- Frau H.: Ja, aber die sind auch mit mir befreundet schon seit ich ein kleines Baby war. Also die Frau von denen.
- Interviewer: Aber das ist ja schon noch was anderes, ob man gleichaltrige Freunde hat oder ob man ...
- Frau H.: Das stimmt.  
[Z. 412-421]

Frau M. nennt auf die Frage nach Freundschaften die Beziehung zu ihren Mitbewohnern in der Außenwohngruppe. Bei diesen Kontakten geht sie davon aus, dass sie auch bestehen bleiben, wenn sie ins Betreute Wohnen gehen sollte:

- Interviewer: Freunde. Wie sieht es so aus?

Frau M.: Ja, Freunde von Frau R., die hier unten wohnt. Da haben wir öfters mit Kontakt und machen im Moment viel. Wir tun zusammen grillen oder machen 'ne Fahrradtour.

Interviewer: Sie vier dann?

Frau M.: Ja.

Interviewer: Wird der Kontakt auch bleiben, wenn Sie dann ausziehen?

Frau M.: Wir haben gesagt, wenn wir ausziehen, bleibt der Kontakt.

Interviewer: Das heißt also, Sie haben hauptsächlich mit den Leuten hier im Haus zu tun?

Frau M.: Ja.  
[Z. 312-319]

Herr K., der Partner von Frau M., hat nach seiner Definition keine richtigen Freunde, da es seiner Meinung nach schwer ist jemanden zu finden, dem man wirklich vertrauen kann:

Interviewer: Haben Sie solche Freunde?

Herr K.: Ja, nicht so direkt. Ist schwer. Solche Freunde ist schwer. Mal eben so Freundschaft. Mal eben, hallo, wie geht's, was macht die Arbeit. - Soll ich dir eben wieder Musik brennen? - Ja, kannst mal tun. Was kriegste dafür? - Ja, gib mal ein CD, ein Rohling, das mach ich und so. - Solche Freunde ungefähr oder so. Ein bisschen mal unterhalten und so.

Interviewer: Aber nicht jetzt welche, zu denen man so total Vertrauen hat?

Herr K.: Total Vertrauen nicht so.  
[Z. 256-259]

Darauf angesprochen, dass seine Partnerin die Mitbewohner als Freunde angibt, äußert Herr K. seine eigene Meinung, die von Frau M.s etwas abweicht:

Interviewer: Was ist mit dem Pärchen von unten?

Herr K.: Pärchen von unten?

Interviewer: Ihre Verlobte hatte mir eben erzählt, dass Sie mit denen wohl öfters was machen.

Herr K.: Das wir mit denen schon mal was machen. Ja, kommt auch schon mal vor.

Interviewer: Würden Sie die als Freunde bezeichnen? Oder liegt das daran, weil die im gleichen Haus wohnen?

Herr K.: Ich sag mal ... Meine Meinung liegt es daran, dass wir im gleichen Haus leben. In so einem Sinne nicht direkt so gute Freunde, nicht so.

Interviewer: Wenn Sie ausziehen, meinen Sie, da bleibt noch was?

Herr K.: Ne, glaub nicht. Anfang ja, wie immer, bleibt da schon was. Und danach ist ...

Interviewer: ... läuft das auseinander.

Herr K.: ... muss ich keine Kontakt mit der Frau und dem Mann haben und so. Die sind wieder ganz anders als wie ich oder wie wir, wir beide.  
[Z. 464-478]

Frau R., die mit ihrem Partner zusammenlebt, spricht nur für sie beide gemeinsam, wenn es um freundschaftliche Kontakte geht. An anderer Stelle äußert sie, dass sie vor der Partnerschaft eher für sich war und als privaten Kontakt ihre Mitbewohner hatte:

Interviewer: Haben Sie denn auch so noch Freunde?

Frau R.: Wir haben Freunde, ja klar. Wir machen viel mit unseren Freunden. Wir machen so gemütliche Abende. Letzte Wochen waren wir zur Kirmes, sind wir zur Kneipe gegangen. Davor sind wir mit der Gruppe hier nach Willingen gefahren.

Interviewer: Das heißt, wenn Sie dann alleine wohnen würden ...

Frau R.: Wir hätten unseren Freundeskreis trotzdem, ja.

Interviewer: Und Sie hätten auch Kontakte, wo Sie wüssten, da kann ich hingehen, wenn was ist.  
Frau R.: Ja, ja.  
[Z. 406-411]

Bei den Befragten, die bereits im Ambulant Betreuten Wohnen leben, scheinen Freundschaften bzw. größere Freundeskreise eine beinahe untergeordnete Rolle zu spielen. Zumindest geben sieben Befragte an, dass sie nur sehr wenige freundschaftliche Kontakte haben und zwei sagen sogar, dass sie keine Freundschaften hätten.

Bei dieser Befragungsgruppe fallen auch die Mitbewohner aus den Wohngruppen weg, die bei den anderen beiden Befragungsgruppen in diesem Zusammenhang häufiger genannt wurden.

Herr R. sagt, dass er Freunde habe, bezieht dies allerdings eher auf Arbeitskollegen und im weitesten Sinne Verwandtschaft:

Herr R.: Ja, ich hab Freunde, ich hab Arbeitskollegen. Ich hab auch Freunde, die mal kommen. Aber sonst nur auf der Arbeit meine Kollegen. Und sonst aber eigentlich hin und wieder oder von meinem Vater die Freundin, die noch lebte, der Sohn davon. Mit dem hab ich auch schon mal Kontakt. Den ruf ich auch schon mal an, wenn ich was brauche oder was haben muss oder muss mir mal helfen. Dann kommt der auch, der wohnt hier auch nicht weit weg. Mit dem hab ich eigentlich noch Kontakt.  
[Z. 151-160]

Frau T. hat nach eigener Aussage schon schlechte Erfahrungen mit Freundschaften gemacht, weshalb sie sich sehr zurückgezogen hat und sagt, dass sie eigentlich keine Freunde hat:

Interviewer: Und sonst so Freunde?  
Frau T.: So eigentlich nicht. Verarschen einen, wollen kommen, dann kommen sie und dann lassen sie einen wieder hängen.  
Interviewer: Das hatten Sie jetzt schon öfter?  
Frau T.: Ja, dann bin doch lieber gerne schon mal für mich zurückgezogen. Da hat man das Vertrauen weg.  
Interviewer: Sie sind einfach schon oft enttäuscht worden.  
Frau T.: Ja, genau.  
[Z. 174-179]

Auch Herr V., der an verschiedensten Stellen äußert, mit seiner momentanen Lebenssituation unzufrieden zu sein, gibt an, keine Freunde zu haben und nennt als einzigen Bekannten seinen Onkel, der gleichzeitig sein Betreuer im Betreuten Wohnen ist:

Interviewer: Haben Sie einen besten Freund?  
Herr V.: Ne.  
Interviewer: Haben Sie überhaupt Freunde? Leute, die Sie als Freunde bezeichnen würden?  
Herr V.: Ne.  
Interviewer: Haben Sie Bekannte?  
Herr V.: Ja, nur mein Onkel.

Die Befragten, die nicht ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, verfügen über vergleichsweise mehr freundschaftliche Beziehungen, wobei hier häufig die jeweiligen Mitbewohner als Freundeskreis gelten, wie bei Herrn Sch. sichtbar wird:

- Interviewer: Haben Sie Freunde? Mit wem haben Sie so viel zu tun? Sagen wir's mal lieber so.  
Herr Sch.: Ach so, mit dem ... hier mit meinen Arbeitskollegen versteh ich mich gut. Ja, und dann auch zu Hause versteh ich mich mit den Leuten prächtig.  
Interviewer: Haben Sie einen besten Freund? So einen Kumpel.  
Herr Sch.: Wir sind eigentlich alle Freunde zu Hause.  
[Z. 292-305]

Auch bei Frau C., die Freundschaften einen hohen Stellenwert beimisst, werden die Mitbewohner in die Definition von Freundschaft mit einbezogen:

- Interviewer: Sind das denn Freunde für Sie? Oder sind das einfach hier Mitbewohner, mit denen man ...  
Frau C.: Auch Freunde.  
Interviewer: Ja? - Ist das wichtig für Sie, dass Sie Freunde haben?  
Frau C.: Ja, dann würdest doch bekloppt, wenn du keine Freunde mehr hast. Dann unterhältst du gar nicht, wenn ... Ja, ne. Wär's auch wichtig, wenn du Freunde hast.  
[Z. 544-547]

### 6.1.1.2 Bester Freund bzw. beste Freundin

Die Codierungen zum Bereich *Bester Freund* bzw. *beste Freundin* betreffen in erster Linie Aussagen zur Frage nach *Freundschaften*, zur Frage nach *Problemlösestrategien* oder nach der *Freizeitgestaltung*. Im Rahmen der Bewältigungsstrategien, die allerdings innerhalb der Analyse der Individuellen Ressourcen vertieft werden, lässt sich an dieser Stelle anführen, dass nach HOLLSTEIN (2001) die Existenz eines besten Freundes signifikant mit der Abwesenheit emotionaler Einsamkeit korreliert, was zu überprüfen wäre. Ungefähr zwei Drittel der Befragten geben an, dass sie einen besten Freund haben, allerdings fallen hierunter auch Mitbewohner, Partner oder Betreuer. Insgesamt zehn Befragte sagen, dass sie keinen besten Freund bzw. keine beste Freundin haben.

Von den Befragten, die ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, nennen sechs Befragte explizit ein oder zwei Personen, die sie als besten Freund oder beste Freundin bezeichnen. Eine Befragte, die mit ihrem Partner zusammenlebt, nennt diesen, drei Befragte geben an, dass sie keinen besten Freund haben, und eine Befragte (Frau R.) gibt als beste Freunde Bekannte ihres Partners an:

- Interviewer: Haben Sie einen besten Freund, eine beste Freundin?

Frau R.: Ja, wir haben beste Freunde.  
 Interviewer: Haben Sie auch einen für sich?  
 Frau R.: Ja, die haben wir jetzt erst kennen gelernt. Durch nen guten Freund vom Herr S.. Weil Herr S. kennt seinen Freund schon bald 20 Jahre und da seine Schwester von. Da hab ich ... da haben wir ein gutes Verhältnis mit. Ja. Da gehen wir auch hin und wieder mal hin. Entweder gehen wir mal Pommes essen oder die kommt mal ganz spontan mittags hierhin zum Kaffeetrinken. Doch, ist schöne Atmosphäre.  
 [Z. 414-417]

Herr A. war zu Schulzeiten nach eigener Aussage ein Außenseiter, hat aber jetzt Freunde, von denen sich einer als sein bester Freund bezeichnet:

Interviewer: Haben Sie einen besten Freund?  
 Herr A.: Ne, ich habe nur Kollegen. Einfach nur Kollegen. Ja, gut, einer ist angeblich mein bester Kollege. Ich weiß das gar nicht. Wir reden über alles. Das ist cool irgendwie. So was hatte ich nie gehabt. Ich war früher immer der Außenseiter, wissen Sie? Wo ich Techno gehört hab, ja, ich hab Techno früher gehört. Bis kurz vor 19 hab ich Techno gehört, da wurde ich umgestylt von Kollegen. Die sagen, ne, so kannst du nicht rumlaufen. Hab ich gesagt, warum? Wir stylen dich um, siehst du besser aus. Und jetzt auf einmal hab ich meinen eigenen Style.  
 [Z. 491-498]

Frau H., die auf die Frage nach Freundschaften Bekannte ihrer Eltern nannte, sagt, dass ihre beste Freundin die Tochter von anderen Bekannten ihrer Eltern ist und in Aachen studiert:

Interviewer: Wer ist Imke?  
 Frau H.: Meine beste Freundin aus Selgersdorf. Die studiert auch. Sprachen.  
 Interviewer: Wie aus Selgersdorf?  
 Frau H.: Die wohnt da.  
 Interviewer: Wo ist Selgersdorf. Ich kenn Selgersdorf bei Jülich.  
 Frau H.: Ganz genau.  
 Interviewer: Was?  
 Frau H.: Da wohnt meine ... wohnte sie vor kurzem noch. Und jetzt wohnt sie in Aachen, weil sie da studiert. Sprachen studiert.  
 [Z. 324-337]

Für Frau I. stellt ihr bester Freund, den sie schon aus der Grundschule kennt, eine wesentliche soziale Ressource dar, unter anderem, weil sie mit ihm gemeinsam ins Ambulant Betreute Wohnen ziehen möchte:

Interviewer: Zu wem haben Sie sonst engen Kontakt? Also, Sie haben eine beste Freundin?  
 Frau I.: Ja, und dann ich hab noch besten Freund, den kenn ich schon Ewigkeiten, auch schon seit der Grundschule. Zu dem hab ich auch immer noch Kontakt, mit dem will ich auch ins Betreute Wohnen ziehen.  
 [Z. 166-170]

Für die Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, stellt sich die Situation ähnlich dar, wie oben beschrieben. Zwar äußern sieben Befragte, dass sie einen besten Freund hätten, dar-

unter fallen aber auch einmal ein Bruder, ein Mitbewohner (Herr T.) und ein Betreuer (Herr N.). Vier Befragte sagen, dass sie keinen besten Freund hätten, und eine Befragte verweist dabei auf ihre Haustiere:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden hundertprozentig verlassen?  
Frau J.: Eh, da bin ich nicht ganz sicher. Könnte wohl ... Das ist, wenn mal was is ... sind die Tiere. Hannelore weiß ich nicht, die hat Kinder, die gehen auch arbeiten, die sind beide berufstätig. Und unten Frau Herzog ist auch immer weg - zur Kur.  
[Z. 220-226]

Herr T., der mit einem Mitbewohner zusammenlebt, nennt diesen auch als seinen besten Freund:

Interviewer: Wer ist Ihr bester Freund? Haben Sie einen besten Freund?  
Herr T.: Natürlich Herr O. [der Mitbewohner]. Das ist der einzige Freund, der beste.  
Interviewer: Das hab ich mir schon gedacht.  
Herr T.: Da kann man auch ... da rede ich so mit. Mit Herrn S. und Frau R. rede ich jetzt nicht über alles.  
Interviewer: Nicht so ganz privat.  
Herr T.: Mit Herrn O. mehr.  
Interviewer: Ja?  
Herr T.: Wenn Probleme und so was ist.  
[Z. 447-455]

Frau T., die (wie bereits beschrieben) über Freundschaften sagt, dass sie schon häufig enttäuscht wurde und sich deshalb zurückgezogen hat, nennt auf die Frage nach einem besten Freund aber doch einen Arbeitskollegen:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden so richtig verlassen?  
Frau T.: Ja, auf einen guten Arbeitskollegen.  
Interviewer: Ja?  
Frau T.: Ja.  
Interviewer: Könnte man sagen, dass das Ihr bester Freund ist?  
Frau T.: Ja, das könnte man so sehen.  
Interviewer: Wieso auf den?  
Frau T.: Weil man dem vertrauen kann. Wenn man sagt, bestellen Sie mal was, dann macht der das sofort und du weißt auch, dass du's kriegst.  
[Z. 200-211]

Frau D. hatte früher eine beste Freundin, aber man hat sich nach ihrer Aussage entfremdet:

Interviewer: Haben Sie eine beste Freundin/einen besten Freund?  
Frau D.: So ne beste Freundin ... hatte ich früher mal gehabt in der Schule. Aber die sind jetzt beide verheiratet und haben Kinder. Man sieht sie kaum.  
Interviewer: Ja, ja. Das ist dann so.  
Frau D.: Also früher kam ... hatte ich gute Freundinnen in der Schule gehabt, aber jetzt sind ja ...  
Interviewer: Jetzt führen Sie ihr eigenes Leben so.  
Frau D.: Ja.  
[Z. 338-343]

Für Herrn N. ist sein Betreuer die Person, die er als besten Freund bezeichnen würde:

Interviewer: Haben Sie einen besten Freund? Also so einen richtigen Kumpel, mit dem Sie über alles reden?  
 Herr N.: Der S. [Betreuer der Lebenshilfe; Anm. d. Verf.].  
 Interviewer: Ja?  
 Herr N.: Das ist S.  
 [Z. 262-266]

Von den Befragten, die nicht ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, geben zehn der dreizehn an, einen besten Freund zu haben, wobei vier einen Mitbewohner benennen und eine Befragte ihre Betreuerin angibt. Zwei Befragte sagen, dass sie keinen besten Freund haben.

Fr. G. verfügt über ein großes soziales Netzwerk und hat zudem noch eine beste Freundin, mit der sie in der Freizeit viel unternimmt:

Interviewer: Wer ist so ... mit wem haben Sie viel zu tun?  
 Fr. G.: Hier in der Werkstatt mit den Mitarbeitern, mit den Gruppenleitern.  
 Interviewer: Wer ist wichtig für Sie? Mit wem haben Sie so was wie eine freundschaftliche Beziehung?  
 Fr. G.: Ja, Frau K., die vor mir hier war.  
 Interviewer: Ja, ja. Hab ich schon gehört.  
 Fr. G.: Ja, genau. Ja, und Frau K.s Schwester. Wir sind ziemlich viel zusammen, unternehmen auch viel zusammen.  
 Interviewer: Das ist Ihre beste Freundin?  
 Fr. G.: Ja.  
 [Z. 218-225]

Auch Frau C. hat nach eigener Aussage eine beste Freundin, die ihr in schwierigen Zeiten schon geholfen hat:

Frau C.: Dann bin ich abgehauen und hab bei meine Freundin geschlafen. Und dann hat der da anrufen und gesagt, komm wieder zurück. Da sagt meine Freundin, die bleibt hier. Ja. Die rothaarige, die wohnt auch in Goch, das ist meine beste Freundin. Fünf Jahre kenn ich die schon.  
 Interviewer: Wer ist das?  
 Frau C.: Christa heißt die. Ist ein ganz nettes Mädchen. Ist meine beste Freundin.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau C.: Allerbeste.  
 Interviewer: Das heißt, Sie haben ... also ja, so richtig, wie man sich das vorstellt.  
 Frau C.: Ja, die hat mir geholfen.  
 Interviewer: Damals schon?  
 Frau C.: Ja, darum geh ich morgen da hin.  
 Interviewer: Ach, das ist die, wo Sie morgen zum Kaffeetrinken hingehen.  
 Frau C.: Ja, allerbeste Freundin.  
 [Z. 415-425]

Frau F. antwortet auf die Frage nach engen Freundschaften, dass sie einige enge Freunde habe, dass ihr aber ihre Betreuerin am wichtigsten sei:

Interviewer: Haben Sie sonstige Personen, die in Ihrem Leben eine besondere Rolle spielen? Oder haben Sie enge Freunde?  
 Frau F.: Ja, ich hab auch enge Freunde und .. und was auch mir sehr viel ist ... auch sehr viel an mir liegt, ist meine Betreuerin.  
 Interviewer: Die gerichtliche Betreuerin?

Frau F.: Die gerichtliche Betreuerin, ja. Also die liegt mir sehr am Herzen.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau F.: Ja. Also ...  
 Interviewer: Das ist schön, wenn man sich gut versteht.  
 Frau F.: Ja. Die tut sehr viel für mich. Also, wenn ich irgendwie was möchte oder so ... oder ich hab irgendwie Schwierigkeiten und so, das macht sie schon von der Bank natürlich dann aus und die hilft mir dann so zusammen, die spricht natürlich auch mit dem Banker. Also, das geht wunderbar gut. Also doch. Also, das ist ne gute Frau, die mir hilft.  
 [Z. 225-232]

### 6.1.1.3 Partnerschaften

Nach HOLLSTEIN (2001) nehmen (Ehe-)Paarbeziehungen in der Analyse sozialer Unterstützungsleistungen eine besondere Rolle ein. Sie haben eine *herausragende* Funktion für das individuelle Wohlbefinden und erfüllen quasi eine Doppelaufgabe, indem sie nach innen und außen Aspekte wie Geborgenheit, Zugehörigkeit, Stabilität und Sicherheit vermitteln. Zudem stellen sie einen wichtigen Bestandteil der Alltagsgestaltung dar, der zum Beispiel bei gemeinsamen Unternehmungen zum Tragen kommt: „Die (Ehe-)Paarbeziehung kann insgesamt also Aspekte vereinen, die sonst meist getrennt sind: sowohl emotional-expressive wie Zuneigung, Intimität und soziale Gemeinsamkeit, die man auch in Freundschaften findet, als auch Dauerhaftigkeit, Sicherheit und Zugehörigkeit, wie sie Verwandtschaftsbeziehungen kennzeichnen.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 139)

Auch HANSLMEIER-PROCKL (2009) sieht eine besondere Bedeutung von Partnerbeziehungen innerhalb der Freundschaftsnetzwerke, denn „neben den emotionalen Aspekten, wie Zuneigung und Intimität ist eine stärkere Unterstützung und Verlässlichkeit zu erwarten“. (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 185) Dieser Unterstützungsaspekt wird von HÖHNE (2007) aufgegriffen und in verschiedene Unterstützungsleistungen von Partnerschaft differenziert. Sie unterscheidet dabei informationelle Unterstützung, finanzielle Unterstützung, zeitliche Unterstützung, emotionale Unterstützung und kulturelle Unterstützung (vgl. HÖHNE 2007, S. 69 ff.). Vor allem die emotionale und zeitliche Unterstützung lassen sich in den Aussagen der Befragten wieder finden. Dabei spielen die oben genannten Aspekte Sicherheit und Geborgenheit sicherlich eine übergeordnete Rolle. HÖHNE bezeichnet daher Partnerschaft auch als wesentliche soziale Ressource, die lange in ihrer Bedeutung nicht anerkannt wurde, „dabei stellen Partnerschaften eine bedeutsame Bewältigungsressource in stress- und krisenreichen Zeiten dar. Der Partner ist in der Regel die wichtigste Bezugsperson, welche bei individuellen Problemen als erste ins Vertrauen gezogen wird.“ (HÖHNE 2007, S. 67. Für Menschen mit geistiger Behinderung nehmen Liebe und Partnerschaft „den gleichen Rang ein und haben die gleiche Bedeutung von Glück und Zufriedenheit wie im Leben nichtbehinderter Menschen. Durch eine Partnerschaft steigt das Selbstwertgefühl, die Achtung vor der eigenen Person wächst und wird häufig (...) dem sozialen Umfeld gegenüber gezeigt.“ (HENNIES/SASSE 2004, S. 66) Für Menschen mit Behin-



derung kann eine Partnerschaft einen wertvollen Beitrag zur „gefühlten“ Teilhabe leisten, denn in einer Partnerschaft zu leben wird in unserer Gesellschaft als ‚normal‘ angesehen, und durch eine Partnerschaft werden eben nicht nur Emotionen wie Zuneigung oder Vertrauen transportiert, sondern „auch gesellschaftliche Akzeptanz und ‚Normalität‘, das Gefühl, ein Teil der Gesellschaft zu sein“. (ebd., S. 66)

Bei den Befragten, die in einer Partnerschaft leben, vor allem bei den Befragten, die mit ihrem Partner zusammenleben, nimmt diese Beziehung dann tatsächlich auch eine übergeordnete Position innerhalb des sozialen Netzwerks ein. Vor allem der Aspekt der emotionalen Unterstützung und Stabilität, aber auch die Möglichkeit der gemeinsamen Freizeitgestaltung spielen eine wichtige Rolle. In einigen Fällen kann eine Partnerschaft sogar bei der Bewältigung des Alltags einen Großteil der Unterstützung von außen ersetzen. Vor allem für den Bereich des Betreuten Wohnens scheinen Partnerschaften eine wichtige Ressource darzustellen, wie im Folgenden deutlich wird. Auch wenn es um die Frage der Vertrauensperson geht oder darum mit wem man bei Problemen spricht, weisen die meisten Aussagen auf die jeweiligen Partner als wichtige Ressource hin, was aber an gegebener Stelle beschrieben wird. Hier geht es zunächst nur um die Tatsache in einer Beziehung zu leben und damit generell über eine soziale Ressource zu verfügen, die als konstant zu bezeichnen ist. 23 der 36 Befragten haben einen Partner oder eine Partnerin.

Von den zwölf Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, haben neun einen Partner (Frau J., Herr B., Frau T., Herr R., Frau D., Herr V., Herr F., Herr N. und Herr J.) und fünf wohnen auch mit diesem zusammen (Frau J., Herr B., Herr R., Frau T. und Frau D.). Der Schritt ins Betreute Wohnen erfolgte bei diesen Paaren gemeinsam und die Tatsache, nicht allein zu wohnen wird von ihnen durchweg als positiv bewertet, wie zum Beispiel Frau J. andeutet:

Interviewer:	Hatten Sie dann, haben Sie sich Sorgen gemacht, als Sie dann ausgezogen sind aus der G. Landstraße und dann mit Ihrem Partner alleine? Hatten Sie Angst vor der Zeit oder haben sich gar keine Sorgen gemacht?
Frau J.:	Ne. Ich war froh, dass ich hier allein sein kann. Dass ich hier was machen kann. Er braucht auch jemand, sonst hätten wir so alle alleine ... der braucht jemand. Ab und zu hab ich auch Ärger mit ihm, aber Schwamm drüber.
Interviewer:	Hat man in jeder Beziehung.
Frau J.:	Hat man überall. [Z. 456-459]

Herr N., der zwar allein wohnt, aber eine Partnerin hat, würde nach eigener Aussage zwar auch dann allein wohnen, wenn er keine Freundin hätte, aber dann würde seiner Meinung nach die Gefahr von Einsamkeit bestehen:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal alleine und einsam?  
Herr N.: Ich fühl mich nicht einsam.  
Interviewer: Liegt das daran, dass Sie eine Freundin haben oder liegt daran...  
Herr N.: Ne, das liegt an der Freundin.  
Interviewer: Wenn Sie die nicht hätten, würden Sie dann auch alleine wohnen.  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Könnte es sein, dass Sie dann manchmal einsam wären?  
Herr N.: Dann könnte es sein, ja.  
[Z. 475-482]

Die drei Befragten, die zurzeit in keiner Beziehung leben (Herr U., Herr T., Herr O.), hätten gern wieder eine Partnerin, wie unter anderem Herr O. beschreibt, der allerdings auch schon schlechte Erfahrungen gemacht hat und in seinen Äußerungen verdeutlicht, was er von seiner Partnerin erwartet:

Interviewer: Also, das mit der Partnerschaft. Sie haben keine Partnerin. Hätten gern eine, klappt es aber nicht so besonders gut.  
Herr O.: Weil die erste, die war auf meinem Niveau, aber hat sich dann ... durch Drogen ist die dann auf die schiefe Bahn gekommen und dann hab ich mich davon getrennt. Und die anderen zwei, da war eine von Freudenberg, damit war ich dann vier Jahre zusammen. Und die tat dann mit der Zeit gar nichts mehr im Haushalt. Gar nicht kochen, nichts im Haushalt ...  
Interviewer: Haben Sie mit der zusammen gewohnt?  
Herr O.: Ja, nicht lange. Zwei Monate. Und dann wollte sie immer nur auf die Pirsch und dann hab ich gesagt, das kann auch nicht sein. Hab die dann rausgeschmissen, weil die tat gar nichts. Also weder kochen noch spülen, die ging einfach nur nach Freunden oder so. Und normalerweise sehe ich, wenn man in einer Partnerschaft lebt, dann muss man sich ergänzen, das heißt, man teilt sich den Spaß. (...) Und durch mein spontanen, das konnte das Mädchen nicht haben. Die meinte dann, ich gehör sie. Und wenn ich mich dann hier schon mal am Rumlödeln bin in die Essenspause, dann kam die dazwischen. War direkt natürlich eifersüchtig. Und so was ist natürlich nichts. (...) Man muss sich ja nicht immer auf die Pelle hängen. Ich hab das gar nicht so gern, wenn mich sich ein Mensch an mich klammert. Also dann ... das schnürt mir irgendwie das Leben dann ein.  
[Z. 293-298]<sup>14</sup>

Von den elf Befragten, die ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, haben acht einen Partner (Frau M., Herr K., Frau R., Herr S., Herr P., Frau I., Herr A. und Frau H.), wovon fünf

---

<sup>14</sup> Die besondere Problematik bzw. die Zwitterbedeutung, die eine Partnerschaft für das erfolgreiche Wohnen hat, wird gesondert im siebten Kapitel im Rahmen der Ergebnisdiskussion aufgegriffen.

auch mit diesem zusammenziehen wollen bzw. schon mit ihm in ihrer jetzigen Wohnsituation zusammenleben (Frau M., Herr K., Frau R., Herr S. und Herr P.).

Von den 13 Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, hat etwas weniger als die Hälfte einen festen Partner. Von diesen Befragten leben sechs in einer Beziehung (Herr E., Frau K., Herr Sch., Herr G., Frau L. und Frau C.), eine von diesen Befragten (Frau K.) lebt mit ihrem Partner gemeinsam in einer Wohnfamilie.

Herr E. sieht Einsamkeit als ein großes Problem für die Menschen, die ins Betreute Wohnen gehen. Er kann sich eigentlich nicht vorstellen, auf diese Weise zu wohnen, allerdings könnte er sich eher mit dem Gedanken anfreunden, wenn er mit seiner Partnerin oder einem Mitbewohner zusammenziehen würde:

- Interviewer: Ja. Können Sie sich vorstellen, jemals allein zu wohnen? Sie haben jetzt eben gesagt, Sie haben sich da noch nicht so Gedanken zu gemacht.
- Herr E.: Ne, ich ...
- Interviewer: Aber dann können wir ja jetzt mal eben anfangen, uns Gedanken darüber zu machen.
- Herr E.: Wie gesagt, ich könnte mir das schon vorstellen. Nur, wie gesagt, einigen Leuten ist auch schon das Dach auf den Kopf gefallen, also ... ja, haben das nicht geschafft, hab ich schon von Manfred G. gehört und der sagt ja, die sind halt ... was weiß ich ... alleine, wissen mit ihrer Zeit nichts anzufangen, haben zwar Freunde, aber kommen da auch nicht immer hin und hatten die auch nicht immer besucht und ... Aber ich könnte mir das schon vorstellen. Nur dann bräuchte ich auch, wie gesagt, Hilfe.
- Interviewer: Würden Sie denn tatsächlich ganz alleine wohnen oder eher noch mit jemandem zusammen, mit einem Mitbewohner?
- Herr E.: Das ist schwierig, das ist ganz schwierig. Also, was ich mir auch vorstellen könnte, das wäre ... mir hat hier jemand was angeboten, also ich war auf dem Stöppkesmarkt vor ein paar Wochen oder Monaten ... Ne, Wochen glaube ich ist das schon her, und da sagten die auch: Ja, könntest du dir vorstellen, mit deiner Freundin zusammenzuziehen.
- Interviewer: Sie haben eine Freundin?
- Herr E.: Ja, ich hab ne Freundin.
- Interviewer: Alles klar. Ja.
- Herr E.: Ich bin mit der schon zwei Jahre zusammen jetzt. Und dann sagte ich: Ja, könnte ich mir schon, aber ist auch ein bisschen schwierig und so.  
[Z. 239-248]

Auch Frau C. kann sich nicht vorstellen, allein ins Betreute Wohnen zu gehen. Auch sie möchte eigentlich nicht diesen Schritt tun, glaubt aber, dass es in einer Partnerschaft deutlich einfacher wäre:

- Interviewer: Ist Ihnen das wichtig, dass Sie eine Partnerschaft haben, also dass Sie einen Freund haben?
- Frau C.: Ja, wenn ich mal draußen wohnen will. Ja, das ist wichtig.
- Interviewer: Aber auch hier?
- Frau C.: Auch, Besuch durch den Partner, ja.
- Interviewer: Na ja, Sie haben ja ne Freundin.
- Frau C.: Ja, sind viele Freunde hier und Freundinnen und so.
- Interviewer: Aber Ihnen ist ... So ein fester Freund ist Ihnen trotzdem wichtig?
- Frau C.: Ja. Der ist der Richtige, der macht viel für mich. Essen gehen und. Erste Mal auch essen gegangen und so. Freitag.

#### 6.1.1.4 Vertrauenspersonen

Von der Bedeutung der Partnerschaften als soziale Ressource lässt sich die Kategorie *Vertrauensperson* nicht unbedingt ableiten. Partner stellen nach Aussage der Befragten nicht zwangsläufig die Vertrauensperson dar. Auf die Frage „Auf wen können Sie sich hundertprozentig verlassen?“ wurden mindestens genauso häufig Freunde und Freundinnen genannt, aber auch Verwandte und die jeweiligen Betreuer. Hierbei waren auch Mehrfachnennungen möglich.

Vier der Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, geben an, dass sie sich in erster Linie auf einen Freund oder eine Freundin verlassen können, jeweils drei Befragte können sich nach eigener Aussage auf ihren Partner bzw. den jeweiligen Betreuer verlassen. Zwei haben niemanden, auf den sie sich verlassen können und einer nennt in diesem Zusammenhang seinen Bruder und nicht seine Partnerin, die allerdings ihn ebenfalls nicht als Vertrauensperson angibt:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden hundertprozentig verlassen? Also so richtig. Haben Sie jemanden, dem Sie voll und ganz vertrauen?  
Herr R.: Ja.  
Interviewer: Wer wäre das?  
Herr R.: Das wäre mein Bruder.  
[Z: 168-171]

Herr B. nennt seine Partnerin, mit der er auch zusammenlebt, als die Person, auf die er sich hundertprozentig verlassen kann. Er führt aber noch aus, dass er sich bei Schwierigkeiten auch auf seine Nachbarn verlassen könnte, was auf gute soziale Ressourcen hinweist:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden hundertprozentig verlassen?  
Herr B.: Ja, meine Partnerin.  
Interviewer: Ist das wichtig für Sie?  
Herr B.: Ja. Sicher.  
Interviewer: Warum? Jetzt kommen komische Fragen.  
Herr B.: Ja, das ist vielleicht ne komische Frage. Aber ... man muss sich auf irgendjemanden verlassen können, nicht? Und zwar hundertprozentig da. Das kann man ja wohl. Auf die Nachbarn auch. Wenn man da irgendwas hat, dann ... und den fragt, dann kommt der auch rüber und macht dat auch. Oder meinetwegen, wenn ich hier wat kaputt hab und ich ruf den Hauswart an, dann kommt der auch, sieht dat an und macht dat auch fertig, ohne weiteres.  
[Z. 224-229]

Herrn N. ist es sehr wichtig jemanden zu haben, dem er vertrauen kann. Er musste über die Antwort auf die Frage ein bisschen nachdenken und verweist dann auf seinen Betreuer als einzige Person, auf die er sich wirklich verlassen könne:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden hundertprozentig verlassen?  
Herr N.: Hundertprozentig?  
Interviewer: Ja, sagen wir mal 99-prozentig, hundertprozentig weiß man ja nicht. Aber haben Sie jemanden, auf den Sie sich so richtig verlassen können?  
Herr N.: Nur auf S. [Betreuer d. Lebenshilfe; Anm. d. Verf.], ehrlich.  
Interviewer: Ist das wichtig für Sie, dass Sie so jemanden haben, auf den Sie sich total verlassen können?  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Warum?  
Herr N.: Ab und zu hab ich Situationen, da weiß ich nicht mehr ein oder aus. Da muss ich drüber reden. Hab ich das gemacht, dann weiß ich auch, wo der Weg wieder lang läuft. Das find ich sehr, sehr wichtig.  
[Z. 266-274]

Herr U. sagt, dass er niemanden habe, auf den er sich hundertprozentig verlassen könne. Wichtig ist es für ihn, dass er sich auf seinen Betreuer verlassen kann:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen?  
Herr U.: 100-prozentig?  
Interviewer: Ja. So richtig. Also gibt es jemanden, dem Sie voll und ganz vertrauen. Wo Sie wissen, auf den kann ich mich verlassen.  
Herr U.: [denkt lange nach] 100-prozentig. Fällt mir so im Moment keiner ein.  
Interviewer: Wär denn das wichtig für Sie, dass Sie so jemanden hätten.  
Herr U.: Ja, das wär schon wichtig. Also, wo ich mich auch gut drauf verlassen könnte, das wär der Gerd L.. [Betreuer der Lebenshilfe] Da könnte ich mich auch auf 100 Prozent verlassen.  
[Z. 211-216]

Auf die Frage, wem sie am meisten vertrauen, gaben drei der Befragten, die ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, ihren Partner an. Fünf nannten als erstes einen Freund oder Freundin, zwei gaben Verwandte an und zwei sagten, dass sie niemanden hätten, auf den sie sich sicher verlassen könnten, wie Herr M. zum Beispiel:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen? Also gibt es jemanden, dem Sie total vertrauen?  
Herr M.: Eigentlich nicht.  
Interviewer: Wär das denn wichtig für Sie?  
Herr M.: Ja, schon.  
[Z. 316-319]

Herr S. hat einen Freund, auf den er sich verlassen kann, erwähnt in diesem Zusammenhang allerdings nicht seine Partnerin, die ihn wiederum im nachfolgenden Zitat als wichtigste Person angibt:

Interviewer: Haben Sie einen besten Freund? So wie man das ...  
Herr S.: Ja.  
Interviewer: Ja? Wer ist das?  
Herr S.: Das ist Herr O.  
Interviewer: Ja, sagt mir jetzt ja nichts. Auch ein Arbeitskollege?  
Herr S.: Ja, ja.  
Interviewer: Ist das jemand, auf den Sie sich hundertprozentig ...  
Herr S.: Völlig, ja.  
Interviewer: ... verlassen können?

Herr S.: Ja, der kommt sofort.  
 Interviewer: Ehrlich?  
 Herr S.: Ja.  
 Interviewer: Ist das wichtig für Sie, dass Sie so jemanden haben?  
 Herr S.: Ja, das kann man schon sagen. Ja. Wenn ich mal krank bin, der kommt sofort.  
 [Z. 523-536]

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden hundertprozentig verlassen?  
 Frau R.: Ja, auf Herrn O. ganz bestimmt.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau R.: Ja.  
 Interviewer: Ist das wichtig für Sie, dass Sie so jemanden haben, auf den Sie sich so richtig verlassen können?  
 Frau R.: Ja, denn wenn's mir mal schlecht geht oder so wie letzte Woche, da hatte ich Schnenscheidenentzündung, da hatte ich so eine Hand. Und wenn ich dann nicht so kann, dann macht er das. Also, das ist gar keine Frage.  
 [Z. 428-433]

Von den Befragten, die nicht ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, können sich jeweils fünf auf ihre Freunde und Verwandten verlassen. Eine Befragte nennt in diesem Zusammenhang ihren Partner, während zwei angeben, dass sie sich am meisten auf ihre Betreuer bzw. Wohnfamilieneltern verlassen könnten. Drei Befragte äußern, dass sie sich auf niemanden hundertprozentig verlassen können.

Herr I. nennt als wichtigste Vertrauenspersonen seine Eltern und führt aus, warum es ihm wichtig ist, dass er sich auf jemanden wirklich verlassen kann:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden hundertprozentig verlassen?  
 Herr I.: Ja, auf meine Eltern auf jeden Fall.  
 Interviewer: Ja.  
 Herr I.: Die stehen also hinter mir, auf jeden Fall.  
 Interviewer: Ist das wichtig für Sie, dass Sie so ... also dass Sie sich auf jemanden total verlassen können?  
 Herr I.: Wär schon ... ist schon wichtig, ja. Weil ich bin eigentlich nen Mensch, der muss mindestens ein oder zwei Personen haben, wo ich also sagen kann, da hab ich Vertrauen zu, die auch also nix mal nach außen tragen, wenn irgendwas mal ist. Wenn ich also jetzt mal nen Problem hätte, was nicht überall hin soll, ist es für mich schon wichtig, dass ich eine Person hab, die ... die also auch mal was für sich behalten kann. Das ist wichtig für mich. Würde ich sagen.  
 [Z. 422-427]

Herr G. hingegen sagt, dass er niemanden hat, auf den er sich verlassen kann:

Interviewer: Können Sie jemandem voll und ganz vertrauen?  
 Herr G.: Vertrauen? Weiß ich gar nicht. Weiß ich keinen.  
 [Z. 403-404]

### 6.1.1.5 Mitbewohner

Wie schon in den Kategorien *Freundschaften*, *Bester Freund* und *Vertrauensperson* deutlich wurde, spielen die Beziehungen zu den Mitbewohnern für viele der Befragten eine wichtige Rolle. Vor allem fallen in diese Kategorie die Mitbewohner der Wohngruppen, der Außenwohngruppen und der Wohnfamilien. Die zusammenwohnenden Partner gelten allerdings nicht als Mitbewohner, sondern werden unter der Kategorie *Partnerschaften* beschrieben. In zwei Fällen betrifft die Kategorie *Mitbewohner* auch den Bereich des Betreuten Wohnens. Für Herrn T. zum Beispiel war sein Mitbewohner der ausschlaggebende Punkt für den Schritt in die eigene Wohnung und ist jetzt bester Freund und Mentor:

- Interviewer: Alles, was Sie können im Haushalt und so, das hat Herr O. Ihnen beigebracht?
- Herr T.: Meine Mutter nichts. Am Anfang. Zu Hause hatte ich nichts.
- Interviewer: Wie selbstständig waren Sie denn, als Sie dann ausgezogen sind? Also Sie konnten sich Ihre Zähne putzen und sich anziehen.
- Herr T.: Ja, mein Zimmer sauber halten, das kannte ich. Aber was sonst, wie Bügeln und so was ... Und so was wie Wäschefalten und so was, das konnte ich ... da weiß ich gar nichts, konnte ich ja nicht.
- Interviewer: Das heißt, Sie hatten eine Menge Nachholbedarf, Sie mussten noch eine ganze Menge lernen.
- Herr T.: Und das muss ich teils heute noch. Es gibt ein paar Sachen auch noch, wie Bügeln, das muss Herr O. öfters noch zeigen. Ich kann nicht so glatt bügeln und dann haben wir ein bisschen Falten in den T-Shirts und so was alles.  
[Z. 678-690]

Sein Mitbewohner Herr O. sieht seine Rolle ähnlich, wenn auch nicht ganz so positiv:

- Interviewer: Wer sind so Ihre engen Leute um Sie rum? Herr T., kann man das so sagen?
- Herr O.: Ja. Viel mehr, obwohl ich Herrn T.s Stütze bin, nicht umgedreht.
- Interviewer: Ja, natürlich. Ist das okay für Sie? Ich glaub, für ihn sind Sie so was wie Mentor oder Lehrer, zu dem man aufguckt oder so. Also schon was Besonderes.
- Herr O.: Ja, mehr ein Lehrer, weil ich will ihn darauf hin trainieren, dass wenn seine Eltern mal gar nicht mehr sind und ich nicht mehr da bin, dass er sein Leben allein hinkriegt. Nur im Moment will er das gar nicht. Der, tja, ich muss den manchmal einen Arschtritt geben, weil der meint dann, er wär im Luxusland und das kann nicht sein.  
[Z. 367-370]

Auch in den Wohnfamilien spielen die Mitbewohner zum Teil eine wesentliche Rolle. In einer Wohnfamilie, die in den Interviews als besonders familiär beschrieben wird, kommt es unter den Mitbewohnern sogar zu geschwisterlichen Gefühlen:

- Interviewer: Man kann schon sagen, das ist Ihre engste Bezugsperson, das ist Ihre engste Vertraute?
- Frau U.: Ja. Ich bin seit ... ich war erst 14, 15 Jahre alt und dann bin ich dahin gekommen. Und seitdem ist das meine Mutter.
- Interviewer: Ja, das ist wirklich Ihre Mutter. Das ist für Sie gar nicht Frau H., das ist Ihre Mutter?
- Frau U.: Und die Kleine ist mit vier Monaten gekommen.
- Interviewer: Das heißt, so lange kennen Sie die schon. Das ist dann so was wie Ihre Schwester. Deshalb ist das auch die Kleine?
- Frau U.: Ja.

Interviewer: Das ist wirklich Familie für Sie?  
Frau U.: Ja, das ist ne Familie für mich. Die haben wir mit vier Monaten gekriegt.  
[Z. 320-327]

Frau R. halfen ihre Mitbewohner, als sie nach einer Trennung große Schwierigkeiten hatte:

Frau R.: Und dann war ich ein Jahr, halbes Jahr oder was war ich dann ... Halbes Jahr bestimmt war ich dann erst mal alleine hier drin, weil ich muss ja erst mal wieder klarkommen und nen Weg finden, all so ein Kram, ne.  
Interviewer: Ging es Ihnen schlecht in der Zeit?  
Frau R.: Ja, ganz schlecht. Ich saß in nem ganz tiefen Loch unten drin. Meine Mitbewohner, die haben mich dann ja natürlich immer wieder ...  
Interviewer: ... rausgezogen.  
Frau R.: Ja, also die waren da immer. Die haben da immer hintergestanden und ...  
[Z. 287-291]

Von anderen Befragten werden die Mitbewohner als eher negativ bewertet. Herr P. zum Beispiel bemängelt das fehlende Gemeinschaftsgefühl und stört sich an dem unsozialen Verhalten:

Interviewer: Wie ist das mit den Leuten hier?  
Herr P.: Stressig.  
Interviewer: Echt?  
Herr P.: Ja, sehr.  
Interviewer: Das heißt, hier gibt es gar keine richtige Gemeinschaft?  
Herr P.: Ne.  
Interviewer: Echt nicht?  
Herr P.: Ne. Da gibt's keine Gemeinschaft. Hier wird verpetzt, hier wird gelogen. Hier werden andere in die ...  
Interviewer: Pfanne gehauen.  
Herr P.: In die Pfanne gehauen.  
Interviewer: Woran liegt das?  
Herr P.: Wenn man das mal wüsste.  
Interviewer: Wird hier gemeinsam was unternommen?  
Herr P.: Im Moment nicht mehr. War, bevor H. [Betreuer der AWG] gekommen ist, hier besser.  
[Z. 484-503]

#### 6.1.1.6 Soziale Kontakte, resultierend aus vorherigen Wohnsituationen

Bei einigen Befragten bestehen noch Kontakte zu Personen aus vorherigen Wohnsituationen. (Dies entspricht dem eingangs beschriebenen Untersuchungsergebnis von KASTL/METZLER 2005.) Vor allem ehemalige Mitbewohner oder die früheren Betreuer spielen für einzelne Befragte eine wichtige Rolle im Bereich der sozialen Ressourcen.

Herr V., der, wie schon an anderer Stelle beschrieben, Schwierigkeiten mit dem Alleinwohnen hat, fährt beispielsweise beinahe täglich zu seiner ehemaligen Wohngruppe, um in Gesellschaft zu sein:



Herr V.: Kein Bock. Ich wollt auch früher nie alleine wohnen. Wollte ich nie. Und das war die passende Gelegenheit aus dem Heim rauszukommen, da musste ich das nehmen.

Interviewer: Und Sie wollten das eigentlich nicht?

Herr V.: Ne, ich wollte nicht alleine. Ich wollte in Gesellschaft.

Interviewer: Ja.

Herr V.: So wie eine WG.

Interviewer: Ja.

Herr V.: Das wollte ich. Aber da haben die nur gesagt, das ist die einzige Möglichkeit jetzt rauszukommen. Bin jetzt fast zwei Jahre draußen aus dem Heim. Und das ist schwer für mich. Ich fahr jeden Tag nach Uedem mit dem Fahrrad.

Interviewer: Wieder zurück zum Heim, um da Gesellschaft zu haben?

Herr V.: Genau. Ja.  
[Z. 143-151]

Für Herrn R. spielt eine ehemalige Erzieherin aus seinem Kinderheim noch eine wichtige Rolle. Generell hat er nach eigener Aussage nur wenig soziale Kontakte, sodass aus der folgenden Äußerung interpretiert werden kann, dass die Erzieherin eine eher wichtige Rolle in seinem Leben spielt:

Interviewer: Was ganz anderes: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum? Oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch, also lieber für sich alleine?

Herr R.: Nein, ich bin lieber für mich alleine.

Interviewer: Ja?

Herr R.: Ja.

Interviewer: Also, so viel Trubel, das ist nichts für Sie?

Herr R.: Nein, nein. Das hab ich schon vor Jahren so gehabt. Ich hab ne Erzieherin vom Heim. Mit der hab ich auch noch guten Kontakt und die wusste das auch immer, dass ich immer einer bin, der sich zurückziehen muss.  
[Z. 193-199]

### 6.1.1.7 Arbeitskollegen

In der Regel haben erwerbstätige Menschen Arbeitskollegen, zu denen sie verschieden geartete Beziehungen pflegen. Diese sind nach SICKENDIEK (2009) Bestandteile der persönlichen Netzwerke und können darauf positive wie negative Auswirkungen haben. Positiv empfunden lassen sich Beziehungen am Arbeitsplatz nur „schwer abgrenzen von Freundschaften und oftmals erwächst aus Zusammenarbeit oder sporadischem Kontakt am Arbeitsplatz auch eine dauerhafte Freundschaft“. (SICKENDIEK 2009, S. 473) Negativ empfundene Kollegenbeziehungen können allerdings zu Schwierigkeiten führen, denn „ähnlich wie unseren Familienbeziehungen und anders als Freundschaften können wir ihnen nur schwerlich ausweichen“. (ebd.)

Bezogen auf den Arbeitsplatz in einer WfbM stellt HANSLMEIER-PROCKL (2009) fest, dass „Freundschaften, die außerhalb der WfbM gepflegt werden, (...) eine umfassendere Unterstützung der Person auch bei der konkreten Gestaltung des Privatlebens dar[stellen], z. B. durch gemeinsame Freizeitges-

taltung (...) Damit soll eine mögliche emotionale Unterstützung der Person durch Freundschaften im Arbeitsleben nicht bestritten werden.“ (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 187)

Im Bereich der informellen sozialen Ressourcen nannte ungefähr die Hälfte aller Befragten einen oder mehrere Arbeitskollegen. Für fünf Befragte aus der Untersuchungsgruppe I, sechs Befragte aus Untersuchungsgruppe II und ebenfalls sechs Befragte aus Untersuchungsgruppe III stellen sie vor allem als Freund oder Bezugsperson eine wichtige soziale Ressource dar.

Frau F. hat auf der Arbeit eine Freundin gefunden, die sie aber privat nicht besuchen darf:

Interviewer: Und haben Sie außerhalb der Familie noch Freunde?  
Frau F.: Ja, ich hab auch Freunde. Also, von meiner Gruppe her, so wie Natascha ist meine Freundin.  
Interviewer: Arbeitskollegin?  
Frau F.: Arbeitskollegin, ja. Also, ich hab ganz gute Arbeitskolleginnen und -kollegen.  
Interviewer: Sehen Sie die wohl auch mal in der Freizeit oder eher auf der Arbeit?  
Frau F.: Also nur bei der Arbeit. Also, Freizeit darf ich doch keine Freunde besuchen. Außer wenn ich da irgendwo hingehen möchte oder so. Nein, du gehst da nicht hin.  
Interviewer: Wer sagt das?  
Frau F.: Also, die Wohnfamilienmutter sagte das mir. Nein, ich darf da nicht dahin.  
[Z. 235-246]

### 6.1.1.8 Nachbarschaft

Nach HOLLSTEIN (2001) gehören neben der Verwandtschaft vor allem Nachbarschaftsbeziehungen zu den „traditionalen Orten von Zugehörigkeit und Geselligkeit“ (ebd. S. 126). Der Begriff der Nachbarschaft hat demnach eine räumliche und eine soziale Dimension und wird als eine Art von sozialen Beziehungen verstanden, die von Einzelpersonen und Gruppen aufgrund der räumlichen Nähe eingegangen werden. Einer Emnid-Umfrage von 2004 zufolge ist den meisten Menschen in Deutschland eine gute Nachbarschaft sehr wichtig und 93% der Deutschen würden sich selbst als gute Nachbarn bezeichnen (vgl. GÜNTHER 2009, S. 445)

„Studienergebnisse belegen, dass Nachbarn auch wertvolle emotionale Unterstützungsressourcen sein können. Allein das Wissen, sie notfalls um Hilfe bitten zu können und diese auch gewährt zu bekommen, wird als emotional stützend und hilfreich erlebt. Nachbarschaftliche Beziehungen beugen Einsamkeit und Isolation vor.“ (GÜNTHER 2009, S. 455)

Diese Aspekte sind vor allem für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens von großer Bedeutung, denn diesen Aussagen folgend könnten Nachbarschaftsnetzwerke eine große Unterstützungsfunktion einnehmen, sozialer Vereinsamung oder Hilflosigkeit vor-

beugen. HOLLSTEIN (2001) formuliert in diesem Zusammenhang, dass bestimmte soziale Gruppen, vor allem ältere Menschen, häufig engere Nachbarschaftskontakte haben, was sicherlich teilweise durch lang gewachsene Netzwerke am lebenslangen Wohnort oder durch die räumliche Nähe in Seniorenwohnheimen zu begründen ist. Die Bedürfnisse dieser Gruppe sind aber den Bedürfnissen der Befragten in vielen Aspekten ähnlich, da es sich bei beiden Gruppen häufig um Menschen mit Unterstützungsbedarf handelt. Nachbarschaftshilfe kann gerade für diese Klientel als „ideale Unterstützungsquellen in alltäglichen und unvorhergesehenen Krisensituationen, die bedarfsgerechte, lebensweltbezogene und unbürokratische Hilfestellungen zeitnah erfordern,“ angesehen werden. (GÜNTHER 2009, S. 454) Für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens birgt dies allerdings auch große Herausforderungen, denn „im Gegensatz zum Leben im Wohnheim oder in der Familie gibt es im Ambulant betreuten Wohnen keine selbstverständliche Einbindung in das soziale Leben im unmittelbaren Wohnumfeld. Die Assistenznehmer sind gefordert, alleine oder unterstützt durch die Assistenten Kontakt zur Nachbarschaft aufzubauen. Ebenso sind sie darauf angewiesen, dass die Nachbarn sie nicht isolieren, sondern den Kontakt auch zulassen.“ HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 191)

Der Themenbereich Nachbarschaft spielt demnach vor allem für die Befragten, die bereits im Ambulant Betreuten Wohnen leben, eine größere Rolle. Dort bieten Nachbarn entweder eine soziale Ressource oder aber die Möglichkeit zu Konflikten, wie bei zwei Befragten (Herrn F. und Frau D.) deutlich wird.

Frau D. möchte sich mit ihrem Partner sogar eine neue Wohnung suchen, weil sie den permanenten Konflikt nicht mehr erträgt:

Interviewer:	Wie lange wohnen Sie jetzt schon zusammen?
Frau D.:	So fünf, fünf Jahre so. Aber wir sind jetzt auf der Suche nach einer neuen Wohnung.
Interviewer:	Aber Sie haben doch gerade erst renoviert? Also die Steintapete ist noch neu.
Frau D.:	Ja, jetzt noch nicht direkt, weil das Geld, was unser Betreuer gespart hatte, ist jetzt für die Renovierung ...
Interviewer:	Draufgegangen. Das heißt wieder neues Geld sparen ...
Frau D.:	Ja, weil das da irgendwie zu chaotisch ist da. Mal sehen. Mit die Nachbarn und das alles.
Interviewer:	Ja? Was ist chaotisch dran?
Frau D.:	Ja, die Nachbarn schlimm so.
Interviewer:	Asozial?
Frau D.:	Ja, so kannste sagen. Wir kommen mit denen nicht so besonders gut klar.
Interviewer:	Sind die laut oder meckern die? Oder was ist da?
Frau D.:	Auch immer Musik bis nachts auf volle Pulle. Dann hörste das Geschreie. Dann ist auch immer vorgekommen, das die Nachbarnkinder mit Steinen gegen die Balkontür geschmissen haben, gegen die Fenster. [Z. 74-85]

Ganz anders gestaltet sich die Nachbarschaftsbeziehung bei Herrn B. Auf die Frage, auf

wen er sich verlassen könne, führt er unter anderem seinen Nachbarn an, wie in einem vorhergehenden Zitat beschrieben.

Aber auch für die Befragten, die ins Betreute Wohnen gehen wollen (Untersuchungsgruppe I), kann Nachbarschaft eine Rolle spielen. Wenn zum Beispiel Herr K. von den Vorzügen einer gut funktionierenden Nachbarschaftshilfe spricht, wird die Bedeutung dieser sozialen Ressource für ihn deutlich:

- Interviewer: Und wenn man dann alleine wohnt, was glauben Sie, da ist wichtig?  
Herr K.: (...) Oder mit den Nachbarschaft gut klar kommen. Ist sehr wichtig. Nicht einfach nur mal rein, durch die Tür so angucken und dann weg bin. Wenn die Nachbarschaft da man sich wohl fühlt und gut klar kommt, sich gut versteht. Dass die Nachbarn mit uns gut klar kommen und wir auch mit denen. Dann ist das auch sehr wichtig. Nicht dass die mir kommen, guck mal da, die ... mit denen kommen wir aber so gut klar, die sind nen bisschen komisch oder so. Die sind für sich und so, reden mit keinem und so. Weiß ich auch nicht, was sind das für Leute.
- Interviewer: Ja.  
Herr K.: Aber das ist auch schon was wichtig. Da hat man auch, trotz Nachbarschaft, dass man, wenn gut klar kommt, hat man auch Leute, die man ansprechen kann, die einem dann helfen können so. Oder umgekehrt. Für Kleinigkeiten, auch schon Kleinigkeiten.  
[Z. 496 ff.]

#### 6.1.1.9 Verwandtschaft

Eltern, Geschwister und weitere Verwandte werden als soziale Ressource verstanden, deren Existenz sich eventuell auf die Bewältigung des selbstständigen Wohnens auswirken kann, wobei an dieser Stelle nur auf die Beziehung zu Verwandten zum Zeitpunkt der Interviews eingegangen werden kann. Die besondere Beziehung von Eltern oder Geschwistern zu einer Person mit Behinderung muss im Rahmen der vorliegenden Studie unberücksichtigt bleiben. In den Aussagen der Befragten werden sowohl Vor- als auch Nachteile verwandtschaftlicher Beziehungen deutlich, wie sie von HOLLSTEIN (2001) beschrieben werden:

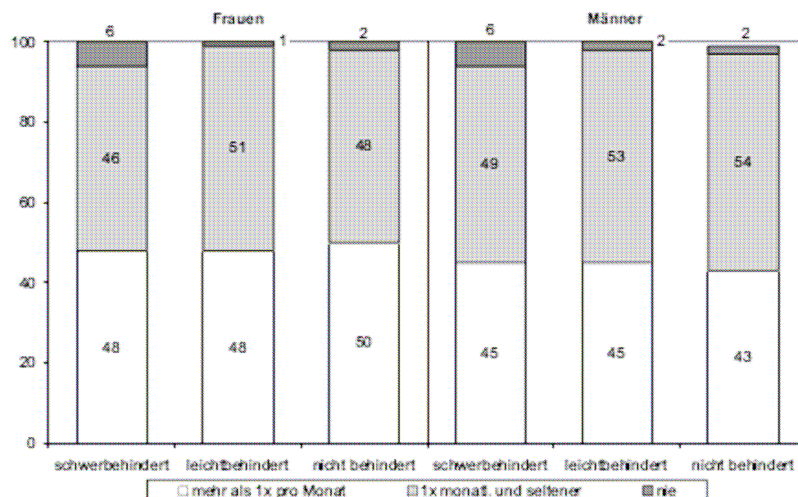
„Die Vorgegebenheit und Nicht-Abwählbarkeit verwandtschaftlicher Bindungen sowie das Wissen voneinander können sowohl Nach- als auch Vorteile bergen. Sie können Sicherheit und als einzige Beziehungsart selbstverständliche Zugehörigkeit bieten, gleichzeitig aber auch mit hoher sozialer Kontrolle verbunden sein. Dieser ambivalente Charakter verwandtschaftlicher Beziehungen kommt wohl am deutlichsten in dem häufig replizierten Befund zum Ausdruck, dass die Interaktion mit Verwandten – im Unterschied zur Interaktion mit Freunden – nicht mit subjektiver Zufriedenheit korreliert ist.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 116 f.) In der Literatur wird dabei häufig zwischen Familienbeziehungen und Verwandtschaftsbeziehungen unterschieden. Das verwandtschaftliche Netzwerk besteht in Deutschland zumeist aus den engsten Familienmitgliedern: „Auch die neuere Netzwerkforschung zeigt, dass – mit Ausnahme der Großeltern – Familienbeziehungen in Deutschland beispielsweise bei Hilfeleistungen eine größere

Rolle spielen als Verwandtschaftsbeziehungen.“ (ROSENBAUM/TIMM 2008, S. 87) „Allerdings sind Familienbeziehungen auch die häufigste Quelle belastender Konflikte und von Streit. Die weitere Verwandtschaft spielt dagegen im Durchschnitt kaum eine Rolle. Allerdings können sie unter bestimmten Bedingungen wie geringen Ressourcen und Misserfolgen im Leben weiterhin eine Art aktivierbare Notfallreserve für die Betroffenen darstellen.“ (DIEWALD/SATTLER/WENDT/LANG 2009, S. 440)

Trotz der negativen Auswirkungen, die verwandtschaftliche Beziehungen beinhalten können, stehen bei der Verwandtschaft als Unterstützungsressource die positiven Inhalte, die aus einer solchen Beziehung entstehen können, im Vordergrund. „Die Transfers und Aktivitäten innerhalb dieser Netzwerke bestehen neben finanzieller Unterstützung vor allem aus verschiedenen Hilfeleistungen wie Altenpflege, Krankenpflege, Hausarbeit, Kinderbetreuung, emotionaler Unterstützung und Geselligkeit.“ (ROSENBAUM/TIMM 2008, S. 90) Diese Aspekte verwandtschaftlicher Unterstützung lassen sich auch in den Aussagen der Befragten wiederfinden, die über ein funktionierendes verwandtschaftliches Netzwerk berichteten.

Betrachtet man die Besuchshäufigkeit von Verwandten innerhalb Deutschlands, scheinen Menschen mit Behinderung im Durchschnitt weniger Kontakte zu ihren Familienangehörigen zu haben als nicht behinderte Menschen. Mehr als fünf Prozent haben gar keinen Kontakt zu der Familie und auch bei der Messung der Besuchshäufigkeit haben schwerbehinderte Menschen weniger familiäre Kontakte, wie die folgende Abbildung zeigt.

Abbildung 9.37: Besuchshäufigkeit von Familienangehörigen bei behinderten und nicht behinderten Frauen und Männern in Deutschland 2003 (in %)



Datenbasis: SOEP  
Quelle: SOEP 2003; eigene Berechnungen

Abbildung 13: Besuchshäufigkeit von Familienangehörigen von Menschen mit Behinderung (BMFSFJ 2005, S. 598)

Bei den Befragten dieser Studie scheint sich ein etwas anderes Bild abzuzeichnen. Nimmt man vor allem die Geschwister in den engeren Kreis der Familienangehörigen, dann haben etwa drei Viertel der Befragten relativ häufigen Kontakt zur Familie.

## Eltern

Neben den Geschwistern sind die Eltern die wichtigsten Personen im Bereich der verwandtschaftlichen Beziehungen. In der Regel sind es in diesen Fällen die Mütter, die, falls die Befragten bereits allein wohnen, Unterstützung im Haushalt oder sozialen Kontakt bieten. Für die Befragten, die noch nicht allein wohnen, die aber ebenso über verwandtschaftliche Netzwerke verfügen, stellen ebenfalls die Mütter eine wichtige soziale Ressource dar. Gleichzeitig werden an dieser Stelle auch häufig Konflikte, Schwierigkeiten oder traurige Erlebnisse genannt.

Die Eltern-Kind-Beziehungen spielen auch in Bezug auf die Bewältigung des Betreuten Wohnens eine wichtige Rolle, da viele Befragte angaben, dass sie sich vor allem auf ihre Eltern verlassen könnten, wenn es um notwendige Unterstützung geht.

Sechs der Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, haben nach eigener Aussage ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern. Zwei Befragte aus dieser Gruppe sind in einem Heim aufgewachsen, sodass sie entweder keinen Kontakt oder einen belasteten Kontakt haben (Frau U. und Herr P.).

Herr A. beurteilt das Verhältnis zu seinen Eltern als sehr positiv und geht davon aus, dass er von ihnen unterstützt wird, wenn er den Schritt ins Betreute Wohnen gehen wird:

Interviewer: Wer würde Sie denn dabei unterstützen auf dem Weg ins Alleinwohnen?  
Herr A.: Definitiv meine Eltern.  
Interviewer: Ja?  
Herr A.: Meine Eltern und ich, wir haben ein Verhältnis, das glauben Sie nicht. So. Wir stehen echt ... Wir reden über alles, das glauben Sie nicht. Also so Eltern, wie ich hab, die wünscht sich jeder. Wir sind offen für alles. Ich kann sogar zu meinen Eltern kommen: Hört mal, wie sieht's aus? Kann ich heute Abend weggehen?  
[Z. 836-839.]

Für Frau I. ist ihre Mutter auch eine Begleitung bei Freizeitaktivitäten:

Interviewer: Waren Sie denn mal in so einem Sportverein, im Musikverein oder was?  
Frau I.: Ich gehe jeden Montag und Donnerstag ins Around-Sports mit meiner Mutter zum Trainieren.  
Interviewer: Ist das ein Fitness-Studio?  
Frau I.: Ja.  
[Z. 223-226.]

Die Mutter von Herrn O. hat nach seiner Aussage die Lebenshilfe G. mitgegründet und der Kontakt ist immer noch sehr eng und positiv. Sogar Herrn O.s Mitbewohner Herr T. hat ein sehr gutes Verhältnis zu ihr, was deutlich wird, wenn er davon berichtet, wie er seine Probleme löst:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen?  
Herr T.: Ja, oder jetzt sagen wir mal auch Georg schon mal. Wie gesagt, Herrn O.s Mutter, die wohnt auch nebenan, also bin ich da schon mal, da rede ich auch schon mal mit und so was. Da kann man sich auch 100-prozentig verlassen. Da geh ich auch schon mal hin.  
[Z. 455-457.]

Neben der Mutter seines Mitbewohners versteht sich Herr T. aber auch mit seinen Eltern gut. Er besucht sie zweimal in der Woche und auch am Wochenende, sodass von einem engen Kontakt und einer wichtigen sozialen Ressource gesprochen werden kann:

Herr T.: Ich geh meine Mutter besuchen.  
Interviewer: Wie oft so?  
Herr T.: Meine Eltern zweimal in der Woche geh ich da hin. Weil ja, habe ich zu Hause ja nichts zu machen. Aber ich bleib da auch ziemlich lang. Durch die Woche nach der Arbeit fahr ich da eben hin und Wochenende.  
Interviewer: Mal eben hin ist gut gesagt. Wo wohnen die denn noch mal? Das ist doch weit oder nicht?  
Herr T.: Von hier aus, ne. Das sind so sieben, sechs ... Ich weiß nicht, Sie kennen sich ja nicht hier aus. Sonst hätte ich das gesagt. W. heißt das.  
[Z. 411-419]

Gegenteilig scheint das Verhältnis von Herrn V. zu seiner Mutter zu sein:

Interviewer: Zu welchen Familienangehörigen oder Verwandten haben Sie noch Kontakt?  
Herr V.: Nur zu meinem Onkel. Mein Vater ist tot. Meine Mutter, die ist für mich gestorben, mit die will ich nichts mehr zu tun haben.  
Interviewer: Die lebt aber noch.  
Herr V.: Genau. Das ist schon das schlimmste, dass sie noch lebt.  
Interviewer: Die mögen Sie richtig nicht gern leiden.  
Herr V.: Ne.  
[Z. 424-429]

Frau D.s Verhältnis zu ihrer Mutter hat sich nach größeren Konflikten wieder gebessert, ist aber nicht als eng zu bezeichnen:

Interviewer: Ah, okay. Und - aber mit Ihrer Mutter verstehen Sie sich jetzt mittlerweile wieder gut? Wie kommt das? Weil der Mann nicht mehr da ist?  
Frau D.: Genau. Ich bin ja früher ausgezogen, weil ich mit mein Stiefvater wie gesagt nicht klar kam und meine Mutter früher immer auf die ihre ... auf die ihre Seite. Dann hatte ich nachher den Kontakt abgebrochen und bin dann ausgezogen. Ja und nachher hatten sie wohl gemerkt, dass ich da hinten in Niedersachsen Probleme hatte und dann sind sie wieder ... haben sie mich wieder zurückgeholt.  
(...)  
Interviewer: Sehen Sie die denn häufiger? Oder telefonieren Sie mehr? Oder wie ist das so?  
Frau D.: Ja, manchmal geh ich auch meine Mutter besuchen, hin und wieder mal. Oder ich ruf sie an.  
Interviewer: Wohnt die auch in Goch.

Frau D.: Ja.  
 Interviewer: Ach so. - Ist es Ihnen wichtig, dass Sie da guten Kontakt haben mit Ihrer Familie? Also ist Ihre Familie Ihnen wichtig?  
 Frau D.: Ja. Sicher noch so telefonieren oder am Wochenende meistens hin und wieder mal besuchen. Aber jetzt hat meine Mutter wieder nen neuen Freund.  
 [Z. 315-327.]

Fünf der Befragten (Herr N., Herr B., Herr F., Herr R., Herr J.), die im Betreuten Wohnen leben, haben bereits beide Elternteile verloren. Herr F. formuliert den Verlust:

Interviewer: Vermissen Sie irgendetwas aus der Zeit, als Sie noch nicht alleine gewohnt haben?  
 Herr F.: Meine Mutter vermisse ich. Die vermisse ich sehr. Da hab ich immer so Erinnerungen. Ich träum immer darauf. Ich hab auch mal geträumt, meine Mutter ist aus dem Sarg wieder herausgekommen. Ja, aber die ist richtig wie früher, so wie Bild haben gesehen. Die war richtig jung geworden. Hab ich einen Traum gehabt, ich bin nass geschwitz. Richtig nass geschwitz. Aber der Traum ist immer noch da.  
 [Z. 809-810]

Frau T.s Mutter lebt zwar noch, aber sie hat trotzdem keinen Kontakt zu ihr:

Interviewer: Zu Ihrer Mutter haben Sie gar keinen Kontakt mehr.  
 Frau T.: Nein, nicht mehr.  
 Interviewer: Und zu Ihrem Vater hatten Sie nie Kontakt?  
 Frau T.: Ach, eigentlich auch nicht so richtig. Einmal gesehen und dann ... Familie halt quasi gar nicht. Kenn ich auch nicht richtig.  
 Interviewer: Ist das schlimm für Sie? Oder haben Sie sich daran gewöhnt?  
 Frau T.: Manchmal tut das schon mal weh. Aber man kennt das halt nicht anders.  
 Interviewer: Ja, Sie sind so aufgewachsen.  
 Frau T.: Hat man schon mal, quasi schon mal dran zu knacken, aber teilweise auch nicht.  
 [Z. 146-153]

Von den dreizehn Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, haben sechs Kontakte zu beiden Elternteilen, drei zu ihrer Mutter und einer zu seinem Vater. Von zwei Befragten sind beide Eltern tot.

Herr E. hat zwar einen regelmäßigen Kontakt zu seinen Eltern, die Beziehung scheint aber nicht allzu eng zu sein:

Interviewer: Wie oft sehen Sie Ihre Eltern?  
 Herr E.: Das ist auch unterschiedlich. Wenn z. B. Geburtstag ist, dann sehe ich meine Eltern schon mal ... meine Mutter seh ich schon mal häufiger, weil die auch schon mal hier ab und an mal schon mal hierhin kommt.  
 Interviewer: Jede Woche, alle zwei, einmal im Monat? Unterschiedlich?  
 Herr E.: Das ist unterschiedlich. Unterschiedlich.  
 Interviewer: Haben Sie denn noch ein enges Verhältnis zu Ihren Eltern oder ist das eher so ...  
 Herr E.: Wie meinen Sie jetzt „enges Verhältnis“?  
 Interviewer: Ja, wie soll ich das sagen. Sind Ihre Eltern noch ... spielen die eine wichtige Rolle in Ihrem Leben?  
 Herr E.: Ja, doch. Eine wichtige Rolle für mich schon, also ... meine Eltern und ich gehe da gerne hin, aber manchmal können sie auch nerven.  
 [Z. 375-382]



Bei Herrn Sch. scheint die Beziehung zu seinen Eltern ähnlich gestaltet zu sein. Alle drei Wochen fährt er für einen Tag zu seinen Eltern, ansonsten spielen sie in seinem Alltag keine große Rolle:

Interviewer: Zu welchen Familienangehörigen oder Verwandten haben Sie noch Kontakt?  
Herr Sch.: Zu meinen Eltern.  
Interviewer: Ja?  
Herr Sch.: Ja.  
Interviewer: Die wohnen in Goch?  
Herr Sch.: Die wohnen in Goch.  
Interviewer: Telefonieren Sie öfters mit denen? Besuchen Sie die auch schon mal? Wie ist das so?  
Herr Sch.: Ja, alle drei Wochen.  
Interviewer: Fahren Sie nach Hause?  
Herr Sch.: Mit dem Zug, ja.  
Interviewer: Gibt es hier einen Bahnhof?  
Herr Sch.: Ja, in Kleve.  
Interviewer: Au, dann fahren Sie mit dem Bus nach Kleve.  
Herr Sch.: Ja.  
Interviewer: Und dann mit dem Zug nach Goch. Das ist auch ne halbe Weltreise. Übernachten Sie denn da?  
Herr Sch.: Nein. Abends fahr ich wieder zurück.  
Interviewer: Wieder die halbe Weltreise zurück.  
Herr Sch.: Ja.  
[Z. 260-277]

Für Herrn W. ist seine Mutter eine sehr enge Bezugsperson. Er wohnt mit ihr zusammen in einem Haus und sie versorgen gemeinsam den Haushalt. Bei Problemen ist sie seine erste Ansprechpartnerin:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr W.: Wenn ich Probleme hab, dann rede ich mit meiner Mutter, rede ich.  
Interviewer: Machen Sie Sachen auch mit sich selber aus?  
Herr W.: Manchmal, viel nicht. Überleg ich immer mit meiner Mutter, wie sie denkt, was soll ich tun.  
[Z. 517-520]

Insgesamt sieben Befragte wuchsen in Kinderheimen auf und haben auch keinen Kontakt zu den Eltern. Herr G. lebt aus diesem Grund seit fast dreißig Jahren in einem Altenheim und macht seinem Vater große Vorwürfe:

Interviewer: Haben Sie denn erst bei Ihren Eltern gewohnt? Ganz früher?  
Herr G.: Ne. Immer im Heim. Kinderheim. Mein Vater hat mich im Stich gelassen zweimal.  
Interviewer: Zweimal?  
Herr G.: Einmal 1958 in Kinderheim gesteckt und 1968 bin ich nachgefahren, da hab ich zwei Wochen bei mein Vater gewohnt, ist der wieder abgehauen und hat mich wieder im Stich gelassen. Ich kam nicht klar allein. Furchtbar, ne?  
Interviewer: Ja, furchtbar.  
Herr G.: Furchtbar ist das.  
Interviewer: Und dann sind Sie in die Klinik. Haben Sie eine psychische Erkrankung?  
Herr G.: Ja, ja. Psychische Krankheit.

Interviewer: Was denn?  
Herr G.: Halluzinationen hab ich gehabt.  
[Z. 19-31]

## Geschwister

Um Geschwisterbeziehungen näher definieren zu können, weist NAVE-HERZ (2009) darauf hin, dass zwischen den Begriffen *Geschwister*, *Geschwisterbeziehungen* und *Geschwisterbeziehungen im Sinne persönlicher Beziehungen* zu unterscheiden sei. „Letztere sind spezifische interdependente Bindungen zwischen bestimmten Geschwistern u. U. innerhalb eines größeren Geschwisterkreises. Sie können bewusst selbst gewählt worden sein, auf unbewussten Zwängen, Emotionen und anderen Gründen beruhen und/oder durch gesellschaftliche Normen festgelegt sein.“ (NAVE-HERZ 2009, S. 337) In ihren Ausführungen zu Geschwisterbeziehungen weist die Autorin darauf hin, dass vor allem in Krisenzeiten, aber auch bei der alltäglichen Problembewältigung auf diese sozialen Ressourcen zurückgegriffen wird: „Die Aufrechterhaltung der Geschwisterbeziehung bis hin zur gegenseitigen Unterstützung könnte die Einlösung einer bewussten moralischen Verpflichtung gegenüber der Familie beinhalten, evtl. sogar gegenüber den – vielleicht nicht mehr lebenden Eltern.“ (NAVE-HERZ 2009, S. 349) Was in der Forschung zu Geschwisterbeziehungen zu einem behinderten Geschwisterteil häufig als moralische Verpflichtung benannt wird, scheint demnach keine spezifische Problematik allein dieser Personengruppe zu sein, sondern in allen Geschwisterbeziehungen zum Tragen kommen zu können. In der Analyse der Interviews lassen sich Momente dieser engen Beziehungen wiederfinden.

Insgesamt scheinen die Geschwister von den meisten Befragten als konstante soziale Ressource angesehen zu werden. Insgesamt 31 Befragte äußerten, dass sie in Kontakt mit ihren Geschwistern seien. Von einigen werden sie als Vertrauensperson genannt, von anderen als die Personen, die bei Problemen kontaktiert werden können, und von wiederum anderen als Personen, mit denen man seine Freizeit verbringt.

Neun der elf Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, beschreiben den Kontakt zu ihren Geschwistern als positiv. Für Herrn M. zum Beispiel stellen die Geschwister eine wesentliche soziale Ressource auf dem Weg ins Betreute Wohnen dar. Sie waren es, die den Schritt initiiert haben, und sie begleiten ihn auf dem Weg dorthin:

Interviewer: Und jetzt wird es Zeit auszuziehen?  
Herr M.: Ja.  
Interviewer: Warum?  
Herr M.: Meine Geschwister, die haben darüber gesprochen mit meinen Eltern.  
Interviewer: Und haben was gesagt?  
Herr M.: Ja. Da haben meine Eltern mir einen Termin mit Frau S. [Sozialer Dienst der WfbM] ausgemacht. Und die hat das vermittelt.  
Interviewer: Das heißt aber, die Entscheidung kam gar nicht von Ihnen? Wären Sie denn gerne bei Ihren Eltern wohnen geblieben?

Herr M.: Die werden ja auch immer älter.  
 Interviewer: Ja. Aber wären Sie gerne oder ist das jetzt auch Ihr Wunsch auszuziehen?  
 Herr M.: Ja, jetzt wo ich die Wohnung gesehen hab.  
 Interviewer: Aber vorher waren Sie noch gar nicht so ... hatten Sie sich noch gar nicht mit dem Gedanken beschäftigt?  
 Herr M.: Ne.  
 [Z. 180-191]

Für Frau H. spielt ihr Bruder eine sehr wichtige Rolle, denn befragt nach jemandem, dem sie vertrauen könne, nennt sie ihren Bruder:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen?  
 Frau H.: Ja, ich denke mal auf meinen Bruder.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau H.: Ja, und auf C. [der Partner], ja.  
 Interviewer: Das heißt, zu Ihrem Bruder haben Sie ein sehr gutes Verhältnis.  
 Frau H.: Ja, doch.  
 [Z. 456-461]

Für Frau M. stellt ihre Schwester eine Möglichkeit dar, um Langeweile entgegenzuwirken.

Interviewer: Ist Ihnen manchmal langweilig?  
 Frau M.: Ne, wenn mir langweilig ist, dann ruf ich meine Schwester an, ob ich vorbei kommen kann. Zu meinem Schwipp-Cousin und so alles, dann geh ich den besuchen oder ich geh in die Stadt.  
 [Z. 486-487]

Frau R. versorgt mit ihrer Schwester gemeinsam das elterliche Haus und kümmert sich um die Mutter. Da an anderen Stellen des Interviews deutlich wird, dass sich ihre Freundschaften eher auf den Freundeskreis des Partners beziehen, scheint in der Geschwisterbeziehung eine wichtige soziale Ressource für Frau R. zu liegen:

Frau R.: Und mein Bruder, der wohnt in R. und der kommt auch alle vierzehn Tage mal nach Hause. Der hilft dann zwar auch mit, aber wir Mädchen sind ja die Verantwortlichen. Wir, die Älteren. Meine Schwester ist die zweitälteste und uns Kindern gehört das Haus ja. Und dann müssen wir auch entsprechend dann gucken.  
 Interviewer: Und wie kommen Sie mit Ihrer Stiefmutter klar?  
 Frau R.: Ja, es gibt hin und wieder mal Probleme, aber das hat man überall.  
 Interviewer: Ja, das hat man auch mit seiner leiblichen Mutter dann wahrscheinlich.  
 Frau R.: Eben, genau. Und deswegen ... Ich sprech immer mit meiner Schwester vorher ab und wir telefonieren tagtäglich zusammen und ...  
 Interviewer: Ja?  
 Frau R.: Ja. Immer. Die war jetzt am Wochenende auch da, gestern da, heute da. Mein Bruder hat heute Mittag noch angerufen.  
 Interviewer: Das heißt eigentlich, dass Sie Kinder, also dass die Kinder untereinander ein sehr enges Verhältnis haben?  
 Frau R.: Ja, doch, das haben wir schon.  
 [Z. 83-93]

Die Bedeutung ihrer Schwester wird an folgender Stelle noch deutlicher:

Interviewer: Aber es sind in erster Linie dann Ihre Geschwister, auf die Sie sich so richtig verlassen.  
 Frau R.: Also meine Schwester, wenn man in Not ist, die kann ich ... die ruf ich dann oder so und die ist dann da. Ja, das ist kein Problem.

Auch für drei Viertel der Befragten, die allein wohnen, sind die Geschwister eine wichtige soziale Ressource. So beschreiben neun der zwölf Befragten eine positive Geschwisterbeziehung.

Für Herrn O. bilden seine Geschwister beinahe ein soziales Netzwerk:

- Interviewer: Ah, okay. Gut. Das heißt, Sie haben viel Kontakt zu denen. Wohnen die alle hier in der Nähe?
- Herr O.: Ja, außer ... Ja, viel Kontakt, mehr M. [Schwester] und Mutter, aber zu meinem Bruder. Wenn ich Lust und Laune hab, geh ich da mal hin. Zu U. [Schwester] auch. Und E. [Schwester], das ist nur, wenn C. [Schwager] was am Rechner hat oder wenn er dann was Neues haben will und wie letztens mit dem iPod hab ich ihm noch gesagt, musst du da und da holen, da ist der günstiger. Ne, musste unbedingt der Teure sein.
- Interviewer: Klar. Und von wem ist der Schwager, mit dem Sie ab und an mal ausgehen?
- Herr O.: M., das ist von M. [Schwester] der Mann.
- Interviewer: Das heißt, mit dem haben Sie so ... Ist das ein Kumpel geworden?
- Herr O.: Durch M. Weil die wohnen förmlich um die Ecke. Und zu M. hab ich natürlich einen besseren Draht. Das war schon von klein auf so. Ich musste ja immer M. Rest haben. Und das ist dann geblieben. Da macht man nichts dran.
- Interviewer: Ne. Das ist aber ja super. Haben nicht viele das Glück.
- Herr O.: Das ist stecken geblieben. Nur wenn dann bei ne große Feier dann alle fünf zusammenkommen, dann sind wir natürlich nicht mehr zu halten. Außer Rand und Band. Wie Mutter dann immer sagt, wie die kleinen Kinder. Man sieht direkt, dass das fünf Geschwister sind.  
[Z. 359-366]

Auch Herr F. bezeichnet seine Geschwister als wichtige Ressource. Nach seiner Aussage sind sie für ihn da, wenn er Hilfe oder Unterstützung braucht:

- Herr F.: Ich bin immer froh, wenn man ne große Familie hat. Die unterstützt mich auch mal.
- Interviewer: Wobei?
- Herr F.: Mal tut er helfen oder mal sagen, wenn du irgendwas brauchst und so was, dann kommen die. Meiste hilft mein Bruder oder mein Schwester R. Die helfen mir alle beide. Meine Schwester ist die Älteste, die Allerälteste, die wir jetzt dieses Jahr in August 57.
- Interviewer: 13 Jahre - jedes Jahr nen Kind ungefähr, ne? Sind alle immer so'n Jahr auseinander. Junge, Ihre arme Mutter.
- Herr F.: Ja, meine Mutter hat uns sehr viel beigebracht. Ich hab meiste meine Mutter geholfen. Da kannst auch P. fragen, P. weiß das auch. Damit einkaufen oder wenn mein Bruder: „... gehst mal mit einkaufen?“ „Ne, ich hab kein Bock!“ - Kam meine Mutter, mir aus'm Bett geschmissen. „...“, gehst du mit mir einkaufen?“ Ich sag: „Okay, komm.“ Wenn ich Tasche, schwere Tasche tragen, weil das kann mein Mutter nicht. Aber die war sehr, sehr liebe Frau. Ja, jetzt lebt die nicht mehr. Die war 66, wie sie gestorben ist.  
[Z. 230-234]

Herr R. bezeichnet seinen Bruder sogar als das Wichtigste in seinem Leben:

Herr R.: Was ist in meinem Leben wichtig? Ja wichtig ist, wie gesagt, mein Bruder, den ich hab. Den ich sehr, wo ich auch nichts drauf kommen lass. Das ist mein Ein und Alles. Und ich hab den auch ... Ich bin auch froh, dass ich den hab. Weil aber nach den ... Der ist da gewesen nach Vaters Tod mit mir, sagen wir mal, in diesem Haus auch und haben da vieles aufgeräumt und waren da auch Tage noch danach. Da war er da.

Interviewer: Der war für Sie da?

Herr R.: Und der hat auch die Sachen da mitübernommen, wie wir mussten ja gucken, dass er beerdigt wird und dies und das. Weil wir den ja auch gesehen haben, weil der auch drei Tage in so einer Scheune lag und ich meinen Vater da liegen sehen und da war er wenigstens da.  
[Z. 489-492]

Von den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, äußerten sich zwölf von dreizehn über eine bestehende Geschwisterbeziehung. Nur Herr Sch. hat keinen Kontakt zu seiner Schwester. Bei allen anderen stellt, auch wenn sie nicht immer als eng zu bezeichnen ist, die Geschwisterbeziehung doch eine wichtige soziale Ressource dar, wie bei folgender Aussage zu sehen ist:

Interviewer: Zu welchen Familienangehörigen oder Verwandten haben Sie noch Kontakt?

Herr E.: Zu meinem Geschwistern.

Interviewer: Wie viel haben Sie?

Herr E.: Also zu meinen beiden Schwestern. Zwei.

Interviewer: Sie waren zu dritt zu Hause. Sie haben zwei ältere Schwestern?

Herr E.: Ja. Ja.

Interviewer: Und Sie waren der Nesthaken.

Herr E.: Ja, ich bin der letzte, ja. Wir sind alle drei Jahre auseinander.

Interviewer: Ach so. Okay. Ja. Also zu denen haben Sie auch Kontakt.

Herr E.: Ja.

Interviewer: Zu den Schwestern. Wohnen die alle noch in der Nähe?

Herr E.: Eine wohnt in Goch, eine wohnt in Düsseldorf. Ja, geht noch. Und, ja, zu denen hab ich noch Kontakt, ja.

Interviewer: Telefonieren Sie häufig oder besuchen Sie die ab und an? Kriegen Sie Besuch?

Herr E.: Ne, die kommen schon mal ab und an mal hier, nicht so oft, hin. Also die kommen schon mal hierin, aber nicht so oft. Und wir telefonieren auch schon mal häufiger, ja.  
[Z. 351-364]

Herr G. hat nach eigener Aussage so gut wie keine sozialen Kontakte außerhalb des Arbeitsplatzes, weshalb seine Schwester, die in Berlin lebt, eine wichtige Rolle für ihn spielt.

Während des Gesprächs zeigte er sogar einen Brief von ihr, den er bei sich trug:

Interviewer: Wo wohnt Ihre Schwester?

Herr G.: Berlin.

Interviewer: Oh. Das heißt, Sie sehen die nicht so oft.

Herr G.: Ne.

Interviewer: Der schreiben Sie auch Briefe?

Herr G.: Ja.

Interviewer: Schreibt die auch zurück?

Herr G.: Ja, die schreibt zurück. Ich hab nen Brief bei mir.

Interviewer: Von Ihrer Schwester?

Herr G.: Ja, zufällig.

Interviewer: Das gibt es doch nicht.  
Herr G.: Kann sein, hab ich den ... Hab ich bei mir. Da ist ein süßer Aufkleber drauf, können Sie mal angucken. Warten Sie mal.  
Interviewer: Oh, Teddybärchen. Die gibt sich aber Mühe.  
Herr G.: Ja, die schreibt immer, jede vierzehn Tage schreiben wir uns.  
[Z. 345-358]

## Onkel und Tanten

Onkel und Tanten werden als weitere Verwandtschaft betrachtet und nicht zum engen Kreis der Familienangehörigen gerechnet. Wie allerdings oben beschrieben, kann dieser weitere Kreis bei geringen Ressourcen oder in Krisensituationen aktiviert werden, was auf zehn Befragte zutrifft. Sie nannten in Bezug auf ihre sozialen Ressourcen und verwandtschaftlichen Kontakte ihre Onkel oder Tanten.

Fünf der Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, beschreiben den Kontakt zu ihren Onkeln und Tanten als positiv und wichtig für sie. Herr P. gibt unter anderem seine Tante an, wenn es darum geht, Unterstützung für den Schritt in die eigene Wohnung zu bekommen:

Interviewer: Hätten Sie selbst auch so entschieden? Was hätten Sie gemacht?  
Herr P.: Ich hätte noch mal ne eigene Wohnung versucht.  
Interviewer: Noch mal da, nur als Versuch. Hätten Sie geglaubt, dass das geklappt hätte?  
Herr P.: Ja, weil ich Unterstützung von meiner Tante und von meiner Mutter gekriegt hätte.  
[Z. 288-295]

Herr A. beschreibt den Kontakt zu den Onkeln und Tanten als außerordentlich wichtig und verurteilt Menschen, die das nicht so sehen:

Interviewer: Onkel, Tanten?  
Herr A.: Ja.  
Interviewer: Und wie oft sehen Sie die so?  
Herr A.: Öfters. Ich seh die voll oft. Also, man muss doch Kontakt halten, wissen Sie? Sie halten doch auch Ihren Kontakt bei Tanten oder so? Oder haben Sie keine Tanten mehr?  
Interviewer: Doch, aber nicht viel Kontakt. Also, das kann man leider nicht verallgemeinern.  
Herr A.: Das ist doof. Ich find, wenn man Onkel, Tanten und so was hat, dann muss man Kontakt halten, so seh ich das. Weil wenn man den Kontakt nicht hält, sind das in meinen Augen - ja, ich will nicht diese Wort benutzen - richtige Ich-Denker. Wissen Sie? Ich-Denker. Sie wissen, was ich meine mit „Ich-Denker“? Ne, ich will meine Verwandten nicht sehen oder so. Ne, die labern wieder bestimmt Kacke oder so. Oder das und das und das. Und das finde ich nicht okay. Man muss ...  
[Z. 481-486]

Von den Befragten, die schon im Betreuten Wohnen leben, verweisen nur zwei auf ihre Onkel oder Tanten. Bei Herrn V. ist der Onkel allerdings sogar der Betreuer für den Bereich des Betreuten Wohnens, was aber nach seiner Aussage häufig zu Konflikten führt:

Interviewer: Das heißt aber, Sie haben eine eigene Wohnung?  
Herr V.: Ja.  
Interviewer: Wohnen Sie dort alleine?  
Herr V.: Ja.  
Interviewer: Wer hat die Wohnung ausgesucht?  
Herr V.: Mein Onkel und mein Betreuer.  
Interviewer: Ihr gerichtlicher Betreuer oder Ihr Betreutes-Wohnen-Betreuer.  
Herr V.: Mein gerichtlicher Betreuer ... Mein Betreuer, der Betreutes Wohnen, das ist mein Onkel, der betreut mich.  
Interviewer: Das hab ich ja noch nie gehört. Ja?  
Herr V.: Ja. Und er betreut mich, weil ich das so wollte.  
Interviewer: Sie wollten also nicht jemand Unbekanntes.  
Herr V.: Genau.  
[Z. 36-47]

Interviewer: Gibt es jemanden, auf den Sie sich hundertprozentig verlassen können? Ihre Freundin?  
Herr V.: Ja, auf meine Freundin, ja, aber die anderen ... kannste vergessen. Auch mein Onkel.  
Interviewer: Wär das wichtig für Sie, wenn Sie so jemanden hätten?  
Herr V.: Ja.  
Interviewer: Und warum können Sie sich auf Ihren Onkel nicht verlassen?  
Herr V.: Weil er kommt, wann er kommt. Wann er Lust hat.  
[Z. 482-487]

Die Befragten, die noch im Elternhaus wohnen, unabhängig davon, ob sie ins Betreute Wohnen wollen oder nicht, haben einen engeren Kontakt zu ihren Onkeln und Tanten. Vor allem Herr A., Frau I., Frau H., Herr C., Frau A. und Herr I. berichten von diesen Verwandten als soziale Ressource:

Interviewer: Zu wem haben Sie da jetzt guten Kontakt? Also zu Ihrer leiblichen Schwester in G.?  
Frau A.: Ja. Zu den anderen eigentlich nicht mehr so. Die kommen uns abends schon mal besuchen. Und wen hab ich noch aus der Familie Kontakt? Da ist noch meine Patentante, meine Tante so, in K, da hab ich auch noch sehr guten Kontakt zu. Wir verstehen uns ganz gut. Und der Mann davon, das ist mein Onkel. Ja und dann halt noch, da wo wir früher gewohnt haben, da in M., zu meiner Patentante. Haben wir jetzt auch wieder ... den Kontakt haben wir jetzt auch wieder angenommen. Oder ich.  
Interviewer: Der war so ein bisschen eingeschlafen.  
Frau A.: Ja, meine Eltern haben da kein Kontakt mehr mit, aber ich hab ihn jetzt wieder angenommen, ja. Wir hatten früher ein paar kleine Probleme.  
Interviewer: Aha. Besuchen Sie die dann? Oder rufen Sie da an oder wie ist das?  
Frau A.: Ich ruf die da ab und zu an. Aber den meisten Kontakt hab ich unten in K. zu meiner Tante.  
[Z. 262-267]

#### 6.1.1.10 Sonstige informelle soziale Ressourcen

Unter dieser Kategorie werden die Äußerungen der Befragten zusammengefasst, die neben den Bereichen *Freundschaft*, *Partnerschaft*, *Verwandschaft* und *Wohnsituation* auf weitere soziale Kontakte im informellen Bereich schließen lassen. Darunter fallen zum Beispiel die Mitglieder von Freizeitgruppen, aber auch Verwandte von Partnern oder Freunden, wie es von Herrn S. beschrieben wird:

Herr S.: Ne, gestern ... Da waren wir übers Wochenende in ... Verwandte von meiner Verlobten hier in ... hier R. hier, Richtung hier W., K., Kleve fährste hier, Emmerich.  
 (...)  
 Interviewer: Fahren Sie da öfters hin?  
 Herr S.: Na, nicht öfters, vielleicht alle vierzehn Tage einmal, drei Wochen so mal. Aber regelmäßig ist das nicht so, also. Wir fahren so alle vierzehn Tage fahren wird da hin.  
 [Z. 27-33]

Frau I. nimmt wie vier weitere Befragte (Frau U., Fr. G., Frau K., Herr W.) einmal wöchentlich die Angebote einer Freizeitgruppe, in ihrem Fall für Menschen mit Körperbehinderung wahr:

Interviewer: Nehmen Sie denn an so Freizeitangeboten teil?  
 Frau I.: Ja, ich ... in Goch, da findet so ne Jugendgruppe statt für so Körperbehinderte und so.  
 Interviewer: Sind Sie körperbehindert?  
 Frau I.: Geht. Ne, körperbehindert nicht direkt. Ich so Motorikprobleme, so ... das heißt, es gibt so Dinge, die ich nicht lernen kann, egal wie ich das auch übe und so ... und halt so ne kleine Lernschwäche und dann mit dem Gleichgewicht halten. Sonst bin ich eigentlich fit so.  
 Interviewer: Genau, das meine ich. Deshalb frage ich. Und dann in Goch gibt's so eine Gruppe ...  
 Frau I.: Ja, auch für Körperbehinderte und auch so für Leute mit Lernschwächen überhaupt so.  
 Interviewer: Und was machen Sie da? Wie oft ist das? Wann gehen Sie da hin?  
 Frau I.: Jeden Dienstag immer. Wir machen da verschiedene Sachen. Wir haben da auch so einen Jugendkeller, da kann man Billard und Kicker spielen. Und wir unternehmen zwischendurch auch mal was, so spazieren gehen oder auch mal ... auch so zwischendurch mal kochen, das machen wir aber selten. Wir spielen dann auch mal und unterhalten uns eben.  
 [Z. 235-242]

## 6.1.2 Formelle Soziale Ressourcen

Unter den formellen sozialen Ressourcen werden an dieser Stelle alle Kontakte verstanden, die die Befragten zu institutionellen Einrichtungen oder bei diesen tätigen Personen haben. Dazu gehören die Betreuer, die Träger der Wohneinrichtungen, die KoKoBe und die Vorgesetzten bzw. Sozialen Dienste der arbeitgebenden Einrichtungen.

### 6.1.2.1 Betreuer aus dem Ambulant Betreuten Wohnen



Wie oben beschrieben, ist es nach der Analyse der Aussagen schwierig, eine klare Trennung der Person des Betreuers als formelle oder informelle Ressource vorzunehmen. Zwar werden sie aufgrund ihrer Profession unter den formellen Ressourcen geführt, sie werden aber in den meisten Fällen als informelle Ressource angesehen, vor allem als Vertrauensperson, als die Person, auf die man sich am meisten verlassen kann, oder als Hilfeinstanz.

Der persönliche Beziehungskontext spielt dementsprechend eine große Rolle und darf bei der näheren Betrachtung von Unterstützungsleistungen nicht ignoriert bzw. unterschätzt werden, denn „unter der Berücksichtigung des Beziehungskontextes (...) wird deutlich, ob und wann instrumentelle und emotionale Unterstützungsleistungen ganz entscheidende und möglicherweise sehr viel grundlegendere und weitergehende emotionale Wirkungen zeitigen“. (LENZ/NESTMANN 2009, S. 15) Vor allem in Bezug auf die persönlichen Beziehungen zwischen den Befragten und ihren jeweiligen Betreuern, speziell den Betreuern im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens, zeigt sich diese emotionale Wirkung, wie in der Auswertung der Interviews deutlich wird. Allein durch die Betrachtung der Aufgaben eines Betreuers wird deutlich, dass der Aufbau einer engen Beziehung zwischen Betreuer und Betreutem durchaus notwendig ist. So unterscheidet BRADL (1997) in Bezug auf die Aufgaben der Betreuer zwischen praktischer und persönlicher Assistenz. Bei der praktischen Assistenz handelt es sich um ein Dienstleistungsmodell, bei dem eine einfache Sachorientierung im Vordergrund steht. Bei der persönlichen Assistenz geht die Aufgabe des Betreuers über die eines praktischen Helfers hinaus, hin zu einer wichtigen Bezugsperson. Zwischen Betreuer und Betreutem besteht eine (enge) soziale Beziehung, was zu einer gemeinsamen Gestaltung des Lebens (vor allem des Betreuten) führen kann, wobei die Auswirkungen dieser Beziehung auf den Betreuer unberücksichtigt bleiben (vgl. BRADL 1997, S. 372 ff.). JANSSEN/WORTBERG-BÖRNER (1999) nennen dies ‚Arbeit nach dem Bezugspersonensystem‘ und führen dabei die Aufgaben von persönlicher und praktischer Assistenz zusammen: „Arbeit nach dem Bezugspersonensystem bedeutet die Begleitung als verlässliche AnsprechpartnerIn, bei der Organisation und Bewältigung des Alltages, bei Krankheiten und persönlichen Krisen, beim Umgang mit Geld, Sozialleistungen und sonstigem Schriftverkehr, beim Aufbau und dem Erhalt von sozialen und familiären Kontakten oder bei der Sicherung und dem Erhalt des Arbeitsplatzes.“ (JANSSEN/WORTBERG-BÖRNER 1999, S. 4) Diese Aufgabenvielfalt und die daraus folgende hohe Bedeutung der Betreuer findet sich auch in den Ergebnissen einer empirischen Untersuchung zur Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung von HANSLMEIER-PROCKL (2009). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die von ihr als Assistenten bezeichneten Betreuer schon allein aufgrund ihrer Verlässlichkeit eine außerordentlich wichtige Ressource darstellen, „denn das professionelle Netzwerk garantiert nicht nur den not-

wendigen Assistenzumfang, sondern hat bezüglich der emotionalen Unterstützung für die meisten Assistenznehmer die größte Bedeutung“ (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 204 f.)

In Bezug auf diese Erkenntnisse ist auch die häufige positive Nennung von Betreuern als Bezugspersonen zu sehen: „Die Assistenten werden von der überwiegenden Zahl der Assistenznehmer als diejenigen benannt, die ihnen am meisten Sicherheit geben. Einige bezeichnen die Assistenten als Freunde und verkennen dabei, dass diese professionelle Unterstützung leisten. Die hohe positive Beurteilung der Assistenten einerseits und die Tatsache, dass laut Aussage der Unterstützer viele Assistenznehmer ihr eigenes Interesse zurückstellen, verweist auf ein besonderes Problemfeld in der ambulanten Betreuung.“ (ebd., S. 204 f.) Diese Erkenntnisse werden von der vorliegenden Untersuchung bestätigt.

Insgesamt, also sowohl in der Realität als auch in der Vorstellung der Befragten, die noch nicht in der Situation des Betreuten Wohnens leben, stellen die Betreuer eine außerordentlich wichtige Ressource dar. An dieser Stelle betreffen die Ausführungen allerdings nur die zwölf Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben. Viele der anderen Befragten haben Vorstellungen und Erwartungen an diese Berufsgruppe, was aber an anderer Stelle (Kapitel 6.6.6) beschrieben wird.

Für elf Befragte sind die Betreuer eine wichtige Unterstützerinstanz, wenn es um die Bewältigung von finanziellen Angelegenheiten oder die Auseinandersetzung mit schriftlichem Material geht. Nur Herr O. legt Wert darauf, auf keine Hilfe angewiesen zu sein. Für alle anderen ist diese Ressource wichtig:

Interviewer:	Von wem bekommen Sie Hilfe und Unterstützung?
Herr T.:	Von Herrn L. von der Lebenshilfe.
Interviewer:	Der kommt wie oft vorbei?
Herr T.:	Einmal in der Woche - jeden Donnerstag.
Interviewer:	Und was macht der bei Ihnen?
Herr T.:	Kümmert sich immer um Papiere so was, Papierkram. Dafür ist der bei uns, den Rest machen wir alleine.
Interviewer:	Ja, ja. Das hab ich geahnt. Also, mir war jetzt gar nicht klar, was der überhaupt noch für einen Job bei Ihnen hat. Also ein bisschen Unterstützung kriegen Sie. Würden Sie es auch ganz ohne schaffen?
Herr T.:	Mit den Papieren, mit Amt oder so was nicht, im Moment nicht, weil ich vieles nicht verstehe. Deswegen. [Z. 491-503]

Ähnlich beschreibt auch Frau D. die Notwendigkeit dieser Ressource:

Interviewer:	Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?
Frau D.:	Ja, dann ... wenn jetzt zum Beispiel was kaputt geht oder so. Und so ein Brief kriegst, dann ruf ich den Betreuer an oder vom Betreuten Wohnen. Weil Sie ja meistens dann das weitergibt an unseren Betreuer. Sozusagen wir beiden dann zusammen, wir geben das Betreute Wohnen ...
Interviewer:	Und die geben das weiter an den Betreuer.
Frau D.:	Ja, das ist genau wie mit Geld, was wir in der Woche kriegen. Sonst hat immer Herr W. uns das Geld gebracht. [Z. 516-522]

Neben der Rolle als Unterstützer und Assistenz ist es vor allem auch die Funktion des Ansprechpartners, die die Betreuer ausfüllen. Sieben Befragte (Herr J., Frau D., Herr B., Frau J., Herr N., Frau T. und Herr U.) nannten ihren Betreuer, als sie gefragt wurden, an wen sie sich bei Problemen wenden würden.

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr B.: Das verstehe ich nicht.  
Interviewer: Wenn Sie Dinge haben, die Sie belasten, oder Dinge haben, wo Sie nicht wissen, was Sie tun sollen, was machen Sie dann? [...]  
Herr B.: Da gibt's nur eins für mich. Ich sag dann dem Gerd L. [der Betreuer; Anm. d. Verf.] Bescheid. Und dann sprechen wir das durch. Dann ist das in Ordnung.  
[Z. 463-467]

Ähnlich handelt auch Frau J.:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Frau J.: Ja, dann gehe ich irgendwie und ruf den Betreuer an und sprech mich da aus.  
[Z. 374-376]

Eine noch größere Bedeutung haben die Betreuer für vier Befragte. Auf die Frage, auf wen sie sich am meisten verlassen könnten, nannten Herr J., Herr U., Herr B. und Herr N. ihren Betreuer. Vor allem für Herrn N. stellt sein Betreuer eine enge Bezugsperson dar, wie in der unter 6.1.1.4 zitierten Aussage bereits deutlich wurde.

Dass die Betreuer zu wichtigen Bezugspersonen werden, wird deutlich, wenn Herr F. einen häufigen Wechsel kritisiert:

Herr F.: Ja. Da war früher mit E. S., kennste die? Die war früher meine Betreuerin. Die hat auch Brustkrebs gehabt. Das hat C. [KoKoBe] mir auch gesagt, jedes Mal Pech. Und die A.? Kennste die A.? Schnapp - Schnapp oder Schnipp, oder wie heißt die? Die kriegt jetzt ein Kind. Die hört auch jetzt auf. Ja, dann hab ich Ch. bekommen. Und wenn M. [Betreuerin] oder Ch. krank würden und die können nicht mehr, dann steh ich wieder auf'm Schlauch. Jedes Mal neue Betreuer, das ...  
Interviewer: Das nervt.  
Herr F.: Das nervt. Das wär für mich auch neue Namen wieder kennen lernen und alles.  
[Z. 272-274]

### 6.1.2.2 Betreuer in Wohngruppen

Unter die formelle Ressource *Betreuer in Wohngruppen* fallen alle Mitarbeiter der Außenwohngruppen, der Wohnheime oder Wohngruppen. Nicht unter diese Kategorie fallen die Betreuer aus dem Bereich des Betreuten Wohnens und die Wohnfamilieneltern, da diese beiden Gruppen gesondert dargestellt werden.

Auch die Betreuer aus diesem Bereich stellen häufig die Bezugspersonen dar, sind Ansprechpartner bei Sorgen und Problemen oder vermitteln Kompetenzen auf dem Weg in die Selbstständigkeit. Allerdings lässt sich sagen, dass für die Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen und die in Wohnheimen leben, die Betreuer keine allzu wichtige Rolle einnehmen. Zumindest wurden sie auf die Frage nach wichtigen Personen, Ansprechpartnern oder Ähnlichem nur von einer Befragten genannt. Für diese Gruppe der Befragten spielen eher die Mitbewohner eine wichtige Rolle im Bereich der sozialen Ressourcen, wie unter dieser Kategorie zu sehen ist.

Für die Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen und nicht mehr bei ihren Eltern leben, scheinen die jeweiligen Betreuer hingegen eine außerordentlich wichtige soziale Ressource darzustellen. Von dieser professionellen Seite wird zum Beispiel bei Herrn H. ein Netzwerk angeboten, was die Schritte auf dem Weg ins Betreute Wohnen erleichtern soll. Er wird in der ersten Zeit von den Mitarbeitern begleitet und hat somit die nötige Sicherheit, die er für diesen Schritt benötigt:

Interviewer: Und P.heim begleitet aber in der ersten Zeit?  
Herr H.: Die begleitet noch.  
Interviewer: Halten Sie das für gut? Wichtig?  
Herr H.: Ja, ich halte das für wichtig. Ich finde das sehr wichtig sogar. Vor allem wir sind nicht auf uns alleine gestellt, können auch zu jeder Zeit zu P.heim wieder zurück. Der Kontakt bleibt bestehen. Da kommen ja jetzt die Frauen in jedes, sind drei Häuser bei uns. Jede Frau für jedes Haus, die kommt vorbei. Samstags begleiten die, fahren mit einkaufen. Die kommen ja alle hier aus der Ecke. Da läuft man sich ja so schon über den Weg.  
Interviewer: Ja, das stimmt. Ist klein hier.  
Herr H.: Ne, die kommen öfters.  
[Z. 551-556]

Auch bei Frau R. und ihrem Partner arbeiten die Betreuer der Außenwohngruppe unterstützend und erarbeiten mit ihnen auch die einzelnen Schritte auf dem Weg ins Betreute Wohnen und bereiten sie auf immer mehr Selbstständigkeit vor:

Interviewer: Ja gut. Auf jeden Fall Sie sind für Ihr Geld selbst verantwortlich und kommen damit auch gut zurecht.  
Frau R.: Ja, hab ich mein Arbeitslohn. Wir kriegen hier unser Haushaltsgeld Anfang des Monats. So 210 €, da können wir einkaufen gehen und müssen dann nur die Quittungen aufheben. Und wir kriegen unser Taschengeld hier.  
Interviewer: Wie ist das mit Telefonrechnungen und so?  
Frau R.: Das bezahlen wir selber.  
Interviewer: Können Sie Überweisungen schreiben usw.?  
Frau R.: Ja.  
Interviewer: Wo haben Sie das denn gelernt?  
Frau R.: Ich kann das.  
Interviewer: Sie können ja sowieso alles, aber ...  
Frau R.: Ich konnte schon schreiben.

Interviewer: Aber Überweisungsträger ist ja noch mal was anderes, das ist ja so kompliziert, das schafft manch anderer ja nicht.  
 Frau R.: Nö, Frau H. hat uns das gezeigt, Frau E. hat uns das gezeigt.  
 [Z. 544-555]

Wie schon bei den Betreuern im Bereich des Betreuten Wohnens sind auch in den Außenwohngruppen die Betreuer häufig der Ansprechpartner bei Problemen oder Ähnlichem. Fünf Befragte äußerten sich in diese Richtung (Frau R., Frau C., Herr Sch., Herr G. und Herr E.):

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Frau R.: Wenn ich Probleme hab, ja, entweder ist Frau E. da oder Frau H. ist da [Betreuerinnen der Außenwohngruppe], dann geh ich da hin. Ja, die beiden hören dann zu.  
 Interviewer: Wenn Sie dann im Betreuten Wohnen sind, Frau H. ...  
 Frau R.: Ja, dann haben wir ja, wenn dann nen Betreuer dann da ist, dann kann man mit der drüber reden.  
 [Z. 672-677]

Ähnlich äußerte sich auch Frau C.:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Frau C.: Ja, Betreuer. Hingehen, hier. Aber im Moment hab ich keine Probleme.  
 Interviewer: Aber wenn Sie welche hätten, würden Sie zum Betreuer gehen und ...  
 Frau C.: Ja, alleine rede. Ja, ja.  
 [Z. 792-799]

### 6.1.2.3 Betreuer Gericht

Viele der Befragten stehen unter gesetzlicher Betreuung nach §§ 1896 bis 1908k BGB. Genau wie die oben beschriebenen „pädagogischen und pflegerischen“ Betreuer werden auch die amtlich bestellten Personen von den Befragten als Betreuer bezeichnet. Die synonyme Benutzung dieses Begriffes führt dementsprechend zu Verwirrung, wie auch FEHNDRICH (2003) in seiner Dissertation feststellt. Zur Lösung dieser Problematik schlägt er vor, „die Doppeldeutigkeit des Wortes ‚Betreuung‘ durch den Begriff der ‚gesetzlichen Beistandschaft‘ [zu] ersetzen, damit wären die Tätigkeiten eines Betreuers klarer umschrieben und nicht missverständlich“. (FEHNDRICH 2003, S. 72) Bei der Analyse der Interviews lag die Aufgabe der Differenzierung der Betreuertätigkeit in der Regel bei der Verfasserin, wobei die gesetzlichen Betreuer im Vergleich zu den pädagogischen eher selten eine soziale Ressource darstellten.

Von wenigen Befragten (drei) werden sie explizit als Ansprechpartner bei Problemen genannt, vor allem aber kümmern sich die gerichtlichen Betreuer nach Aussage der Befragten um die finanziellen Angelegenheiten:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung?

- Frau M.: Ne, ich hab sonst ... Haushaltsgeld und Taschengeld kriegen wir ja immer hier, aber das, was ich so spare, das hat meine Betreuerin auf'm Sparbuch.
- Interviewer: Das ist eine gesetzliche Betreuerin, also vom Gericht?
- Frau M.: Ja, die hat das immer gemacht. Mein Freund hat die auch, die gleiche Betreuerin und die macht das jetzt für mich auch für's Sparbuch.  
[Z. 368-377]

Was von vielen Befragten als Unterstützung angesehen wird, sehen zwei Befragte (Herr O. und Herr F.) kritisch:

- Interviewer: Wer hat Ihnen bei Ämtergängen geholfen? Brauchten Sie da Hilfe? Hat da jemand Sie unterstützt? Immer Herr P. [gerichtlicher Betreuer] oder?
- Herr F.: Immer Herr P. alles. Dafür ist der zuständig.
- Interviewer: Hätten Sie sich in dieser ganzen Zeit mehr Unterstützung gewünscht? Oder war das so okay.
- Herr F.: Von Lebenshilfe ist astrein, was die machen. Nur wie gesagt, mit Herrn P. und mit Gericht aus, die behandeln uns wie kleine Kinder. Das möchte ich nicht so gerne.  
[Z. 936-939]

Anders als die Betreuer der Wohneinrichtungen und des Betreuten Wohnens werden die gesetzlichen Betreuer nur sehr selten (von drei Befragten) als Ansprechpartner bei Problemen genannt:

- Interviewer: Haben Sie sonstige Personen, die in Ihrem Leben eine besondere Rolle spielen? Oder haben Sie enge Freunde?
- Frau F.: Ja, ich hab auch enge Freunde und .. und was auch mir sehr viel ist ... auch sehr viel an mir liegt, ist meine Betreuerin.
- Interviewer: Die gerichtliche Betreuerin?
- Frau F.: Die gerichtliche Betreuerin, ja. Also die liegt mir sehr am Herzen.
- Interviewer: Ja?
- Frau F.: Ja. Also ...
- Interviewer: Das ist schön, wenn man sich gut versteht.
- Frau F.: Ja. Die tut sehr viel für mich. Also wenn ich irgendwie was möchte oder so ... oder ich hab irgendwie Schwierigkeiten und so, das macht sie schon von der Bank natürlich dann aus und die hilft mir dann so zusammen, die spricht natürlich auch mit dem Banker. Also das geht wunderbar gut. Also doch. Also, das ist ne gute Frau, die mir hilft.  
[Z. 225-232]

#### 6.1.2.4 Wohnfamilieneltern

Da die Wohnfamilien eine stationäre Unterbringungsform darstellen, werden die jeweiligen Betreuer als formelle Ressource angesehen. Für die vier Befragten (Frau K., Fr. G., Frau U., Frau F.), die in Wohnfamilien leben, spielen diese Betreuer, die sogenannten Wohnfamilieneltern, durchgehend eine wichtige Rolle. Wie es auch in dem in Kapitel 2.1.2 beschriebenen Konzept Wohnfamilie erwünscht ist, ist die Bindung in der Regel eng und die Wohnfamilie strebt an, einen Familienersatz zu bieten. Häufig werden die Wohnfamilieneltern mit Mutter und Vater angesprochen und als Ersatzeltern bezeichnet.

Vor allem Frau U. hat eine sehr enge Bindung zu ihrer Wohnfamilienmutter, bei der sie im Prinzip auch aufgewachsen ist:

- Interviewer: Wie wohnen Sie zurzeit? Wie und w-o?  
Frau U.: Ich wohne in K., in Alt-K., in einer Wohnfamilie bei Frau H., da wohnen vier Leute.  
Interviewer: Das ist ungewöhnlich, oder? Weil eigentlich wohnen in Wohnfamilien doch viel mehr Leute.  
Frau U.: Ja, aber meine Mutter, ich sag „Mama“ dazu, meine Mutter ist nicht verheiratet, die hat keinen Mann und dadurch haben wir nur vier.  
Interviewer: Frau H. ist Ihre Mutter?  
Frau U.: Frau H. ist meine Pflegemutter.  
Interviewer: Ihre Pflegemutter ist nicht verheiratet oder hat auch keinen Partner. Okay. - Sie wohnen da und wer noch?  
Frau U.: Also ich bin das, J. S., P. H. und R. H.  
[Z. 2-9]

Diese Wohnfamilie wird sich in Kürze auflösen, da die Wohnfamilienmutter zu alt wird. Frau U. wird daher nach eigener Entscheidung ins Betreute Wohnen gehen, allerdings geht sie davon aus, dass die enge Bindung zur Wohnfamilie bestehen bleibt:

- Interviewer: Oder glauben Sie, dass der Schritt Ihnen sehr leicht fallen wird.  
Frau U.: Mir fällt der Schritt leicht. Aber mir fällt auch nicht der Schritt leicht, wenn ich von Mama weg muss. Ich kann sie wohl ... Sie bleibt in K. wohnen, das weiß ich. Und wir haben ja ... ich hab erzählt, dass wir noch ne Kleine haben, die 27jährige, die weiß es bis jetzt noch nicht. Und Mama ... sie will, die sucht jetzt ne Wohnung, aber sie will 3 Zimmer haben, weil dann würde sie jedes Wochenende die Kleine herholen und dann geh ich auch zu Frau H. am Wochenende.  
Interviewer: Sodass der Kontakt noch sehr eng bleiben wird, ne?  
Frau U.: Das wird wohl noch eng bleiben. Aber am Wochenende gehe ich doch nach Frau H. hin. Dann mach ich eben meinen Haushalt sauber, putz ich, mach alles sauber, dass keiner was sagen tun kann. Aber dann fahr ich am Samstag oder am Sonntag zu Frau H..  
[Z. 142-145]

Frau F., die mit Frau U. gemeinsam in der Wohnfamilie lebt, bezeichnet sie ebenfalls als Ersatzfamilie:

- Interviewer: Ist die Wohnfamilie jetzt so was wie Familienersatz? Also, ist das Ihre Familie richtig?  
Frau F.: Also ... Ja, die jetzt, die ich hab, das war richtige Familie, ja.  
Interviewer: Ja. Kann man schon so sagen. Die Mitbewohner sind für Sie so was wie Geschwister und Frau H. ist so was wie eine Mutter.  
Frau F.: Ja.  
Interviewer: Gut, wenn Sie vier Jahre alt waren, natürlich.  
Frau F.: Ja.  
[Z. 105-110]

Auch Frau K. beschreibt eine enge Bindung zu ihren Wohnfamilieneltern:

- Interviewer: Kann man sagen, dass die Wohnfamilie Ihre Ersatzfamilie geworden ist?  
Frau K.: Ja.  
Interviewer: Ja? Wie ist das dann mit den Wohnfamilieneltern? War das damals schlimm für Sie, als Familie E. aufgehört haben?  
Frau K.: Am Anfang ja.  
Interviewer: Das ist wirklich so, wie als wenn dann Mama und Papa gehen, oder?

Frau K.: Ja.  
Interviewer: Wo wohnen die jetzt? Wissen Sie das?  
Frau K.: Herr Elsner wohnt noch im Haus. Also, der hat sich so ein Gartenhäuschen gebaut. Frau Elsner ist schon vor langer Zeit gestorben.  
Interviewer: Das heißt, der konnte sich auch nicht lösen von der Familie?  
Frau K.: Ne. Herr Elsner ist jetzt auch schon Rente und so.  
Interviewer: Ja, ja. Das ist ja ein Ding. Und zu den neuen Wohnfamilieneltern, nenne ich es jetzt mal, haben Sie aber jetzt nicht so eine enge Bindung oder doch?  
Frau K.: Doch. Komm ich ganz gut mit klar.  
Interviewer: Aber würden Sie jetzt nicht als Ersatzeltern beschreiben.  
Frau K.: Doch.  
Interviewer: Ehrlich?  
Frau K.: Ja.  
Interviewer: Weil die jetzt erst drei Jahre da sind, hab ich gedacht. Ja?  
Frau K.: Ja, und trotzdem schon, also ...  
[Z. 256-273]

### 6.1.2.5 KoKoBe

Der Begriff KoKoBe war zum Zeitpunkt der Befragung nur einer Befragten bekannt. Diese Befragte (Fr. G.) ist allerdings auch im Heimbeirat und im Beirat der Lebenshilfe tätig und somit über die sozialpolitischen Entwicklungen sowie deren praktische Umsetzung informiert. Alle anderen Befragten konnten diesem Begriff keine Bedeutung beimessen, sondern wussten (wenn überhaupt) erst, was gemeint ist, wenn die Mitarbeiternamen genannt wurden oder die Lebenshilfe mit Wohnen in Beziehung gesetzt wurde.

Von den Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, haben sieben Befragte schon Kontakt zur KoKoBe, ohne die Begrifflichkeit zu kennen. Nach ihrer Aussage waren sie bei der Lebenshilfe. Zwei Befragte (Frau R., Herr S.) haben schon das Hilfeplanverfahren durchlaufen, während drei Befragte (Herr A., Frau H., Frau I.), die noch in ihrem Elternhaus leben, mit keinem dieser Begriffe etwas anfangen können.

Einigen Befragten ist nur der Begriff Lebenshilfe geläufig. Herr H., der sich im Vorfeld schon eigeninitiativ um Betreutes Wohnen gekümmert hat, war womöglich schon bei der KoKoBe, benutzt aber diesen Begriff nicht:

Interviewer: Haben Sie Kontakt zu so Einrichtungen oder Organisationen, jetzt natürlich P.heim ... Mal was von Lebenshilfe gehört?  
Herr H.: Lebenshilfe, da hab ich mal Kontakt zu gehabt.  
Interviewer: Was haben Sie da gehabt? Oder was haben Sie da gemacht bei dem?  
Herr H.: Die machen Betreutes Wohnen.  
Interviewer: Ja, KoKoBe, C. B., sagt Ihnen das was?  
Herr H.: Nein.



Interviewer: C. B., der leitet die Kontaktkoordinierungs- und Beratungsstelle nennt sich das, KoKoBe, das ist diese Anlaufstelle bei der Lebenshilfe fürs Betreute Wohnen.

Herr H.: Aus Kleve. Bezirksgelände.

Interviewer: Lebenshilfe. Genau. Wie haben Sie da Kontakt gekriegt? Über Betreutes Wohnen?

Herr H.: Ja, da wollte ich Betreutes Wohnen haben. Wollte ich damals, wo ich ausgezogen bin, wollte ich Betreutes Wohnen machen. Und dann kriegte ich Schwierigkeiten mit den Sozialarbeitern da vom P.heim und dann hab ich das abgelehnt.

Interviewer: Da sind Sie damals schon an die Lebenshilfe herangetreten.

Herr H.: Da bin ich schon rangetreten.  
[Z. 358-369]

Auch Frau R. hatte mehrfach Kontakt zur KoKoBe und hat schon das Hilfeplanverfahren durchlaufen:

Interviewer: Sie können echt schon alles. Wundert mich, dass Sie überhaupt noch hier wohnen dürfen.

Frau R.: Ja, ich bin eigentlich viel zu fit für die Gruppe. Deswegen, ich glaub, ich muss jedes Mal so diesen Hilfeplan machen. Ich glaub, den muss ich jetzt schon zum dritten Mal schreiben.

Interviewer: Ja logisch. Wenn Sie auch nur halbwegs ehrlich antworten, sagt doch jeder, die hat überhaupt keinen Anspruch mehr auf Betreuung.

Frau R.: Ja, mein ich. Aber die gucken immer irgendwie, dass das ... Ich meine, der Landschaftsverband, der schmeißt hier keinen raus.  
[Z. 560-565]

Auch die Befragten, die im Betreuten Wohnen leben und in Kontakt mit der KoKoBe gewesen sein müssen, kennen die Begrifflichkeiten nicht und haben zum Teil nach eigener Aussage zu keinerlei formellen Instanzen Kontakt, wie Herr B. äußert:

Interviewer: Haben Sie Kontakt zu Einrichtungen oder Organisationen, wie jetzt die neue KoKoBe, was der Herr B. macht?

Herr B.: Da war ich noch nie.

Interviewer: Lebenshilfe? Irgendwelche Vereine?

Herr B.: Nö, so Vereine überhaupt nicht.  
[Z. 236-239]

Herr R. beschreibt als einziger Befragter aus dem Betreuten Wohnen, dass er auch jetzt noch manchmal zur KoKoBe geht, auch wenn er sie Lebenshilfe nennt:

Interviewer: Zu welchen Organisationen oder Einrichtungen haben Sie Kontakt?

Herr R.: Zur Lebenshilfe hin und wieder mal.

Interviewer: Was machen Sie dann da?

Herr R.: Wenn ich da mal zu Klemens B. oder was muss ins Büro oder ich muss zu Gerd, dann geh ich da schon mal hin. Aber sonst eigentlich nicht. Oder wenn ich jetzt, sagen wir mal, unseren Vermieter muss, kann ich den auch schon mal übers Büro erreichen.  
[Z. 211-213]

Für alle anderen Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, scheint die KoKoBe keine große Rolle zu spielen. Formelle Fragestellungen werden bei ihnen vermutlich schon durch die Betreuer geklärt.

Für die Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, spielt das Thema KoKoBe überhaupt keine Rolle. Bis auf Fr. G., deren Äußerungen im Folgenden wiedergegeben werden, kannte niemand den Begriff.

Fr. G. kennt durch ihre Tätigkeit im Beirat der Lebenshilfe als einzige von allen Befragten die Begrifflichkeit KoKoBe:

Interviewer: Zu welchen Einrichtungen oder Organisationen haben Sie Kontakt? Ich sag jetzt mal Lebenshilfe.  
Fr. G.: Zu welchen Einrichtungen? Ja, ...  
Interviewer: Sagt Ihnen KoKoBe was?  
Fr. G.: Ja, das ist das, was C. B. macht.  
Interviewer: Ja, aber Sie sind die einzige, die das weiß. Ich war ziemlich von den Socken, ehrlich gesagt. Weiß keiner.  
Fr. G.: Ne.  
Interviewer: Den Begriff „KoKoBe“ kennt keiner. Wenn ich dann sage, das, was C. B. macht, das wissen alle.  
Fr. G.: Ja, ich kann das jetzt zwar nicht wiedergeben, aber ich weiß, was das ist. Ich weiß es ja.  
Interviewer: Ja.  
Fr. G.: Ja, das ist doch fast ... in vielen anderen Städten ist das doch schon.  
Interviewer: Ja, seit 2003 gehört das zu diesen neuen Vereinbarungen vom LVR, dass KoKoBes installiert werden müssen.  
Fr. G.: Ja.  
Interviewer: Und deshalb dachte ich, das wär ein Begriff, der sich langsam auch so durchsetzt. Aber den kannte keiner.  
Fr. G.: Also, ich meine, das kommt jetzt auch durch den Lebenshilferat, davon abgesehen.  
Interviewer: Ja, klar.  
Fr. G.: Da wird da schon viel drüber diskutiert. Auch vom Heimbeirat und so was.  
[Z. 382-397]

### 6.1.2.6 Vorgesetzte

Für zehn Befragte sind die Vorgesetzten bzw. die Gruppenleiter wichtige Bezugspersonen, was besonders deutlich wird, wenn sie als erste Instanz bei Problemen angegeben werden oder als die Person, auf die sich besonders verlassen werden kann.

Herr S. sagt beispielsweise, dass er zu seinem Vorgesetzten geht, wenn er Probleme hat:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann? Sie merken schon, dass sind sehr persönliche ... das ist der Teil mit den persönlichen Fragen.  
Herr S.: Ich sprech mit jemand.  
Interviewer: Ja?  
Herr S.: Ja. - Ich sprech auch ... ich sprech auch, wenn ich jetzt Probleme hab im Haus, sprech ich natürlich auch auf der Arbeit drauf.  
Interviewer: Ja?

Herr S.: Ja. Da sprech ich ... mit meinem Chef sprech ich natürlich darüber. Der berät mich meistens immer, wie ich das machen soll. Und dann tu ich das auch. Ich hab auch viele noch Freudenberg, was ich kenne. Also das ist nicht gesagt, dass ich nur einen hab, ich hab mehrere Kreise, was ich gut kenne.  
[Z. 741-760]

Auch für Frau F. scheint ihr Gruppenleiter eine wichtige soziale Ressource zu sein, da sie ihn als die Person angibt, auf die sie sich vollständig verlassen kann:

Interviewer: Können Sie sich auf jemanden 100-prozentig verlassen?  
Frau F.: Ob ich sehr ...  
Interviewer: Ne, nicht ob Sie verlässlich sind, das glaube ich schon, sondern ob Sie sich auf jemanden verlassen können. Also haben Sie jemanden, dem Sie sehr vertrauen?  
Frau F.: Ja, ich habe z. B. auch sehr Vertrauen, so bei Jonas hab ich z. B. das Vertrauen zu und ...  
Interviewer: Wer ist das?  
Frau F.: Auch ein Gruppenleiter.  
Interviewer: Ja.  
Frau F.: Ja. Und wo ich auch Vertrauen zu habe ... ja, also G. F. und so, da hab ich mich auch sehr gut mit verstanden und so, ne. Aber man kann nicht jedem trauen.  
Interviewer: Das meine ich.  
Frau F.: Ja, also es ist schon schwierig, irgendwie einem Kollegen oder Kollegin vertrauen zu können. Man kann nicht jedem vertrauen.  
[Z.263-272]

Die Analyse der Aussagen der sozialen Ressourcen hat gezeigt, dass eine strikte Unterteilung in formelle und informelle Ressourcen für die Befragten der vorliegenden Untersuchung nicht möglich ist. Vor allem die Person des Betreuers, der formal zu den formellen Ressourcen gehört, nimmt innerhalb der sozialen Ressourcen eine übergeordnete Stellung ein, was im Rahmen der Ergebnisdiskussion noch weiter zu thematisieren ist.

Als weitere soziale Ressourcen von wichtiger Bedeutung wurden vor allem die jeweiligen Partner und im verwandtschaftlichen Kontext die Geschwister bezeichnet.

Aufgrund der dargestellten Ergebnisse lässt sich zusammenfassend sagen, dass sich die Grundannahme, der zufolge Menschen, die (erfolgreich) allein wohnen (wollen) über soziale Ressourcen verfügen, anhand der Aussagen überprüfen lässt und für einen Großteil der Befragten auch Gültigkeit besitzt. Allerdings verfügen alle drei Untersuchungsgruppen gleichermaßen über soziale Ressourcen und die festgestellten Unterschiede lassen keine zwingenden Rückschlüsse auf eine Bewältigung bzw. Nichtbewältigung des Betreuten Wohnens zu.

## 6.2 Individuelle Ressourcen

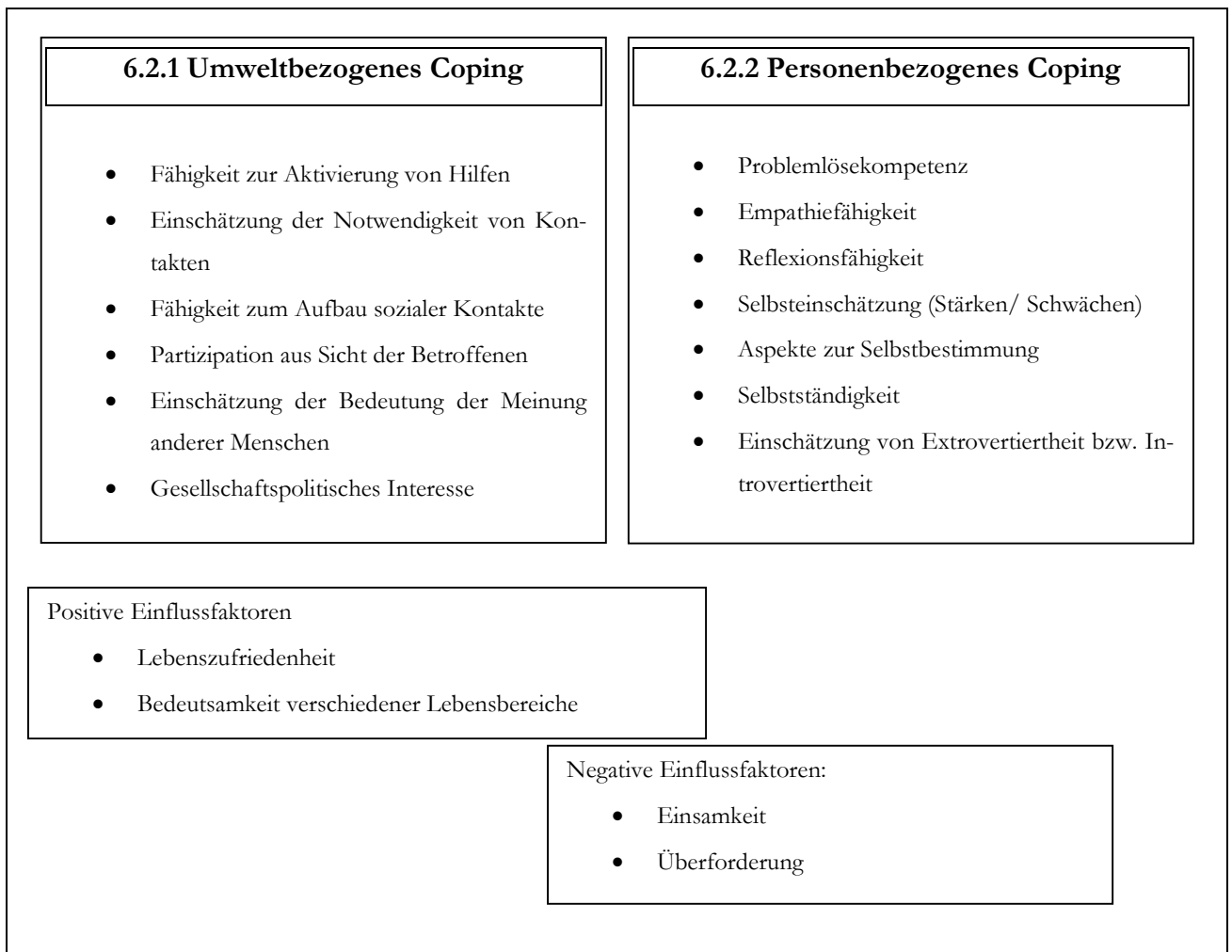
Unter dem Oberbegriff *Individuelle Ressourcen* werden in der vorliegenden Studie alle Aussagen der Befragten verstanden, die sich auf den Bereich ihrer Bewältigungsstrategien beziehen oder persönliche Deutungsmuster erkennen lassen.

Individuelle Ressourcen lassen sich auf der Basis von individuellen Einschätzungen nur begrenzt in Interviews abfragen, wobei die Befragungsklientel der vorliegenden Untersuchung in diesem Zusammenhang eine zusätzliche Herausforderung darstellt (vgl. Kapitel 4.4). Bei der folgenden Darstellung der Aussagen zu den einzelnen Codewörtern handelt es sich aus diesen Gründen um eine Mischung aus individuellen Aussagen der Befragten und Zuschreibungen der Autorin. Dabei ist auch zu berücksichtigen, dass sich Ressourcen nicht quantifizieren lassen, denn „nur am Individuum selbst kann gezeigt werden, wie es seine Situation bewältigt und kompensiert“. (Antonovsky 1997, S. 24 ff.) Aus diesem Grund wird auf Quantifizierungen weitgehend verzichtet, sodass die Ausführungen eher einen Überblick über die individuellen Ressourcen bzw. die Copingstrategien der Befragten geben, als eine quantitative Analyse und systematische Ausdifferenzierung darzustellen.

Eine Analyse im psychologischen Sinne wird dabei nicht durchgeführt, denn gerade im Bereich der individuellen Ressourcen handelt es sich häufig um Phänomene, die nur mit eigenen Mess- oder Testverfahren erhoben werden können, was im Rahmen dieser Untersuchung nicht möglich gewesen wäre und auch nicht ihr Ziel war. Im Einzelfall wird auf die Schwierigkeit einer vertiefenden Analyse hingewiesen, denn hier besteht noch weiterer Forschungsbedarf.

Wie unter 5.2 beschrieben wird an dieser Stelle der Schwerpunkt auf die individuellen Copingstrategien der Befragten gelegt. So werden vor allem Ressourcen dargestellt, die unter dem Aspekt des subjektiven Bewältigungshandelns zusammengefasst werden können.

Das folgende Schaubild gibt einen Überblick über die zugrunde liegenden Copingdimensionen und die einzelnen Copingstrategien, die sich an den Kategorien von KÜNZEL-SCHÖN (2000) orientieren und induktiv aus den Aussagen der Befragten gebildet wurden:



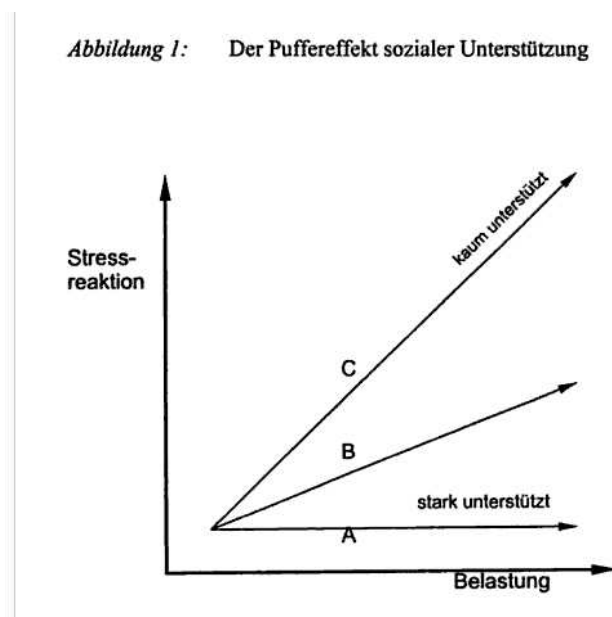
**Abbildung 14: Überblick über Copingstrategien**

Nach KÜNZEL-SCHÖN (2000) beziehen sich personenbezogene Copingstrategien in erster Linie auf eine Veränderung der Gefühle oder Gedanken, während sich umweltbezogenes Bewältigungshandeln vor allem auf die Handlung, also die aktiv handelnde Auseinandersetzung, bezieht. Während also unter Ersterem intrapsychische Phänomene verortet sind, geht es bei der zweiten Dimension um interpsychisches Handeln. Klare Trennungen zwischen den beiden Dimensionen sind an einigen Stellen nur schwierig aufrechtzuerhalten, worauf an gegebener Stelle hingewiesen wird.

Zunächst wird ein Überblick über die umweltbezogenen Copingstrategien der Befragten gegeben, bevor anschließend die personenbezogenen Strategien dargestellt werden. Bei der Analyse der Ergebnisse zu den individuellen Ressourcen zeigte sich, dass eine Unterteilung in die Struktur der drei Untersuchungsgruppen nur schwer beizubehalten war, sodass nur an den Stellen, die eine Unterscheidung notwendig oder sinnvoll machten, darauf hingewiesen wird.

## 6.2.1 Umweltbezogenes Coping

Die umweltbezogenen Copingstrategien beziehen sich wie beschrieben in erster Linie auf interpsychische Aspekte und hier vor allem auf den Bereich der sozialen Unterstützung. In den Ausführungen zu den sozialen Ressourcen wurde diese Thematik bereits vertiefend behandelt, weshalb hier allein der Fokus auf das Bewältigungshandeln gelegt werden soll. In diesem Zusammenhang ist der bereits beschriebene Puffereffekt sozialer Unterstützung von großer Bedeutung. Die Abbildung zum Stressreaktionsmodell von HOLLSTEIN (2001) zeigt den enormen Unterschied in der Stressreaktion bei starker bzw. kaum vorhandener Unterstützung:



**Abbildung 15: Puffereffekt sozialer Unterstützung (HOLLSTEIN 2001, S. 26)**

Der These folgend, dass soziale Unterstützung als Puffereffekt in Bezug auf die Bewältigung von Stressfaktoren (Modell der „sozial regulierten Stressbewältigung“ nach PFAFF 1989, LAZARUS 1984, BADURA 1987) angesehen werden kann, führt HOLLSTEIN (2001) im Folgenden aus, inwiefern soziale Ressourcen für die individuellen Copingstrategien unterstützend wirken können: „Soziale Beziehungen können die problembezogene Bewältigung beispielsweise über die Unterstützung des problemlösenden Denkens fördern. Sie können dabei helfen, die Umwelt anzupassen, zum Beispiel durch die aktive Unterstützung beim externen Selbstbildmanagement. Durch das Bereitstellen instrumenteller oder finanzieller Hilfen können sie aktiv Belastungen reduzieren oder über die Regulation des Anspruchsniveaus die Anpassung der Person an die Umwelt erleichtern.“ (HOLLSTEIN 2001, S. 30)

Durch positive Beeinflussung des Selbstbildes, durch Anteilnahme oder Aufmunterung kann soziale Unterstützung das Selbstwertgefühl des Einzelnen steigern, was sich wiederum auf das personenbezogene Coping auswirken kann. Dies wird u. a. sichtbar bei Aussagen

zur Einschätzung der Bedeutung der *Meinung anderer Menschen* und bei der Analyse der personenbezogenen Copingressourcen, die unter 6.2.2 dargestellt werden.

Zunächst soll aber ein auf die Bedeutung sozialer Ressourcen eingegangen werden, was wiederum Rückschlüsse auf die interpsychischen Dimensionen von Coping zulässt.

### **6.2.1.1 Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen, Aussagen zur Notwendigkeit von Kontakten und Fähigkeit zum Aufbau von Kontakten**

Wenn soziale Unterstützung als Ressource aktiviert werden soll, setzt dies ein aktives Handeln der betroffenen Person voraus. Grundsätzlich kann ein Mensch erst dann Hilfe bei anderen suchen, wenn er ein Problem bzw. eine Belastung erkannt hat und bei der Bewältigung Unterstützung will. „Dabei spielen u. a. Merkmale des belastenden Ereignisses eine Rolle: Je größer die Belastung aber auch je geringer die Bewältigungskompetenz bzw. je externaler die Kontrollüberzeugung, um so eher wird Unterstützung gesucht. Der nächste Schritt ist, den Wunsch nach Unterstützung kundzutun. Dies schließt ein, dass man zugibt, in einer Lage zu sein, von der man glaubt, dass man sie nicht alleine bewältigen kann. Viele Menschen empfinden dies als eine Offenbarung der eigenen Schwäche oder Unfähigkeit und scheuen sich davor.“ (KÜNZEL-SCHÖN 2000, S. 149) Gleichzeitig kann die Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen aber auch als Stärke gesehen werden, wie es beispielsweise LEPPIN (1997) beschreibt. Sie kommt zu der Erkenntnis, dass „Personen mit guten personalen Ressourcen oft auch eher geneigt sind, ihre sozialen Ressourcen zu aktivieren. Suche nach sozialer Unterstützung scheint als Coping-Strategie eher von Personen mit guten persönlichen Ressourcen (einem starken Selbstkonzept) gewählt zu werden.“ (LEPPIN 1997, S. 204) Bei den Befragten der vorliegenden Untersuchung steht vor allem die *Notwendigkeit von sozialen Ressourcen* im Vordergrund, wie die folgenden Aussagen zeigen.

Unter dieser Codierung sind Aussagen gefasst, die darauf hinweisen, dass der Interviewpartner in der Lage ist, von sich aus Hilfen zu aktivieren, bzw. die Notwendigkeit sieht, sich soziale Ressourcen im Sinne von Unterstützung zu erschließen. Ein Großteil der Befragten (28 von 36) sahen in der Aktivierung von sozialen Ressourcen eine Möglichkeit zur Lösung von Schwierigkeiten oder Fragen, also zur Bewältigung. Unter dem Punkt *Problemlösekompetenz* sind die Aussagen zu dieser Thematik ausführlicher beschrieben. An dieser Stelle stehen vor allem Aussagen im Vordergrund, die soziale Ressourcen zur Bewältigung des Alltags oder Ähnlichem beschreiben.

Vor allem von den Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben bzw. die in naher Zukunft allein wohnen wollen, wird die Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen als wichtig und bedeutend angesehen.

Bei Herrn K. wird diese Fähigkeit sichtbar, als er Aussagen zu wichtigen Aspekten im Betreuten Wohnen tätigt. An dieser Stelle schreibt er einer gut funktionierenden Nachbarschaft eine große Bedeutung zu und beschreibt, wie sich die gegenseitige Hilfe auszahlen könnte:

- Herr K.: Aber das ist auch schon was wichtig. Da hat man auch, trotz Nachbarschaft, dass man, wenn gut klar kommt, hat man auch Leute, die man ansprechen kann, die einem dann helfen können so. Oder umgekehrt. Für Kleinigkeiten, auch schon Kleinigkeiten.
- Interviewer: Ja, wenn man was besorgen muss noch. Also was vergessen hat und dann ...
- Herr K.: Ja, so... Oder wenn man Tiere hat. Man fährt in Urlaub und wenn man dann Nachbar fragt. Sie, ich hab mal ne Frage. - Ja, was ist denn hier? - Können Sie bei mir auf unseren Kater aufpassen, wir fahren dann eine Woche in Urlaub. - Kein Problem. - Ich geb ihnen die Sachen und so, was sie brauchen so. Ich geb das Futter und da ist das Katzenklo und da ist das und das. - Wo kann ich das hin tun? - Ja, ist keine Problem, das machen wir.  
[Z. 396-401]

An anderer Stelle beschreibt Herr K. Erfahrungen, als er schon einmal im Betreuten Wohnen lebte und sich sehr allein fühlte. In diesem Moment suchte er sich soziale Ressourcen, indem er den Kontakt zu seinen Arbeitskollegen intensivierte:

- Interviewer: Und dann aber, als Sie sich eingelebt hatten, ...?
- Herr K.: Ja, leer und kein Mensch zum Reden. Und das war schon bisschen dann komisch.
- Interviewer: Und dann haben Sie aber gelernt, damit umzugehen. Wie denn?
- Herr K.: Ich hab Arbeitskollegen, die sind dann öfter gekommen sind, die ziemlich lange waren, da war ich auch schon mal vorher, wie die mal kamen. Auch ein bisschen mit unterhalten haben, wo wir rausgegangen sind in die Stadt und so.
- Interviewer: Sie haben sich Kontakte gesucht?
- Herr K.: Ja, und ich hab auch ... bei den Leuten war ich auch schon mal da gewesen. Hab auch bei den Leuten geschlafen, bei den Arbeitskollegen und so. War auch schon so Sachen.  
[Z. 282-289]

Für Frau R. ist die Kompetenz des Annehmens von Hilfen ganz entscheidend. Nach ihrer Auffassung haben es Leute, die sich nicht helfen lassen, schwierig im Bereich des Betreuten Wohnens:

- Interviewer: Kann man Leuten das beibringen?
- Frau R.: Wenn sie die Hilfen annehmen, ja. Aber es gibt so viele, die nehmen die Hilfen nicht. Das ist ja auch noch so ein Problem. Die denken dann immer gleich, das Personal will denen was und dann ist das klar. Dann haben die irgendwann ja auch keine Lust mehr.  
[Z. 602-607]

Herr H., der in naher Zukunft ins Betreute Wohnen ziehen will, hält soziale Unterstützung für sehr wichtig. Gerade in der ersten Zeit erscheint ihm diese Begleitung als notwendig:



Interviewer: Und P.heim begleitet aber in der ersten Zeit?  
Herr H.: Die begleitet noch.  
Interviewer: Halten Sie das für gut? Wichtig?  
Herr H.: Ja, ich halte das für wichtig. Ich finde das sehr wichtig sogar. Vor allem wir sind nicht auf uns alleine gestellt, können auch zu jeder Zeit zu P.heim wieder zurück. Der Kontakt bleibt bestehen. Da kommen ja jetzt die Frauen in jedes, sind drei Häuser bei uns. Jede Frau für jedes Haus, die kommt vorbei. Samstags begleiten die, fahren mit einkaufen. Die kommen ja alle hier aus der Ecke. Da läuft man sich ja so schon über den Weg.  
Interviewer: Ja, das stimmt. Ist klein hier.  
Herr H.: Ne, die kommen öfters.  
[Z. 551-556]

Für Herrn B. scheinen es neben seinem Betreuer, wie auch schon von Herrn K. beschrieben, vor allem die Nachbarn zu sein, deren Kontakt für ihn eine Notwendigkeit darstellt, da er sie um Rat fragen kann und sie ihm bei Schwierigkeiten helfen:

Herr B.: Ja, die Nachbarn ...  
Interviewer: ... mit denen haben Sie auch ganz guten Kontakt, also so nachbarschaftlich halt?  
Herr B.: Ja, ja.  
Interviewer: Ja, aber dass man sich mal was ausleihen kann ...  
Herr B.: Ja, ja, sicher. - Wenn irgendwas is da oder ich frag den mal: „Können Sie mir mal eben helfen?“ - Ohne weiteres. Der hat mir da im Badezimmer einen Spiegelschrank angebracht, ohne weiteres. Wenn ich Zeit hab, sagt er, komm ich eben rüber und dann ...  
Interviewer: Das ist schön.  
Herr B.: Die Nachbarschaft ist mal in Ordnung jetzt.  
[Z. 217-223]

Frau T. kennt die Institutionen des Hilfesystems, macht aber nur Gebrauch davon, wenn sie tatsächlich Hilfe benötigt. Damit verfügt sie über Kompetenzen im Bereich der Aktivierung von Hilfen:

Interviewer: Haben Sie Kontakt zu verschiedenen Einrichtungen oder Organisationen, wie z. B. KoKoBe, diese Kontaktstelle von der Lebenshilfe, die der C. B. macht, zur Lebenshilfe, zu Vereinen, was weiß ich, so was?  
Frau T.: Eigentlich nur, wenn ich Hilfe brauche, ansonsten nicht.  
Interviewer: Nehmen Sie an diesen Veranstaltungen teil?  
Frau T.: Nein.  
Interviewer: Gar nicht?  
Frau T.: Kein Interesse.  
Interviewer: Warum nicht?  
Frau T.: Sind mir zu viele Leute, ist mir zu hektisch.  
[Z. 224-231]

Fr. G. (die nicht allein wohnen möchte) sieht in der Aktivierung von Hilfen eine Möglichkeit Unsicherheiten abzubauen bzw. anderen Menschen die Möglichkeit zu geben, sich Rat und Informationen zukommen zu lassen.

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?  
Fr. G.: Ja, eigentlich nicht. Und wenn ich mich unsicher fühle, dann sprech ich die Person an, wo ich denke, die müssten das wissen. Wenn jetzt jemand kommt zu mir, der fragt mich irgendwas, was ich auch nicht weiß, dann

sag ich auch, tut mir leid, liebe Leute, wendet euch an die und die Personen, die es vielleicht wissen könnte. Aber ich kann ja nicht da irgendwas erzählen, was ich selber nicht weiß.  
[Z. 566-567]

### 6.2.1.2 Einschätzung der Bedeutung der Meinung anderer Menschen

Unter der Codierung *Meinung anderer* wurden Aussagen zur Fragestellung „Wie wichtig ist Ihnen die Meinung anderer?“ zusammengefasst. Insgesamt können die Aussagen zu dieser Thematik als nicht sehr aussagekräftig bezeichnet werden. Allerdings lassen einige Gesprächsinhalte Rückschlüsse auf das Selbstbild und die Reflexionsfähigkeit zu, was an dieser Stelle wiedergegeben werden soll, auch wenn diese Fähigkeiten eher dem personenbezogenen Coping zuzuordnen sind.

Frau H. zum Beispiel zeigt sich durchaus selbstreflektierend, wenn sie sagt, dass sie nicht mit Kritik umgehen kann:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung von anderen Leuten?  
Frau H.: Ui, also, es kommt drauf an, ob die positiv oder ob die jetzt negativ ausfällt. Je nachdem, was grad für eine Kritik ist. Kritik kann ich nämlich überhaupt nicht ab. Es sei denn, es ist positiv.  
[Z. 620-621]

Herrn H. ist es eher wichtig, wer ihm was sagt:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung von anderen Leuten?  
Herr H.: Kommt drauf an, welche Leute das sagen. Die guck ich mir erst mal an, wie die selber sind, bevor ich urteile oder irgend-so-was mach, zieh ja erst Probleme erst mal auf mich zu und dann urteile ich.  
[Z. 494-495]

Frau I. ist auf der einen Seite schon an der Meinung anderer interessiert, Priorität hat aber ihre eigene Sicht der Dinge:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung von anderen Leuten?  
Frau I.: Schon wichtig, aber ich achte auch immer auf meine eigene Meinung.  
[Z. 411-412]

Ähnlich sieht das auch Frau T.:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung von anderen Leuten?  
Frau T.: Eigentlich nicht so wichtig. Meine eigene Meinung ist mir wichtiger.  
Interviewer: Dass Sie wissen, was Sie wollen.  
Frau T.: Ja, genau. Das ist mir wichtiger.  
Interviewer: Geben Sie denn was auf die Meinung von anderen Leuten?  
Frau T.: Ja, schon mal. Ich nehm schon mal Ratschläge an. Aber auch nicht immer. Ich hab schon mal meinen dicken Kopf. Wenn ich meinen dicken Kopf hab, dann setz ich den auch durch.  
Interviewer: Ja?

Frau T.: Ja. Ich bin so. Wenn ich meinen dicken Kopf, dann setz ich das durch, solange bis ich das bekommen hab, wie ich das krieg. Hat bis jetzt eins auch immer geklappt. Ich bin so.  
[Z. 610-617]

Ein großes Maß an Reflexionsfähigkeit zeigt auch Herr K., der die getätigten Aussagen über ihn zunächst auf ihren Bedeutungsgehalt hin analysiert, bevor er sie für sich bewertet:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung von anderen Leuten?  
Herr K.: Wichtig - die Meinung von anderen Leuten?  
Interviewer: Nehmen Sie sich da was von an?  
Herr K.: Nicht alles so. Manchmal da ist ... ja, wichtig ist das schon so. Aber ich will auch nicht alles. Ich hör mir das an, mach meine Gedanken, überleg das, ob das seine Richtigkeit hat. Und wenn das nicht seine Richtigkeit hat, sag ich: Das muss ja nicht sein, dann lass mal lieber. Und wenn das seine Richtigkeit hat, denn sag ich: Okay, kann man machen.  
[Z. 686-689]

Herr E. sieht dies ähnlich, ist dabei aber an der Kommunikation mit seinen Mitmenschen interessiert und offenbart dabei eine reflektierte Sicht auf die Auseinandersetzung mit anderen Menschen:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung von anderen Leuten?  
Herr E.: Also, ich finde, dass die Meinung von anderen Leuten schon sehr wichtig ist, ja. Kommt auch immer darauf an, wie dann Meinung das ist, wie das rüber kommt. Ob das richtig kommt oder falsch herüberkommt. Wenn das richtig herüber kommt, finde ich das gut. Und wenn das nicht richtig herüberkommt, dann muss man noch mal darüber reden und versuchen, das Problem aus der Welt zu schaffen. So denke ich.  
[Z. 569-570]

Einen eher geringen Wert auf die Meinung seiner Mitmenschen legt Herr G. und verdeutlicht in seiner Aussage eine eher egozentrische Sichtweise:

Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung anderer Leute?  
Herr G.: Da stör ich mich nicht dran. Andere Leute, da stör ich mich nicht dran. Hauptsache, mir geht es gut, die anderen stören mich nicht.  
[Z. 619-620]

Die Einschätzung der Bedeutung der *Meinung anderer* zeigt ein heterogenes Bild, was von dem Wunsch nach sozialer Unterstützung bis hin zu geäußertem Desinteresse an den Äußerungen anderer reicht. Einige Befragte lassen durch ihre Antworten Rückschlüsse auf ihr Selbstbild zu, was aber nicht zu allgemeinen Aussagen über die Auswirkungen der Meinung anderer führen kann, da die Aussagekraft insgesamt zu dürftig erscheint. So ist an dieser Stelle festzuhalten, dass einige Befragte durch die Meinung anderer positiv beeinflusst werden können, was aber nicht auf alle übertragbar ist.

Unter den Aspekt der *Auseinandersetzung mit der Umwelt* bzw. der eigenen Lebenswelt fällt auch das *gesellschaftspolitische Interesse*, welches im Folgenden beschrieben wird.

### 6.2.1.3 Gesellschaftspolitisches Interesse

Auf die Frage „Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht?“ oder Fragen ähnlicher Art, antworteten vierzehn Befragte, dass sie sich regelmäßig oder auch intensiv mit aktuellem Geschehen, mit Nachrichten oder Ähnlichem auseinandersetzen würden und weitere zwölf Befragte sagten, dass sie dies zumindest teilweise oder manchmal täten, wobei die Unterschiede im Interesse weit auseinandergehen. Unterschiede in den Befragungsgruppen sind dabei nicht oder nur am Rande festzustellen. Während sich von den Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen drei nach eigener Aussage gesellschaftspolitisch interessieren, sind es bei den Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, fünf und von den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, sechs, die sich eher stark interessiert äußern.

- Interviewer: Interessieren Sie sich denn dann für das, was in der Welt geschieht?  
Herr S.: Ja, Nachrichten. Ich hör immer Nachrichten, verfolge ich immer. Afghanistan und ...
- Interviewer: Ah ja, das schon. Lesen Sie auch mal ne Zeitung?  
Herr S.: Ja, ab und zu mal ja.  
[Z. 537-540]
- Interviewer: Gucken Sie viel fern?  
Herr H.: Ne, meist nur Nachrichten.  
Interviewer: Das heißt, Sie interessieren sich schon für das, was so in der Welt geschieht?  
Herr H.: Ja, was so in der Welt geschieht, das interessiert mich.  
[Z. 450-453]
- Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht?  
Frau U.: Wie meinen Sie das?  
Interviewer: Politik. Gucken Sie schon mal Nachrichten?  
Frau U.: Ja, ich gucke Nachrichten, aber Politik interessiert mich nicht.  
[Z. 276-279]
- Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht? Nachrichten, Politik ...  
Herr G.: Ja, schon mal. Ja. Ja, was die so zeigen im Fernsehen, das find ich natürlich nicht so gut. Was die so in der Welt so zeigen. Also mit die Unfälle so und Raub ... Das ist schon hart, was so passiert im Leben.  
[Z. 705-706]
- Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt passiert?

Frau P.: Also, also, wir hören auch viel ... Also eine Betreuerin haben wir auch, die hört auch viel Nachrichten und so. Dann bin ich auch immer gern bereit, da auch mal Nachrichten zu hören oder so.

Interviewer: Rede Sie dann da auch drüber oder nehmen Sie es nur so auf.

Frau P.: Je nachdem, was da kommt, mach ich mir schon bisschen Gedanken. Weil uns geht es eigentlich gut. Es gibt Leute ... es gibt Länder, da geht es nicht gut. Im Moment ist es auch so am Regnen dauernd, aber uns hat es Gott sei Dank noch nicht erwischt und so.  
[Z. 412-415]

Eine Befragte äußerte, dass sie sich zwar generell für gesellschaftliche oder politische Themen interessiere, dass sie gleichzeitig aber auch Schwierigkeiten beim Verständnis habe:

Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht?

Frau A.: Was zum Beispiel?

Interviewer: Nachrichten, Politik.

Frau A.: Ja, aber da hab ich auch manchmal meine Schwierigkeiten, das zu verstehen.

Interviewer: Ja, ich auch.

Frau A.: Das sagt mein Vater auch: Das versteh ich manchmal noch nicht mal, also was die in der Politik labern. Das sind so viel verschiedene Sachen.  
[Z. 479-484]

Bei zwei Befragten ging dieses Interesse über das durchschnittliche Maß hinaus. Herr O. und Fr. G. beschrieben ein engagiertes Interesse für den Bereich Behindertenpolitik und untermauerten dies noch mit Berichten von ihren Tätigkeiten in verschiedenen Beiräten oder Gruppierungen. Zwei weitere Befragte (Herr W. und Herr B.) ließen durch Aussagen an verschiedenen Stellen der Gespräche ein tieferes Interesse und auch Verständnis für allgemeine gesellschaftspolitische Fragestellungen erkennen.

Interviewer: Und was machen Sie in der Lebenshilfe?

Fr. G.: Im Lebenshilferat? Ja, was mach ich da? So was Ähnlichen, nur das sind so ... ja, wie nennt man das. Da geht es dann über bestimmte Sache, über Teilhabe und das persönliche Budget, was weiß ich, was jetzt besprochen wird in nächster Zukunft, was ja für alle gelten sollte, darauf vorzubereiten. Also verschiedene Sachen. Dann kommen da irgendwelche hohe Tiere, was weiß ich, die dann darüber diskutieren, so verschiedene Themen.

Interviewer: Stimmen Sie denn mit ab? Also wenn da ... Laufen da Abstimmungen?

Fr. G.: Ne, Abstimmungen laufen da nicht, weil das ist ... wir können zwar sagen, mitreden da beim Lebenshilferat und dann kriegen wir dann Unterlagen zugeschickt mit der Post, was weiß ich, ist immer unterschiedlich, die ganzen Protokolle, die wir dann ... die werden da von der Lebenshilfe geschrieben, in Hürth, die schreiben dann die Protokolle.

Interviewer: Ach, das ist dann auch gleichzeitig Lebenshilfe NRW?

Fr. G.: Ja.

Interviewer: Sie sind im Lebenshilferat von der Lebenshilfe NRW?

Fr. G.: Ja, genau. Auf Landesebene.  
[Z. 352-359]

Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht?

Herr B.: Ja, sicher.

Interviewer: Gucken Sie schon mal Nachrichten?

- Herr B.: Ja, die Nachrichten gucke ich wohl mal. Is ab und zu mal auch ganz interessant, was da erzählt wird. Wenn man so sieht, was das los ist überall, schlimm so was.
- Interviewer: Finde ich auch. Dann sieht man immer, wie gut es einem geht.
- Herr B.: Überschwemmungen, Selbsttattate dann da, unschuldige Menschen, die dann sterben müssen, das ist unmöglich. Furchtbar ist das. Finde ich jedenfalls.
- Interviewer: Finde ich auch. Ganz schrecklich ist das.
- Herr B.: Ich weiß nicht, was da oben bei den Menschen im Kopp los ist.  
[Z. 339-342]
- Herr W.: Weil da ist die Familienministerin, die hat immer ... große Töne spricht sie, viel Geld kriegt die auch. Muss man hingehen. Ich finde als erwachsener Mensch muss man hingehen zur Familienministerin, muss man klar machen: Hör mal, Sie als Mutter von sieben Kindern, Sie wollen die Leute vorschreiben, das geht nicht. Selber erlebt haben, muss man. Die hat eigene Diener, hat sie, Hausdame hat sie, Chauffeur. Ja, was wir nicht haben. Haben wir nicht.
- Interviewer: Nein, der kleine Mann hat so was eben nicht. Genau. Und das ist, glaube ich der Unterschied.
- Herr W.: Genau. Die, meinen sie immer, als Ministerin mit sieben Kindern, die wäre so was Besonders als du als ich. So seh ich das.
- Interviewer: Ja, ja. Ist so.
- Herr W.: Muss man einmal ...
- Interviewer: Und die entscheiden dann.
- Herr W.: Ja, über unsere Köpfe. Ob wir wollen, ja oder nein.
- Interviewer: Oder nicht, ist egal.
- Herr W.: Genau. Das muss man erst mal auch klipp und klar muss man die Politiker sagen. Nur mal reden: Hör mal, das und das geht nicht. Das gibt Regeln für Politik. Geh mal in Arbeitsstätten hin, arbeite mal. Dann lernt ihr arbeiten.  
[Z. 402-420]

Zehn Befragte äußerten, dass sie kein oder nur ein außerordentlich geringes Interesse an Politik, Gesellschaft und Weltgeschehen haben.

- Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht.
- Herr V.: Nö.  
[Z. 572-573]
- Interviewer: Interessieren Sie sich für das, was in der Welt geschieht? So was, wie gucken Sie mal Nachrichten? Interessiert Sie die Politik?
- Herr K.: Ne, so richtig Politikachen nicht so. Was jetzt so immer so abläuft. Ich frag nicht, was gestern war. Ich frag auch nicht, was morgen kommt.  
[Z. 624-625]
- Interviewer: Interessieren Sie sich für Politik?
- Frau D.: Ne, nicht so. Wir gucken meistens nur, wie das Wetter wird.  
[Z. 426-427]

Gesellschaftspolitisches Interesse kann nur bei einigen Befragten als Copingstrategie angesehen werden. Vor allem bei den Befragten, die sich intensiv mit Partizipation und gesellschaftlicher Teilhabe beschäftigen, kann dieses Interesse aber zu einer aktiven Auseinandersetzung führen, wie im Folgenden deutlich wird.

Als letzter Punkt der Ausführungen zum umweltbezogenen Coping sollen daher Aussagen zum Aspekt der Partizipation aus Sicht der Betroffenen wiedergegeben werden.

#### 6.2.1.4 Partizipation aus Sicht der Betroffenen

Unter dieser Codierung wurden alle Aussagen zusammengefasst, in denen sich die Befragten im weitesten Sinne zu Partizipation und gesellschaftlicher Teilhabe aus ihrer Sicht äußerten.

Dabei kann es sich im Sinne des Normalisierungsprinzips um Unternehmungen in der Freizeit handeln, beispielsweise Informationsbeschaffung durch Internetnutzung. Gleichzeitig fallen unter diese Kategorie eindeutig formulierte Forderungen zur größeren Beteiligung von Menschen mit Behinderung aus Sicht der Betroffenen.

Die im Folgenden zitierten Beispiele zeigen die Auseinandersetzung einiger Befragter mit Aspekten ihrer Umwelt und ihren Wunsch nach Teilhabe und gesellschaftlicher Mitsprache. Vor allem zwei Befragte zeigen eine hohe Kompetenz in der Auseinandersetzung mit diesen Fragen. Fr. G. ist Vorsitzende des Werkstatt- und Heimbeirates und in Gremien der Lebenshilfe mitspracheberechtigt und Herr O. war ebenfalls Vorsitzender des Werkstattrates. In seinen Aussagen wird eine Unzufriedenheit sowohl im Hinblick auf Teilhabechancen als auch auf die Behandlung von Menschen mit Behinderung deutlich.

Herr O.: Mir macht das Ganze auch kein Spaß mehr. Das ist .... ja, wie soll ich sagen ... ich steh morgens, weil ich aufstehen muss, auf und nicht, weil ich gerne hierhin komme. Das ist Muss und das darf ja wohl nicht sein. Ich find, man muss Spaß an seiner Arbeit haben. Und normalerweise muss ich nicht gegen die Angestellten „Morgen“ sagen, sondern die zu mir. Aber hier ist das nun mal alles kuschelmuschel, da hab ich mich oft drüber aufgeregt, hab ich mich auch oft drüber beschwert, dass wir „Morgen“ sagen müssen und die da draußen (...), sei es ein paar Meister oder ein paar ZDLer oder Praktikums Mädchen, die kriegen noch nichtmal einen „Guten Morgen“ aus ihrer Schnauze. Und ...

Interviewer: Das Verhalten untereinander stimmt nicht?

Herr O.: Das funktioniert nicht. Auch hab ich jetzt letzts hier Überstunden gekloppt. Ich muss echt sagen, als Behinderter wirst du nicht anerkannt. Du stehst da wie ein zweites Rad. Du darfst zwar mithelfen und wenn du dann deine Pausen machst, da wirst du jetzt wohl von Frau C.s und die du so gut kennst, die Meister, die kommen schon mal und unterhalten sich mit einem oder Herr P., ja. Das ist die, die ich jetzt schon mit die Jahre kenne oder schon ein paar Jahre. Dass die dann mit einem reden, aber von all den anderen, die unterhalten sich nicht mit dir, obwohl du ja mit aushilfst. Die ... Du wirst da gar nicht beachtet. Und das find ich schade. Du darfst zwar krücken, du darfst das Geld reinschaffen, aber du wirst nicht anerkannt. Du wirst wie ein zweites Rad am Wagen. Du musst nur mitlaufen und mehr nicht. Und das finde ich schade. Und das ärgert mich auch.

[Z. 321-324]

Auch zum Thema Integration hat er sich Gedanken gemacht:

Interviewer: Halten Sie es für eine gute Idee, so eine Art Anlaufstelle ins Lebens zu rufen? Café, so was?

Herr O.: Ne, ne, ne. Das müsste ne Anlaufstelle sein, ja, ich versuch das ja immer wieder. Der Behinderte soll ja nicht unter seinesgleichen bleiben. Es muss so was gefunden werden, wo sich Behinderte und Normale austauschen. Die dann frei von Vorurteilen sind. Wo sich der Behinderte mit dem Normalen vereint. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen ...

Interviewer: Das ist Integration pur, was Sie in Ihrem Kopf haben. Natürlich versteh ich Sie.

Herr O.: Ich möchte, dass diese Vorteile wegkommen.

Interviewer: Abgebaut werden, natürlich.

Herr O.: Und das erreicht man nie, wenn natürlich der Behinderte unter seinesgleichen bleibt.

Interviewer: Ach, das sind alles ...

Herr O.: Das erreich ich damit nicht. Dadurch bleiben die Vorurteile, wie sie hier in Goch sind.  
[Z. 463-470]

Herr I. würde gern im Werkstatttrat sein und äußert so seinen Wunsch nach mehr gesellschaftlicher Teilhabe und Mitsprache:

Herr I.: Die [Lebenshilfe; Anm. d. Verf.] haben schon mal Informationsabende, wenn irgendwelche Neuerungen von Behindertengesetze oder so sind, dann geh ich da schon mal hin.

Interviewer: So was interessiert Sie schon?

Herr I.: Ja, muss man ja wissen. Also wenn für mich wichtig ist.

Interviewer: Ja, ja. Sind Sie im Werkstatttrat? Darf ich das mal kurz fragen?

Herr I.: Nein, bin ich nicht, ne. Bin ich nicht.

Interviewer: Wären Sie das gerne?

Herr I.: Ja, ja, wär ich gerne. Ist aber noch nicht dazu gekommen.

Interviewer: Wie kommt man da rein?

Herr I.: Ich ... man muss Gruppensprecher sein.

Interviewer: Ach so.

Herr I.: Ich bin stellvertretender Gruppensprecher. Also ich könnte ... Nen richtigen Gruppensprecherin haben wir im Moment nicht, weil die teilweise irgendwo anders arbeitet. Die arbeitet teilweise in der Zentrale, in der Zentrale hier. Und die könnte ich vertreten, wenn die zum Werkstatttrat müsste, und dann könnte ich die vertreten.

Interviewer: Aha. Hätten Sie da Spaß dran an der Arbeit?

Herr I.: Ja, ja, ja.  
[Z. 447-459]

Ähnlich wie Herr O. formuliert auch Herr I. Ideen und Gedanken zu einer besseren Integration von Menschen mit Behinderung, hier am Beispiel einer Diskothek:

Herr I.: Man sollte eigentlich auch mal auch Diskotheken errichten, finde ich, oder eröffnen, die behindertengerechter sind.

Interviewer: Aber jetzt nicht nur für Behinderte?

Herr I.: Nicht nur für Behinderte, aber man sollte aber ne Diskothek einrichten können, die auf Behinderte mehr zugeschnitten ist. Also die mir sagen, wenn ein Behinderter eben da ist, ...

Interviewer: ... dass das normal ist.

Herr I.: ... dass das da normal und dass man da nen bisschen mehr Rücksicht nimmt. Das können schon. Weil das haben wir in Kleve gar nicht.  
[Z. 812-816]



Diese Aussagen zeigen eine intensive Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt. In der beschriebenen Unzufriedenheit bzw. in den formulierten Wünschen oder Forderungen könnten Handlungsmöglichkeiten liegen, die dem umweltbezogenen Coping zuzuordnen sind. Die Erkenntnis von Handlungsbedarf und die Einsicht in die eigene Unzufriedenheit könnten dazu führen, dass sich diese Befragten aktiv (bzw. noch aktiver) mit ihrer Umwelt auseinandersetzen und im Sinne eines erfolgreichen Copings Veränderungen herbeiführen, die sie zufriedener werden lassen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Bedeutung sozialer Unterstützung als Bewältigungsressource, dargestellt an den *Fähigkeiten zur Aktivierung von Hilfen* und zum *Aufbau sozialer Ressourcen* und der *Notwendigkeit sozialer Kontakte*, für einen Großteil der Befragten eine übergeordnete Bedeutung hat. Wie schon in der Beschreibung der sozialen Ressourcen deutlich wurde, ist ein funktionierendes Netzwerk für die Bewältigung alltäglicher Lebensereignisse, vor allem aber bei der Bewältigung von neuen Lebenssituationen oder –krisen, außerordentlich wichtig. Die Bedeutung sozialer Ressourcen in Bezug auf die Bewältigung von Problemen wird unter dem Punkt *Problemlösekompetenz* noch deutlicher werden.

Die *Meinung anderer* spielt dabei nur für einige Befragte eine wichtige Rolle, andere grenzen sich wiederum sehr davon ab, sodass sich hier ein sehr heterogenes Bild zeigt, das keine allgemeinen Aussagen zum Umgang mit den Äußerungen anderer Menschen zulässt. Auch die Aussagen zum *gesellschaftspolitischen Interesse* und zur *Partizipation aus Sicht der Betroffenen* sind nicht generierbar, da nur einige Befragte Aussagen zu dieser Thematik machten. Für diese Befragten ist Partizipation bzw. gesellschaftliche Teilhabe allerdings ein sehr wichtiges Thema in ihrem Leben und die aktive Auseinandersetzung mit Ideen und Möglichkeiten der Veränderung kann bei diesen Befragten als Copinghandeln verstanden werden.

## **6.2.2 Personenbezogenes Coping**

Unter personenbezogenem Coping werden intrapsychische Phänomene verstanden, die dem Individuum bei seinem Bewältigungshandeln zur Verfügung stehen. Während beim umweltbezogenen Coping die Auseinandersetzung mit der Umwelt im Vordergrund steht, geht es beim personenbezogenen Coping eher darum, durch emotionales Handeln oder Änderung der Denkstrukturen zur Bewältigung von herausfordernden Ereignissen beizutragen. Dazu werden nach THEUNISSEN und LINGG (2008) u. a. psychische Ressourcen, wie z.B. Selbstvertrauen, Selbstwertüberzeugung oder Lebenszuversicht und intellek-

tuelle Ressourcen, wie z.B. Fähigkeiten, Fertigkeiten, Hobbys, Talente oder Begabungen, gezählt. (vgl. LINGG/THEUNISSEN 2008, S. 247). Für SCHWARZER (2000) gehören zu diesen Ressourcen die Kompetenzerwartung (Erwartung, eine Situation selbst bewältigen zu können), Optimismus (Erwartung, dass alles wieder „gut“ wird), Hardiness (Überzeugungen über sich selbst und seine Umwelt) und der Kohärenzsinn (darunter werden generalisierte Widerstandsressourcen verstanden, wie z. B. das Selbstwertgefühl).

Bei der Erhebung dieser Ressourcen geht es in erster Linie um die Sicht auf das eigene Selbst. Intrapsychische Dimensionen, die auf der Einschätzung der eigenen Persönlichkeit beruhen, wie das Selbstwertgefühl, die Selbstwahrnehmung oder das Selbstvertrauen, werden in der Literatur daher von einigen Autoren unter dem Begriff „Selbstkonzept“ zusammengefasst. Häufig werden die genannten Begriffe synonym oder im Zusammenhang mit weiteren alternativen Bezeichnungen wie Selbsteinschätzung, Selbstbewertung, Selbstwirksamkeitsüberzeugung, Selbstakzeptanz oder Selbstmodell verwendet. SCHUPPENER (2005) geht daher von einem mehrdimensionalen Verständnis der Gesamtheit einer Konzeptualisierung von sich selbst aus. Für THEISS (2005) ist das „Selbstkonzept“ eher ein Oberbegriff, „welcher die zwei Dimensionen selbstwahrgenommene Kompetenz und Selbstwert bzw. Selbstachtung umfasst“. (THEISS 2005, S. 40) Darunter zusammengefasst ist nach ihrer Auffassung die Gesamtheit der Sichtweisen, die eine Person über sich selbst entwickelt hat, wobei es sich nicht um ein starres Konstrukt handelt, sondern um ein entwicklungsfähiges, wandelbares intrapsychisches Konzept, das durch die Auseinandersetzung des Selbst mit der Umwelt verändert werden kann. Der Auffassung von THEISS folgend, dass es unmöglich ist, „die eine, einzig wahre und endgültige Definition für das Selbstkonzept anzugeben“ (ebd. S. 40), wird in der vorliegenden Studie ein sehr weit gefasstes Verständnis von Selbstkonzept zugrunde gelegt. Hierunter werden daher Aussagen zusammengefasst, die Aufschluss über die subjektiven Einstellungen und Wahrnehmungen über die eigene Persönlichkeit geben können, wie Aussagen, in denen Rückschlüsse auf das Selbstwertgefühl oder die Einschätzung subjektiver Stärken und Schwächen zu erkennen sind, wobei hier mögliche Auswirkungen auf das individuelle Bewältigungshandeln im Vordergrund stehen.

In der vorliegenden Untersuchung wurden die unterschiedlichen Copingstrategien bzw. die darunter fallenden individuellen Ressourcen größtenteils induktiv, d. h. aus den Aussagen der Befragten resultierend, gebildet. Dementsprechend gehören zum personenbezogenen Coping unter Berücksichtigung der Theorien zum Selbstkonzept die folgenden Aspekte:

*Selbstständigkeit, Selbstbestimmung, Selbstbewusstsein, Einschätzung der Stärken und Schwächen, Einschätzung von Extrovertiertheit bzw. Introvertiertheit, Problemlösekompetenz und Reflexionsfähigkeit.*

### 6.2.2.1 Problemlösekompetenz

Mit diesem Codewort wurden alle Textstellen belegt, die Auskunft über den individuellen Umgang mit Schwierigkeiten, Konflikten und Problemen geben. Die häufigsten Aussagen dazu gab es auf die Frage „Was machen Sie, wenn Sie Probleme haben?“, aber auch Äußerungen an verschiedenen anderen Stellen lassen Rückschlüsse auf die Problemlösekompetenz zu.

Unterschiede in den Befragungsgruppen sind auch hier kaum zu erkennen. Bei den Befragten, die ins Betreute Wohnen möchten, sind es drei Befragte (Herr M., Herr P. und Herr H.), die eine Problemlösestrategie beschreiben, die als nicht positiv (normentsprechend) zu bezeichnen ist. Bei den Befragten im Betreuten Wohnen sind es zwei (Herr F. und Herr J.) und bei den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen möchten, sind es ebenfalls zwei (Frau P. und Herr C.), die sich in keiner objektiv positiven Weise mit ihren Problemen auseinandersetzen. Zu diesen als eher negativ zu bezeichnenden Strategien gehört das Leugnen von Problemen, die Nichthandlung und das von den Befragten beschriebene „In-sich-Reinfressen“, also die Nichtartikulation von Problemen. Auch wenn es sich nach objektiven Kriterien um kein als positiv zu bewertendes Coping handelt, gelten die genannten Strategien als personenbezogenes Coping und für den Einzelnen stellen sie ein Handeln dar, das der betroffenen Person bei der Bewältigung eines Ereignisses hilft.

Die bevorzugte Problemlösestrategie ist das Gespräch. 28 Befragte beschrieben als eine Möglichkeit zum Umgang mit Problemen, dass sie sich an eine Vertrauensperson wenden, um mit dieser das Problem zu besprechen und gemeinsam nach einer Lösung zu suchen.

Beispielhaft werden daher im Folgenden einige Aussagen wiedergegeben, die diese Strategie deutlich werden lassen:

- |              |  |
|--------------|--|
| Interviewer: | Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  |
| Fr. G.:      | Ja, was mach ich da? Da geh ich zu ner Person hin, wo ich meine, dazu habe ich Vertrauen, und sprech dann mit denen da drüber oder mit der Person darüber. |
| Interviewer: | Das heißt, dass Sie sich mit den Problemen auseinandersetzen und mit Leuten reden.   |
| Fr. G.:      | Ja.<br>[Z. 528-531]  |

Interviewer: Was machen Sie, wenn Sie Probleme haben?  
 Frau M.: Zu meinem Partner geh ich dann hin und sagt ihm das.  
 Interviewer: Das heißt, Sie reden eigentlich darüber, ja?  
 Frau M.: Ja.  
 Interviewer: Was ist denn, wenn Sie mit ihm Probleme haben? Ich will...  
 Frau M.: Dann gehe ich meistens unten zu meinen Freundinnen hin und Freunde hin uns sag denen das.  
 [Z. 334-339]

Interviewer: Das heißt, dass wenn Sie Probleme haben, sprechen Sie darüber?  
 Herr E.: Ich sprech darüber.  
 Interviewer: Sind Sie nicht jemand, der die in sich reinfrisst?  
 Herr E.: Manchmal ... ja, okay, manchmal denk ich so, jetzt lass es sein oder das bringt sowieso nichts, aber eigentlich bin ich nicht so derjenige, der so gerne sich so Sachen so reinfressen tut so. Nicht wirklich. Manchmal, okay, manchmal mach ich das auch, aber das ist nicht gut. Ich weiß das. Das ist nicht gut. Da geht man zugrunde dran. Ja.  
 [Z. 323-326]

Häufig sind es die Betreuer, die als Gesprächspartner ausgesucht werden:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Herr B.: Das verstehe ich nicht.  
 Interviewer: Wenn Sie Dinge haben, die Sie belasten, oder Dinge haben, wo Sie nicht wissen, was Sie tun sollen, was machen Sie dann? Also, da gibt's dann ... Weiß nicht, manche Leute machen alles mit sich selber aus. Denken selber drüber nach, sind dann ganz still und grübeln.  
 Herr B.: Da gibt's nur eins für mich. Ich sag dann dem Gerd L. [der Betreuer; Anm. d. Verf.] Bescheid. Und dann sprechen wir das durch. Dann ist das in Ordnung.  
 [Z. 463-467]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Frau T.: Dann rede ich darüber mit meiner Betreuerin.  
 Interviewer: Über alle Probleme? Reden Sie über alles mit Ihrer Betreuerin?  
 Frau T.: Eigentlich wohl.  
 Interviewer: Wenn Sie mal Stress haben, ich weiß nicht, ob das passiert...  
 Frau T.: Dann regeln wir das unter uns einander.  
 [Z. 588-603]

Bei den Befragten, die noch im Elternhaus leben, sind es häufig die Mütter oder Väter, die bei Schwierigkeiten angesprochen werden:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Herr W.: Wenn ich Probleme hab, dann rede ich mit meiner Mutter, rede ich.  
 Interviewer: Machen Sie Sachen auch mit sich selber aus?  
 Herr W.: Manchmal, viel nicht. Überleg ich immer mit meiner Mutter, wie sie denkt, was soll ich tun.  
 [Z. 517-520]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Frau A.: Rede ich mit meinen Eltern. Oder manchmal gibt es auch Probleme, die behalt ich erst für mich ne Weile. Geb ich ganz ehrlich zu.  
 [Z. 535-536]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
 Frau I.: Gehe ich zu meinen Eltern oder zu meiner Freundin.

Neben dem Gespräch äußern mehrere Befragte alternative Lösungsstrategien, die sie ebenfalls anwenden, wenn sie Probleme haben. Dazu gehören in erster Linie das Nachdenken, sich anderweitig zu beschäftigen und abzulenken oder sich abzureagieren.

Interviewer: Aber Sie ... Das ist schon so, dass Sie eher über Probleme dann reden?  
Frau T.: Ja, dann reden wir darüber.  
Interviewer: Nicht so, als wenn Sie alles nur ...  
Frau T.: Ne, schlucken tu ich das nicht.  
Interviewer: Ja, ist gut.  
Frau T.: Könnt schon mal sein, dass ich dann ausflippe und schlecht gelaunt bin ne Zeit lang. Aber nach nen paar Minuten oder nach ner Stunde geht das dann wieder.  
Interviewer: Was machen Sie dann? Ziehen Sie sich zurück, oder wie?  
Frau T.: Entweder ziehe ich mich zurück oder fahr mit dem Fahrrad, geh in die Stadt, lenk mich ab und dann geht das wieder. Dann redet man da noch mal drüber und dann ist das dann nach ner Zeit vergessen.  
[Z. 588-603]

Interviewer: Ist Ihnen manchmal langweilig?  
Herr U.: Manchmal ja. Manchmal finde ich es gut, aber manchmal gibt es auch so Tage, fällt die Decke einem auf den Kopf so alleine. Hast keinen zum Unterhalten und so. Wenn du Radio anmachst und Fernsehen anmachst, der gibt ja keine Widerworte und so.  
Interviewer: Ja. Was machen Sie dann?  
Herr U.: Dann geh ich eben raus, gehe spazieren oder geh nen Kumpel besuchen und so, dass die Zeit ein bisschen schneller umgeht, dann Fernsehen und dann wieder ab nach Bett.  
[Z. 340-343]

Zwei Befragte handeln nach eigener Aussage gar nicht bei Problemen:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr M.: Nicht viel.  
[Z. 418-419]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr H.: Gar nichts.  
[Z. 478-479]

Und zwei Befragte äußerten, dass sie keine Probleme hätten:

Interviewer: Was tun Sie denn, wenn Sie privat Probleme haben?  
Herr G.: Ich hab keine Probleme.  
[Z. 611-612]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr C.: Ich hab nie Probleme, ich.  
[Z. 642-643]

Herr K. hat eine ganz eigene Strategie zur Lösung von Problemen. Er lebt nach eigener Aussage nur für den Moment und kümmert sich nicht um Vergangenheit und Zukunft:

Herr K.: Ich frag nicht, was gestern war. Ich frag auch nicht, was morgen kommt.  
Interviewer: Sie leben im ...  
Herr K.: Ja, ich frag, was jetzt immer ... immer stückweise, was jetzt kommt. Das heißt, was ich jetzt mache und so, das ist das ... Was morgen ist, da mache ich mir ... ich mach jetzt keine Gedanken drum, was soll ich jetzt morgen machen, wie soll ich mich verhalten. So vorplanen und so für nächstes Jahr und so, das mach ich nicht, so Gedanken. Ich bin jemand, der denkt so, was mach ich jetzt heute. Aber nicht, was morgen oder was gestern war, rede ich nicht. Wenn ich jetzt gestern, wenn ich gestern mit ihr Streit hatte, Streit mit meine Frau oder Verlobte habe, da mach ich heute jetzt kein Kopf drüber. Mein Gott, was war den jetzt gestern. Was haben wir uns gestritten. Dann sag ich, ist egal. Was gestern ist, ist gestern. Für mich ist immer, was heute ist, sag ich mal.  
[Z. 625-627]

Drei Befragte machen Probleme vor allem mit sich selbst aus. Sie bezeichnen dies als „In-sich-Reinfressen“:

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr P.: Meistens in mich reinfressen.  
[Z. 722-723]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Herr J.: Wenn ich Probleme hab? Fress ich alles in mir rein.  
[Z. 898-899]

Interviewer: Wenn Sie Probleme haben, was machen Sie dann?  
Frau P.: Dann grübel ich erst mal vor mir selber hin, ne.  
[Z. 450-451]

Ein Befragter beschreibt eher als destruktiv zu bezeichnende Strategien im Umgang mit Problemen. Bis vor kurzem sah er im Alkoholkonsum eine Lösung, vor allem, wenn er einsam war:

Herr F.: Früher war das, ja. Früher war das. Sehr, sehr.  
Interviewer: Und was haben Sie dann gemacht?  
Herr F.: Ja. Hab viel geraucht, viel Bier getrunken. Und dann bin ich im Bett gelegen, da so um 9 Uhr wieder aufgewacht, dann Fernsehen geguckt, dann wieder Bier getrunken, dann wieder geraucht, dann bin ich bis Morgen früh eingeschlafen. Bis Morgen früh.  
[Z. 593-595]

Ansonsten bevorzugt er nach eigener Aussage vor allem aggressive Lösungsstrategien:

Herr F.: Ich war letztens mal im Garten, ich hab nen Baum einpflanzt. Die Alte mich angemacht. Da hab ich gesagt, du alter Drache, pass mal auf, ich kommt gleich hoch, hau dir auf die Mappe.  
[Z. 355]

Herr F.: Ne, wenn der mich anscheißt, dann schrei ich zurück.  
[Z. 605]

Herr F.: Ich lass mir nichts gefallen. Ich lass mich nicht wie den letzten Dreck behandeln.  
[Z. 726]

Eine ebenfalls expressive Strategie wird von zwei weiteren Befragten zumindest zum Teil zur Lösung ihrer Probleme angewandt:

Interviewer: Aber wenn Sie private Probleme haben, wenn Sie Stress mit ihrem Partner haben, was machen Sie dann?

Frau D.: Ja, dann ...dann fliegen hier ein bisschen gleich die Fetzen so. Aber nachher, glaub da zieh ich mich auch ein bisschen zurück, und dann nachher wird sich dann entschuldigt und dann ist alles in Ordnung.  
[Z. 525-526]

Frau I.: Ach, ich reg mich dann halt auf und dann ist wieder gut.

Interviewer: Werden Sie dann laut? Ich kann mir das so gar nicht vorstellen, wie das bei Ihnen ist.

Frau I.: Doch, manchmal schon.

Interviewer: Echt?

Frau I.: Ja, Ich schrei dann halt rum. Dann ist das auch wieder vergessen. Ich mach dann meinem Ärger Lust, dann ist das alles wieder gut.  
[Z. 440-446]

Die bevorzugte Problemlösestrategie ist das Gespräch, was mit den Aussagen zur Aktivierung und Notwendigkeit sozialer Ressourcen korreliert (siehe 6.2.1). Da 28 Befragte diese Form des Coping einsetzen würden, wenn sie sich mit einem Problem konfrontiert sehen, lässt sich sagen, dass über zwei Drittel der Befragten konstruktiv und produktiv versuchen würden Schwierigkeiten zu bewältigen, also über Problemlösekompetenz verfügen. Acht Befragte äußerten Strategien, die im allgemeinen Verständnis als negativ bzw. destruktiv zu bezeichnen wären, für diese Befragten allerdings dem Bewältigungshandeln dienen und dementsprechend als Copingstrategie eingesetzt werden. Ähnlich wie bei der Analyse der Reflexionsfähigkeit wäre auch hier eine tiefergehende und speziellere Forschung notwendig, um Unterschiede zwischen den Befragungsgruppen herausfiltern zu können und valide Ergebnisse zuzulassen. So lässt sich an dieser Stelle nur zusammenfassend sagen, dass ein Großteil der Befragten über Problemlösekompetenz verfügt und das Gespräch zu der bevorzugten Strategie gehört, weshalb es an dieser Stelle zu einer Mischform zwischen personenbezogenem und umweltbezogenem Coping kommt.

### 6.2.2.2 Reflexionsfähigkeit

Von den 36 Befragten ließen die Aussagen von zwölf Befragten keine oder nur sehr geringe Rückschlüsse auf eine vorhandene Reflexionsfähigkeit zu. Ob die Befragten nicht über diese Fähigkeit verfügen oder ob sie nicht in der Lage waren, im Rahmen der Befragung Aussagen bezüglich dieser Kompetenz zu treffen, kann an dieser Stelle nicht entschieden werden. Die Aussagen von zwei Befragten seien aber exemplarisch herangezogen, um die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten aufzuzeigen.

Herr J. scheint sich sehr wenig mit sich auseinandergesetzt zu haben, denn er äußert mehrfach, dass er nichts über sich, seine Behinderung oder auch seine Gedanken wisse:

Interviewer: Und in der Zeit ist Ihre Mutter gestorben, das heißt, die Zeit an sich war relativ schlimm.  
Herr J.: Ja, so gesehen ja.  
Interviewer: Und Ihre Schwester ist mit Ihnen zum Gericht gegangen, um für Sie eine Betreuung zu besorgen?  
Herr J.: Ja.  
Interviewer: Warum?  
Herr J.: Das weiß ich auch nicht. Keine Ahnung.  
Interviewer: Haben Sie eine psychische Behinderung?  
Herr J.: Ich weiß es noch gar nicht. Ich weiß fast gar nichts. Ich weiß nur, ich hab früher ... da hatte ich noch mit Drogen auch noch zu tun gehabt. Das ist auch noch ne Sache.  
[Z. 358-365]

Interviewer: Und wieso sind Sie im HPH gewesen?  
Herr J.: Ja, keine Ahnung. Die haben mich da reingesteckt, weil die wohl keinen anderen Platz hatten oder ... ich weiß es nicht. Keine Ahnung.  
Interviewer: Haben Sie eine geistige Behinderung?  
Herr J.: Eigentlich nicht.  
Interviewer: Ne.  
Herr J.: Also, ich denk mal, nicht. Keine Ahnung.  
Interviewer: Aber irgendwas müssen Sie ja haben.  
Herr J.: Ja, klar.  
Interviewer: Was denn?  
Herr J.: Ich weiß es nicht genau. Keine Ahnung. Das weiß wohl meine Betreuerin oder was. Ich weiß es nicht.  
[Z. 386-403]

Auch Frau A. hat sich nach eigener Aussage bislang nur begrenzt mit ihrer Persönlichkeit auseinandergesetzt:

Interviewer: Vielleicht fangen wir andersrum an: Wo sind Ihre Schwächen? Was können Sie nicht so gut?  
Frau A.: Ja, wie ich schon sagte. Kochen kann ich nicht so gut. Haben wir das eigentlich auch schon gehabt? Ich wüsste jetzt eigentlich so gar keine Stärken meinerseits. Hab ich noch nie so drüber nachgedacht.  
Interviewer: Ja, das ist es ja.  
Frau A.: Und dann kommen so Fragen. Da denkt man halt selbst nie so drüber nach. Das was man macht, macht man.  
[Z. 591-594]



Die häufigsten Nennungen im Bereich der eigenen Reflexionsfähigkeit erfolgten zur Einschätzung der eigenen Persönlichkeit und zur Beurteilung der eigenen Persönlichkeitsentwicklung. Danach folgten die Reflexion der eigenen Situation und die Reflexion der Vergangenheit. Einige Befragte (Herr O., Frau D., Frau R., Fr. G., Frau M. und Herr I.) setzten sich reflektierend mit der Gesamtsituation von Menschen mit Behinderung auseinander und ein Befragter (Herr W.) äußerte sich zu verschiedensten Aspekten der heutigen Gesellschaft. Auffällige Unterschiede in den Befragungsgruppen gab es keine. In allen Gruppen gab es Befragte, deren Aussagen keine Rückschlüsse auf ihre Reflexionsfähigkeit zulassen, während in einem ähnlichen Verhältnis Aussagen zur Einschätzung der eigenen Persönlichkeit, der Persönlichkeitsentwicklung, der aktuellen Lebenssituation und der Vergangenheit getätigt wurden.

Die Einschätzung der eigenen Persönlichkeit, die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität setzt ein großes Maß an Reflexionsfähigkeit voraus. Bei allen 24 Befragten, denen Fähigkeiten im Bereich der Selbstreflexion zugeschrieben werden können, lassen Aussagen Rückschlüsse auf diese Ressource zu. Beispielhaft seien im Folgenden einige genannt:

Interviewer: Gibt es Situationen, in denen Sie nicht viel Selbstvertrauen haben?  
 Herr E.: Manchmal, da denk ich ... Ich sag mal so, ich bin ... wie sagt man, ich bin kein ... ne, nicht Optimist, ich bin so mehr realistisch so. Ja, Optimist auch, aber so ... so, ja, also ich seh das meistens ... wenn z. B. andere Leute sagen: Ne, das finde ich nicht gut. Oder die sagen immer nur das Negative, sag ich: Weißte was, ich sag, du musst das mal genau umgekehrt sehen, du musst das mal mehr so positiv sehen. Ich seh das meistens positiv, ich versuch das dann nachher. Ich sag, komm, musst nicht immer so negativ denken. Also ich bin immer einer, der das alles so mehr so optimistisch so sieht. Also so ... Ja. Oder auch noch jemand, der zu jemanden versucht, ruhig zu bleiben in vielen Dingen. Manchmal gelingt es mir auch nicht immer, aber ... Ja, sag ich mal so ganz ehrlich. Aber ich versuch es. Also ich versuch jetzt so z. B., so wie jetzt mit Ihnen z. B. ruhig zu bleiben mit z. B. über Probleme zu diskutieren. Wenn andere Leute auch ruhig bleiben, dann bleib ich auch ruhig. Aber wenn die anderen anfangen, dann versuch ich noch ruhig zu bleiben. Ich schaff das auch noch ne Zeit lang, aber irgendwann ist bei mir auch Schluss.  
 [Z. 567/568]

Interviewer: Fühlen Sie sich für andere verantwortlich?  
 Frau R.: Ja, klar.  
 Interviewer: Für Ihren Partner?  
 Frau R.: Ja. Besonders. Gerade wegen seiner Krankheit, ne.  
 Interviewer: Ja. Auch für andere?  
 Frau R.: Ja, für meine Familie auch, ne.  
 Interviewer: Würden Sie sich so als jemand einschätzen, der für andere da ist? (...)  
 Frau R.: Ja, auf jeden Fall. Ich bin einer, der kann nie ... der nie „Nein“ sagen kann.

- Interviewer: Ist das manchmal auch zu viel? Also fühlen Sie sich auch manchmal ausgenutzt, weil alle Leute wissen, ich kann immer zu Frau R. gehen und die hilft mir?
- Frau R.: Ja, manchmal dann bremsen wir auch. Dann sagen wir, so, halt stopp, jetzt ist Schluss. Aber ansonsten. Ich bin zu gut für die Welt.  
[Z. 692-701]
- Interviewer: Wie ist das so für Sie in der Werkstatt zu arbeiten. Hier sind ja relativ viele, die wesentlich schwächer sind als Sie. Wie ist das für Sie?
- Herr H.: Am Anfang war das schwierig. Ich hab ja vier Wochen Praktikum erst gemacht hier, bevor ich ja jetzt hier fest angefangen bin. Da hab ich Probleme gehab. Da hab ich gedacht, das schaffst du nie. Entweder ratest du aus oder sonst was. Aber ich mich jetzt dran gewöhnt. Bin ruhiger geworden.  
[Z. 498-501]
- Frau P.: Also das muss ich lernen, da ein bisschen Abstand zu kriegen. Also die Leute so zu lassen, wie sie sind. Also, ich hab gestern zum Beispiel auch wieder gemerkt. Halt, Frau P., jetzt stört dich da nicht dran. Mach nur dein Ding und dann kriegste auch kein ... Ich krieg nicht Ärger, aber denn ... die beobachten einen ja auch oder so, wie man so reagiert, auch hier auf der Arbeit, wie man sich auch ein bisschen verhält ...  
[Z. 485]

Auch in der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit wird Reflexionsfähigkeit sichtbar:

- Interviewer: Sind Sie ein eher nachdenklicher Mensch oder nehmen Sie die Dinge, wie sie kommen?
- Herr F.: Ich bin nachdenklich.
- Interviewer: Sie grübeln?
- Herr F.: Ja. Ich denk nach, was ich für Fehler gemacht hab.
- Interviewer: Haben Sie Fehler gemacht?
- Herr F.: Ich hab sehr viel Fehler gemacht.  
[Z. 847-852]

Diese zeigt sich auch in den Aussagen der Befragten, die sich mit der Situation von Menschen mit Behinderung und den Schwierigkeiten gesellschaftlicher Teilhabe auseinandersetzen, wofür exemplarisch die Aussage des folgenden Befragten stehen soll:

- Herr O.: Ja, da muss man natürlich auch aufpassen. Wenn man nicht stark genug ist, wird man als Schuhputzer benutzt. Das ist hier gerade das Schlimmste und darum tut man sich auch mit diesem Schritt [auf den ersten Arbeitsmarkt; Anm. d. Verf.] sehr schwer. Weil du bist ja dann behindert, du bist ja dann blöd, also kriegst du auch ne blöde Arbeit. Hol mal Steine, hol mal das, mach mal das. Alles, was die Normalen nicht gerne machen, das muss dann, sag ich mal jetzt, dieser Behinderte leisten. Und das kann es ja wohl nicht sein. Und das ärgert mich.  
[Z. 304]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass zwei Drittel der Befragten über eine zum Teil sehr hohe Reflexionsfähigkeit verfügen, die ihnen in Bezug auf ihr subjektives Bewältigungs-

handeln sicherlich förderlich ist. Unterschiede in den Befragungsgruppen ließen sich innerhalb einer Analyse der Interviews nicht eruieren und insgesamt lassen die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung nur eine oberflächliche und theoretisch wenig fundierte Aussage zu. An dieser Stelle würden eine tiefergehende Forschung mit geeigneteren, weil spezielleren Messinstrumenten und eine gezieltere Fragestellung sicherlich weitere wichtige Ergebnisse liefern.

### 6.2.2.3 Einschätzung von Extrovertiertheit bzw. Introvertiertheit

Die meisten Aussagen zu diesem Themenkomplex wurden von den Befragten als Antwort auf die Fragen gegeben „Würden Sie sich als aktiv und unternehmungslustig einschätzen oder eher als ruhig?“ und „Brauchen Sie viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Typ?“. Allerdings wurde Aktivität bzw. der Wunsch nach Gesellschaft auch deutlich bei Aussagen zum Thema Langeweile und bei der Gestaltung von Freizeit.

Aus der Gruppe der Befragten, die zukünftig im Betreuten Wohnen leben wollen, bezeichnen sich sieben Befragte als aktiv, einer als eher nicht aktiv und von drei Befragten liegt keine Aussage vor. Bei der Frage, ob sich die Befragten lieber in Gesellschaft befinden würden, als für sich allein zu sein, antwortete nur ein Befragter zustimmend. Für vier Befragte trifft situationsabhängig beides zu und ebenfalls vier Befragte bezeichnen sich als einen eher zurückgezogenen Typ. Ein Befragter machte hierzu keine Angaben. Der Unterschied zwischen Nichtaktivität und Zurückgezogenheit wird bei Herrn M. und Herrn K. deutlich. Während Herr M. sich als zurückgezogen beschreibt, aber gern was für sich unternimmt (wie an anderer Stelle deutlich wird), bezeichnet sich Herr K. als eher wenig aktiven Typ, der aber zeitweise auch gern unter Leuten ist.

- Interviewer: Okay. Brauchen Sie viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Typ?  
Herr M.: Och, ich bin gern alleine.  
[Z. 320-321]
- Herr K.: Also, das ist so ein richtig aktiver Mensch. Und ich bin ja nicht so direkt aktiver Mensch.  
Interviewer: Na, ja. Ein bisschen schon, oder?  
Herr K.: Och ja, wenn meine Freundin das mal sagt. Können wir das nicht tun, komm mach mal. - Ja, ja. Gleich, gleich. - Ja, okay. Mach ich denn.  
Interviewer: Sie müssen zu Ihrem Glück gezwungen werden.  
Herr K.: Ja. Ja, dann so gezwungen werden.  
[Z. 483-488]

Herr K.: Ja, ich bin nicht ... ich bin nicht ein Mensch, der sagt, ich muss jetzt unbedingt von morgens bis abends jeden Tag mal Freunde haben. Ich muss Leute haben. Ich bin auch nicht ein Mensch, der sagt, ich will immer alleine sein. So.

Interviewer: Sie sind schon gesellig, aber Sie können auch gut für sich sein. So kann man es doch sagen, oder?

Herr K.: Ja, genau. Bin beides.  
[Z. 501-505]

Als sowohl aktiv und Gesellschaft mögend als auch als ruhig und zurückgezogen beschrieben sich vier Befragte.

Interviewer: Würden Sie sich denn als aktiv und unternehmungslustig einschätzen oder eher als ruhig?

Frau I.: Beides. Ich bin für beides zu haben. Ich unternehme gern viel, aber mach auch gerne ruhigere Sachen. Ich bin mehr so spontan.  
[Z. 327-328]

Interviewer: Brauchen Sie denn viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher so jemand, der sich auch mal gerne zurückzieht und für sich alleine ist?

Frau I.: Also, das ist bei mir unterschiedlich. Ich bin gern mit meinen Freunden zusammen, zwischendurch brauch ich aber meinen Privatraum, so meine Privatsphäre.  
[Z. 213-214]

Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum oder sind Sie eher so ein zurückgezogener Typ?

Frau H.: Also, ich bin manchmal, wenn ich lese oder ferngucke auch gern alleine.

Interviewer: Ja, gut. Wer ist das nicht? Aber so generell: Haben Sie lieber Leute um sich rum oder sind Sie lieber für sich alleine?

Frau H.: Ja. Nö, ich hab auch manchmal gerne Leute um mit herum. Je nachdem, wie es mir gerade geht.  
[Z. 462-465]

Interviewer: Brauchen Sie eher viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher zurückgezogen, für sich alleine?

Frau M.: Meistens brauche ich viele Menschen, aber meistens auch nicht. So wie, wenn ich jetzt viel zu tun habe auf ein Wochenende, dann sag ich meistens zu denen, heute geht es nicht. Dann geh ich nach oben und bleib alleine hier oben.

Interviewer: Ja. Das bedeutet, Sie können ganz gut mit sich alleine sein oder dann eben mit Ihrem Partner. Aber manchmal ist es auch schön, wenn Sie viele Leute um sich rum haben. Also können Sie auch gut haben?

Frau M.: Ja.  
[Z. 344-347]

Interviewer: Jetzt haben Sie das gerade schon gesagt: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch?

Frau R.: Ne, das hatte ich ja vorher in der anderen Beziehung. Aber jetzt mit Herrn S. nicht, ne.

Interviewer: Das heißt, Sie können auch für sich alleine sein ganz gut ...

Frau R.: Ja, sicher. Manchmal bin ich auch froh, wenn ich meine Türe mal zumachen kann, mal einfach meine Ruhe habe, aber ansonsten bin ich auch froh, wenn Besuch kommt.  
[Z. 434-437]

Aktivität, wie sie von sieben Befragten beschrieben wurde, wird im Zusammenhang mit der Bewältigung von Langeweile deutlich:

- Herr A.: Also, wenn mir langweilig ist ... Wissen Sie, wenn mir langweilig ist, ich häng manchmal immer zu Hause rum, aber wenn mir langweilig ist, dann ruf ich manchmal die ganzen Leute an, ich sag, ey komm, lass uns was machen, mir ist langweilig. Nur wenn mir langweilig ist. Wenn ich was zu tun hab, dann ist mir das alles egal.
- Interviewer: Dann können Sie auch gut für sich sein?
- Herr A.: Kann ich gut für mich sein. Musik an, Buch lesen, spielen - mir alles egal. Hauptsache, ich hab ne Beschäftigung.  
[Z. 542-544]

Für den im Folgenden Befragten scheint Aktivität eine Bewältigungsstrategie zu sein und gleichzeitig ein Element seiner Persönlichkeit, wie in der darauf folgenden Aussage deutlich wird:

- Interviewer: Wenn Ihnen die Decke auf den Kopf gefallen ist, was haben Sie dann gemacht?
- Herr S.: Bin ich rausgegangen, ne Fahrradtour gemacht. Alles Mögliche hab ich da gemacht eigentlich. Sehr viel selber gemacht.  
(...)  
Bin ich nach Arbeit gegangen. Hab ich natürlich auch morgens, wenn ich aufgestanden, hab ich Fernsehen angemacht, habe ich natürlich Radio gehört.  
(...)  
Fernsehen angemacht für Sport und alles Mögliche, was anfällt hab ich geguckt bis halb acht, dann hab ich Fernseher ausgemacht, bin ich arbeiten gegangen. Aber alles selbst gemacht.  
[Z. 275-284]
- Herr S.: Ja. Ich bleib auch nicht gern ... ich bleib auch nicht gerne den ganzen Tag in der Wohnung so. Sag mal, Frau R. sagt schon mal so, wir bleiben jetzt mal sonntags zu Hause so. Aber so ein Typ bin ich nicht, eigentlich nicht. Das kann ich nicht. Den ganzen Tag nur rumsitzen und Fernsehen gucken, das machen, das machen ... kann ich nicht.
- Interviewer: Das hat jetzt aber nichts mit Leuten zu tun, sondern Sie sind unternehmungslustig, Sie wollen raus,
- Herr S.: Ja, ja. Wollen raus. Frau R. ist nen Typ, sagt, wenn ein, zwei Tage weg ist und weg geblieben sind und abends raus ist, dann sagt die schon mal: Herr S., wir beide bleiben auch zu Hause, machen uns schönen Tag und gucken Fernsehen oder was. Da hab ich nichts gegen. Aber irgendwann sag ich, Frau R., ich geh ne Stunde raus irgendwas.
- Interviewer: Machen Sie auch getrennte Sachen dann?
- Herr S.: Ja.
- Interviewer: Also das heißt, Sie gehen auch alleine dann raus mal.
- Herr S.: Ja, ja, ja.  
[Z. 566-572]

In der Gruppe der Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, bezeichnen sich sieben Befragte als aktiv, zwei Befragte (Frau D. und Herr B.) als eher ruhig und von zwei (Frau T. und Herr R.) Befragten liegt keine Aussage vor. Befragt nach ihrem Wunsch nach Gesell-

schaft oder Zurückgezogenheit äußerten drei Befragte (Frau T., Herr R. und Herr B.), dass sie es vorziehen für sich zu sein:

- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum oder sind Sie eher so ein zurückgezogener Mensch?  
Frau T.: Ich bin auch schon mal zurückgezogener Mensch und denk über mich selber nach.  
Interviewer: Was denken Sie dann so?  
Frau T.: Ja, so über mein ganzes Leben, wie das so ist.  
Interviewer: Also sind Sie eher lieber so für sich?  
Frau T.: Ja, eigentlich wohl. Hab auch schon mal gerne meine Ruhe und sitz an meinem PC.  
[Z. 218-223]
- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich rum? So ein geselliger Typ? Oder sind Sie eher, sagen wir mal, zurückgezogen? Sind Sie lieber allein?  
Herr B.: Ruhiger Typ.  
Interviewer: Ja?  
Herr B.: Ich bin nicht so ne Quasseltante wie einige andre, die unbedingt ... nichts gegen Sie ...  
Interviewer: Ich sag das ja selber. Wobei ich das selber manchmal auch schön finde, nur für mich zu sein. Also, so viel ich dann am Tag und durch die Gegend ...  
Herr B.: Ich bin froh, wenn ich meine Ruhe hab, dass ich in Ruhe Fernsehen gucken kann und dat mich keiner stört da oder so.  
[Z. 230-235]

Sowohl Aktivitäten als auch Ruhe und Privatsphäre schätzen vier Befragte (Herr N., Frau J., Herr J. und Herr T.).

- Herr N.: Ab und zu mal bin ich so mehr unterwegs. Dieses Sitzen zwischen vier Wänden jeden Tag tu ich nicht gerne. Besonders übern Wochenende nicht.  
Interviewer: Am Wochenende gehen Sie gerne mal raus?  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Und was machen Sie dann? Gut, hatten Sie gesagt: Nach G. fahren mal.  
Herr N.: Ja, nach G. oder in der Stadt bisschen bummeln. Macht Spaß.  
[Z. 420-426]
- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Typ?  
Herr J.: Kommt drauf an. Normalerweise bin ich mit vielen Leuten.  
Interviewer: Können Sie gut für sich alleine sein?  
Herr J.: Ja, kann ich auch.  
[Z. 606-609]

Ein Befragter wäre gern mehr für sich, wird aber immer wieder von seinen Mitmenschen kontaktiert und hat somit Schwierigkeiten sich zurückzuziehen:

- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum oder sind Sie eher zurückgezogener Typ?  
Herr O.: Die Menschen kommen zu mir, das ist das Problem. Normalerweise ich kann es gut, ja, alleine sein. Hab ich kein Problem mit. Ich muss das auch manchmal haben, damit ich mich zurückziehen kann. Aber ich komm fast kaum dazu. Das ist so.  
[Z. 411-412]

Gegenteilig zeigt sich die Situation bei Herrn V. und Herrn U., die gern mehr Gesellschaft hätten und sich eher allein fühlen:

- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch?  
Herr V.: Eigentlich bin ich so ein lebhafter Mensch. Ich brauch eigentlich viele. Aber so in Goch hast du keine.  
Interviewer: Sie kennen da ja auch einfach keinen.  
Herr V.: Ne, nur die Nachbarn.  
Interviewer: Wie ist der Kontakt zu denen?  
Herr V.: Ja, gut.  
[Z. 500-509]
- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch?  
Herr U.: Also, G. [Betreuer der Lebenshilfe] sagt öfters zu mir: M., geh abends mal raus und so. Aber so alleine hier irgendwo hingehen... tu ich nicht gern. Weil, das bringt nichts. So ganz alleine.  
Interviewer: Das ist einfach komisch, oder? Es fühlt sich komisch an.  
Herr U.: So ganz alleine irgendwo hingehen und so. Wenn man hier nur ein Bierchen trinkt und so, dann setzt man sich an nen Tisch und trinkt nen Bierchen. Und weiß man sowieso nicht bei fremden Leuten, wie man sich unterhalten soll, wenn man sie nicht kennt und so.  
[Z. 221-224]

Der im Folgenden zitierte Befragte hat ähnliche Erfahrungen gesammelt und ist daher mit seiner momentanen Situation, in der er viel Gesellschaft hat, sehr zufrieden:

- Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum? Oder sind Sie eher so ein zurückgezogener Typ? Sind Sie lieber alleine?  
Herr F.: Ne. Ich bin froh, wenn Leute kommen mal besuchen.  
Interviewer: Ja?  
Herr F.: Die Unterhaltung, da bin ich froh drüber.  
Interviewer: Ja, da kommen gleich noch gleich ganz schön viele Fragen in diese Richtung. (...) Dass man halt schnell auch alleine ist, ne?  
Herr F.: Ja, das stimmt auch. Aber ich bin nicht, will mal so sagen, alleine kann ich auch sein. Ich war so zwei Jahre alleine fast. Da kam niemand.  
Interviewer: Und das ging?  
Herr F.: Das ging sehr gut.  
Interviewer: Ja?  
Herr F.: Aber ich auch froh, wenn ich Menschen um mich hab. Unterhaltung, mal zusammen essen mit mir. Das find ich schön.  
[Z. 362-371]

Aus der Gruppe der Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen möchten, machte nur ein Befragter explizit eine Aussage zum Thema Aktivität vs. Ruhe.

- Interviewer: Wenn Sie abends rausgehen, hatten Sie ja eben gesagt, wo fahren Sie dann hin?  
Herr I.: Wenn Saturn noch offen hat, fahr ich nach Saturn dann fahr ich. Oder Kaufhof so, Woolworth oder so. Ja. Und dann ... Oder geh schon mal in ne Kneipe.  
Interviewer: Würden Sie da auch alleine hingehen? Also gehen Sie da alleine hin?  
Herr I.: Da geh ich auch alleine hin.  
Interviewer: Kennen Sie da die Leute?  
Herr I.: Ja.  
Interviewer: Ja, na gut, weil da gehört ja schon Mut dazu.

Herr I.: Ich hab nen guten Freund, der hat hier früher in Kleve ne Kneipe gehabt. Der hat aber sich in Oberhausen verbessern können, hat jetzt in Oberhausen ne Kneipe. Das ist für mich dann nicht mehr leicht, dahin zu kommen.

Interviewer: Nein, nicht mehr ganz so.

Herr I.: Aber ... Ja, macht mir einfach Spaß da zu sitzen, irgendwas zu trinken und die Leute irgendwie ... mit den Leuten irgendwie in Kontakt zu kommen.  
[Z. 408-417]

Interviewer: Das ist richtig. Würden Sie sich als aktiv und unternehmungslustig einschätzen oder eher als ruhig?

Herr I.: Ich bin schon eher aktiv, ja. Wenn man bis zwölf Uhr nachts unterwegs und morgens wieder hier ist, ...

Interviewer: Dann ist man sehr aktiv, nachtaktive ist man dann.  
[Z. 601-603]

Vier Befragte äußerten sich zur Frage, ob sie viele Menschen um sich bräuchten oder eher ein zurückgezogener Typ seien. Zwei Befragte (Herr E. und Herr W.) beschrieben, dass sie lieber für sich seien, während zwei Befragte (Herr I. und Herr G.) eher Gesellschaft bevorzugen würden.

Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich rum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch?

Herr I.: Ich hab gern viel Leute um mich rum.

Interviewer: Ja?

Herr I.: Muss ich ganz ehrlich sagen. Ja. Ja. Gerne hab ich Kontakt zu anderen.  
[Z. 434-437]

Interviewer: Brauchen Sie denn eher viele Menschen um sich herum oder sind Sie lieber für sich alleine?

Herr G.: Mit mehreren zusammen ist besser, mit mehreren zusammen.

Interviewer: Ja?

Herr G.: Ja, besser. Man muss ja Kontakt haben und alles. Kann man sich alleine nicht machen.

Interviewer: Ne, kann man nur mit sich selbst reden.

Herr G.: Besser Kontakt mit einem.  
[Z. 405-410]

Interviewer: Brauchen Sie viele Menschen um sich herum oder sind Sie eher ein zurückgezogener Mensch.

Herr W.: Ich bin, nach meiner Meinung, mehr zurückgezogen.

Interviewer: Wobei es dann wiederum schön ist, dass Sie in so einer Dorfgemeinschaft leben, wo Sie ...

Herr W.: Leute kennen.  
[Z. 294-297]

Herr W.: Auf der Arbeit ist man Kollegen, immer alle Mann zusammen und dann auch zu Hause, das ist nix. Oder?

Interviewer: Ne, ich hab's auch gern ... Ich treff mich mit meinen Arbeitskollegen, so nicht. Das ist ja was anderes.

Herr W.: Was anderes. Nicht ... nicht ... zusammen wohnen.

Interviewer: Nicht immer sehen.

Herr W.: Das ist das. Das kommt ... bildet Stress dann.

Interviewer: Ja, ja. Da sieht man sich einfach zu viel.



Herr W.: Ja, das ist das. Typ, ich bin immer auch, wenn ich zu Hause bin, möchte ich mal abschalten. Hör ich was anderes lieber dann. Was meine Mutter, was sie gehört hat oder irgendeine Sendung sehen. So was.  
[Z. 169-175]

Insgesamt beschreiben sich sechzehn Befragte explizit als aktiv, was nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit unternehmungslustig. Häufig schätzte sich der Befragte sowohl als aktiv als auch als ruhig ein und bezog sich dabei auf unterschiedliche Situationen. Sieben Befragte beschreiben sich explizit als eher zurückgezogenen Typ, der lieber für sich ist.

Im Gegensatz zu der Gruppe der Befragten, die nicht allein wohnen (wollen), gibt ein Großteil der anderen beiden Befragungsgruppen an, eher aktiv und unternehmungslustig zu sein bzw. sich lieber in Gesellschaft zu befinden, als allein zu sein, wobei es hier natürlich Ausnahmen gibt. Auffällig ist, dass sich die Befragten, die nicht allein wohnen (wollen), vergleichsweise wenig zu dem Bedürfnis nach Gesellschaft äußerten.

#### 6.2.2.4 Persönliche Einschätzung: Schwächen

„Was können Sie nicht so gut, was ist Ihre Schwäche?“ war eine der Fragen, bei denen sich die Befragten selbst einschätzen sollten. Hier fiel es vielen Befragten schwer, eine Antwort zu formulieren. In Abgrenzung zu der Frage „Was können Sie besonders gut, was sind Ihre Stärken?“ oder nach der Nennung von Beispielen waren insgesamt 24 Befragte in der Lage, sich in diesem Bereich einzuschätzen. Acht Befragte (Herr Sch., Herr C., Frau C., Frau J., Herr B., Frau I., Frau U. und Herr M.) haben zu dieser Thematik keine Aussage getätigt und vier Befragte (Herr A., Herr O., Frau D. und Herr F.) haben nach eigener Aussage keine Schwäche. Von den 24 Befragten, die etwas nach ihrer Einschätzung nicht oder nicht gut konnten, beschrieben sechzehn Befragte eine Tätigkeit oder eine Aktivität, wie zum Beispiel Kochen oder Lesen. Acht Befragte (Herr H., Frau H., Herr K., Herr N., Herr R., Herr E., Frau G. und Frau P.) äußerten sich zu persönlichen Eigenschaften, wie Kritikfähigkeit, Gelassenheit oder Ähnlichem.

Interviewer: Was können Sie nicht so gut? Haben Sie irgendwo Schwächen?  
Herr N.: Ganz selten schwacher Punkt.  
Interviewer: Was wär das dann.  
Herr N.: Werd' ich gezwungen für etwas, das sitzt bei mir nicht drin. Zwingt man mich dazu, das zu machen, darf ich nicht, dann nix mehr.  
[Z. 643-648]

Herr E.: Meine Schwäche ist halt, dass ich dann ... dass ich das manchmal nicht immer schaff, dass ich auch manchmal so schon mal eher sauer bin,

wenn die mich angreifen oder so. Also wörtlich angreifen. Oder wenn die mit mir nicht vernünftig diskutieren wollen. Das ist so meine Schwäche sag ich mal. Oder so. Dann geh ich auch schon manchmal so hoch, ne. Ja, das ist so. Aber da kann ich nichts für irgendwie. Wenn mich dann irgendjemand versucht, anzugreifen oder mir irgendwie den Mund verbietet oder irgendwie so was, dann werde ich auch schon mal ...  
[Z. 574]

Interviewer: Und was würden Sie als Ihre Schwäche ansehen? Was können Sie nicht so gut?  
Fr. G.: Was kann ich nicht so gut? Kritik vertragen.  
Interviewer: Wer kann das schon?  
Fr. G.: Man muss ja auch ehrlich sein.  
[Z. 570-573]

Interviewer: Was wär Ihre Schwäche, wenn Sie das sich jetzt mal so ...  
Frau I.: Weiß ich jetzt nicht so direkt.  
Interviewer: Haben Sie Schwächen überhaupt Ihrer Meinung nach.  
Frau I.: Ja, doch. Ich reg mich zu schnell auf.  
Interviewer: Ja? Über was dann?  
Frau I.: Über alles Mögliche. Das kommt dann immer spontan.  
[Z. 433-446]

Interviewer: Was können Sie nicht so gut?  
Herr K.: Was ich nicht gut so kann, ist ... mal nicht so ruhig zu sein, wenn ich zu lange sitze...  
[Z. 736-737]

Interviewer: Was können Sie nicht so gut? Wo, glauben Sie, haben Sie Schwächen?  
Herr S.: Mit dem Lesen.  
[Z. 817-818]

Interviewer: Und Schwächen? Haben Sie Schwächen? Was können Sie nicht so gut?  
Frau R.: Rechnen kann ich nicht sooo gut. Also ich kann kein Fahrrad flicken, das kann ich z. B. auch nicht. Fahrrad reparieren auch nicht. Gartenarbeit auch nicht so ganz, das macht Herr S. dann.  
Interviewer: Da ergänzen Sie sich doch ganz gut.  
Frau R.: Ja, also das. Ansonsten kann ich vieles.  
[Z. 716-719]

Interviewer: Ja. Und was können Sie nicht so gut?  
Herr V.: Sauber machen.  
[Z. 710-711]

Interviewer: Was können Sie nicht so gut?  
Herr W.: Ich kann nicht mit Waschmaschinen. Kann ich nicht.  
[Z. 537-538]

Einige Befragte äußerten, dass sie keine Schwächen hätten:

Interviewer: Was können Sie nicht so gut?  
Frau D.: Ja, das gibt's eigentlich nicht so.  
[Z. 540-541]

Interviewer: Können Sie irgendwas nicht so gut?

Herr F.: Ich kann alles.  
[Z. 848-849]

### 6.2.2.5 Persönliche Einschätzung: Stärken

Etwas leichter als ihre Schwächen zu benennen, fiel es den Befragten auf die Frage zu antworten „Was können Sie besonders gut, was sind Ihre Stärken?“. 28 Befragte konnten eine oder mehrere Stärken bzw. Fähigkeiten benennen, wobei auch hier bei der Nennung die konkreten Tätigkeiten im Verhältnis zu den abstrakten persönlichen Eigenschaften überwogen. Zehn Befragte nannten eine Stärke aus dem Bereich ihrer Persönlichkeit, wie zum Beispiel Selbstvertrauen oder Menschenkenntnis, während achtzehn Befragte eine Tätigkeit oder praktische Fähigkeit nannten, beispielsweise Kochen, Malen oder Gartenarbeit.

Interviewer: Was können Sie besonders gut? Was ist Ihre Stärke?  
Herr A.: Meine Stärke? Ich vertrau mir sehr gut.  
[Z. 796-797]

Interviewer: Was können Sie besonders gut, was ist Ihre Stärke?  
Herr H.: Menschen führen, vor allem weil ich ruhig dabei bin. Ich hab auch hier wo die Leute, die mich dann jetzt kennengelernt haben, dass die jetzt zu mir kommen.

Interviewer: Mal um Rat fragen.  
Herr H.: Ja.  
[Z. 527-530]

Herr E.: Ja, meine Meinung vertreten tu ich schon gerne. Aber ich tu auch, ich sag mal, meine Stärke ist, mit Leuten gerne zu diskutieren und das Positive rüberzubringen so, oder reell oder realistisch oder positiv rüberzubringen.  
[Z. 574]

Interviewer: Was können Sie besonders gut? Was ist so Ihre Stärke?  
Fr. G.: Streit zu schlichten.  
[Z. 568-569]

Interviewer: Deshalb brauch ich jetzt ne Stärke. Was können Sie besonders gut?  
Frau P.: Also, ich kann mich eigentlich auch mit anderen, also ich unterhalt mich auch mit schwächeren Leuten, unterhalte ich mich auch oder hör ich auch zu. Oder wenn die Probleme ... also da versuch ich sie auch ein bisschen zu helfen, obwohl die Betreuer sagen, die müssten das selber.  
[Z. 478-479]

Herr W.: Ich so was dann auch. Menschenkenntnis hab ich auch viel.  
Interviewer: Ja, ja, das ist mir schon aufgefallen. Ich glaube, dass ist Ihre besondere Gabe. Ja.

Herr W.: Ich bin ein Typ, wenn ich einkaufen gehe, viele Leute, Menschen beobachte ich immer. Jeder Mensch ist anders. Läuft anders, redet anders. Gibt auch Leute dabei, die tun labern, die denken nicht nach. Ich sag immer: Mein Motto ist immer, erst zuhören und denken, dann ich sag meine Meinung dann. Oder?  
[Z. 359-362]

Interviewer: Was können Sie besonders gut?  
Herr I.: Ja, mit dem Computer kann ich gut umgehen. Ja, ich komm draußen gut zurecht, also draußen, wenn ich also unterwegs bin, komm ich gut ... für mich gut zurecht. Also ich weiß eigentlich immer Hilfe, wenn irgendwas passiert ist, was auch schon mal vorgekommen ist, dass ich dann plötzlich ne Panne krieg mit dem Rollstuhl so. Und dann, wenn irgendwas kommt, weiß ich eigentlich immer schon Rat und was man dann machen kann oder was man machen muss, eigentlich, ne.  
[Z. 741-742]

Interviewer: Was können Sie besonders gut? Was ist Ihre Stärke?  
Frau I.: Ja, wie gesagt lesen kann ich sehr gut und ich bin beliebt bei meinen Freunden so. Mit denen komm ich auch gut klar. Ja, Sport und so weiß ich jetzt nicht so.  
[Z. 431-432]

Interviewer: Was können Sie besonders gut? Wo sind Ihre Stärken?  
Herr S.: Also, bin ich schon mal gut.  
Interviewer: Bei?  
Herr S.: So bei manchen Dingen bin ich sehr gut.  
Interviewer: Ja, bei welchen?  
Herr S.: So Lampen anbringen, mit Werkbank bin ich begabt. Also ich bin immer ... also ich bin auch hier Hausmann, bin ich hier.  
Interviewer: Das heißt, Sie sind handwerklich begabt.  
Herr S.: Ja.  
[Z. 809-816]

Interviewer: Was ist Ihre Stärke?  
Herr R.: Ja, meine Stärke ist ... Was ist hab, ich viel tun kann, dass ich meine Fahrräder selber machen kann und Fahrräder auch selber fertig mache. Die hab ich auch schon mal damals früher in mein Vaters Reich, im Schuppen, hab ich die fertig gemacht. Oder ich mach, sagen wir mal, so viel fertig, wenn was kaputt ist. Es müssen Lampen angebracht werden oder so was, das mach ich dann alles schon mal fertig. Oder wie streichen oder so was.  
Interviewer: Diese ganzen handwerklichen Sachen.  
Herr R.: Ja.  
[Z. 536-540]

Interviewer: Was können Sie besonders gut?  
Frau T.: Was kann ich? Putzen und so, das kann ich eigentlich besonders gut. Putzen.  
[Z. 634-635]

Interviewer: Was können Sie besonders gut? Was ist Ihre Stärke?  
Herr J.: Was kann ich gut? Schlafen ... Nein, ich kann malen zum Beispiel.  
Interviewer: Ach, das wurde hier noch nicht erwähnt.  
Herr J.: Ne, malen kann ich.  
[Z. 932-935]

### 6.2.2.6 Selbstbestimmung

Der Wunsch nach Selbstbestimmung bzw. nach selbstbestimmt getroffenen Entscheidungen wurde an verschiedenen Stellen der Gespräche deutlich. Vor allem, wenn es um die eigene Entscheidung ging oder einen der Gründe für den Schritt ins Betreute Wohnen, äußerten die Befragten den Wunsch nach Selbstbestimmung. Dies betrifft sowohl die Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, sich also über ihre Zukunft äußern, als auch die Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben.

Frau H. nennt als Grund für ihren Wunsch, ins Ambulant Betreute Wohnen zu gehen, die Möglichkeit über sich selbst zu bestimmen und ihr eigener „Chef“ zu sein:

- Interviewer: Warum möchten Sie denn ins Betreute Wohnen oder dann später mal alleine wohnen?  
Frau H.: Weil ich dann mein eigener Chef bin und mir dann auch selber meine Zeit einteilen kann und dann sagen kann, gut, jetzt machst du einen Teil und den anderen Teil machst du später oder so. Damit ich halt auch zwischendurch Pause machen kann, wenn ich von meiner Arbeit von hier noch müde bin.  
Interviewer: Ja. Geht das zu Hause nicht so gut.  
[Z. 288-290]

Ähnliche Gedanken äußern Frau I., Herr F. und Herr R., deren Aussagen im Folgenden wiedergegeben werden:

- Interviewer: Was wird das Schönste am Alleinwohnen werden?  
Frau I.: Das man nicht immer auf andere angewiesen ist so.  
[Z. 491-492]
- Interviewer: Warum wollten Sie alleine wohnen?  
Herr F.: Ich hab die Nase voll gehabt im Wohnheim. Ich möchte auch weiter selbstständig sein und selbst ... alles selbst verwalten. War nichts. Ich darf meine Gesundheit nicht selbst entscheiden, ich darf nicht ... keine Führerschein machen für Auto machen. Ich darf mein Geld nicht selbst verwalten. Ich sag, was bin ich. Werd immer noch so kleines Kind behandelt.  
[Z. 711-712]
- Interviewer: Warum wollten Sie allein wohnen?  
Herr R.: Weil ich nicht in einer Wohnfamilie wohnen wollte. Weil da manchmal einzelne Gesetze gibt, wo man sich dran halten muss. Und ich hab lieber ne Wohnung, wo ich selber leben kann. Weiß, ich kann dann und dann nach Hause kommen, ich kann da weggehen, ich brauch nirgendwo zu fragen. Und ich brauch mein Reich. Und ich möchte nicht abhängig von Leuten sein, ich möchte mein eigenes Leben führen.  
[Z. 360-361]

Auch bei den Befragten Herrn B. und Frau J. war der Wunsch nach Selbstbestimmung ausschlaggebend für den Schritt in die eigene Wohnung:

- Interviewer: Warum wollten Sie damals dann alleine wohnen, also ... hier? Was hat dazu geführt?
- Herr B.: Ich hatte die Schnauze voll, auf Deutsch gesagt. Den ganzen Trara hinten und vorne - abmelden und darf ich mal da hin und da hin und so. Da hab ich gesagt, jetzt ist Feierabend. Jetzt muss ich mal irgendwas unternehmen. Mal gucken, ob ich ne eigene Wohnung kriegen kann. Ob wir das schaffen.
- Interviewer: Ja. Hat dann ja geklappt.
- Herr B.: Ja, hat dann geklappt bei uns.  
[Z. 537-541]
- Interviewer: Was ist das Schönste am Alleinwohnen?
- Herr B.: Man hat keinen, der da, ja ... Ja, man braucht sich nicht mehr vorschreiben lassen, was man zu tun und zu lassen hat. Ich kann hingehen, wo ich will und wann ich will. Da steht keiner dahinter und sagt, jetzt muss du das und das tun und so was. - Da musst du wieder nach Hause kommen, die Zeit musst du wieder zu Hause sein und so. Die Zeiten sind vorbei. Das war wichtig.
- Interviewer: Ja.
- Herr B.: Dass man freier Mensch ist mit anderen Worten.
- Interviewer: Ja.
- Herr B.: Man ist total frei. Man kann hingehen, wo man will und wann man will.
- Interviewer: Man entscheidet selber. - Alles.
- Herr B.: Ja. Die Entscheidung trifft man selbst.  
[Z. 597-607]
- Interviewer: Was ist das Schönste am Alleinwohnen?
- Frau J.: Am schönsten? Da kann man tun, was man will. Man kann rausgehen, wenn man will. Man kann hingehen, wo man will. Mann kann machen, was man will. Das ist das Schönste. Das find ich für mich alleine.  
[Z. 478-479]

Die Entscheidung für den Schritt ins Betreute Wohnen haben alle Befragten selbst gefällt. An dieser Stelle wird Selbstbestimmung dementsprechend deutlich. Vor allem in Bezug auf die Umsetzung und die Auseinandersetzung mit Vorbehalten oder Ängsten ist der Wunsch nach Selbstbestimmung zu erkennen, wie in vorangegangenen Interviewsequenzen deutlich wurde und auch in den Aussagen von Herrn T. und Herrn E. zu erkennen ist:

- Interviewer: Okay. Der N. [ehemaliger Mitbewohner] hat Sie dabei unterstützt bei der Entscheidung, ne?
- Herr E.: Ja, und M. G. [Lebenshilfe] auch, der hat auch gesagt, möchtest du lieber noch zu Hause wohnen oder nicht. Und meine Eltern wollten mich eigentlich nicht gehen lassen. Ich hab gesagt, doch ich gehe, ich möchte nicht immer bei euch am Rockzipfel hängen, sondern ich möchte auch mal selber selbstständig so werden. Ja, und dann hab ich mich nachher so durchgeboxt und dann hab ich gesagt, ja, dann mach ich das jetzt. Und dann hat meine Mutter gesagt, nein, du kannst doch nicht gehen und so. Und dann hab ich gesagt, doch, ich gehe und ich kann auch immer wieder nach euch hin kommen. Ich sag, ich kann auch euch sagen, wo das ist und so. Wird zwar ein bisschen schwierig zu finden sein, aber ihr könnt gerne hierhin kommen. Ja und seitdem bin ich jetzt hier.  
[Z. 135-136]

Selbstbestimmung bzw. der Wunsch nach Selbstbestimmung wird nicht nur in dem Schritt ins Betreute Wohnen, sondern vor allem in der alltäglichen Lebensführung sichtbar, wenn

es darum geht, dass die Befragten Entscheidungen, die ihr Leben betreffen, auch eigenständig fällen wollen:

- Herr B.: Auch die Lampe, die wir jetzt im Flur hängen haben da. Da war sie [die ehemalige Betreuerin; Anm. d. Verf.] auch nicht mit einverstanden. Die haben wir selbst ausgesucht. Da hat sie nur geguckt, als sie reinkam. Andere Lampe? War sie nicht ganz mit einverstanden. Auch bei der Küchenlampe. Die hat meine Partnerin selbst ausgesucht. Da war sie auch nicht mit einverstanden. In der Wohnung müssen wir wohnen und nicht du.
- Interviewer: Ja.
- Herr B.: Ich richte meine Wohnung ein, so wie ich das für richtig halte und nicht wie andere es für richtig halten. Ich muss mich da drin wohl fühlen und kein anderer.  
[Z. 560-665]

Selbstbestimmung als Grundrecht formuliert Fr. G., die durch ihre Tätigkeit in verschiedenen Gremien und Vorständen die Möglichkeit hat, diese Forderung auch zu transportieren:

- Interviewer: Wie wichtig ist Ihnen die Meinung anderer Leute?
- Fr. G.: Ja, jeder soll seine Meinung vertreten, soll auch sagen, was er gerne möchte. Und nicht, dass dann da jemand so dahinter steht und sagt z. B. ... fängt jetzt beim Einkaufen an von, sag ich jetzt mal, einem Paar Schuhen. Der Betreuer geht dann mit hin ins Geschäft. So, der Behinderte will aber gerade die und die Paar Schuhe haben. So. Der Betreuer sagt, ne, die sind zu teuer, die sehen nicht bei dir aus. Dass der ganz klipp und klar sagt: Halt. Stopp. Es ist mein Geld. Ich will die Schuhe haben. Dass er das auch sagen kann. Seine Meinung vertreten, heißt, so möchte ich es gerne haben. Das gefällt mir und die möchte ich gerne haben. Ich muss die auch schließlich selber bezahlen.
- Interviewer: Ja.
- Fr. G.: Oder wenn es Bekleidungs-geld ist, was sie kriegen. Aber im Endeffekt muss er die Sachen ja tragen und nicht der Gruppenleiter oder der Betreuer, sag ich jetzt mal.  
[Z. 540-543]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Wunsch nach Selbstbestimmung besonders deutlich wird in Bezug auf das Betreute Wohnen. Das eigene Leben so gestalten zu können, wie man selbst es möchte, ist für viele Befragte ein ausschlaggebender Punkt für den Schritt ins Betreute Wohnen. Selbstbestimmung und Mitsprachewünsche werden darüber hinaus auch deutlich in Interviewpassagen, in denen die Befragten von ihrer alltäglichen Lebensführung sprechen. So kann abschließend formuliert werden, dass die Möglichkeit selber entscheiden zu können, wenn nicht sogar als Notwendigkeit, dann immerhin als wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Bewältigung (des Betreuten Wohnens) angesehen werden kann.

### 6.2.2.7 Selbstständigkeit

Die unter diesem Codewort gefassten Textsegmente geben Aussagen wieder, in denen sich die Befragten als selbstständig einschätzen. Der Begriff Selbstständigkeit scheint sehr geläufig, denn er wurde in den Interviews häufig verwendet und bei der Antwort auf die Frage nach der eigenen Selbstständigkeit differenziert und eindeutig eingesetzt. Am häufigsten aber wurde Selbstständigkeit in Zusammenhang mit dem Betreuten Wohnen angesprochen. Viele Befragte gehen davon aus, dass man besonders selbstständig sein muss, wenn man im Betreuten Wohnen leben möchte. Für die meisten der Befragten, die diesen Schritt gehen möchten (neun von elf Befragten), ist dies auch ein Grund, weshalb sie den Schritt in die eigene Wohnung gehen möchten, was aber an anderer Stelle (Kapitel 6.6.6.5) näher beschrieben wird. Sechs der Befragten aus dieser Untersuchungsgruppe, die diesen Schritt planen (Frau H., Frau R., Frau I., Frau M., Herr H. und Herr S.), beschäftigen sich daher intensiv mit der Notwendigkeit von Selbstständigkeit.

Frau H. beschreibt ihren Wunsch nach mehr Selbstständigkeit, bezieht dies aber vor allem auf Fähigkeiten, von denen sie glaubt, dass sie diese im Betreuten Wohnen benötigt:

Interviewer: Wie wohnen Sie zurzeit?  
Frau H.: Bei meinen Eltern. Ich möchte aber auch lernen, selbstständig zu werden. Deshalb werde ich auch immer um 14:00 Uhr abgeholt von montags bis donnerstags, um das halt zu lernen und auch besser mit Geld umzugehen. Und ich schreib jetzt noch immer nach jedem Einkauf, also wenn ich den eingeräumt hab, auf, was ich ausgegeben hab, was ich noch hab davon.  
[Z. 2-3]

Auch Frau R. hält Selbstständigkeit für die wichtigste Voraussetzung für die Bewältigung des Betreuten Wohnens, geht aber ebenfalls davon aus, dass dies erlernbar ist. Ihre Aussagen lassen darauf schließen, dass sie sich selbst als selbstständig einschätzt:

Interviewer: Was, glauben Sie, ist das Allerwichtigste, wenn man ambulant betreut, also wenn man betreut Wohnen möchte. Was muss man für ne Grundvoraussetzung mit sich bringen?  
Frau R.: Ja, die Selbstständigkeit.  
Interviewer: Das glauben Sie schon?  
Frau R.: Ja, dass das funktioniert draußen. Und sonst bringt das nichts.  
Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss?  
Frau R.: Ja. Sonst rutscht man ganz schnell ab.  
Interviewer: Was passiert dann? Was kann passieren?  
Frau R.: Ja, wenn einer nicht arbeiten geht oder so. Seine Arbeit aufs Spiel setzt, natürlich Schulden hat ohne Ende, wo man den nicht mehr rauskommt. Ja, wenn man seine Wohnung nicht ordentlich hält. Wenn man mit dem Geld nicht kalkuliert oder umgehen kann.  
Interviewer: Kann man Selbstständigkeit lernen?  
Frau R.: Ja.  
Interviewer: Das heißt, auch Leute, die jetzt noch nicht so besonders selbstständig sind, könnten das lernen?  
Frau R.: Ja, die können das lernen. Wenn sie die Hilfen natürlich annehmen, ne.  
[Z. 746-756]



Ähnlich äußert sich Frau I., die Selbstständigkeit mit Eigenständigkeit gleichsetzt und dies als Voraussetzung, aber auch als Vorteil des Betreuten Wohnens sieht:

- Interviewer: Was ist das Wichtigste?  
Frau I.: Also ich finde, man sollte schon ne gewisse Eigenständigkeit haben, so auch man muss das auch wollen so. Man muss auch diese Eigenständigkeit wollen so, auf eigenen Füßen zu stehen. So das ist das halt wohl, das Wichtigste für mich. Nicht ständig betreut zu werden so. Dass man dann auch so seine Privatsphäre hat.  
Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss oder kann man da einen Teil von lernen?  
Frau I.: Also ich schätze mal, dass die da auch ein paar Sachen dann lernen. Aber ich fände es schon gut, wenn man dann einen Teil schon vorher könnte und so.  
[Z. 488-490]

Zwei Befragte beschreiben eine Entwicklung ihrer Persönlichkeit hin zu mehr Selbstständigkeit, bedingt durch ihre Lebensführung in einer Außenwohngruppe.

- Interviewer: Was haben Sie gelernt, seitdem Sie hier in der Außenwohngruppe wohnen?  
Frau M.: Eigentlich alles. Aber bei meinen Eltern habe ich fast gar nichts gedurft. Fast alles hat meine Eltern für mich gemacht.  
Interviewer: Ist das eher ...  
Frau M.: Ich find das hier besser. Da kann ich besser selber selbstständiger werden.  
[Z. 250-253]
- Interviewer: Also Sie wohnen mit Ihrer Freundin hier?  
Herr S.: Ja, verlobt sind wir. Wir machen alles selbstständig, alles so weit. kochen, waschen, macht meine Freundin, meine Verlobte. Also ich tu auch bügeln, kochen, alles was auch anfällt soweit.  
Interviewer: Das heißt, Sie wohnen in einer Außenwohngruppe, aber relativ für sich.  
[Z. 6-8]

Für die Befragten, die schon im Betreuten Wohnen leben, spielt Selbstständigkeit ebenfalls eine große Rolle. Entweder war der Wunsch nach Selbstständigkeit ausschlaggebend für den Schritt ins Betreute Wohnen (wurde von sieben Befragten geäußert) oder sie berichten von einer persönlichen Entwicklung hin zu mehr Selbstständigkeit. Die Mehrheit dieser Befragten (acht Befragte wiesen darauf hin) geht davon aus, dass man über ein hohes Maß an Selbstständigkeit verfügen sollte, wenn man allein wohnen möchte, sagt aber auch, dass man diese Selbstständigkeit erlernen kann.

Für Herrn T. scheint die Selbstständigkeit bzw. die Möglichkeit einer selbstständigen Lebensführung der hervorstechende Grund und die positivste Auswirkung des Ambulant Betreuten Wohnens zu sein, wie in einigen seiner Aussagen deutlich wird:

- Interviewer: Und Sie sind auch ganz froh, dass Sie in G. wohnen?

Herr T.: Ja, auch wegen Selbstständigkeit, deswegen. Ich wollte ja auch ein bisschen selbstständiger werden.  
[Z. 250-252]

Interviewer: Worauf sind Sie am meisten stolz?  
Herr T.: Selbstständigkeit. Weil jetzt ist der Schritt [ins Betreute Wohnen; Anm. d. Verf.] geschafft. Das ich den quasi geschafft habe. Da bin ich stolz drauf.  
[Z. 816-818]

Auch Herr R. zeigt sich stolz über seine Entwicklung hin zu mehr Selbstständigkeit:

Interviewer: Ja. - Worauf sind Sie am meisten stolz, was Sie so geschafft haben?  
Herr R.: Ja, das ich diesen Schritt geschafft habe. Dass ich selbstständig sein kann, wo andere ... Es gibt ja Leute, die durch Unfälle nicht so viel leisten können, das ich froh sein kann, was ich so bin. Dass ich diesen Weg gehen konnte.  
[Z. 598-600]

Frau D. beurteilt die Möglichkeit einer selbstständigen Lebensführung als den positivsten Aspekt des Betreuten Wohnens

Interviewer: Was finden Sie am Schönsten am Alleinwohnen? Was, finden Sie, ist das Beste daran?  
Frau D.: Also, dass man so lernen kann, auf eigenen Füßen zu stehen. Dass du selber putzen kannst und selber waschen kannst. Nicht so wie in einer Wohnfamilie, dass die das vorgesetzt kriegen. Also, man kann darauf stolz sein, dass du selber so Sachen machen kannst wie Putzen, Wäsche waschen.  
[Z. 592-593]

Und für Herrn U. war dies der ausschlaggebende Grund für den Umzug in die eigene Wohnung:

Interviewer: War das damals die richtige Entscheidung, der Schritt in die eigene Wohnung zu tun.  
Herr U.: Ja.  
Interviewer: Sie müssen noch mal sagen, warum.  
Herr U.: Also, ich finde, das ist ein großer Schritte, der für Selbstständigkeit und alles mit zu gehört. Ich find das okay. Selbstständigkeit finde ich schon viel besser.  
[Z. 370-373]

Herr N. beschreibt die Entwicklung seiner Persönlichkeit und nennt Selbstständigkeit als Voraussetzung für das Betreute Wohnen (dazu weiter Ausführungen unter Kapitel 6.6.5):

Interviewer: Sind Sie denn dadurch selbstbewusster geworden, dass Sie alleine wohnen?  
Herr N.: Ich bin selbstbewusst und selbstständig geworden.  
Interviewer: Ja?  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Durch das Alleinwohnen?  
Herr N.: Ja, durch das Alleinwohnen wird man selbstständig. Ja? Würde man das nicht sein, dann würde auch das Betreute Wohnen keinen Sinn haben.  
[Z. 510-515]

Bei den Befragten, die nicht im Betreuten Wohnen leben möchten, bezieht sich der Aspekt der Selbstständigkeit in erster Linie auf ihre Einschätzung der Notwendigkeit selbstständigen Handelns in der eigenen Wohnung. Weitere Aussagen, die Aufschluss über das Maß an Selbstständigkeit der Befragten geben, deuten auf eine eher geringe Einschätzung von Selbstständigkeit bei dieser Befragungsgruppe hin. Insgesamt lassen nur die Aussagen von acht der dreizehn Befragten dieser Gruppe Rückschlüsse auf die Selbstständigkeit zu.

Herr Sch. geht davon aus, dass man selbstständig sein muss, um alleine leben zu können und schätzt sich so ein, als wenn ihm dies gelingen könnte. Er sieht sich demnach als selbstständig an:

- Interviewer: Was glauben Sie, ist dabei das Wichtigste?  
Herr Sch.: Das er alles kann.  
Interviewer: Was ist denn alles?  
Herr Sch.: Lesen, schreiben, dass er sich ... Er muss ja auch alleine einkaufen gehen, selber kochen, waschen, putzen usw.  
Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss?  
Herr Sch.: Auf jeden Fall, ja.  
Interviewer: Würden Sie das auch schaffen? Weil die ganzen Sachen, die Sie gerade aufgezählt haben, jetzt mal ehrlich, die können Sie ja. Was ...  
Herr Sch.: Ja. Klar, das kann ich auf jeden Fall. Ja.- Ne, also ich denk mir schon, dass, wenn ein anderer das machen will und der ist dazu in der Lage, dann soll er das machen.  
[Z. 539-546]

Auch Herr I. geht davon aus, dass Selbstständigkeit eine Voraussetzung für das Betreute Wohnen ist, aber auch erlernt werden kann:

- Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss, wenn man ins Betreute Wohnen gehen will oder kann man das vielleicht sogar lernen?  
Herr I.: Sollte man, aber kann man auch lernen.  
Interviewer: Das erklären Sie mal bitte.  
Herr I.: Man sollte es vorher schon ein bisschen gelernt haben.  
Interviewer: Was meinen Sie denn, wenn wir von Selbstständigkeit reden?  
Herr I.: Also Kochen, also dass man nicht verhungert, wenn keiner mehr da ist. Und auch einkaufen gehen, aber das kann man auch mit der Betreuung machen. Aber dass man sich eben auch teilweise alleine regeln kann, sag ich mal.  
[Z. 781-786]

Eine ähnliche Meinung vertritt auch Frau L.:

- Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss, wenn man alleine wohnt?  
Frau L.: Zum größten Teil ja.  
Interviewer: Ja?  
Frau L.: Muss schon alleine kochen können.  
Interviewer: Kann man das denn lernen? Kann man Selbstständigkeit lernen?  
Frau L.: Ja, wenn nicht ... Man kann alles lernen im Leben. Wenn nicht, dann sind Leute da, da kann man ja nachfragen. Kannst du mir kurz zeigen und öfters zeigen, wie das geht. Und dann können die Leute das auch alleine machen und hinkriegen. Da muss man den Mund aufmachen, auf hochdeutsch gesagt.  
[Z. 724-730]

Drei Befragte dieser Gruppe beschreiben ein eher geringes Maß an Selbstständigkeit oder formulieren den Wunsch nach mehr Selbstständigkeit, wie bei der im Folgenden zitierten Befragten deutlich wird:

Frau P.: Ich wünschte mir manchmal, ich könnte so sein wie meine Geschwister. Also so, dass ich Selbstständigkeit mehr kriegen könnte.  
Interviewer: Hätten Sie die kriegen können? Glauben Sie, dass das was mit Ihrer Behinderung zu tun hat?  
Frau P.: Ja.  
Interviewer: Ja? Ach so. Glaube ich nicht.  
Frau P.: Ne?  
Interviewer: Ne. Ich glaube, dass Menschen mit Behinderung genauso alleine leben können wie andere Menschen.  
Frau P.: Ja, aber ich wünsche ... manchmal habe ich das Gefühl ... manchmal wünsche ich mir, ich könnte, wie du auch schon gesagt hast, oder darf ich nicht Du sagen? Manchmal wünsche ich mir, ich könnte das auch so, das Leben führen wie meine Schwester und wie mein Bruder und so. Das wünschte ich mir.  
[Z. 503-509]

Die Befragten Frau F. und Herr G. schätzen sich als unselbstständig ein, was nach der Aussage von Frau F. auch einem Schritt ins Betreute Wohnen entgegen steht:

Interviewer: Warum wollen Sie jetzt noch nicht ins Betreute Wohnen?  
Frau F.: Ja, weil ich also noch bestimmte Sachen noch nicht und muss noch einiges noch lernen.  
Interviewer: Und das würden Sie gerne, bevor Sie dann ins Betreute Wohnen gehen?  
Frau F.: Ja.  
Interviewer: Warum?  
Frau F.: Ja, ich möchte also wirklich bestimmte Sachen können und so. Ne, also will das erst mal da lernen und dann so nach Außenwohngruppe.  
Interviewer: Einfach um selbstständiger noch zu werden?  
Frau F.: Ja, irgendwie noch selbstständiger zu werden. Ja.  
[Z. 165-172]

Interviewer: Würden Sie sich als selbstständig einschätzen?  
Herr G.: Ich?  
Interviewer: Ja.  
Herr G.: Ne. Schwer zu sagen, schwer zu sagen.  
(...)  
Interviewer: Wenn man besonders selbstständig ...  
Herr G.: Selbstständig sein, hab ich nie richtig gelernt, richtig.  
Interviewer: Genau.  
Herr G.: Ich könnte ja. Ich könnte gar nicht, ich schaff das gar nicht. Im Heim kann keiner selbstständig werden.  
[Z. 689-708]

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Einschätzung der eigenen Selbstständigkeit bzw. die Formulierung des Wunsches nach mehr Selbstständigkeit bei einem Großteil der Befragten sehr differenziert erfolgt. Unter allen interpsychischen Prozessen scheint die Auseinandersetzung mit der eigenen Selbstständigkeit eine übergeordnete Rolle zu spielen und für die

Befragten vor allem in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen, aber auch generell in der Bewältigung ihres Lebensalltags von besonderer Bedeutung zu sein, was sich vor allem in dem Bewusstsein über die eigene Selbstständigkeit zeigt, das fast alle Befragten äußern konnten.

Selbstständigkeit ist demnach eine der wichtigsten, für manche Befragte vielleicht sogar die wichtigste Copingstrategie.

Abschließend lässt sich sagen, dass ein Großteil der Befragten über Strategien verfügt, die dem personenbezogenen Coping zuzuordnen sind. Das Empfinden von Selbstständigkeit und Handlungsmöglichkeiten im Bereich der Selbstbestimmung scheinen subjektiv die wichtigsten individuellen Ressourcen zu sein, wobei vor allem Aussagen zur Reflexionsfähigkeit ein enormes Potential zeigen, was darauf hinweist, dass viele der Befragten über individuelle Ressourcen im Bereich von Bewältigungsstrategien verfügen. An vielen Stellen stößt die Analyse allerdings an ihre Grenzen und häufig handelt es sich bei der Darstellung der Ergebnisse um Interpretationen der Verfasserin. Wie im Kapitel 8. Reflexion und Ausblick noch einmal aufgegriffen wird, liegt hier ein besonderer Schwerpunkt für die weitere Forschung.

### **6.2.3 Weitere positive Einflussfaktoren für erfolgreiches Coping**

Neben den bereits dargestellten individuellen Ressourcen gibt es noch weitere Faktoren, die ein erfolgreiches Coping beeinflussen können. In erster Linie handelt es sich dabei um eine allgemein geäußerte (Lebens-)Zufriedenheit. Auch Aussagen zu den wichtigen Dingen im Leben lassen Rückschlüsse auf Faktoren zu, die sich positiv im Sinne eines Bewältigungshandelns auswirken können.

#### **6.2.3.1 Lebenszufriedenheit**

Allen Befragten wurde während der Gespräche die Frage gestellt „*Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?*“. Insgesamt beschrieben 25 Befragte eine generelle Lebenszufriedenheit, wobei ungefähr die Hälfte noch zusätzliche Wünsche oder Schwierigkeiten beschrieb. Neun Befragte waren zum Zeitpunkt der Gespräche nicht mit ihrem Leben zufrieden. Als Gründe wurden am häufigsten die Arbeit und die Wohnsituation genannt. Zwei Befragte machten keine Aussage zu ihrer Lebenszufriedenheit.

Von den Befragten, die ins Betreute Wohnen ziehen wollen, äußerten sieben Befragte, dass sie mit ihrem Leben zufrieden seien, während vier Befragte (Frau U., Herr P., Herr H. und Herr S.) eher eine Unzufriedenheit beschrieben. Die Gründe hierfür sind unterschiedlich, wobei für Herrn S., Frau U. und Herrn H. die Wohnsituation eine große Rolle spielt.

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr H.: Im Moment bin ich nicht zufrieden.  
Interviewer: Was würden Sie gerne ändern?  
Herr H.: Ja, erst mal eigene Wohnung und dann wieder in die Selbstständigkeit rein. Ich glaub, dann wär ich zufriedener.  
[Z. 478-481]

Für Herrn P. sind es eher Aspekte seiner Persönlichkeit und seines Lebenswandels, mit denen er nicht zufrieden ist und die er gern ändern würde:

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr P.: Nein.  
Interviewer: Gut. Was sollte sich ändern?  
Herr P.: Muss sich viel bei mir ändern.  
Interviewer: Fangen Sie mal an.  
Herr P.: Lügen halt darf nicht passieren.  
Interviewer: Kommt das öfter vor?  
Herr P.: Ist öfters vorgekommen, ja.  
Interviewer: Okay. Lügen.  
Herr P.: Ja, halt mit Geld und so. Und halt Alkohol war auch ne große Rolle.  
Interviewer: Spielt der denn noch ne Rolle?  
Herr P.: Nicht mehr so. Also, ich hatte ... wir hatten uns auch mal inne Wolle gehabt, weil ich ein Glas Bier getrunken hab.  
Interviewer: Sollten Sie eigentlich gar keinen Alkohol mehr trinken?  
Herr P.: Ja, ich kann Alkohol trinken, nur wenn ich zu viel trink, dann bin ich mir nicht sicher.  
[Z. 702-715]

Von den sieben Befragten aus dieser Gruppe, die nach eigener Aussage mit ihrem Leben zufrieden sind, sehen vier (Herr M., Frau I., Frau H. und Frau R.) keinen Bereich, in dem sie etwas ändern wollen würden.

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Frau I.: Ja.  
Interviewer: Gibt es irgendetwas, was Sie gerne ändern würden?  
Frau I.: Im Moment wüsste ich da nichts.  
[Z. 381-384]

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Frau R.: Ja, sicher. Besser kann's gar nicht laufen. Ja, das ist so. Besser kann das Leben für uns nicht laufen. Also mit Herrn S. [ihrem Lebensgefährten und Mitbewohner; Anm. d. Verf.], das ist schon ganz gut, ja.  
Interviewer: Gibt es nichts, was Sie so stören würde?  
Frau R.: Nö.  
Interviewer: Wo Sie sich sagen, das müsste sich jetzt mal ändern.  
Frau R.: Nö, nö. So lange das alles so bleibt, wie ich mir das wünsche, dann bin ich immer zufrieden.  
[Z. 660-665]

Herr A., Herr K. und Frau M. sind generell mit ihrem Leben zufrieden, würden aber trotzdem im Bereich der Arbeit (Herr A.) oder im Bereich Wohnen (Frau M. und Herr K.) eine Veränderung befürworten.

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Frau M.: Ja.  
Interviewer: Würden Sie gerne noch irgendwas ändern?  
Frau M.: Ne.  
Interviewer: Also so, wie Ihr Leben jetzt gerade läuft, sind Sie voll und ganz zufrieden?  
Frau M.: Ja.  
Interviewer: Job. Wohnen. Arbeit. Freizeit.  
Frau M.: Außer dass wir ins Betreute Wohnen wollen.  
[Z. 506-513]

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr A.: Heute ja, früher nein.  
Interviewer: Ja, aber im Moment ist ...  
Herr A.: Ja, im Moment.  
Interviewer: Gibt es irgendwas, was Sie stört, was Sie gern ändern würden?  
Herr A.: Ja.  
Interviewer: Was denn?  
Herr A.: Hier.  
Interviewer: Ihre Arbeit? ... Das heißt, Sie möchten lieber auf den freien Arbeitsmarkt.  
Herr A.: Unbedingt. Sofort. Wenn ich ne Arbeitsstelle hätte, ich würde ... klick, komm, weg, tschüss.  
[Z. 731-740]

Von den Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, äußerten vier, dass sie mit ihrem Leben zurzeit nicht ganz zufrieden seien. Bei Herrn O. bezog sich diese Unzufriedenheit auf die Arbeit und Herr J. ist mit den Bereichen Geld, Arbeit und Wohnsituation noch nicht ganz zufrieden:

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr J.: Ja, aber könnte noch besser sein.  
Interviewer: Was denn?  
Herr J.: Ja, geldmäßig und weiß nicht. Ja.  
Interviewer: Was stört Sie? Oder was würden Sie gerne verändern?  
Herr J.: Ich weiß nicht. Andere Arbeit vielleicht, wo man besser verdient. Ja, das. Ansonsten keine Ahnung. Und eigene Wohnung natürlich, komplett eigene Wohnung.  
Interviewer: Warum?  
Herr J.: Weiß nicht. Besser finde ich als in ner WG zu wohnen.  
Interviewer: Warum?  
Herr J.: Da bin ich für mich. Meine eigene Wohnung. Keine Ahnung. Meine eigenen vier Wände. Ich weiß es nicht. Ist besser.  
Interviewer: Mit Betreuung oder ohne? Persönliche Assistenz oder ohne?  
Herr J.: Natürlich, besser natürlich ohne.  
Interviewer: Warum?  
Herr J.: Ja, klar. Ohne. Sicher ist das besser, ohne. Wenn ich jetzt alles kann und fertig hab, dann ist das doch besser, wenn die Betreuung da weg ist.  
Interviewer: Wenn man alles kann.

Herr J.: Ja. Wenn ich dann alles kann.  
[Z. 794-809]

Herr V. ist mit seiner gesamten Situation unzufrieden:

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr V.: Nö.  
Interviewer: Was stört Sie, was würden Sie gerne ändern?  
Herr V.: Alles.  
Interviewer: Alles nicht. Nein.  
Herr V.: Doch.  
[Z. 630-635]

Acht Befragte aus der Gruppe, die im Betreuten Wohnen leben, beschrieben eine generelle Lebenszufriedenheit, wobei vier Befragte (Herr T., Herr F., Herr R. und Frau T.) noch Verbesserungswünsche äußerten.

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment, so wie es ist?  
Herr T.: Ja, man könnte sicherlich was ändern.  
Interviewer: Was denn?  
Herr T.: Ja, eine Freundin und ein bisschen mehr Geld. Aber sonst nichts.  
[Z. 644-648]

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr F.: Ja. Da bin ich sehr zufrieden jetzt. Bin auch glücklich so.  
Interviewer: Gäb nichts, was Sie jetzt ändern wollten im Moment?  
Herr F.: Ne. Jetzt nichts. Nur die Wohnung. Will ich ne neue haben. Das ist wichtig für mich jetzt. Mit meine Freundin zusammen einziehen erst mal.  
[Z. 612-615]

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Herr R.: Es könnte was besser laufen, aber es ist sonst eigentlich ... bin ich zufrieden.  
Interviewer: Was könnte besser laufen?  
Herr R.: Ja, man könnte es besser haben, wenn manchmal ein bisschen mehr zur Verfügung hätte an Geld und das alles. Dann könnte man mehr machen, man könnte mehr unternehmen, man könnte mal wirklich ... Aber was nicht ist, muss man sich so helfen.  
[Z. 348-351]

Die Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, sind am zufriedensten mit ihrem Leben. Von den dreizehn Befragten machten zwei Befragte (Herr G. und Herr C.) keine Aussage, nur eine Befragte (Frau P.) äußerte, dass sie nicht sehr zufrieden sei, und zwei Befragte (Frau F. und Herr I.) beschrieben zwar eine generelle Zufriedenheit, zeigten aber auch Schwierigkeiten auf:

Interviewer: Sind Sie denn zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?  
Frau P.: Ja, ich wünschte mir ... also ginge ein bisschen schneller mit allem. Aber geht ja nicht, weil man kann ja nicht sich selber überfordern und so. Dass ich wieder Treppen steigen könnte, dass ich dann auch mehr wieder nach Hause könnte. (...)  
Interviewer: Das heißt, Sie wünschen sich einfach noch ein bisschen mehr Kontakt oder dass Sie wieder mehr aktiver werden.



Frau P.: Vor allen Dingen auch mehr mit meinen Leuten hier zusammen, mit meiner Familie, ganz ehrlich sagen, zusammen zu sein.  
[Z. 442-445]

Herr I.: Aber sonst - eigentlich bin ich zufrieden. Aber man kriegt dann eigentlich auch schon mal die Gedanken so, man wär besser gesund. Wenn man jetzt Auto fahren könnte usw.

Interviewer: Wär man viel unabhängiger, das stimmt schon. Ja, ja.

Herr I.: Oder auch mit dem Beruf, ne. Da denke ich schon öfters mal nach. Man säß, glaube ich, besser im öffentlichen ... als wie hier. (...)

Interviewer: Also, was stört Sie?

Herr I.: Ja, wie gesagt, ab und zu meine Behinderung schon, ne. Weil man kann einige Sachen nicht machen, die ein Gesunder eben machen kann.  
[Z. 650-665]

Alle anderen Befragten beschrieben zum Teil sogar eine sehr große Lebenszufriedenheit, wie im folgenden Beispiel deutlich wird:

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?

Herr Sch.: Ja, doch, sehr.

Interviewer: Warum? „Ja, doch, sehr“ ist ne schöne Antwort.

Herr Sch.: Doch, ich bin sehr zufrieden mit meinem Leben, so wie ich das jetzt gestalte.

Interviewer: Ja, erzählen Sie mal: Warum gefällt Ihnen das? Was gefällt Ihnen besonders gut?

Herr Sch.: Ja, wie soll ich das beschreiben. Also, ist eben anders wie vorher. Also nicht so, den ganzen Tag so ... so in der Stadt rumlungern. Zwar war das vorher auch gut, also direkt in der Stadt so. Aber im Moment ist das doch optimal, so wie es ist.

Interviewer: Gibt es irgendwas, was Sie da stört? Was Sie nicht so gut finden? Sollte sich irgendwas ändern?

Herr Sch.: Nö.  
[Z. 456-465]

Interviewer: Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben im Moment?

Frau K.: Ja.

Interviewer: Gibt es Dinge, die Sie stören oder die Sie gern ändern würden?

Frau K.: Nein.

Interviewer: Alles tüptopp, so wie es läuft?

Frau K.: Ja.  
[Z. 418-423]

Diese anteilmäßig höhere Lebenszufriedenheit lässt sich unterschiedlich interpretieren. Vielleicht handelt es sich bei diesen Befragten um Menschen, die insgesamt eine positive Lebenseinstellung haben oder aber ein eher geringes Anspruchsdenken zeigen. Da bei den anderen Befragungsgruppen als negative Einflussfaktoren vor allem Aspekte um die eigene Wohnung oder das Betreute Wohnen oder aber finanzielle Aspekte genannt wurden, kann es auch sein, dass die Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, weniger Problemfelder für sich erkennen, da sie sich nicht mit der Finanzierung ihres Lebensalltags auseinandersetzen müssen oder Gedanken an den Wechsel in eine eigene Wohnung bzw. dortige Schwierigkeiten keine Rolle für sie spielen.

### 6.2.3.2 Bedeutsamkeit verschiedener Lebensbereiche

Ein Großteil der Befragten wurde während der Gespräche gefragt, was ihnen in ihrem Leben wichtig sei. Die Antworten geben Aufschluss über die Bedeutung bestimmter Aspekte und die individuelle Gewichtung der verschiedenen Thematiken im Leben. Dabei lässt sich eine Tendenz zu drei großen Bereichen erkennen, die für die Befragten in ihrem Leben am wichtigsten sind. Dies sind der Bereich soziale Beziehungen, der Bereich Gesundheit und verschiedene Aspekte des menschlichen Handelns, beispielsweise Ehrlichkeit. Da es zwischen den drei Befragungsgruppen keine auffälligen Unterschiede in den Ergebnissen gab, werden diese hier zusammengefasst dargestellt.

Achtzehn Befragte benannten soziale Beziehungen, also positive Kontakte zur Familie, zu Freunden oder anderen Personen, als wichtigstes Element in ihrem Leben. Für sechs Befragte spielt ihre Gesundheit und die Gesundheit ihrer Mitmenschen eine wichtige Rolle, fünf Befragte nennen unter anderem Arbeit als wichtigen Aspekt und elf Befragte nennen als einen und teilweise auch einzigen Aspekt eine menschliche Eigenschaft oder Aktivität. Hier wurden genannt: Frieden, Selbstbestimmung, Ehrlichkeit, Vertrauen, Leben genießen, ausgefüllte Freizeit, Selbstverteidigung und Sicherheit. Sechs Befragte machten keine Angaben zu diesem Bereich.

An erster Stelle in Bezug auf die Bedeutung in ihrem Leben stehen für achtzehn Befragte soziale Beziehungen, was in folgenden Zitaten exemplarisch wiedergegeben wird:

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?  
Frau I.: Ja, wie gesagt: Freunde, Familie. Wie gesagt, netter Freund. Wie gesagt, irgendwann ne gute Wohnung. Ja, und halt ein guter Job.  
[Z. 385-386]

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?  
Frau A.: Familie auf jeden Fall an erster Stelle. Was ist mir noch wichtig? Gesundheit. Und jetzt fällt mir auch nichts mehr ein.  
[Z. 533-534]

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?  
Herr K.: Dass ... erstens, dass Frau M. mit mir, dass es gut klappt, die Beziehung. Das ist für mich wichtig. Und Freundschaften sind wichtig. Arbeit ist wichtig, dass man die behält und so und nicht da raus muss und so. Ist sehr wichtig. Beschäftigung ist wichtig. Ob Arbeit oder Freizeitbeschäftigung.

Interviewer: Beides, ne?  
Herr K.: Beides so. Und dass die Beziehung so klappt.  
[Z. 666-669]

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?

Frau R.: Ja, meine Familie, mein Partner natürlich. Das ist natürlich ganz wichtig. Wenn das nicht wäre. Weil mein Vater ist ja letztes Jahr gestorben. Haben ja so keine Eltern nix mehr. Ich meine, das ist schon ... Wenn dann gar keiner mehr wäre, ich glaube, das wär dann doch schon ein bisschen schlimmer. Ja.

Interviewer: Ja, auf jeden Fall.

Frau R.: Ja. Ne.

Interviewer: Also, der Rückhalt ist Ihnen wichtig.

Frau R.: Also, da ist der Halt in unserer kleinen Familie schon wichtig, ja. Das würde ich so sagen.  
[Z. 666-671]

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?

Frau H.: Gut mit anderen Menschen auszukommen. Also Frieden eigentlich auf Erden zu haben.  
[Z. 612-613]

Für elf Befragte sind es bestimmte Eigenschaften, die für sie in ihrem Leben am wichtigsten sind, wie die folgenden Beispiele zeigen:

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?

Herr E.: Ehrlichkeit. Dass man z. B., wie ich gesagt hatte, mit dem Geld. Also, mir ist Geld nicht wichtig. Also, ich ...

Interviewer: Das eine hat ja nichts mit dem anderen zu tun.

Herr E.: Ne, ne. Genau. Und ich finde Freundschaft und Ehrlichkeit und ... ja, find ich eigentlich wichtig. Und ich mag es auch nicht, wenn man z. B. irgendwas zu jemand sagt und der soll das für sich behalten und dann nachher sagt, ne, ich sag das nicht und dann nachher hintenrum. Das mach ich auch nicht.  
[Z. 555-558]

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?

Herr W.: Wichtig? Vertrauen. Und Geborgenheit.  
[Z. 515-516]

Unter den weiteren Nennungen zu wichtigen Aspekten des Lebens finden sich u. a. der Bereich Arbeit und der Bereich Freizeit:

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?

Herr G.: Arbeit, Sicherheit. Geld. Arbeit.

Interviewer: Wie lange wollen Sie arbeiten? Wissen Sie das schon?

Herr G.: Bis Januar 2009. Dann hör ich auf. Mit 60. Ich hab mich erkundigt bei der LVR, wie lange ich arbeiten muss. Haben die gesagt, bis 2009 im Januar, 2009.  
[Z. 591-594]

Interviewer: Was ist Ihnen in Ihrem Leben wichtig?

Frau T.: Meine Freizeit, die ist mir schon wichtig.

Interviewer: Ja? Was ist Ihnen daran wichtig?

Frau T.: Einmal abzuschalten von der Arbeit und von dem ganzen Stress.

Interviewer: Ist Arbeit stressig?

Frau T.: Ja, schon mal. Kann schon mal stressig werden.

Interviewer: Und dann freuen Sie sich einfach darauf, nach Hause zu kommen...

Frau T.: Dann freu ich mich einfach auf meinem Feierabend und auf mein Wochenende.  
[Z. 580-587]

Die Bedeutung sozialer Beziehungen wurde bereits an anderer Stelle tiefergehend betrachtet. Für (mindestens) die Hälfte der Befragten stellen sie nach eigener Aussage den wichtigsten Teil ihres Lebens dar. Darauf wird im Rahmen der Ergebnisdiskussion weiter eingegangen. Hier lässt sich festhalten, dass durch die Bedeutung, die den sozialen Ressourcen zugeschrieben wird, die Lebenszufriedenheit und damit einhergehend auch die individuellen Ressourcen beeinflusst werden.

#### **6.2.4 Negative Einflussfaktoren auf erfolgreiches Coping**

Neben den positiven Aspekten, die ein erfolgreiches Coping beeinflussen, gibt es auch negative Faktoren, die sich auf die individuellen Ressourcen auswirken können. Aus den Aussagen der Befragten lassen sich vor allem zwei Faktoren herausarbeiten, die von den Befragten selbst als negativ angesehen werden und sich durch ihre Existenz sicherlich auf eine erfolgreiche Bewältigung auswirken können. Dabei handelt es sich zum einen um Einsamkeit und zum anderen um Überforderung, wobei Ersteres vor allem im Zusammenhang mit der Wohnsituation und Letzteres vor allem in Bezug auf die Arbeit verstanden wurde.

##### **6.2.4.1 Einsamkeit**

Einsamkeit ist für die Befragten eng mit sozialen Beziehungen verknüpft. Partnerschaften und freundschaftliche Beziehungen wirken nach Aussage der meisten Befragten dem Gefühl Einsamkeit entgegen. Auch die Wohnsituation, die bei zwei Drittel der Befragten eine gemeinschaftliche ist, beeinflusst die Wahrnehmung von Einsamkeit.

WINDISCH/ KNIEL (1988) definieren Einsamkeit als ein Element sozialer Isolation, die sie mit Ausgrenzung bzw. Nichtteilnahme von und an gesellschaftlichen Prozessen betrachten. Gründe für Isolation lassen sich auf gesellschaftlicher Ebene (z. B. Arbeitslosigkeit), auf der Ebene sozialer Beziehungen (z. B. fehlende Kontakte) und der Ebene der Einstellungen und Handlungen (z. B. geringes Selbstwertgefühl) finden. Während ein Großteil der Befragten der vorliegenden Untersuchungen Isolation auf der Ebene der sozialen Beziehungen verortet, beziehen WINDISCH/KNIEL Einsamkeit allerdings auf die Ebene der Einstellungen und Handlungen: „In dieser Sicht verkörpert Einsamkeit begrifflich einen Ausdruck subjektiv empfundener, interpretierter Isolation. Sie ist keineswegs notwendig mit der tatsächlich gegebenen sozialen Isolation identisch, sondern vielmehr als ein durch individuelle Interpretationsmuster gebrochener Reflex darauf anzusehen.“ (WINDISCH/KNIEL 1988, S. 383) Einsamkeit kann demnach als ein innerer Zustand verstanden werden, der nur subjektiv erlebbar ist und so

für jeden Einzelnen unterschiedlich interpretiert werden kann. Einige generierbare Aussagen lassen sich nach WINDISCH/KNIEL (1988) aber doch treffen. In ihrer Untersuchung zur Einsamkeit von Menschen mit Schwerbehinderung kamen sie zu dem Ergebnis, dass „mit stärkerem Einsamkeitsgefühl der befragten erwachsenen Schwerbehinderten ein geringerer Netzwerkumfang (...), ein geringerer Umfang ihrer Freizeitkontakte (...) und eine schwächere Kontaktintensität einhergehen. In einem weiteren Ergebnis zeichnet sich ein signifikant stärkeres Einsamkeitsgefühl von allein stehenden Befragten im Vergleich zu jenen ab, die mit Angehörigen zusammenleben.“ (WINDISCH/KNIEL 1988, S. 383) Die Korrelation zwischen Netzwerkdichte, Freizeitumfang und Einsamkeit wird an dieser Stelle nicht vertiefend betrachtet, während der letztgenannte Punkt mit den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung übereinstimmt. Das Gefühl von Einsamkeit wurde von den Befragten in gemeinschaftlichen Wohnsituationen weniger häufig beschrieben als von einem Großteil der Alleinwohnenden, die sich über Momente äußerten, in denen sie sich einsam fühlen. Allerdings bedeutet dies wiederum nicht, dass Menschen in Wohngemeinschaften sich generell weniger einsam fühlen, denn „wie verschiedene Studien belegen, kann z. B. die Häufigkeit sozialer Kontakte in Wohnheimen höher sein als in betreuten Wohngemeinschaften oder im betreuten Einzelwohnen; daraus kann nicht der Schluss gezogen werden, das Gefühl der Einsamkeit trete hier seltener auf, da wie dargelegt soziale Isolation mit der Folge des Gefühls der Einsamkeit auch im Zusammenhang mit der Qualität der sozialen Kontakte steht.“ (KENDEL/THOMAS 2004, S. 118)

Die Befragten, die ins Betreute Wohnen gehen wollen, fühlen sich nicht einsam, allerdings wohnt diese Gruppe der Befragten vollständig in Gemeinschaften und verbindet Einsamkeit vor allem mit Alleinsein, was in diesen Wohnsituationen eher selten gegeben ist.

Herr K. beschreibt die Sorge vor Einsamkeit aus seiner Situation heraus. Er wohnt mit seiner Partnerin in einer Außenwohngruppe und fühlt sich daher eher nicht einsam. Für ihn ist Alleinsein in seiner Wohnsituation sogar eher positiv bewertet. An späterer Stelle wird beschrieben, dass Herr K. schon einmal im Betreuten Wohnen gescheitert ist und dies auf die Einsamkeit zurückführt. Nach seiner Meinung kommt es daher zu Einsamkeit, wenn Hilfe versagt wird:

- |              |   |
|--------------|---|
| Interviewer: | Jetzt will ich noch wissen, fühlen Sie sich manchmal alleine und einsam?  |
| Herr K.:     | Einsam. Allein und einsam. Nein, eigentlich nicht so. Fühl ich mich eigentlich nicht so. Nur wenn man Hilfe braucht und keine kriegt, da - dann fühlt man sich ein bisschen einsam.   |
| Interviewer: | Dann kann das schon mal passieren, ja.  |
| Herr K.:     | Ansonsten so, so persönlich fühl ich mich nicht einsam. Das heißt, wenn ... da können die andere sagen, wir sind mal weg. Willste mit? - Ne, wie heute, dann sag ich ne. Geh ich ins Bett, schlaf mein Mittagsschläfchen, kann ne Stunde schlafen, kein Mensch stört mich, keiner guckt mal eben, will was. Oder ich guck Fernsehen, ich hör Musik oder ich geh an den Computer. Ich bin dann auch am Computer und mach meine Aufgaben. Oder mach Aufgaben, was noch gemacht werden könnte. |

[Z. 646-649]

Frau I., die noch bei ihren Eltern wohnt, fühlt sich nie einsam und begründet das mit ihren freundschaftlichen und partnerschaftlichen Beziehungen:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam?  
Frau I.: Nein. Ich hab Freunde, ich hab einen Freund. Da bleibt keine Zeit zum Einsamfühlen.  
[Z. 373-374]

Auch für Herrn S. spielt Einsamkeit keine Rolle mehr, seitdem er eine Partnerin hat:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam?  
Herr S.: Ja, früher mal. Jetzt nicht mehr so, wie's jetzt ist.  
Interviewer: Liegt das jetzt nur daran, dass Sie eine Partnerin haben, also ne Verlobte? Oder liegt das auch an Ihnen selbst?  
Herr S.: An mir selber.  
Interviewer: Was hat sich denn bei Ihnen verändert? Wissen Sie das?  
Herr S.: Hab nen Partner.  
Interviewer: Ja.  
Herr S.: Wir tun sehr vieles. Wir tun sehr viel zusammen kochen und alles Mögliche. Das machen wir gemeinsam meistens immer. Die kann auch meistens auch alleine gehen. Hab ich kein Problem mit. Die ist ehrlich, zuverlässig. Die macht keinen Blödsinn. Ist alles wunderbar, wie ich das mir vorstelle.  
[Z. 724-732]

Bei den Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, zeichnet sich ein ähnliches Bild ab. Die Interviewpartner, die mit jemandem zusammen leben, berichten, dass sie sich eher nicht einsam fühlen, sondern es manchmal sogar schätzen, wenn sie für sich sind.

Nur Herr R., der mit der Befragten Frau T. zusammen lebt, sagt, dass er sich zeitweise einsam fühlt, sieht aber gleichzeitig seine Partnerin als mögliche Bezugsperson:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal alleine oder einsam?  
Herr R.: Ja, das kommt auch schon mal vor. Aber nicht so oft. Aber es kommt auch schon mal vor, dass man sich einsam fühlt, ja.  
Interviewer: Wann?  
Herr R.: Es ist schon mal ne Phase, die hat man dann.  
Interviewer: Und da hilft es dann auch nicht so richtig, dass Sie eine Partnerin haben oder eine Freundin haben?  
Herr R.: Doch, dann hilft das auch schon mal. Aber es hilft dann auch schon mal. Die ist ja hier, man kann sich dann unterhalten. Wenn man ganz alleine wäre, wär es vielleicht auch nicht schön.  
[Z. 342-348]

Diese Partnerin fühlt sich nicht einsam und bezieht sich auf den zuvor zitierten Befragten und auf ihre Freunde:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam?  
Frau T.: Eigentlich nicht.  
Interviewer: Warum nicht?  
Frau T.: Weil ich hier meinen Freund hab und Arbeitskollegen hab, wo ich dann auch hingehen kann.  
[Z.326-329]

Im Gegensatz dazu sprechen die Befragten, die ganz allein leben (Herr F., Herr V., Herr N. und Herr U.), fast alle von Einsamkeit und dem Bedürfnis nach Kontakten.

Herr U. lebt seit der Trennung von seiner Frau allein in der gemeinsamen Wohnung und fühlt sich zeitweise einsam:

- Interviewer: Ist Ihnen manchmal langweilig?  
Herr U.: Manchmal ja. Manchmal finde ich es gut, aber manchmal gibt es auch so Tage, fällt die Decke einem auf den Kopf so alleine. Hast keinen zum Unterhalten und so. Wenn du Radio anmachst und Fernsehen anmachst, der gibt ja keine Widerworte und so.
- Interviewer: Ja. Was machen Sie dann?  
Herr U.: Dann geh ich eben raus, gehe spazieren oder geh nen Kumpel besuchen und so, dass die Zeit ein bisschen schneller umgeht, dann Fernsehen und dann wieder ab nach Bett.
- Interviewer: Ist das öfters so oder nur manchmal?  
Herr U.: Das ist nur manchmal.
- Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal einsam und alleine?  
Herr U.: Manchmal ja. Wenn man so, wie gesagt, abends keinen hat, mit dem man sich unterhalten und dann kuscheln kann und so.
- Interviewer: Hätten Sie gerne eine neue Partnerin?  
Herr U.: Hätte gerne schon, ja. Aber erst mal wieder eine Richtige finden.  
[Z. 340-349]

Für Herrn V., der ebenfalls allein lebt, spielt Einsamkeit eine große Rolle. Sie beeinflusst seine Lebenszufriedenheit, macht ihm Angst und wird womöglich dazu führen, dass er aus der eigenen Wohnung zurück in eine Gemeinschaft ziehen wird. Seitdem ihn seine Freundin nur noch am Wochenende besucht, weiß er nicht mehr, was er in seiner Wohnung tun soll:

- Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam?  
Herr V.: Ja.
- Interviewer: In was für Situationen?  
Herr V.: Jetzt die Arbeit, nein die Arbeit nicht ... Meine Freundin ist früher jeden Tag zu mir gekommen, jetzt kommt nicht mehr jeden Tag. Und dann weiß ich nicht mehr, was ich machen soll. Ob ich jetzt nach Uedem fahr oder ich fahr sogar schon mit dem Fahrrad 150 km weit durch Holland.
- Interviewer: Um die Zeit rumzukriegen.  
Herr V.: Genau.
- Interviewer: Alleine wohnen ist nichts für Sie.  
Herr V.: Ne.  
[Z. 622-629]

Herr N. ist der Einzige unter den Alleinlebenden, der sich nicht einsam fühlt. Allerdings lebt er in einer Partnerschaft und sagt von sich, dass er sich ohne Partnerin wahrscheinlich einsam fühlen würde:

- Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal alleine und einsam?  
Herr N.: Ich fühl mich nicht einsam.
- Interviewer: Liegt das daran, dass Sie eine Freundin haben oder liegt daran...  
Herr N.: Ne, das liegt an der Freundin.
- Interviewer: Wenn Sie die nicht hätten, würden Sie dann auch alleine wohnen?  
Herr N.: Ja.

Interviewer: Könnte es sein, dass Sie dann manchmal einsam wären?  
Herr N.: Dann könnte es sein, ja.  
[Z. 475-482]

Die Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen gehen möchten, fühlen sich zum Großteil nicht einsam. Die Angst davor ist bei ihnen einer der vorherrschendsten Gründe, nicht in eine eigene Wohnung ziehen zu wollen, was aber in Kapitel 6.6.3 und 6.6.4 näher beschrieben wird. Den meisten geht es so wie Herrn Sch. und Frau A.:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal alleine und einsam?  
Frau A.: Nein, weil ich immer meine Eltern um mich hab. Da bin ich nicht alleine.  
[Z. 527-528]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam?  
Herr Sch.: Nö.  
Interviewer: Liegt das daran, dass immer Leute da sind?  
Herr Sch.: Ja.  
[Z. 452-455]

Herr E. beschreibt ein differenziertes Bild von Einsamkeit. Obwohl er seine Wohngruppe als mögliche Ressource sieht, fühlt er sich als einziger Befragter aus dieser Gruppe manchmal einsam. Allerdings verfügt er über Kompetenzen, eigenständig mit diesen negativen Emotionen umzugehen:

Interviewer: Ja, gut. Was wär denn mit diesem Faktor „Einsamkeit“?  
Herr E.: Bei mir ist das so, wenn ich irgendwie einsam bin oder allein bin, sag ich mal, und z. B., jetzt nicht immer, aber weil hier auch mehrere Leute sind, aber wenn ich das mal hab, dann denk ich mir z.B. jetzt, ja, dann versuch ich, jemanden anzurufen und frag z. B. N., kannst mal kommen, mal rüberkommen. Nur wenn du möchtest, wenn du möchtest. Ja, dann versuch ich das. Wenn er sag, ja, ich komme, dann ist das gut. Und wenn er sagt, ne, ich komm auch nicht, ist es auch gut. Dann hab ich das zu akzeptieren. Und dann misch ich mich dann auch nicht weiter ein. Dann sag ich nur: Ja, wär schön, wenn du gekommen wärst, sag ich dann. Nur wenn du möchtest, kannst ja noch mal kommen, sag ich dann oder so.  
[Z. 597-598]

Insgesamt lässt sich sagen, dass sich die Befragten, die allein im Betreuten Wohnen leben, von allen Interviewpartnern am einsamsten fühlen. Partnerschaftliche Beziehungen können dabei ein Hilfe sein, werden aber nicht als vollständig kompensierend angesehen.

Wenn es um (mögliche) Schwierigkeiten in Bezug auf das Betreute Wohnen geht, scheint Einsamkeit daher eine wichtige Rolle zu spielen, denn viele Befragte bezogen ihre Ängste vor diesem Schritt auf das Alleinsein, was aber in den Kapiteln 6.6.3 und 6.6.4 detaillierter beschrieben wird. So lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass Einsamkeit als ein negativer



Einflussfaktor auf die individuellen Ressourcen in Bezug auf Bewältigungsstrategien gesehen werden kann.

#### 6.2.4.2 Überforderung und Unsicherheit

Überforderung kann entstehen, wenn Belastungssituationen und Ansprüchen von außen keine ausreichenden äußeren und inneren Ressourcen und demnach auch keine angemessenen Bewältigungsmöglichkeiten gegenüberstehen. Dadurch kann Unsicherheit entstehen, die auf einen empfundenen Mangel von Sicherheit hindeutet.

Vierzehn der 36 Befragten sahen sich zeitweise mit dem Gefühl der Überforderung oder Unsicherheit konfrontiert, bezogen ihre Aussagen aber in erster Linie auf die Arbeit bzw. die jeweilige Tätigkeit. Eine weitere Ursache für Unsicherheit sind nach Aussage der Befragten neue, unbekannte Situationen, wie vier Befragte beschrieben.

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?  
Frau I.: Eigentlich nicht. Zwischendurch mal, aber auch nicht immer.  
Interviewer: Wann wären so Momente, wo Sie sich unsicher fühlen würden?  
Frau I.: Nicht unbedingt unsicher, aber manchmal ist die Arbeit schon ziemlich viel so. Aber ist halt ... gehört halt dazu. Ich denk mir dann immer, ich nehm das so, wie es kommt.  
[Z. 421-424]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?  
Herr G.: In manchen Dingen ja.  
Interviewer: Bei was?  
Herr G.: Hm, was soll ich sagen ... Wenn ich zu viel zu tun hab.  
Interviewer: Aber das ist mehr Arbeit.  
Herr G.: Ne, sag mal, auch so. Auch andere Dinger so. Kann ich so nicht sagen, wie das ist so.  
Interviewer: Wenn zu viel auf einmal kommt ...  
Herr G.: Ja.  
[Z. 797-806]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?  
Herr V.: Überfordert.  
Interviewer: Wann?  
Herr V.: Die ganze Arbeit überfordert.  
Interviewer: Die Arbeit hier überfordert Sie?  
Herr V.: Ja.  
Interviewer: Was daran?  
Herr V.: Ja, du musst machen, was die Gruppenleiter sagen und kannst nicht mit selbst entscheiden.  
[Z. 694-707]

Einige Befragte beschrieben Unsicherheit oder Überforderung vor allem bei unbekanntem Situationen, die die Arbeit, aber auch den privaten Bereich betreffen können:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?

Herr T.: Überfordert nicht so. Unsicher? Unsicher ist das nur, sagen wir, wenn was Neues kommt für mich im Leben. Wie erst mal mit der Wohnung. Die ersten Monate war schon ein bisschen unsicher. Wenn was Neues quasi anliegt, dann fühl ich mich ein bisschen unsicher.

Interviewer: Wie haben Sie das denn dann geschafft, dass Sie sich nicht immer unsicher fühlen?

Herr T.: Hat ein bisschen gedauert. Wie soll ich das sagen?

Interviewer: Sie haben sich dann mehr zugetraut?

Herr T.: Ja, das schon. Muss man ja, wenn man das ja ... die Sachen und so selbst mehr machen so was. So bisschen alleine und so was versuchen. Muss man auch ein bisschen teils alleine versuchen. Dann klappt das auch eher, finde ich. Weiß nicht, wie ich das jetzt sagen soll.  
[Z. 558-564]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?

Herr K.: Äh, überfordert oder unsicher? Ich sag mal, mehr unsicher. Sag ich mal. Überfordert nicht so, aber unsicher.

Interviewer: Wann fühlen Sie sich unsicher?

Herr K.: Wenn so viel ... wenn so viel auf mich zukommt. Wenn zu viel Sachen kommen von der Arbeit oder was hier ist im Haushalt. Oder Arbeit.

Interviewer: Wenn zu viel gleichzeitig kommt?

Herr K.: Wenn das auf einen Schlag gleichzeitig kommt. Wenn ich Privates mache erst mal und dann Betreuer rufen, warst du schon da einkaufen? Hast du schon das gemacht? - Ja, mach ich. - Dann kannst du mir da mal eben helfen.  
[Z. 704-709]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?

Frau A.: In welchen Dingen jetzt?

Interviewer: Generell in Ihrem Leben. Wo sind Situationen, wo Sie sich überfordert fühlen? Oder gibt es Situationen, wo Sie unsicher sind, wo Sie nicht wissen, was Sie machen sollen?

Frau A.: Ja. Ab und zu schon. Alles kann ich auch nicht.

Interviewer: Was sind das dann für Situationen?

Frau A.: Zum Beispiel wenn mal Briefe von der AOK kommen oder so zum Ausfüllen, wenn ich da nicht direkt mit klarkomm. Aber meistens ist das auch schon so weit, weil mein Vater liest ja das und das, dann haben die die schon geöffnet, dann sagt er nur noch, wo ich unterschreiben soll und er wirft die dann ein.  
[Z. 581-586]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?

Frau J.: Manchmal, je nachdem, wenn er mal nicht da ist und kommt Fremdes an die Tür. Überlegt ich mich erst, soll ich aufmachen, soll ich nicht aufmachen. Dann guck ich erst zum Fenster raus. Ne, mach nicht auf, lass zu. Mach ich erst gar nicht auf.  
[Z. 390-391]

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal überfordert oder unsicher?

Herr N.: Ab und zu unsicher.

Interviewer: In was für Situationen? Also, wann fühlen Sie sich ein bisschen unsicher?

Herr N.: Wenn Entscheidungen muss ich treffen, dann ... das ist ... das ist dann, fühl ich mich nen bisschen unsicher. Dann schlägt man mir wieder was vor und dann...

Interviewer: Und was machen Sie dann?

Herr N.: Ja, dann überleg ich erst mal und frag den, muss ich entscheiden dafür oder darf ich auch Nein sagen. Kann ich Nein sagen, dann ist es...

Interviewer: Also Entscheidungen ... Wenn Sie Entscheidungen treffen müssen, dann fühlen Sie sich manchmal unsicher, weil Sie einfach nicht wissen, wie Sie entscheiden sollen.

Herr N.: Ja, ja.  
[Z. 631-638]

Nur eine Befragte äußerte die Sorge vor Überforderung im Hinblick auf das Betreute Wohnen. Dies ist nach ihrer Aussage der Grund, warum sie nicht allein wohnen möchte:

Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen und nicht ins Betreute Wohnen gehen?

Frau P.: Weil ich würde mich nachher überfordert fühlen also.

Interviewer: Ja?

Frau P.: Ja, irgendwann wär der Punkt dann da, dass ich das irgendwann nicht schaffen würde, also ...

Interviewer: Was meinen Sie denn damit? Also, was würden Sie nicht schaffen? Wo würden Sie sich überfordert fühlen?

Frau P.: Ja, zum Beispiel man muss da ja auch ein bisschen ... also, da wird man auch begleitet, ja ne. Aber trotzdem, man muss ja ein bisschen auch ... viel für sich ... die kommen ja zwar gucken, aber ich muss ja gucken, dass ich dann auch so zurechtkomme, ne?

Interviewer: Ja.

Frau P.: Also, die kommen ja nicht jeden Tag gucken. Deswegen ist das nicht so meins.  
[Z. 238-245]

Überforderung und Unsicherheit können negative Einflussfaktoren auf die individuellen Ressourcen sein. Allerdings lassen die Aussagen aus den Interviews keine wirklich validen Rückschlüsse zu dieser Thematik zu. Etwa ein Drittel der Befragten äußerte, dass sie sich zeitweise überfordert oder unsicher fühlten, beschrieben dabei aber Situationen, die nur bedingt Rückschlüsse auf einen Mangel an individuellen Ressourcen zulassen.

Von den negativen Einflussfaktoren ist es vor allem die Einsamkeit, die sich auf eine erfolgreiche Bewältigung auswirken kann. Die Aussagen der Befragten zeigen, dass hier ein wesentlicher Risikofaktor für den Schritt ins Betreute Wohnen zu finden ist. Deutlicher wird dies noch bei der Analyse der Aussagen, die sich konkret auf das Ambulant Betreute Wohnen beziehen (siehe Kapitel 6.6).

### 6.3 Das Freizeitverhalten – Aktivitäten, Hobbys und Ähnliches

Die Bedeutung von Freizeit und die einzelnen Funktionen der Freizeitgestaltung wurden bereits in Kapitel 5.1.3 beschrieben. Da es keine repräsentativen Ergebnisse zum Freizeitverhalten von Menschen mit Behinderung gibt und in der vorliegenden Untersuchung in Anlehnung an OPASCHOWSKI (1990) und MARKOWETZ (2000) davon ausgegangen wird, dass die Freizeitbedürfnisse bei allen Menschen gleich sind, wird an dieser Stelle zunächst ein Überblick über das Freizeitverhalten der Menschen in Deutschland gegeben, bevor sich die Analyse und Darstellung der Ergebnisse dieser Untersuchung anschließen.

Die vom BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND in Auftrag gegebene Untersuchung „Wo bleibt die Zeit?“ gibt einen Überblick über die Zeitverwendung in Deutschland in den Jahren 2001 und 2002. In der so genannten Zeitbudgeterhebung wurden die Daten von 5400 Haushalten bzw. über 12000 Personen analysiert und ergeben so einen Überblick über die relativ aktuelle Zeitverwendung in Deutschland. An dieser Stelle ist der Bereich Freizeit relevant. Durchschnittlich stehen dem Bundesbürger täglich sechs Stunden freie Zeit im Sinne der in Kapitel 5.1.3 definierten Dispositionszeit zur Verfügung, wobei Männern etwas mehr Zeit zur Verfügung steht als Frauen. „Männer wenden für Mediennutzung, Hobbys, Spiele, Sport, Kontakte und Unterhaltung mit insgesamt  $6 \frac{1}{4}$  Stunden täglich eine halbe Stunde mehr Zeit auf als Frauen.“ (BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENSIOREN, FRAUEN UND JUGEND 2003, S. 36)

Vor allem im Bereich der Mediennutzung verbringen Männer mehr Zeit als Frauen. Mit Fernsehen, das einen Anteil von 67% hat und den weiteren Medienaktivitäten Lesen, Musik hören und Computernutzung „verbringen Männer mit drei Stunden täglich fast eine halbe Stunde mehr Zeit als Frauen und für Hobbys, Spiele und Sport verwenden sie mit gut einer Stunde am Tag eine Viertelstunde mehr als Frauen. Dagegen nehmen bei Frauen die sozialen Kontakte, insbesondere Gespräche und Telefonate, mit einer guten Stunde täglich etwas mehr Raum als bei Männern ein.“ (BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND 2003, S. 36)

Vor allem am Wochenende steht viel freie Zeit zur Verfügung.

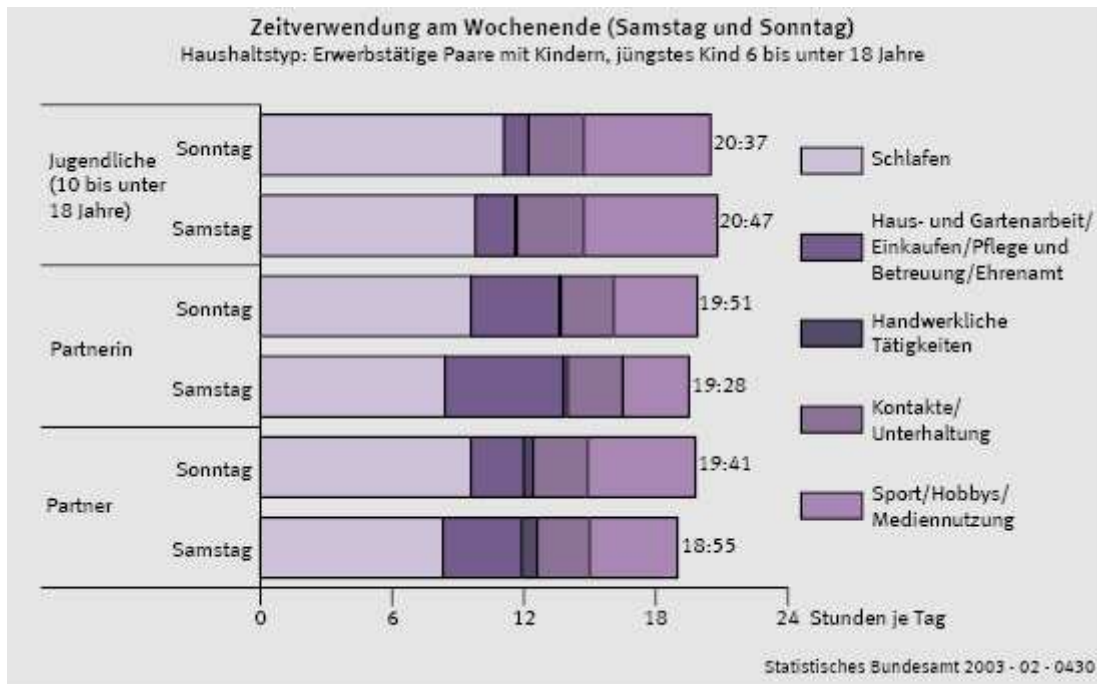


Abbildung 16: Zeitverwendung am Wochenende

Vor allem wird die Zeit am Wochenende zur Erholung genutzt. Ein Großteil wird mit Schlafen verbracht, gefolgt von Freizeitaktivitäten wie Sport, Hobby und Mediennutzung. Wochentags wird laut der genannten Untersuchung ein Großteil der freien Zeit mit Hausarbeit verbracht. In der Regel steht dies in dem Zeitraum zwischen 16.00 und 20.00 Uhr im Vordergrund, bevor zwischen 20.00 und 22.00 Uhr die freie Zeit vor allem mit Mediennutzung und hier speziell mit Fernsehen gefüllt wird (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND 2003, a. a. O. S. 39).

Noch aktuellere Daten zum Freizeitverhalten liefert eine Studie des Instituts für Freizeit- und Tourismusforschung, dessen Leiter OPASCHOWSKI war. Die Studie zum Freizeitverhalten bezieht sich auf Daten von 2008 und wurde von Peter ZELLMANN durchgeführt. Allerdings handelt es sich um eine Befragungsgruppe von 1083 Personen österreichischer Staatsangehörigkeit. Auch hier wird deutlich, dass in der Verwendung der freien Zeit die Mediennutzung an erster Stelle steht. Von je 100 Befragten sehen 95 regelmäßig, im Sinne der Studie mehrmals im Monat, fern, 89 hören Radio und 85 lesen Zeitungen oder Zeitschriften.

An zweiter Stelle rangiert der Soziale Kontakt. Jeweils 83 von 100 Befragten geben an, regelmäßig Zeit mit der Familie zu verbringen und über wichtige Dinge zu reden. An dritter Stelle kommt die Beschäftigung mit dem Individuum, nämlich seinen Gedanken nachgehen (81%), sich in Ruhe pflegen (77%) und ausschlafen (73%).



Abbildung 17: Freizeitaktivitäten der ÖsterreicherInnen

Wie schon beschrieben, lassen sich keine gravierenden Unterschiede zwischen den Freizeitbedürfnissen von Menschen mit und ohne Behinderung feststellen. Unterschiede gibt es allerdings bei der Erreichbarkeit und bei den Zugängen zu verschiedenen Freizeitaktivitäten, die abhängig von Kompetenzen sind, die der Einzelne eventuell nicht mitbringt. Für den Bereich der Nutzung neuer Medien als Teil der Freizeitgestaltung betont MARKOWETZ (2000) daher den niedrighschwelligigen Zugang und die einfache Nutzbarkeit auch für Menschen mit Behinderung. „Die leichte Erreichbarkeit und der Bedienungskomfort kommt Behinderten entgegen und steht in einem krassen Missverhältnis zu vielen anderen, sicher sinnvoller bewerteten Freizeitbeschäftigungen (z. B. sich sportlich betätigen, anspruchsvollen Hobbys nachgehen, Lesen, Freunde besuchen, gemeinsam mit anderen etwas unternehmen, öffentliche Veranstaltungen besuchen), die Zeit, Geduld und manchmal die Hilfe anderer sowie die generelle Teilhabemöglichkeit voraussetzen.“ (MARKOWETZ 2000, S. 28)

Diese Aussagen beziehen sich vermutlich eher auf Fernsehen und Radio und nicht auf die Nutzung von Computer und Internet oder anderen Medien, die die Beherrschung von Kulturtechniken notwendig machen. Festgestellt werden kann aber, dass, ähnlich wie bei den Untersuchungen des Statistischen Bundesamtes (2002) und des Instituts für Freizeit- und Tourismusforschung (2008), die Befragten der vorliegenden Untersuchung einen Großteil ihrer freien Zeit mit Fernsehen verbringen und damit die Annahme unterstützen, dass sich die Freizeitbedürfnisse von Menschen mit Behinderung nicht wesentlich von denen von Menschen ohne Behinderung unterscheiden. Die Grundannahme, dass die Befragten, die

erfolgreich allein wohnen (wollen), über Handlungsmöglichkeiten im Bereich Freizeit verfügen, wird durch die Ergebnisse der Untersuchung ebenfalls bestätigt. Allerdings sind zwischen den einzelnen Befragungsgruppen keine gravierenden Unterschiede festzustellen. Es zeigt sich eher, dass die meisten Befragten über Handlungskompetenzen im Bereich ihrer Freizeit verfügen und zumindest teilweise selbstbestimmt und an ihren eigenen Bedürfnissen orientiert darin agieren.

Die meisten Äußerungen der Befragten zum Bereich Freizeit und Freizeitgestaltung gab es in den Bereichen *Musikbören, Fernsehen, Zusammensein mit Freunden* und *Nutzung kultureller Angebote*. Darauf folgten häufige Nennungen zu den Bereichen *Fußballinteresse, Computernutzung* und *Haustiere*. Im Folgenden werden alle Codewörter, d.h. alle thematisierten Bereiche im Einzelnen vorgestellt und mit den Äußerungen der Befragten verdeutlicht.

### 6.3.1 Fernsehen

Alle Befragten haben Zugang zu einem Fernsehgerät, 29 Befragte besitzen ein eigenes und bis auf zwei (Herr G. und Frau U.) nutzen sie dieses auch regelmäßig (mehrmals in der Woche). Dieses Ergebnis entspricht der oben genannten ALLBUS-Studie (2004). Dort nahm das Fernsehen mit 74% den größten Raum in der täglichen Mediennutzung ein.

Für die meisten Befragten dient Fernsehunterhaltung dem Zeitvertreib und der Entspannung nach Feierabend, für einige Befragte übernimmt das Fernsehgerät zusätzlich eine besondere Funktion. Sechs Befragte geben Fernsehgucken als Hobby an, wovon drei Befragte zusätzlich DVDs sammeln. Für weitere drei Befragte (Herrn S., Herrn V. und Frau L.) übernimmt bzw. übernahm das Fernsehen eine Bewältigungsfunktion, da sie sich durch die Stimmen nicht so einsam fühlen und das Gefühl von Gesellschaft haben.

Herr S. berichtet aus der Zeit, in der er betreut wohnte und häufig einsam war, dass er morgens, bevor er zur Arbeit ging, den Fernseher anstellte und abends den Fernseher anließ, bis er ins Bett ging.

- Interviewer: War das das Schwierige?  
Herr S.: Ja ... was heißt schwierig? Da war ja der Tag schon fast um. Und dann hab ich abends nen Butterbrot gegessen, Fernsehen geguckt bis 10 Uhr wieder. Und dann bin ich ins Bett gegangen. Und anderen Morgen wieder aufgestanden ganz normal ...
- Interviewer: Zur Arbeit.  
Herr S.: Bin ich nach Arbeit gegangen. Hab ich natürlich auch morgens, wenn ich aufgestanden, hab ich Fernsehen angemacht, habe ich natürlich Radio gehört.

Interviewer: Radio angemacht?  
Herr S.: Ne, Fernsehen angemacht für Sport und alles Mögliche, was anfällt, hab ich geguckt bis halb acht, dann hab ich Fernseher ausgemacht, bin ich arbeiten gegangen. Aber alles selbst gemacht.  
[Z. 275-284]

Herr V. beschreibt sogar, dass er den Fernseher nachts laufen lässt, um sich nicht allein zu fühlen:

Interviewer: Gucken Sie viel fern?  
Herr V.: Ja, wenn ich alleine bin, ja. Dann lass ich sogar die ganze Nacht den Fernseher laufen.  
Interviewer: Einfach um da Stimmen zu hören?  
Herr V.: Genau.  
[Z. 197-205]

Für Frau L. hat das Fernsehen eine Doppelfunktion. Als Hobby gibt sie DVD sammeln und gucken an und befragt nach Strategien gegen Langeweile gibt sie ebenfalls das Fernsehen an:

Interviewer: Ah ja, gut. - Ist Ihnen manchmal langweilig?  
Frau L.: Ja.  
Interviewer: Wann?  
Frau L.: Jetzt, war mir ... Also nicht jetzt, sondern gestern oder vorgestern war mir schon langweilig gewesen. Weil da weißt du nicht, was du machen sollst und wenn du kein Geld hast, ist das halt langweilig. Kannst du nicht irgendwo was rausgehen.  
Interviewer: Ja. Was machen Sie denn dann?  
Frau L.: Fernsehen gucken. Oder Musik hören.  
[Z. 626-632]

Neben der Funktion einer scheinbaren sozialen Ressource ist es vor allem der Aspekt der Freizeitgestaltung oder die Nennung eines Hobbys, die dem Fernseher eine besondere Funktion zuschreibt, wie zum Beispiel in der Aussage von Herrn F. deutlich wird:

Interviewer: Wie verbringen Sie denn so normalerweise Ihre freie Zeit? Also, sagen wir mal, Feierabend ...  
Herr F.: DVD-Filme: Horrorfilme. Da hab ich ne ganze Menge DVD davon in der Ecke stehen.  
Interviewer: Horrorfilme kann ich nicht.  
Herr F.: Oh, Zombies ... Kannibalen ...  
[Z. 486-489]

Auch für Herrn T. bietet der Fernseher eine Möglichkeit der Freizeitgestaltung und dient der Entspannung:

Interviewer: So ein normaler Feierabend, wie sieht der denn aus? Also, einmal die Woche fahren Sie nach der Arbeit Ihre Eltern besuchen. Und sonst?  
Herr T.: Ja, dann schon mal was anfällt, sagen wir, wie es im Haus anfällt, muss dann noch gemacht werden. Und dann noch so dann jetzt wie schon mal im Garten jetzt ein bisschen machen, wenn was anfällt. Ja, und dann fernsehen und dann nicht viel mehr und dann nach Bett.  
[Z. 598-600]



Herr Sch. bezeichnet Fernsehen explizit als Hobby:

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Herr Sch.: Hm, ja Musikhören und Fahrrad fahren, Fernsehengucken.  
[Z. 384-386]

Nur zwei Befragte gaben an, dass sie nicht gern fernsehgucken würden. Herr G. beschäftigt sich lieber mit anderen Dingen und Frau U. hat durch ihre Mitbewohner in der Wohnfamilie genügend Beschäftigung, möchte sich aber ein Fernsehgerät anschaffen, wenn sie in ihre eigene Wohnung zieht:

Interviewer: Aha. Und was machen Sie dann, wenn Sie kein Fernsehen gucken?  
Herr G.: Schallplatten hören, CDs hören, Briefe schreiben, spazieren gehen, ...  
Interviewer: Habe ich jetzt lange nicht mehr gehört, dass jemand kein Fernsehen guckt oder nicht so gerne.  
Herr G.: Ich guck nicht gerne Fernsehen. Warum weiß ich auch nicht. Ich gucke kein Fernsehen gerne.  
[Z. 167-170]

Interviewer: Haben Sie einen Fernseher?  
Frau U.: Nein.  
Interviewer: Brauchen Sie keinen?  
Frau U.: Schon. Wenn ich ne eigene Wohnung hab wohl, dann möchte ich nen Fernseher haben. Aber so, wenn ich in ner Wohnfamilie bin, dann möchte ich mit meiner Familie zusammen Fernsehen gucken. Wir haben unten ein großes Wohnzimmer. Da möchte ich schon mit der Kleinen - die ist nicht mehr so klein (...) Da möchte ich auch Fernsehen mit gucken. Und so lange habe ich auch kein Fernsehen nötig, weil ...  
[Z. 28-33]

### 6.3.2 Musikhören

In der vorliegenden Untersuchung wurden unter dem Codewort *Musik hören* verschiedene Medien zusammengefasst. Hierunter fallen das Radio, CD und Kassette, MP3 und das Hören von Musik über den Computer. Mit ungefähr 75% und damit einem Ergebnis ähnlichen Befragungen der deutschen bzw. österreichischen Gesamtbevölkerung (s. o.) gaben 26 der Befragten an, dass sie in ihrer Freizeit gern Musik hören würden. Auch auf die Frage nach dem wichtigsten technischen Gerät antworteten viele mit der Nennung der Stereoanlage, wie zum Beispiel Frau R.:

Interviewer: Von den technischen Geräten, welches ist Ihnen da das Wichtigste? Also, auf welches technische Gerät hier könnten Sie nicht verzichten?  
Frau R.: Auf meine Anlage.  
Interviewer: Musikanlage, Stereoanlage?  
Frau R.: Ja, genau. Ohne Musik ist tote Hose.  
Interviewer: Ehrlich?  
Frau R.: Hab ganz viele CDs, mein ganz Schrank ist voller CDs. Da hab ich ganz viel CDs, wir haben jetzt noch nen CD-Regal noch dazu gekauft für an die Wand, ja.  
Interviewer: Das heißt, eigentlich läuft hier immer Musik?  
Frau R.: Ja, immer. Immer.  
Interviewer: Was hören Sie so?

Frau R.: Querbeet von Bravo-Hits, Techno - alles, was es so gibt.  
[Z. 98-107]

Auch für Herrn O. hat Musik einen ähnlich hohen Stellenwert, was in folgender Aussage deutlich wird:

Herr O.: Ne, also das ist mein A und O. Wenn ich keine Musik hab, also dann wäre die Welt für mich wie ein toter Schuh. Also, ich kann nicht ohne Musik. Ohne Fernseher macht mir nichts. Ich ... wenn ich da rum wusel oder alleine zu Hause schon mal bin, dass Herr T. weg ist, dann läuft mehr Musik statt die Glotze. Also ...  
[Z. 100-105]

Für zwei Befragte ist Musik eine richtiggehende Leidenschaft, die sich in dem Fansein für einen bestimmten Künstler ausdrückt.

Frau H. schwärmt für DJ Bobo. Während des Gesprächs äußerte sie sehr viel Detailwissen und ließ eine große Leidenschaft erkennen. Sie war schon mehrfach auf Konzerten und ihre Begeisterung geht so weit, dass sie schon von diesem Künstler träumt.

Interviewer: Hören Sie denn gerne Musik?  
Frau H.: Ja, ziemlich gerne, z. B. ... was hör ich gerne, ich höre DJ Bobo, ich höre Ina Deter, ich höre Pur ab und zu gerne und auch Cher, wenn Ihnen der Name was sagt.  
Interviewer: Ja, klar.  
Frau H.: Und, ja, am 30.04. nächsten Jahres wird auch wieder ein Konzert stattfinden von DJ Bobo und das heißt dann halt „Vampires“, also Vampire, und dann sind die auch als Vampire angezogen und er ist diesmal voll in Leder gekleidet, hab ich schon so ein Foto von gesehen auf der CD, die hab ich jetzt auch. Und ja, die Frau von ihm hat jetzt halt so eine Art Lockenfriseur, also schlimmer als jetzt z. B. Dauerwellen, und einige von denen haben auch Punkerfrisuren, da stehen die Haare so hoch und sind auch zum Teil so komplett in Leder gekleidet. Und ja, voriges Jahr, also ... ne quatsch, vor zwei Jahren, glaube ich, da hat er ... war er mal als Pirat verkleidet und ...  
Interviewer: Waren Sie schon mal auf nem Konzert?  
Frau H.: Ja, öfter schon.  
Interviewer: Ach was.  
Frau H.: Zum ersten Mal hab ihn live gesehen, da war ich 16, glaube ich, da war er in der (???)halle in Krefeld, da arbeitet mein Vater zurzeit noch, also nicht mehr in der, in der ... halle, sondern bei S..  
[Z. 58-65]

Musikleidenschaft drückt sich bei einigen Befragten auch in der Begeisterung für die dazugehörige Technik aus. Vier Befragte verfügen über Spezialequipment wie zum Beispiel Mischpult, große Verstärker oder Spezialprogramme auf dem Computer.

Interviewer: Welches von diesen ganzen technischen Geräten ist Ihnen am Wichtigsten?  
Herr R.: Das kann ich ganz sagen, das ist meine Anlage.  
Interviewer: Das hab ich mir eben schon gedacht, weil Sie gesagt haben, dass Musik Ihnen so wichtig ist, ne? Die sieht jetzt auch ehrlich gesagt riesig aus. Das ist ja ... Haben Sie zwei CD-Player?  
Herr R.: Ja. Weil das meiste läuft über das Mischpult oben.  
Interviewer: Ah, das kann man so steuern.

Herr R.: Ja. Und den zweiten habe ich unten über den Verstärker laufen. Und deswegen hab ich den mit drin.  
[Z. 50-56]

Für einige Befragte bietet Musik eine Rückzugsmöglichkeit oder eine Lösungsstrategie bei *Einsamkeit* oder *Langeweile*.

So äußert Frau J., die mit ihrem Lebensgefährten zusammenwohnt, dass sie sich Kopfhörer aufsetzt und Musik hört, wenn sie sich zurückziehen möchte:

Frau J.: Och, am liebsten ... wenn ich allein sein will, verdrück ich mich immer irgendwie in ne Ecke.  
Interviewer: Und davon gibt's hier ja einige, habe ich gesehen. Da und da und da ...  
Frau J.: Dann mach ich Hörapparat an und dann Kassette hören.  
Interviewer: Ach, haben Sie auch, so einen Hörapparat ... Kassettenspieler.  
Frau J.: Walkman, kann Radio und Kassette spielen.  
[Z. 101-105]

Die Aussagen zum Themenbereich *Langeweile* wurden an anderer Stelle detailliert wiedergegeben, doch äußert Herr G., dass er Musik als Lösungsstrategie gegen Langeweile einsetzt, weshalb seine Aussage unter diesen Punkt fällt:

Interviewer: Ist Ihnen da manchmal langweilig dann?  
Herr G.: Ja, manchmal ja. Stimmt, da ist mir manchmal langweilig. Ja, da haben Sie recht. Stimmt ja.  
Interviewer: Was machen Sie denn dann? Suchen Sie sich was zu tun oder ...?  
Herr G.: Wenn ich das wüsste. Ich versuche einfach Musik zu hören.  
Interviewer: Ja,  
Herr G.: Sonst ist zu langweilig. Hab CD-Spieler, Plattenspieler hab ich auch.  
[Z.569-574]

### 6.3.3 Computer- und Internetnutzung

Nach dem Fernsehen wird in der ALLBUS Studie an zweiter Stelle der Mediennutzung der Gebrauch des Computers genannt. 30 % nutzen ihn täglich und 46 % wöchentlich, wobei sich große Unterschiede in der Alters- und Bildungsstruktur der Nutzer zeigen.

Tab. 2: Computer- und Internetnutzung nach Alter und Bildung, 2004

	Computer			Internet		
	Min. einmal pro Woche	Seltener	Nie	Min. einmal pro Woche	Seltener	Nie
Insgesamt	46	11	43	37	11	53
Alter						
18-34 Jahre	69	13	18	59	16	25
35-59 Jahre	54	14	32	43	13	44
60 Jahre und älter	15	5	81	10	3	87
Unter 60-Jährige: Schulabschluss						
< 60 Jahre - Hauptschule	38	14	48	26	12	62
< 60 Jahre - Mittlere Reife	61	17	23	49	17	34
< 60 Jahre - Fachhochschul-/Hochschulreife	80	10	10	71	14	16

Datenbasis: ALLBUS 2004.

Abbildung 18: Computer- und Internetnutzung

„Die Nutzung hat entscheidend auch mit dem Bildungsniveau zu tun: Fast die Hälfte der Befragten unter 60 Jahren mit höchstens Hauptschulabschluss beschäftigt sich in der Freizeit nie mit dem Computer und sogar 62 % dieser Gruppe gehen nie online. Bei den unter 60-jährigen Personen mit (Fach-)Hochschulreife nutzt dagegen nur jeder Zehnte nie einen Computer in seiner Freizeit und nur 16 % nutzen nie das Internet. Die Problematik der »digitalen Spaltung« zwischen den Generationen und zwischen verschiedenen Bildungsgruppen besteht also nach wie vor.“ (STATISTISCHES BUNDESAMT 2006, S. 526 f.)

Die Ergebnisse der vorliegenden Befragung zeichnen ein ähnliches Bild. Knapp die Hälfte der Befragten verfügt über einen eigenen Computer und gibt an, diesen regelmäßig (mehrmals wöchentlich) zu nutzen. Sieben der Befragten, die in einer eigenen Wohnung leben, und jeweils fünf der Befragten aus den anderen beiden Gruppen besitzen einen Computer, wobei auffällig ist, dass vor allem diejenigen einen PC haben, die noch im Elternhaus leben (sechs von acht Befragten) bzw. eine eigene Wohnung haben (sieben von zwölf). Von den acht Befragten, die in einem Wohnheim oder einer Wohnfamilie leben, besitzt nur einer einen Computer und auch in den Außenwohngruppen haben nur zwei der acht Bewohner einen eigenen Computer.

Bei der Internetnutzung zeigt sich ein großer Unterschied zur Computernutzung. Nur acht der sechsunddreißig Befragten verfügen über einen Zugang zum Internet. Dieser wird allerdings von vielen Befragten gewünscht.

Frau T. drückt den Wunsch nach einem Internetzugang und dem „Verbot“ durch ihre Betreuung wie folgt aus:

Interviewer:	Haben Sie auch Internet?
Frau T.:	Leider nicht.
Interviewer:	Hätten Sie gerne?
Frau T.:	Hätte ich eigentlich gerne, darf ich nicht.
Interviewer:	Warum nicht?
Frau T.:	Das weiß ich auch nicht.
Interviewer:	Wer sagt das?
Frau T.:	Meine Betreuerin. Wegen bestimmten Sachen in Internet. Wegen den ganzen Fallen. [Z. 262-274]

Der Computer wird von den Befragten in unterschiedlichen Funktionen benutzt. Generell bietet er eine Unterhaltungsfunktion, die auf unterschiedliche Weise genutzt wird. Musik hören, Computerspiele und wenn möglich Chatten sind die am häufigsten genannten Funktionen.

Herr P. besitzt einen eigenen Computer und benutzt ihn in unterschiedlichen Funktionen.

Interviewer:	Das heißt, Sie haben jeder einen eigenen Computer?
Herr P.:	Ja.
Interviewer:	Die gehören Ihnen auch?
Herr P.:	Ja.
Interviewer:	Was machen Sie damit?

Herr P.: Spiele spielen, Musik hören, Filme drauf gucken.  
 Interviewer: Haben Sie einen Internetanschluss?  
 Herr P.: Nein, leider nicht.  
 Interviewer: Sie hätten gerne einen?  
 Herr P.: Ja.  
 [Z. 36-51]

Frau H. benutzt ihren Computer eher als Schreibinstrument und zum Spielen einfacher Computerspiele. Sie würde auch gern über einen Internetanschluss verfügen, hat aber Sorge, dass sie mit den Gefahren nicht umgehen könnte:

Frau H.: Ja, also ich ... z. B. hab ich mir auch mal ne Kette da angeguckt oder irgendwas anderes und dann, wenn ich mich dann dafür interessiere, dann möchte ich das meistens gerne kaufen, wenn das nicht zu teuer ist. Aber leider sind so viele Sachen so teuer, dass ich mir das nicht zutraue, das Geld auszugeben. Und das überhaupt zu bestellen, so.  
 [Z. 569-573]

Frau I. bezeichnet ihren Computer als wichtigsten Gegenstand in ihrem Zimmer. Sie benutzt ihn vor allem zur Internetnutzung und interaktiven Kommunikation.

Interviewer: Was finden Sie denn an Ihrem Zimmer am besten?  
 Frau I.: Meinen Computer.  
 Interviewer: Was machen Sie mit dem Computer?  
 Frau I.: Internet. Chatten.  
 Interviewer: Echt? Das finde ich ja spannend.  
 Frau I.: Das ist auch ... macht auch Spaß.  
 Interviewer: Was ist das dann für ein Chatroom?  
 Frau I.: Knuddelchat. Das sind so moderierte Chats auch. Ja, und dann surf ich auch so noch ein bisschen rum. Je nachdem, wozu ich gerade Lust hab.  
 [Z. 22-35]

Herr K. verfügt anscheinend über ein tieferes Verständnis für Computertechnik und benutzt seinen eigenen zum Spielen, aber vor allem zur Verwaltung von Musikdateien. Diese besorgt er sich im Internet.

Herr K.: Ja, aber Computer haste, hab ich ja auch ja viel Musik drauf und so. Ich hab die alle auf meine Musikdaten, MP3 und MP4 hab ich auch noch drauf.  
 Interviewer: Können Sie das alles? Ich nicht.  
 Herr K.: Ja, läuft ja auf den Nero.  
 Interviewer: Nero-Brennprogramm?  
 Herr K.: Ja, auf Nero-Brennprogramm ...  
 Interviewer: Hab ich noch nicht mal auf meinem Rechner drauf.  
 Herr K.: Ich hab ja Win ... ich hab ja Media-Player und wenn ich den Nero drauf gekriegt hab. Wenn ich den Nero nicht drauf hab, geht der MP4 auch gar nicht.  
 Interviewer: Ach so. Haben Sie sich den Computer selber gekauft?  
 Herr K.: Ja, hab ich selbst. Also die ganzen Geräte habe ich selbst gekauft, also was ich ... die Anlage, also komplett die Anlage ist von mir. Und der ganze Computerbereich: den Monitor, den Tower, ja und Tastatur und so.  
 [Z.117-131]

Herr O. nutzt das Internet unter anderem, um sich auf der Homepage der Lebenshilfe zu informieren oder mit anderen „Betroffenen“ in Kontakt zu treten.

- Herr O.: Ich weiß nicht, ob Sie die Behindertenseiten kenne. Da klicken Sie ... gucken Sie unter Google und Behinderung. Einfach nur Behinderte ...
- Interviewer: Aber da kommen ja Millionen.
- Herr O.: Ja, und dann klick meistens ... da ist ein Chatkanal. Das hab ich abgespeichert.
- Interviewer: Das ist aber jetzt nichts von Lebenshilfe?
- Herr O.: Ne, ne. Da stehen so viele drin. Von der Lebenshilfe auch, kommt man auch da rein.
- Interviewer: Okay. Da ist ein Link auf der Lebenshilfeseite und dann ... Ja, da guck ich mal. Und dann chatten Sie dann wohl mit?
- Herr O.: Ja, ich guck mir das erst mal an. Und dann, wenn ich Fragen hab. Aber die meisten, die können mir das gar nicht beantworten.  
[Z. 418-426]

Herr W. nutzt seinen Computer vor allem zur Bearbeitung von Fotos, die er mit der Digitalkamera aufnimmt und dann auf den Computer überspielt.

- Interviewer: Computer?
- Herr W.: Computer hab ich.
- Interviewer: Haben Sie auch?
- Herr W.: Das ist für Foto, Drucker steht sogar drin. Aber Drucker muss ich noch lernen.
- Interviewer: Fotografieren Sie?
- Herr W.: Hobby ist das, ja.
- Interviewer: Ehrlich?
- Herr W.: Hobby, Digitalkamera.
- Interviewer: Und was fotografieren Sie dann?
- Herr W.: Natur, Natur.  
[Z. 37-46]

Herr I. wohnt bei seinen Eltern und ist motorisch eingeschränkt. Er benutzt seinen Computer vor allem im Rahmen einer Internetnutzung.

- Interviewer: Von den ganzen Geräten, welches ist Ihnen da das wichtigste?
- Herr I.: Der Computer eigentlich. Da bin ich ja am meisten dran.
- Interviewer: Was machen Sie da so.
- Herr I.: Ja, Internet.
- Interviewer: Ach so, Sie haben Internet in Ihrer Wohnung. Aha, hatte bis jetzt noch keiner. Ja.
- Herr I.: Internet hab ich da ja. Durch meinen Schwager hab ich da mal reingeguckt zu Hause und dann hab ich da Interesse dran und dann hab ich da selbst angemeldet.
- Interviewer: Und gehen Sie dann auf bestimmte Seiten, also ... weiß ich nicht.
- Herr I.: Ja, wie Ebay oder Amazon.
- Interviewer: Ach, da sind Sie auch. Bestellen Sie da auch oder ersteigern?
- Herr I.: Bei Amazon bestell ich eigentlich regelmäßig, ja.
- Interviewer: Und was?
- Herr I.: DVDs. Weil die Amazon-DVDs, die sind billiger als, also vom Preis her billiger als bei Saturn.  
[Z. 102-113]

Die Zunahme sozialer Netzwerke innerhalb des World Wide Webs ist ein wesentlicher Aspekt aktueller Mediennutzung. Allerdings spielte er für die Befragten zum Zeitpunkt der

Untersuchung nur eine untergeordnete Rolle. Ob sich dies in den vergangenen Jahren verändert hat, ist für die Ergebnisse der vorliegenden Studie unerheblich, wird aber in der abschließenden Diskussion noch einmal aufgegriffen.

### 6.3.4 Lesen oder Schreiben als Freizeitbeschäftigung

Neun der Befragten (Frau H., Frau I., Frau R., Herr T., Herr B., Frau J., Fr. G., Frau F. und Frau L.) nennen explizit das Lesen auf die Frage nach ihren Hobbys. Neben dem Zeitungslernen steht vor allem für die weiblichen Befragten das Lesen von Romanen im Vordergrund.

Je nach individueller Fähigkeit suchen sich die Befragten die passende Literatur, wie zum Beispiel Frau L. und Frau I.:

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Frau L.: Ich ja, ich hab Hobbys.  
Interviewer: Was machen Sie denn?  
Frau L.: Lesen.  
Interviewer: Was denn?  
Frau L.: Das ist zwar ein Kinderbuch, was ich lese. Aber ich hab ne ganze Reihe davon. Das magische Baumhaus.  
Interviewer: Kenn ich nicht. So ein bisschen spannend?  
Frau L.: Ja, so ein Kinderbuch ist das mehr, also ... einfacher geschrieben für mich, weil so dicke, fette Bücher, da kann ich nicht lesen. Das ist ... Da sitz ich ja bis Weihnachten dran und dann hab ich keine Ausdauer.  
[Z. 560-568]

Interviewer: Lesen Sie auch?  
Frau I.: Ja, sehr viel.  
Interviewer: Ehrlich? Was so?  
Frau I.: Eigentlich auch alles, auch am meisten so Fantasy, auch so Harry Potter, Herr der Ringe, alles.  
Interviewer: Haben Sie schon gelesen?  
Frau I.: Hab ich. Ich hab bis jetzt alle sechs Bände gelesen, ja. Und ich hab die auch alle zu Hause.  
Interviewer: Junge.  
Frau I.: Und ich bin jetzt mittlerweile wieder mit dem ersten angefangen. Ich hatte das schon fast wieder durch.  
[Z. 291-300]

Ein weiteres Hobby im Bereich der Kulturtechniken nannten vier Befragte (Frau H., Frau J., Herr G. und Frau F.). Sie beschäftigen sich in ihrer Freizeit gern mit dem Schreiben und zwar auf unterschiedliche Art und Weise.

Während Frau H. an ihrem Computer ein Tagebuch verfasst,

Frau H.: Und ja. Dann hab ich noch einen Computer. Den benutzt ich nicht mehr allzu oft, sondern nur wenn ich z. B. Tagebuch schreibe oder so, oder wenn ich mal so was abschreibe aus nem Buch.  
[Z. 31-35]

schreibt Frau J. eigene Gedichte:

Frau J.: Wer Böses von mir spricht, betrete meine Wohnung nicht, denn jeder hat in sein Leben auf sich selber acht zu geben.  
Interviewer: Das haben Sie selber gedichtet?  
Frau J.: Ja.  
Interviewer: Das finde ich ganz toll.  
Frau J.: Ich hab ein Buch, da steht alles drin, was ich selbst gedichtet hab.  
Interviewer: Das find ich ganz beeindruckend.  
Frau J.: Konnten das nie begreifen.  
Interviewer: Weil das ist ja schon ne besondere Gabe.  
Frau J.: Auch weil ich meine Mutti so gern hab, hab ich wenn die Geburtstag hatte, war ich noch Hause, hab ich auch gesagt, hab ich auch selbst gedichtet: Liebe Mutti weine nicht, ich denke so oft an dich. Wenn die anderen schlafen gehen, dann findest du keine Ruh, liebe Mutti so wie du.  
[Z. 443-451]

Herr G. schreibt Briefe an seine Schwester

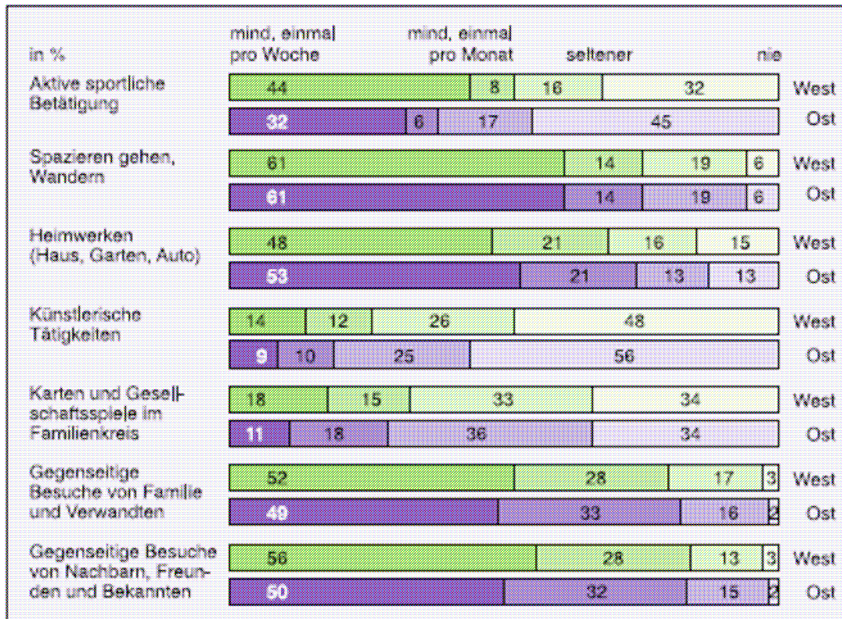
Interviewer: Können Sie lesen und Schreiben?  
Herr G.: Hm, kann ich.  
Interviewer: Ja?  
Herr G.: Kann ich, ja. Schreib ja Briefe, lange Briefe.  
Interviewer: Ach ja, hab ich eben ... Schreiben Sie mit der Hand oder mit der Schreibmaschine?  
Herr G.: Mit der Hand, mit der Hand.  
Interviewer: Und an wen?  
Herr G.: Meine Schwester.  
Interviewer: Ah ja.  
[Z. 259-267]

Neben dem Bereich der Mediennutzung, die häufig isoliert und in der eigenen Wohnung stattfindet, ist der zweite große Bereich der Freizeitaktivitäten der Bereich der *aktiven Hobbys und des Sports*. Zu diesem Bereich wird vom STATISTISCHEN BUNDESAMT (2006) auch die sogenannte Geselligkeit gezählt, womit Besuche von oder bei Verwandten oder Freunden gemeint sind.

In diesem Bereich wird von der Gesamtbevölkerung am häufigsten das Spaziergehen bzw. Wandern genannt. 61 % üben diese Aktivität mindestens einmal pro Woche aus. An zweiter Stelle stehen die Besuche bei Freunden und Bekannten (56 %) und bei Verwandten (52 %). An dritter Stelle wird das Heimwerken in Haus, Garten oder im Auto genannt. 48% der Befragten nannten diese Freizeitbeschäftigung und erst auf dem vierten Platz liegen sportliche Aktivitäten, die von 44 % mindestens einmal wöchentlich ausgeübt werden.



Abb. 4: Sport, Hobbys und Geselligkeit, 2004



Datenbasis: ALLBUS 2004.

Abbildung 19: Sport, Hobbys und Geselligkeit

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung ähneln der Rangfolge des Statistischen Bundesamtes. Als beliebteste Freizeitbeschäftigung in diesem Bereich nannten die Befragten *Spaziergang und Fahrradfahren*. An zweiter Stelle stand das Zusammensein mit Freunden, gefolgt von der Haushaltsführung. Gartenarbeit, Sport, Handarbeit und Kreativität und Instrumentenbeherrschung wurden auch genannt, doch handelte es sich jeweils um eine eher geringe Anzahl von Nennungen durch die Befragten.

### 6.3.5 Spaziergang und Fahrradfahren

Als Unternehmungen, die außer Haus stattfinden, wurden vor allen Dingen Spaziergang und Fahrradfahren angegeben, wobei auch der Stadtbummel und das Mofafahren unter diese Kategorie gefasst werden. Von 31 der 36 Befragten wurde mindestens eine dieser Aktivitäten auf die Frage nach Hobbys und Freizeitgestaltung genannt.

Herr S. berichtet von der Zeit, in der er schon einmal im Betreuten Wohnen gelebt hat. In dieser Zeit fühlte er sich oft einsam und nutzte dann sein Mofa, um die Wohnung zu verlassen und sich die Zeit zu vertreiben.

Interviewer: Haben Sie sich denn da in der Zeit öfters alleine, also einsam gefühlt?  
 Herr S.: Ja, Ja, sicher. Ich musste ja ... Ich bin ja auch ... Ich hatte ja wohl ein Mofa gehabt. Da bin auch abends mit ein bisschen runtergefahren. Aber nach zwei Stunden so was war ich wieder zu Hause.

[Z. 267-270]

Herr V. fährt nach eigener Aussage sehr viel Fahrrad. Auch er nennt Langeweile als einen Grund für diese außerhäusliche Aktivität.

Interviewer: Fahren Sie viel Fahrrad?  
Herr V.: Ja.  
Interviewer: Ja, gut. Jeden Tag nach Uedem ist auch schon mal was. Wie weit ist das ungefähr?  
Herr V.: 18 km.  
Interviewer: Ein Weg?  
Herr V.: Ein Weg.  
Interviewer: Das machen Sie jeden Tag?  
Herr V.: Nicht jeden Tag. Wenn ich mal gerade Lust und Laune und wenn ich Langeweile in der Bude hab, dann fahr ich schon nach Uedem, sonst ...  
[Z. 267-273]

Herr O. beschreibt seine Spaziergänge im Wald als eine Möglichkeit um abzuschalten.

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Herr O.: Ja.  
Interviewer: Sagen Sie mal?  
Herr O.: Fahrrad fahren. Zelten, wenn es geht. Nur hier trifft sich kaum jemand zum Zelten. Meistens mach ich das mit die D., wenn er Zeit hat. Dann fahr ich dann oben raus für ne Woche. Dann funktioniert das immer. Computer, Musik hören, hin und wieder durch den Wald spazieren gehen, alleine möglichst, um abzuschalten. Dann Disco hin und wieder, aber nicht hier, sondern auch alles schön oben raus, wo dann mehr los ist. Das kann man hier nicht vergleichen wie mit einer Großstadt.  
[Z. 429-432]

Herr N. geht in die Stadt, wenn ihm langweilig wird. Vor allem an den Wochenenden nutzt er die Möglichkeit des Stadtbummels.

Herr N.: Ab und zu mal bin ich so mehr unterwegs. Dieses Sitzen zwischen vier Wänden jeden Tag tu ich nicht gerne. Besonders übern Wochenende nicht.  
Interviewer: Am Wochenende gehen Sie gerne mal raus?  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Und was machen Sie dann? Gut, hatten Sie gesagt: Nach Goch fahren mal.  
Herr N.: Ja, nach Goch oder in der Stadt bisschen bummeln. Macht Spaß.  
[Z. 420-426]

### 6.3.6 Zusammensein mit Freunden

Das *Zusammensein mit Freunden* war eine häufige Nennung auf die Frage nach der Gestaltung der Freizeit. Insgesamt neunzehn Befragte, sechs aus der ersten, sieben aus der zweiten und sechs aus der dritten Gruppe, äußerten, dass sie sich in ihrer Freizeit regelmäßig mit Freunden treffen. Unter diese Kategorie fallen auch Aussagen von Wohnfamilienmitgliedern oder Bewohnern einer AWG, die in ihrer Freizeit gern mit ihren Mitbewohnern zusammensitzen oder mit diesen etwas unternehmen. Allerdings geht es an dieser Stelle nur um

den Aspekt der Freizeitgestaltung und nicht um den Bereich der sozialen Ressourcen, welcher in Kapitel 6.1 gesondert dargestellt wurde.

- Interviewer: Was haben Sie letztes Wochenende gemacht?  
Herr K.: Letztes Wochenende?  
Interviewer: Also ich kann Ihnen sagen, da war G. Kirmes, das weiß ich.  
Herr K.: Da war in G. Kirmes. Da waren wir auf der Kirmes. Da haben wir Samstag, da hab ich ja noch ne Arbeitskollegin, die war auch dann mit hier, hat auch hier geschlafen, ja auf der Couch. Man kann die ja rausschieben, so ne Bettcouch. Hat die da geschlafen. Und die von unten die Leute, die waren auch dann mit die ganze Kirmes. Und die haben auch zwei Freunde und da noch jemand anderes bei. Erst sind wir rumgelaufen, sind wir abends zum Zelt gegangen. Und da haben wir dann Musik gehört auch so und ein bisschen getrunken und so. Ein bisschen unterhalten, ein bisschen Blödsinn gemacht und getanzt und so. Und dann sind wir nach Haus gegangen, haben wir hier noch weiter getrunken.
- Interviewer: Also kann man sagen, dass war ein sehr schöner Abend.  
Herr K.: Ja, entspannt. Bisschen was getrunken.  
[Z. 628-633]
- Interviewer: Was machen Sie denn in Ihrer freien Zeit?  
Herr J.: In meiner Freizeit. Ja, mit Freunden, viel mit Freunden unternehmen.  
Interviewer: Abhängen oder unternehmen?  
Herr J.: Ja, auch unternehmen, zum Beispiel angeln gehen wir auch ab und zu. Ist auch nen Hobby. Angeln, was noch? Ich geh viel in die Disco.  
[Z. 730-737]
- Interviewer: Was machen Sie so nach Feierabend?  
Frau L.: Nach Feierabend bin ich entweder bei meinem Freund in G. oder bin zu Hause in U., mach meine Aufgaben, was ich erledigen muss. Ja, und dann mach ich abends gar nichts. Dann guck ich abends Fernsehen oder geh mit meiner anderen Freundin raus.
- Interviewer: Mit wem?  
Frau L.: Die wohnt auch in U..  
Interviewer: In der Wohngruppe?  
Frau L.: Nein, die wohnt ... weiß ich nicht, wie sich das nennt. Die wohnt auch bei so Pflegeeltern wohnt die, Pflegemutter.
- Interviewer: Und was machen Sie dann? In U. kann man ja jetzt nicht so viel machen, wenn Sie rausgehen.  
Frau L.: Ne, gehen wir mal in 'ne Kneipe.  
[Z. 619-626]

### 6.3.7 Haushaltsführung als Freizeitaktivität

Befragt nach ihren Aktivitäten in der Freizeit antwortete die Hälfte der Befragten (achtzehn), dass sie sich im Haushalt beschäftigen würden bzw. ihre Wohnung sauber halten müssten und ein Teil ihrer Freizeit mit Haushaltsaktivitäten gefüllt sei, weshalb die Kategorie Haushalt unter dem Oberbegriff Freizeit aufgenommen wird.

Dabei ist die Haushaltsführung als tagesstrukturierendes Element zu sehen, das positiv gesehen den Alltag mit Tätigkeiten füllt und negativ betrachtet eine Aufgabe darstellt, die von einigen Befragten als Herausforderung vor allem im Hinblick auf den Bereich des Beetreuten Wohnens wahrgenommen wird.

Acht der Befragten, die in einer eigenen Wohnung leben, gaben die Haushaltsführung als ein Element ihrer Freizeitgestaltung an. Frau J. bezeichnet es sogar als Hobby:

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Frau J.: Hobby. Viele.  
Interviewer: Ja. Zählen Sie mal auf.  
Frau J.: Handarbeit, das ist Stricken, Häkeln, Sticken, Nähen, Waschen, Bügeln.  
Interviewer: Dann kreuzworträtseln Sie noch sehr gerne.  
Frau J.: Och, ab und zu mal.  
Interviewer: Fernsehen gucken?  
Frau J.: Ja.  
Interviewer: Spazieren gehen?  
Frau J.: Am meisten Hobby ist meine Handarbeit und Vögel.  
[Z. 306-317]

Bei Herrn N. führt die Hausarbeit dazu, dass ihm nur sehr selten langweilig ist:

Interviewer: Ist Ihnen manchmal langweilig?  
Herr N.: Langweilig kann ich nicht sagen. Mach viel hier in der Wohnung.  
Interviewer: Viel sauber ...  
Herr N.: Sauber machen, Wäsche waschen, Wäsche aufhängen, Fenster putzen...  
Interviewer: Da wird einem gar nicht langweilig bei.  
Herr N.: Ne, eigentlich nicht.  
[Z. 469-475]

Neben Putzen ist es vor allem auch das Kochen, das die Befragten als Freizeitelement nennen. Herr F. sammelt zum Beispiel Kochbücher und verfügt im Küchenbereich über viele elektrische Geräte.

Herr F.: Wenn du kein Kochbuch hast, da kannst auch nichts lernen weiter. Da wird dann was Neues gemacht.  
Interviewer: Ja, ja, das stimmt schon. Ich traue mich da immer nicht so ran. Ich guck mir das gerne im Fernsehen an, aber dann selber machen, dass ...  
Herr F.: Lamm-, Lammroulade schmeckt sehr lecker, mit Kräuter bei, mit Speck - mit geräuchertem Speck, ganz dünn geschnitten.  
Interviewer: Kochen Sie oft?  
Herr F.: Ich koch jeden Tag. In Freudenberg schmeckt das nicht so. Aber wenn ich hier Reis mache, da tu ich auch Reis etwas anbraten mit Öl, damit der Reis dunkel wird. Das tu ich im Wok. Oder thailändisch essen mach ich gern.  
[Z. 176-184]

Von den Befragten, die allein wohnen wollen, sind es vor allem die Befragten in den Außenwohngruppen, von denen die Haushaltsführung als Element der Freizeit bezeichnet wird. Sechs Befragte (Herr K., Frau M., Herr S., Frau R., Frau U. und Herr H.) dieser Gruppe äußerten sich ähnlich wie Frau M.:

Interviewer: Also, Sie kommen von der Arbeit nach Hause, was tun Sie dann?  
Frau M.: Meistens setz ich mich erst hier hin. Dann ruh ich mich aus und dann fang ich hier den Haushalt an zu machen, aufzuräumen und zu putzen und bügeln und wenn ich unten meine Wäsche habe. Sonst wenn ich viel Wäsche habe, tu ich waschen. Und wenn das fertig hab, dann wart ich bis mein Freund kommt und dann tun wir Kaffee trinken.

Interviewer: Ach so, dann setzen Sie sich schön zusammen, Tässchen Kaffee und erzählen, was so war?  
 Frau M.: Ja.  
 Interviewer: Das ist schön. Und dann? Haben wir es so ungefähr fünf.  
 Frau M.: Ja. Und danach tut er Essen kochen oder tu ich mal Essen kochen, ist unterschiedlich. Und dann essen wir zusammen Abendbrot und tut einer von uns beiden spülen. Und dann nach dem Spülen gehen wir hier hin, setzen uns hin, gucken nen bisschen Fernsehen. Und danach gehen wir beide schlafen.  
 [Z. 396-401]

Von den Befragten dieser ersten Gruppe scheinen sich die, die noch bei ihren Eltern leben, nicht allzu stark im Haushalt beteiligen zu müssen. Zumindest äußerte niemand von ihnen einen Zusammenhang zwischen Freizeitgestaltung und Haushaltsführung.

Von den dreizehn Befragten, die nicht allein wohnen wollen, beschrieben nur vier (Herr C., Frau C., Frau F. und Frau L.) eine Beteiligung im Haushalt als Element der Freizeit.

### 6.3.8 Gartenarbeit

Für viele Befragte war es wichtig, in ihrer Wohnsituation (siehe Kapitel 6.4.5) die Möglichkeit zu haben, ins Grüne zu kommen. Vor allem die Befragten, die in einem Haus mit Garten lebten bzw. diesen mitbenutzen konnten, äußerten sich positiv über die Möglichkeit sich dort aufhalten zu können. Für zwei Befragte (Herrn R. und Herrn T.) stellt die Gartenarbeit ein Hobby dar.

Herr T., gefragt was ihm am besten an seiner Wohnung gefällt, antwortete:

Herr T.: Am besten? - Der Garten, weil ich draußen sein kann.  
 Interviewer: Haben Sie Gartenmitbenutzung?  
 Herr T.: Wir haben Garten: Rasenfläche - zwei Rasenflächen und nen Balkon.  
 Interviewer: Und Sie können dann ... also die Wohnung ist ja wahrscheinlich im 1. Stock?  
 Herr T.: Ja, unten. Das hatten wir ja vorher ja nicht. Deswegen wollten wir ja unbedingt da die Wohnung haben. Die Dachwohnung, da war im Sommer an die 40 Grad drin und ... und da konnten wir ja nicht draußen sitzen. Und das hatte ich mich da immer gewünscht.  
 [Z. 202-220]

Er und sein Mitbewohner sind sogar extra umgezogen, damit sie einen Garten haben. Im weiteren Gespräch berichtet Herr T., der zudem noch in der Garten- und Landschaftspflege in der WfbM arbeitet, dass er seine Freizeit gern mit Gartenarbeit verbringt. Ähnliches gilt auch für Herrn R., der für die Gartenpflege seiner Mietwohnung verantwortlich ist.

Herr R.: Letztes Wochenende, was hab ich da gemacht. Da war ich, glaube ich, unterwegs zu meinem Bruder, zu meinem anderen Bruder, weil der mit dem Rücken und das hat. Der wird operiert. Da musste ich ja noch mit

ihm machen, weil der da auch umgezogen ist. Dann bin ich nach Hause gefahren, hab den Garten wieder in Schuss gemacht. Da musste auch noch was gemacht werden.

Interviewer: Hier unten im Garten?

Herr R.: Ja.

Interviewer: Kümmern Sie sich darum? Alleine?

Herr R.: Ja, Rasen mähen. Und wenn Sachen geschnitten werden müssen, da macht's einer meiner Brüdern, weil der ist in einer Gärtnerei, der hat Maschinen und das dafür.

[Z. 313-317]

### 6.3.9 Sport

Sport treibt ungefähr ein Drittel der Befragten und die Äußerungen sind sehr unterschiedlich. Am häufigsten genannt wurde das Fußballspielen (fünf Befragte), drei Befragte nutzen ein Fitnessstudio, vier Befragte gehen regelmäßig schwimmen und eine Befragte reitet.

Ein Befragter ist sogar als Fußballschiedsrichter tätig, pfeift Spiele für die Jugend seines Heimatvereins und verdient sich auf diese Weise noch etwas Geld dazu:

Herr P.: Ja, weil ich auch Schiedsrichter bin und da brauch ich Internet, weil das alles über Internet ...

Interviewer: Schiedsrichter für was?

Herr P.: Für Fußball.

Interviewer: Sie sind Fußballschiedsrichter?

Herr P.: Ja.

Interviewer: Regelmäßig?

Herr P.: Ja. Jugend.

Interviewer: Ach. Das ist ein sehr anspruchsvoller Job oder nicht?

Herr P.: Ja.

Interviewer: Das heißt, man muss selber gut Fußball spielen können, eigentlich.

Herr P.: Man muss eigentlich alle Regeln kennen.

Interviewer: Ja, das würde ich auch mal sagen. Und ich hab immer das Gefühl, Schiedsrichter laufen viel mehr als Feldspieler.

Herr P.: Ist auch so.

[Z. 49-75]

Herr H. wohnt in einem Wohnheim und spielt dort in einer Fußballmannschaft. Das Fußballspielen hilft ihm nach eigener Aussage, mit negativen Emotionen umzugehen:

Interviewer: Ja. Wen haben Sie denn zurzeit so? Wer sind so Ihre Leute?

Herr H.: Momentan, was ich jetzt wieder viel mache, ich spiel wieder Fußball.

Interviewer: Ja? Wo?

Herr H.: Hier und im P.heim.

Interviewer: Da gibt es auch ne Fußballmannschaft?

Herr H.: Da gibt es auch ne Fußballmannschaft.

Interviewer: Okay. Das heißt, Sie haben so Fußballkumpels.

Herr H.: Ja, Fußballkumpels, kann man sagen.

(...)

Interviewer: Wie schalten Sie denn ab?

Herr H.: Draußen hinsetzen, schön im Park oder Spazierengehen, klein bisschen. Klein bisschen unterhalten mit andere Leute.

Interviewer: Und dann gehen die Gedanken einfach weg?

Herr H.: Und dann gehen die weg. Wird nicht viel über Arbeit geredet.

Interviewer: Ja, gut.

Herr H.: Und den Frust, den lass ich beim Fußball raus.

[Z. 468-475]

Auch Herr E. spielt gern Fußball:

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Herr E.: Ja, wie gesagt, Fußball hab ich jetzt wieder begonnen und ... aber ich war auch immer zwischenzeitlich mal krank und dann konnte ich das wieder nicht. Und dienstags geh ich dann eigentlich zum Fußball hin nach Schottheide und dann trainier ich da eigentlich auch, und dann dienstags und donnerstags. Und samstags sind dann, ne, nicht samstags, sonntags sind dann die Spiel, genau die Spiele, ja. Aber jetzt zurzeit ist da immer so viel dazwischen gekommen und dann war ich mal wieder krank und dann ging dies nicht, dann hatte ich wieder ... Ach, alles im Moment geht drunter und drüber zur Zeit.  
[Z. 517-523]

### 6.3.10 Handarbeit und Kreativität

Befragt nach ihren Hobbys gaben neun Befragte unter anderem an, sich gern mit Handarbeit bzw. Basteln zu beschäftigen. Weitere sechs berichteten, dass sie sich gern kreativ beschäftigen, worunter vor allem das Malen fällt, aber auch Fotografieren und bei einem Befragten die Herstellungen von Musikvideos.

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Frau M.: Sticken, Musik hören.  
Interviewer: Haben Sie die Decke gemacht?  
Frau M.: Ja.  
Interviewer: Ehrlich?  
Frau M.: Ja.  
Interviewer: Das ist ja toll. Machen Sie das öfter?  
Frau M.: Ja, wenn ich nix ... wenn ich meine Aufgabe hier im Haus gemacht hab, tu ich sticken.  
[Z. 380-393]

Ein Befragter geht gern auf Flohmärkte, kauft dort günstig gebrauchte Gegenstände und restauriert sie dann:

Interviewer: Haben Sie Hobbys?  
Herr F.: Ja. Alte Antik-Möbel.  
Interviewer: Ja?  
Herr F.: Restaurier ich, ja. Wenn ich so was nur weiter kriegen kann. Die alte Uhr ist auch restauriert worden, neu gemacht worden. Der alte Pendel. Dann hab ich alten Tisch restauriert.  
[Z. 466-473]

Von einem Befragten wird sein Hobby als Möglichkeit genannt mit *Langeweile* umzugehen:

Interviewer: Ist Ihnen manchmal langweilig?  
Herr W.: Wo langweilig?  
Interviewer: Zu Hause?  
Herr W.: Zu Hause ich hab nie Langeweile.  
Interviewer: Ja, hab ich auch nicht gedacht.  
Herr W.: Wenn, dann geh ich spazieren, geh ich. Geh ich in Wald mit meinem... Fotografieren oder Fernglas mit. Guck ich mich die Natur an, die Vögel, Eichhörnchen so was. So was ist schön.  
[Z. 495-502]

Herr A. beschäftigt sich in seiner Freizeit viel mit dem *Computer*. Gemeinsam mit Freunden hat er eine Art Wettstreit entwickelt, wer das beste Musikvideo gestaltet:

Interviewer: Ja. Was haben Sie für Hobbys?  
Herr A.: Hobbys. Ja. AMVs  
Interviewer: Bitte was?  
Herr A.: AMVs - Animee-Musik-Videos.  
Interviewer: Äh, ich versteh überhaupt kein Wort.  
Herr A.: Animee-Musik-Videos, das ist mein Hobbys. Sie nehmen Animee ...  
Interviewer: Was ist das?  
Herr A.: Pokemon, Dragonball, Sailermoon ...  
Interviewer: Ach so, okay.  
Herr A.: Nehmen ne Musik, Dragonforce irgendwas, und schneiden dazu die Musik dazu.  
Interviewer: Ah, okay.  
Herr A.: Ich hab ja auch einen eignen Namen. Ich heiße RDB-Pictures.  
Interviewer: RDB-Pictures. Was heißt den RDB?  
Herr A.: Rob de Bob Pictures.  
Interviewer: Rob de Bob ...  
Herr A.: Ja, so hieß mein Name. Wir haben uns alle einen Namen geben.  
[Z. 627-650]

### 6.3.11 Instrumente und Musikalität

Fünf Befragte spielen ein Instrument oder singen in einer Band bzw. Chor. Frau H. spielt Klavier, Frau I. singt in einer Band, Herr B. und Frau F. spielen Keyboard bzw. Orgel und Frau P. hat eine Trommel. Das Spielen der Musikinstrumente wird als Hobby angegeben und dient in erster Linie dem Zeitvertreib.

So berichtet Frau H., als sie von ihrer Freizeitgestaltung erzählt:

Frau H.: Und ja, dann hab ich meistens auch noch Klavier, also jetzt zurzeit spiel ich eigentlich mehr Keyboard, weil ich jetzt auch ein Keyboard hab seit kurzem und darauf spiel ich dann z. B. entweder ältere Stücke oder ja eigentlich auch ein paar Kinderlieder, wie z. B. Hänschen klein z. B. oder Hänsel und Gretel oder Auf der Mauer, auf der Lauer und ja das ist eigentlich schon ziemlich viel.  
[Z. 31-39]

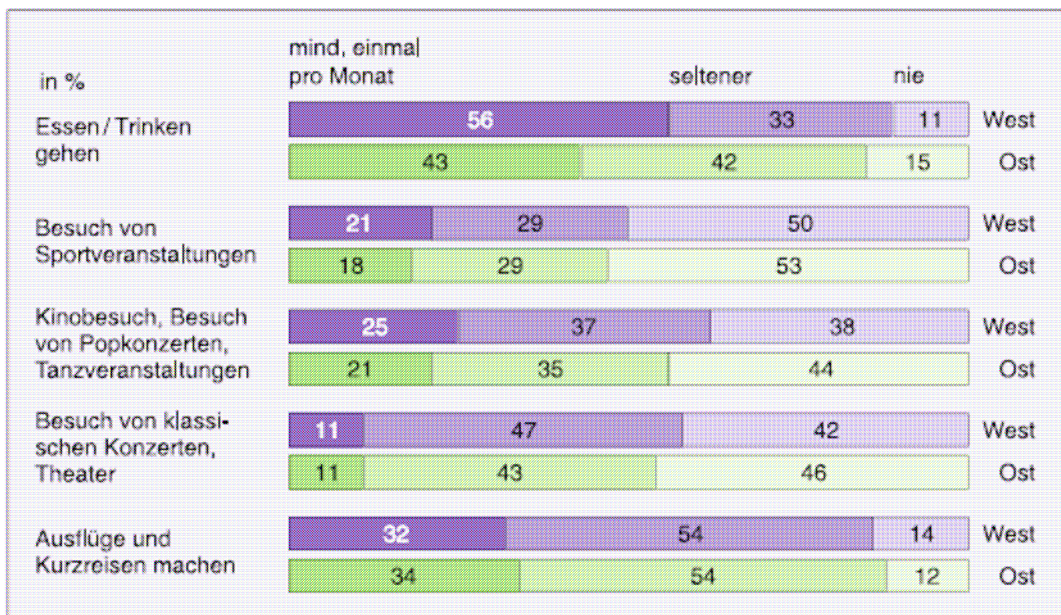
Für Frau P. wird aus ihrer Instrumentenbeherrschung ein wöchentlicher Termin in Gesellschaft von anderen, da sie mit ihrer Trommel an einer Art Musikschule teilnimmt.

Frau P.: Ja, und dann hab ich ein eigenes Fernsehen, ein eigenes Radio und ein ... ja und dann hab ich noch nen eigenes Instrument.  
Interviewer: Was denn?  
Frau P.: So eine Art Trommel. Wir haben einmal in der Woche, mittwochs, immer Musikschule. Aber im Moment fällt die Musikschule aus, weil die Urlaub macht.  
Interviewer: Ah, ja. Kommt die zu Ihnen oder fahren Sie da hin?  
Frau P.: Die kommt zu uns.  
Interviewer: Ins Heim?  
Frau P.: Ja, die kommt von I. und wir müssen das auch dafür bezahlen, aber ist ja nicht schlimm, das ist ja klar.



### 6.3.12 Kulturelle Aktivitäten

Die in der vorliegenden Untersuchung als kulturelle Aktivitäten bezeichneten Freizeitbeschäftigungen werden in der ALLBUS-Studie als Außer-Haus-Aktivitäten bezeichnet. Dazu zählen Essen- und Trinkengehen, Ausflüge und Kurzreisen und der Besuch von Hochkultur-, Popularkultur- und Sportveranstaltungen.



Datenbasis: ALLBUS 2004.

Abbildung 20: Außer-Haus-Aktivitäten

Im Vergleich zu den oben genannten Freizeitaktivitäten werden diese als besondere Ereignisse bezeichnet, die entsprechend seltener vorkommen. „Einen Ausflug unternehmen oder etwas Essen oder Trinken gehen tun zwar die meisten hin und wieder, aber zwischen 38 % (Kino etc.) und 53 % (Sportveranstaltungen) der Befragten geben an, nie eine Veranstaltung zu besuchen.“ (STATISTISCHES BUNDESAMT 2006, S. 531) Die Gründe sind vielfältig, wobei vor allem das Einkommen und die Erreichbarkeit eine Rolle spielen dürften, genauso wie das soziale Umfeld oder bildungsbezogene Interessen.

Der besondere Charakter der kulturellen Angebote zeigte sich auch bei den Befragten der vorliegenden Untersuchung. Allerdings werden an dieser Stelle Einschränkungen für das Freizeitverhalten sichtbar. Generell werden gerade in diesem Bereich gesellschaftliche Unterschiede besonders deutlich, denn „gerade im Bereich Freizeit [sind] individuelle Wahl- und Gestaltungsspielräume gegeben, sodass sich hier differenzierte Lebensstile entfalten können. Gleichzeitig deuten

einige Ergebnisse jedoch auch darauf hin, dass äußere Restriktionen, etwa was finanzielle und zeitliche Ressourcen angeht, diesen Gestaltungsspielraum einschränken können“. (STATISTISCHES BUNDESAMT 2006, S. 533)

Für Menschen mit Behinderung sind die sogenannten Restriktionen noch vielfältiger. Neben zeitlichen und finanziellen Ressourcen können Mobilität, Zugang, gesellschaftliche Reaktionen u. v. m. ihre Teilhabe erschweren, weshalb THEUNISSEN eine Art Freizeitbegleiter fordert. Um Menschen mit geistiger Behinderung bei der Erfüllung ihrer Freizeitwünsche und der Entwicklung benötigter Freizeitkompetenzen zu unterstützen, fordert THEUNISSEN (2002) die Assistenz durch einen Freizeitbegleiter, wie es ihn in ähnlicher Form bereits in den Niederlanden gibt. Diese Personen sollten „auch als dialogische Partner und Vertrauensperson präsent sein und gegebenenfalls die Freizeitgestaltung des Einzelnen begleiten, indem sie zum Beispiel mit dem Betroffenen – entsprechend seinen Wünschen – spazieren gehen, Ausflüge unternehmen, kulturelle Veranstaltungen besuchen, Sport treiben, spielen u. a .m., sodass eine gemeinsam inniglich erlebte Du-Erfahrung statthaben kann“. (THEUNISSEN 2002, S. 231) Ein Teil dieser Assistenz wird bei den Befragten in der vorliegenden Untersuchung durch die jeweiligen Betreuer übernommen, die aber gleichzeitig noch verschiedene weitere Rollen und Aufgaben ausfüllen. Zudem liegt gerade bei Gruppenunternehmungen, zu denen es vor allem in den stationären Wohnformen häufiger kommt, die Gefahr der Fremdbestimmung nah. Wichtig erscheinen eine Veränderung der Angebotsstruktur, die Vermittlung von Kompetenzen und die Schaffung der Rahmenbedingungen, die für eine individuelle, selbstbestimmte Freizeitgestaltung notwendig sind. Im Falle kultureller Angebote scheinen vor allem Fragen der Mobilität und finanzielle Unterstützung im Vordergrund zu stehen, wie bei der Darstellung der Ergebnisse deutlich wird.

#### **6.3.12.1 Kino**

Die am häufigsten genutzten kulturellen Angebote waren Kinobesuche. 22 Befragte äußerten, in der jüngeren Vergangenheit im Kino gewesen zu sein. Die meistgenannten Veranstaltungen nach dem Kino waren Konzertbesuche (vierzehn Befragte) und der Besuch von Dorffesten (neun), worunter auch die Kirmes fällt, gefolgt vom Besuch von Fußballspielen (sechs).

Die allein wohnenden Befragten äußerten in der Mehrzahl, dass kulturelle Veranstaltungen zu teuer sind und sie sich solche Dinge nur noch selten leisten können. Nur vier von diesen zwölf Befragten waren in der letzten Zeit im Kino.

Herr T. würde zudem gern häufiger zu Fußballspielen gehen:

Interviewer: Gehen Sie zu kulturellen Veranstaltungen, wie z. B. zu Konzerten, Fußballspielen, Theater, Kino, so was?  
Herr T.: Fußballspiel waren wir schon mal öfters, aber Theater und Kino - so was nicht.  
Interviewer: Fahren Sie dann nach Gladbach?  
Herr T.: Da war ich schon mal. Aber nicht so oft. Wegen das Geld fehlt. Ich habe keine Dauerkarte.  
[Z. 618-626]

Für die Mehrzahl der Befragten, die nicht allein wohnen, werden der Kinobesuch und auch andere kulturelle Veranstaltungen in der Regel organisiert. Diese Befragten nahmen im Gegensatz zu den Befragten im Betreuten Wohnen wesentlich häufiger an kulturellen Veranstaltungen teil, vor allem auch an Angeboten jenseits des Kinobesuchs. Von den insgesamt 24 Befragten, die nicht in einer eigenen Wohnung leben, waren sechzehn in jüngster Vergangenheit im Kino, dreizehn besuchten ein Konzert, Musical oder Ähnliches und acht waren auf einem Dorffest bzw. einer Kirmes.

Vor allem in den Wohnfamilien werden kulturelle Veranstaltungen angeboten, die von den Wohnfamilieneltern organisiert werden und an denen freiwillig teilgenommen werden kann, wie Fr. G. berichtet:

Interviewer: Nehmen Sie an kulturellen Veranstaltungen teil? Also gehen Sie auch auf Konzerte, Sportveranstaltungen, Theater, Kino und so was?  
Fr. G.: Ja. Ja.  
Interviewer: Was denn?  
Fr. G.: Ja, Kino, Theater, Konzerte.  
Interviewer: Ja? Wie denn? Mit wem? Mit der Wohnfamilie?  
Fr. G.: Ja, mit der Wohnfamilie.  
Interviewer: Ist auch nicht immer so. Ich hab jetzt auch schon von Wohnfamilien gehört, wo so was im Prinzip überhaupt nicht passiert.  
Fr. G.: Ja. Doch. Wir waren auch schon ... zu Musicals waren wir schon, zu verschiedenen. Also da wird natürlich vorher gefragt, wer möchte da mit hin ...  
Interviewer: Kostet total viel Geld auch?  
Fr. G.: Ja. Wer hat Interesse? Da wird sich gemeldet. Und dann fährt entweder Herr oder Frau B. [Wohnfamilieneltern] mit uns dann dahin, je nachdem. Oder auch schon mal beide, dann kommt dann eine Vertretung ins Haus für den Rest, der noch da ist.  
[Z. 460-469]

Herr E. beschreibt ebenfalls die gemeinsame Planung von Aktivitäten innerhalb seiner Außenwohngruppe, aber auch die Nutzung kultureller Angebote mit seiner Freundin:

Interviewer: Was machen Sie sonst so in Ihrer Freizeit?  
Herr E.: Ja, eigentlich ... ja, es kommt drauf an. Ja, ab und an gehen wir auch ins Kino, aber das ist ja auch nicht so oft und ... also für Kino interessier ich mich auch.  
Interviewer: Machen Sie denn viel mit der Gruppe oder ...?  
Herr E.: Ja, mit der Gruppe mach ich schon ... machen wir auch schon mehr, so je nachdem, was so gerade so anliegt so, was so vorgeschlagen wird von allen so. Der eine sagt, ich möchte gerne ins Kino, der andere sagt, ich

möchte gerne da und da hin. Der andere sagt, ich möchte gerne schwimmen. Der andere sagt, ne, ich möchte da wieder nicht hin. Das ist alles so ein bisschen schwierig.

Interviewer: Ja. Machen Sie auch mal was allein mit Ihrer Freundin?  
Herr E.: Ja. Wir gehen schon mal, wie gesagt, öfters shoppen oder wir gehen mal ... fahren mal rum oder gehen auch schon mal zur Kirmes oder irgendwie so. Wir machen auch schon mal als ein bisschen Veranstaltungen.  
[Z. 525-530]

### 6.3.12.2 Fußballinteresse

Diese Kategorie beschreibt die Aussagen von Befragten mit einem großen Fußballinteresse. Acht Befragte haben eine Leidenschaft für einen Bundesligaverein, gucken sich am Wochenende die Fußballspiele an und einige fahren auch ins Stadion, wobei dies (wie unter dem Punkt *Kulturelle Veranstaltungen* erwähnt) vom Geld abhängig ist.

Fünf der Befragten waren bzw. sind Mitglied in einem Fußballfanclub. Herr I. war schon Mitglied im Schalke-04-Fanclub, ist dort aber nach acht Jahren Vereinszugehörigkeit ausgetreten, weil er das Gefühl hatte, den anderen zur Last zu fallen:

Interviewer: Haben Sie Kontakt zu anderen Vereinen? Weiß nicht - Schützenverein, Karnevalsverein, so was.  
Herr I.: Ja. In mehreren Fußballvereinen bin ich gewesen schon, also so Fanclubs.  
Interviewer: Ach. Von was denn?  
Herr I.: Aber jetzt im Moment nicht. Schalke 04 bin ich gewesen, jahrelang eigentlich.  
Interviewer: Und was hat dazu geführt, dass Sie aufgehört haben?  
Herr I.: Das hat schon mit dem Verein hier in Kleve selber zu tun, weil ...  
Interviewer: Ach mit dem Fanclub.  
Herr I.: Ja, ja. Mit dem Fanclub hat das zu tun, weil ... die haben einen auf einmal nicht mehr gerne mitgenommen.  
Interviewer: Warum nicht?  
Herr I.: Also, plötzlich war das nen Problem, jemanden mitzunehmen.  
Interviewer: Im Rollstuhl.  
Herr I.: Ja, plötzlich war das nen Problem, ja.  
Interviewer: Sind Sie vorher mit zu den Fußballspielen gefahren?  
Herr I.: Ja.  
[Z. 460-475]

Bei einigen Befragten, wie zum Beispiel bei Herrn T., wird in den Äußerungen zum Thema Fußball ein großer Sachverstand und ein großes Fußballwissen deutlich:

Herr T.: Hm, Hobbys. Hobbys - Radfahren tu ich viel und schon mal mit meinem Bruder und so was schon mal ein bisschen Fußball spielen. Und Fußball gucken natürlich.  
Interviewer: Natürlich. Was denn? Was für ein Fan sind Sie denn?  
Herr T.: Gladbach.  
Interviewer: Ich komm ja aus Köln, vielleicht sagt Ihnen das was.  
Herr T.: Ja, ja.  
Interviewer: Köln und Gladbach geht nicht ganz. Die spielen ja schön gegeneinander.  
Herr T.: Ja, wir sind dieses Jahr abgestiegen.  
(...) [Gespräch über den Trainer von Kleve.]

Voriges Jahr. Die WM. Das war der schönste Monat in meinem ganzen Leben. Fand ich. Wir haben hier mal geguckt, da mal geguckt. Mitgefiebert. Bis zum Italienspiel.  
[Z. 578-595]

### 6.3.12.3 Wöchentliche Termine

Unter die Kategorie *Wöchentliche Termine* fallen Aussagen, die eine regelmäßige (wöchentliche) Freizeitgestaltung der Befragten betreffen. Insgesamt äußerten nur sechs Befragte, dass sie einer wöchentlichen Freizeitbeschäftigung nachgehen. Frau H., Frau I. und Frau U. aus der Gruppe der Befragten, die allein wohnen wollen, gehen regelmäßig reiten, ins Fitnessstudio oder schwimmen. Außerdem nimmt Frau U. noch an einer Freizeitgruppe teil, die von einer Elterninitiative angeboten wird und an der (oder einer ähnlichen) auch drei Personen (Frau K., Frau F. und Frau P.) aus der Gruppe der Befragten, die nicht allein wohnen wollen, teilnehmen:

Interviewer: Was gibt es noch? Ferienangebote, so was.  
Frau K.: Ne, so eine Freizeitgruppe haben wir in Goch und da geh ich schon mal hin, jeden Mittwoch.  
Interviewer: Moment, da hab ich schon mal was von gehört. Die ist auch von der Lebenshilfe?  
Frau K.: Ne, die ist nicht von der Lebenshilfe.  
Interviewer: Die ist von so einem Körperbehindertenverband?  
Frau K.: Ne, auch nicht.  
Interviewer: Dann ist das was anderes, was ich dachte. Von wem ist das?  
Frau K.: Ja, ich kenn da nur die, die das macht. Das macht die Gaby.  
Interviewer: Und wer geht da so hin? Es ist dann nicht nur Ihre Wohnfamilie?  
Frau K.: Ne, das sind auch nicht alle. Ich bin die einzige, die da hingeh von unsere. Und dann von Uedem kommen noch ein paar Leute. Und dann auch aus Goch, wo die Leute so wohnen.  
[Z. 310-319]

Aus der Gruppe der Befragten, die bereits allein wohnen, äußerte sich niemand zu einer regelmäßigen Freizeitaktivität während der Woche.

### 6.3.12.4 Wochenende

Das Wochenende scheint für viele Befragte eine eher schwierige Zeit zu sein. Es fehlen Angebote zur Freizeitgestaltung und das Thema Einsamkeit spielt eine besondere Rolle. Vor allem für die Befragten, die nicht in einem Gemeinschaftsverbund (Wohnfamilie, Wohnheim, AWG) leben, ist das Wochenende als ein Zeitraum zu sehen, in dem für viele die Handlungsmöglichkeiten und -alternativen fehlen. Sieben Befragte äußerten sich explizit negativ zu dieser Thematik.

Herr S. diskutiert gemeinsam mit der Interviewerin die Möglichkeit, ein Café einzurichten, wo man sich vor allem am Wochenende aufhalten kann. Hier wird seine Sicht der Notwendigkeit solcher Angebote deutlich, wenn er sagt:

- Herr S.: Ja, und was macht man davor? Muss ne bestimmte Zeit schon los haben  
...  
Interviewer: Zehn Uhr zum Frühstück schon.  
Herr S.: Oder nachmittags. Nachmittags zum Kaffee, Kuchen essen.  
Interviewer: Genau, dann hätte man was, wo man auf jeden Fall hingehen kann.  
Herr S.: Ja, ja. Sag mal, drei, vier, fünf Stunden los hat. Dann ab sechs Uhr, ab sieben Uhr zu ist, dann ist natürlich der Tag schon fast weg.  
Interviewer: Das ist es nämlich, ne?  
Herr S.: Ja, ja. Manchen fällt die Decke auf den Kopf. Wissen die nicht, wie sie die Zeit umkriegen. Manche wissen nicht, wo sie hingehen sollen.  
[Z. 900-910]

Auch Befragte, die schon länger in einer eigenen Wohnung leben, setzen sich gedanklich mit diesem Zeitraum auseinander. Herr R. zum Beispiel beschreibt die Schwierigkeit, am Wochenende vollständig auf sich allein gestellt zu sein. Er wünscht sich, dass es zumindest eine Telefonnummer gäbe, unter der er im Notfall jemanden erreichen könnte.

- Herr R.: Oh, da ist man richtig auf sich alleine gestellt am Wochenende. Und da fänd ich, manchmal wäre es wichtig, wenn man jemand hätte, den man auch mal am Wochenende wirklich in so einer Lage, wenn wirklich Not am Mann ist, schon mal anrufen kann.  
Interviewer: So eine Notfallnummer, ne?  
Herr R.: Ja, eine Notfallnummer, ja.  
[Z. 591-594]

Auch Frau T., die mit Herrn R. zusammen wohnt, äußert sich zur Problematik keinen Ansprechpartner am Wochenende zu haben und auf sich allein gestellt zu sein. Ihre Aussage, die den Wünschen Herrn R.s ähnelt, deutet daraufhin, dass das Paar sich schon häufiger mit dieser Thematik beschäftigt hat.

- Interviewer: Und was ist nicht so schön am Alleinwohnen?  
Frau T.: Weil man dann am Wochenende für sich ganz alleine ist und man dann keinen Ansprechpartner hat, wenn man mal was haben sollte. Das ist nicht so gut. Ob man dann am Wochenende wenigstens mal einen hätte, wenn man was hat. Das ist - wie mach ich das, dass man einen hätte, übers Wochenende.  
[Z. 692- 696]

Herr C. äußert, dass ihm vor allem am Wochenende langweilig wird. Vor allem sonntags fehlen ihm Angebote:

- Interviewer: Ist Ihnen manchmal langweilig?  
Herr C.: Ja, Sonntag immer.  
Interviewer: Und was tun Sie dann?  
Herr C.: Ich. Aufräumen bisschen dann.  
Interviewer: Haben Sie aber ja schon samstags gemacht. Also ist sonntags nicht mehr viel zum Aufräumen da. Was tun Sie denn dann?

Herr C.: Dann ... Wäsche machen dann vielleicht.  
[Z. 614-621]

### 6.3.12.5 Urlaub

Urlaub scheint für die meisten Befragten keine große Bedeutung zu besitzen. Nur sechs Befragte äußerten sich zum Themenbereich Urlaub. Fahrten ins Ausland und sogenannte Ferienmaßnahmen finden in der Regel mit der Abteilung in der WfbM statt und darauf scheinen sich die Reisetätigkeiten auch zu beschränken. Einige wenige Befragte, die noch im Elternhaus leben (Frau H., Frau I., Frau A.), verreisen mit Verwandten.

Die Befragungen fanden in der Ferien- und Urlaubsphase statt, doch blieben die meisten Befragten in dieser Zeit zu Hause bzw. äußerten keinerlei Pläne, die auf eine Reise hindeuteten.

Fr. G. fährt mit der Wohnfamilie und mit der Ferienmaßnahme der WfbM in Urlaub.

Interviewer: Fahren Sie dann immer mit der Wohnfamilie?  
Fr. G.: Ja.  
Interviewer: Also, es gibt hier ja die Ferienmaßnahmen. Die finden statt.  
Fr. G.: Ja.  
Interviewer: Und dann machen Sie noch Urlaub mit der Wohnfamilie.  
Fr. G.: Ja.  
Interviewer: Wo fahren Sie da so hin?  
Fr. G.: Wir waren jetzt dieses Jahr in der Eifel. Wir waren auch schon Griechenland, wo man dann ein paar Jahre vorher drauf gespart hat. Waren auch an der Ostsee. Ist immer unterschiedlich.  
Interviewer: Wer hat dann die Idee?  
Fr. G.: Ja, Herr oder Frau B. machen das, die Wohneltern. Fragen dann auch, ob man sich das vorstellen kann.  
[Z. 508-517]

Frau I. zum Beispiel wohnt noch im Elternhaus und verreist gemeinsam mit ihren Eltern.

Interviewer: Fahren Sie in Urlaub?  
Frau I.: Ja, ab 20. ..., ne quatsch, ab 19. August mit meinen Eltern für 10 Tage nach Mallorca. Ja. Mein bester Freund fliegt auch mit und mein Patenonkel noch.  
[Z. 245-248]

### 6.3.13 Haustiere

Ein eigener Bereich der genannten Freizeitaktivitäten bilden die Versorgung und Beschäftigung mit Haustieren. POHL (1999) nennt verschiedenste Gründe für eine Heimtierhaltung, die sich auch bei den Befragten, die ein eigenes Haustier halten, wiederfinden lassen und womöglich eine Begründung für die Tierhaltung liefern:

„Erwachsene halten Tiere weil sie

- soziale Anregungen bieten (Spielen, Beschäftigen, Geselligkeit, Aufforderung, Zweisamkeit, Sprechen);
- emotionale Bedürfnisse befriedigen (Zärtlichkeiten, Nähe, Wärme, Sicherheit, Konstanz, Geborgenheit, Lachen, Liebe, Hoffnung);
- die Freizeit ausfüllen und gestalten (ständige Anwesenheit, Kümmern, Vereinsleben, Hobby, Gleichgesinnte);
- Fürsorge verlangen, eine Aufgabe darstellen (sich kümmern, Strukturierung des Tagesablaufs, gebraucht werden, Zuwendung, Verantwortung übernehmen, Abhängigkeit, gefordert werden);
- erzieherische Funktionen übernehmen (Kontinuität, Akzeptanz von Andersartigkeit, Regelmäßigkeit);
- beständige Partner sind (Konstanz, Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit, Ehrlichkeit, Treue, Beistand, Sympathie, Dankbarkeit);
- das Prestige steigern (Rassetiere, Ausstellungen, Wettkämpfe)
- keine Launen haben (gleichbleibende Zuneigung, Ausgleichsfunktion);
- Erfolgserlebnisse vermitteln (Erziehung, Kunststücke, Zucht, Aufzucht, Leistungssteigerung).“

(POHL 1999, S. 40 f.)

Dreizehn Befragte besaßen ein eigenes Haustier, wobei hier nur Äußerungen gezählt wurden, wo das Tier tatsächlich dem Befragten gehörte und nicht nur in der (Wohn-) Familie oder Wohngruppe lebt. Für die Befragten mit Haustier hat es in den meisten Fällen eine große Bedeutung und übernimmt Teile der oben genannten Funktionen. Drei Befragte äußern explizit, dass ihr Tier die Funktion einer sozialen Ressource erfüllt, wie zum Beispiel Frau T. Gefragt, ob sie sich vorstellen könnte, auch ganz allein zu wohnen und ob sie sich nicht einsam fühlen würde, verweist sie auf ihre Tiere:

Interviewer: Könnten Sie auch ohne Ihren Freund wohnen?  
Frau T.: Das könnte ich auch.  
Interviewer: Wäre das schwieriger für Sie?  
Frau T.: Eigentlich nicht.  
Interviewer: Was wäre denn dann anders?  
Frau T.: Dann wäre man alleine, müsste man mit sich selber klarkommen.  
Interviewer: Meinen Sie, das könnten Sie?  
Frau T.: Das könnte ich.  
Interviewer: Würden Sie sich dann öfters einsam fühlen oder ...?  
Frau T.: Ich hab meine Tiere, da fühle ich mich dann eigentlich nicht einsam. Dafür habe ich ja auch meine zwei Katzen. Dann fühlt man sich auch nicht alleine.  
[Z. 642 ff.]

Und an anderer Stelle:

Frau T.: Ja, das sind schon gute Freunde von mir, meine Tiere. Die sind mein Ein und Alles.  
[Z. 699 ff.]



Neben der sozialen Ressource haben ihre Tiere für Frau T. auch noch eine wichtige Bedeutung in Bezug auf ihre individuellen Ressourcen. Befragt nach ihrer Entwicklung in der Zeit des Ambulant Betreuten Wohnens sagt sie, dass sie am meisten Stolz empfindet, dass sie die Versorgung ihrer Tiere bewältigen kann.

Interviewer: Worauf sind Sie am allermeisten stolz in der Entwicklung jetzt?  
Frau T.: Auf meine Tiere, da bin ich schon stolz drauf, dass ich das geschafft und auch haben darf. Das ist mir auch sehr wichtig.  
[Z. 694 f.]

Auch für Frau C. stellen ihre Tiere eine soziale Ressource dar. Sie hat sie sich ganz bewusst angeschafft, um nicht allein zu sein:

Interviewer: Woher kommen die Vögel?  
Frau C.: Die habe ich selber gekauft.  
Interviewer: Ja? Wie kamen Sie darauf?  
Frau C.: Weil ich hier oben viel alleine bin. Und da habe ich gedacht, will ich eins kaufen.  
Interviewer: So als Gesellschaft?  
Frau C.: Ja.  
Interviewer: Und warum haben Sie sich zwei gekauft?  
Frau C.: Ja, weil das ist besser, zu zweit. Denn dann alleine ist doof.  
Interviewer: Ist der Vogel viel alleine dann?  
Frau C.: Ja, einer ist gestorben.  
Interviewer: Ja?  
Frau C.: Musste ich den ganz schnell holen.  
[Z. 78 ff.]

In Frau H.s Elternhaus gibt es einige Haustiere, aber wenn sie von zu Hause auszieht, würde sie gern ihre beiden Katzen mitnehmen:

Interviewer: Haben Sie Haustiere?  
Frau H.: Ja, vier Katzen. Ich hatte auch mal einen Hund, der ist aber leider tot. Und wir haben auch noch ganz viele Fische. Und Hühner haben wir auch.  
Interviewer: Aha. Würden Sie eine Katze mitnehmen, wenn Sie ausziehen?  
Frau H.: Also, ich würde dann schon gerne Willi und Nasi mitnehmen, weil das meine eigenen Katzen sind.  
Interviewer: Das heißt, Sie sorgen auch für die Katzen.  
Frau H.: Müsste ich dann schon, ja. Wir haben auch noch Katzenklos, die muss ich dann öfter sauber machen.  
Interviewer: Machen Sie auch jetzt schon?  
Frau H.: Ja. Eins auf dem Speicher, eins im Keller.  
[Z. 538 – 545]

Auf die besondere Bedeutung, die ein Haustier im Bewältigungsprozess des selbstständigen Wohnens übernehmen kann, wird im anschließenden Kapitel 7 innerhalb der Ergebnisdiskussion noch vertiefend eingegangen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ein Großteil der Befragten – unabhängig von der Wohnform – über Handlungsmöglichkeiten im Bereich der Freizeitgestaltung verfügt. Unterschiede zwischen den Befragungsgruppen werden sichtbar bei der Ausgestaltung der einzelnen Aktivitäten. Für die Befragten, die bereits ambulant betreut wohnen, nimmt die Haushaltsführung einen großen Teil ihrer freien Zeit ein, wobei auch Nennungen zu allen anderen Freizeitaktivitäten erfolgen. Die Befragten, die in stationären Wohnformen bzw. (familiären) Gemeinschaften leben, verbringen viel Zeit mit Freunden bzw. Mitbewohnern und kulturelle Aktivitäten werden am ehesten von diesen Befragten in Anspruch genommen.

Die am häufigsten genannte Freizeitaktivität ist das Fernsehen bzw. die Mediennutzung insgesamt. Vor allem der Bereich der Internetnutzung und daraus resultierende Möglichkeiten zur (gesellschaftlichen) Teilhabe bleiben noch zu diskutieren. Im Hinblick auf das Ambulant Betreute Wohnen sind zudem noch die Probleme einer Wochenendgestaltung zu diskutieren und weiter noch die Funktion, die ein Haustier für das Freizeitverhalten und die sozialen Ressourcen hat.

Im Rahmen einer Diskussion der Ergebnisse im siebten Kapitel wird auf die letztgenannten Aspekte noch einmal Bezug genommen.

## 6.4 Materielle Ressourcen

Die unter dem Stichwort „Materielle Ressourcen“ codierten Kategorien orientieren sich weitestgehend an den klassischen Lebenslagedimension Arbeit/Beruf, Einkommen, Bildung, Gesundheit und Wohnen. Die einzelnen Aspekte sind den besonderen Umständen bzw. Bedürfnissen der Befragungsgruppen angepasst bzw. aus ihnen entstanden. So sind vor allem die unterschiedlichen Kategorien zum Themenfeld Wohnen an den fünf in Kapitel 1 formulierten Wohnbedürfnissen orientiert. Die hier herausgefilterten Lebenslagedimensionen sind der Untersuchungsfrage angepasst, sie beziehen sich in ihrer Bedeutung und Ausdifferenzierung also auf die Lebenswelt der Befragten. So sind unter dem Oberbegriff Bildung, der klassischen Lebenslagedefinition folgend, Aspekte wie *Schulbildung* und *Ausbildung* berücksichtigt, von größerer Relevanz für die vorliegende Studie sind aber die Unterkategorien *Beherrschung von Kulturtechniken* und *Bedeutung von Kulturtechniken*. Ähnliches gilt für die Bereiche *Einkommen*, wo vor allem die subjektive Einschätzung des zur Verfügung stehenden Geldes im Vordergrund steht, und für den Bereich *Gesundheit*, in dem die in den Interviews auffälligsten Aspekte wie *körperliche Beeinträchtigung*, *Psychiatrieaufenthalt* und *Drogenkonsum* in den Mittelpunkt gestellt worden sind. Die Lebenslagedimension *Wohnen*, die sich in der Regel nur auf Ausstattung und Wohnumfeld bezieht, ist hier erweitert um die Kategori *Wohnsituation aufgrund einer eigenen Entscheidung* und Aussagen zu den *subjektiven Sichtweisen des Wohnumfeldes (Stadt – Land)*, wobei bei der Analyse dieser Dimension die in Kapitel 1.1 erläuterten Wohnbedürfnisse besonders zum Tragen kommen.

### 6.4.1 Bildung

Der Bereich Bildung umfasst den *Schulbesuch* und darauf folgende Maßnahmen wie (*Helfer-*) *Ausbildung*, *Berufsvorbereitende Maßnahmen* oder Ähnliches. Hinzu kommen die Kategorien *Beherrschung von Kulturtechniken* und die persönlichen Einschätzungen zur *Notwendigkeit der Beherrschung von Kulturtechniken*.

#### 6.4.1.1 Schule bzw. Schulabschluss

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die älteren Befragten eher eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung besuchten, wohingegen die jüngeren Befragten,

also die unter 30-Jährigen, häufiger eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Lernen besucht haben.

Fünfzehn Befragte besuchten eine Förderschule Geistige Entwicklung, zwölf eine Förderschule Lernen und neun Befragte andere Schulformen wie Förderschule Körperliche und Motorische Entwicklung, aber auch Volksschule oder Ähnliches.

Die meisten Befragten konnten selbst nicht genau benennen, welchen Schultyp sie besucht haben. Für viele heißt es auch einfach „Behindertenschule“ und dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Lernen oder Geistige Entwicklung handelt, wie die folgenden Aussagen zeigen:

Interviewer: Welche Schule haben Sie besucht?  
Frau M.: Ehm, das war die Behindertenschule. War auf ner Behindertenschule und dann bin ich TBH gewesen, da hab ich meine Ausbildung gemacht.  
[Z. 140-143]

Interviewer: Welche Schule haben Sie besucht?  
Herr R.: Haus Freudenberg.  
Interviewer: Ist das eine Förderschule, eine Sonderschule?  
Herr R.: Nein, das ist eine Behindertenschule, ja für Behinderte. Für, ja wie soll ich sagen, für einfache Behinderte. Geistigbehinderten-Schule.  
[Z. 90-93]

HANSLMEIER-PROCKL (2009) kam in ihrer Studie zur Teilhabe in ambulant betreuten Wohnformen zu ähnlichen Ergebnissen und verweist aus diesem Grund auf die Schwierigkeiten einer Grenzziehung zwischen einer geistigen und einer Lernbehinderung. Alle Personen, die von ihr befragt wurden, erhielten Hilfen im Rahmen des Ambulant Betreuten Wohnens und waren zum Großteil in einer WfbM beschäftigt. Befragt nach ihrer Schulbildung gaben ungefähr ein Drittel der Befragten an, eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung besucht zu haben, ein weiteres Drittel hatte die Förderschule Lernen besucht, fünf Prozent waren auf einer Förderschule für körperliche und motorische Entwicklung und zehn Prozent der Befragten hatten eine Regelschule besucht. Da eine diagnostizierte (geistige) Behinderung als Voraussetzung für die Finanzierung von Hilfen zur Teilhabe und damit zur Finanzierung des Ambulant Betreuten Wohnens gilt, müssten demnach alle Befragten diese Diagnose haben, was mit dem zuvor beschriebenen Schulbesuch nicht übereinstimmen kann. „Dies bedeutet, dass sich der Bedarf der Personen im Laufe ihres Lebens durch Krankheit, Ausschluss von Bildungs- oder Arbeitsmöglichkeiten oder andere Einflüsse verändert hat.“ (ebd. S. 133) Bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens ist daher der tatsächlich bestehende Bedarf weitaus ausschlaggebender als eine vermeintliche Diagnose, weshalb HANSLMEIER-PROCKL in ihrer Studie von Personen spricht, „die zumindest in der Begründung für die Finanzierung

der Hilfen als geistig behindert gelten. Es handelt sich entsprechend um Menschen, die als geistig behindert bezeichnet werden.“ (ebd. S. 134)

#### 6.4.1.2 Schule und Wohnen

Im Zusammenhang mit Fragen nach ihrem Schulbesuch wurden die Interviewpartner auch danach gefragt, ob das Thema Wohnen in der Schule behandelt worden ist bzw. ob sie sich durch die Schule vorbereitet fühlen oder fühlten. Da viele Befragte sich kaum noch an die Inhalte ihres Schulbesuchs erinnern, kann für diesen Aspekt kein Ergebnis genannt werden. Die Befragten, die sich an ihre Schulzeit erinnerten, haben bis auf zwei Ausnahmen das Thema Wohnen nicht behandelt. Allerdings lässt sich sagen, dass die Behandlung des Themas Wohnen in der Schule eine durchweg positive Bewertung durch die Befragten erhielt.

- Interviewer: Glauben Sie, dass es für die gut wäre, wenn das Thema schon in der Schule mal ... wenn das im Unterricht vorkäme?
- Herr K.: Ja, mein ich wohl. Finde ich schon wichtig, dass die dann auch weiter wissen, was geht. Geht nicht einfach nur, jetzt bin aus der Schule und jetzt hab ich ne Wohnung und dann plötzlich zack, geht's ab und so. Dass man dann weiter, dass die dann auch was lernen, was geht und so. Die Kosten, die Miete, die Wohnung suchen und so.  
[Z. 388-395]

Ein Befragter macht in seinen Aussagen sogar Vorschläge zur inhaltlichen Gestaltung der Unterrichtseinheiten und unterstreicht die Notwendigkeit:

- Interviewer: Haben Sie in der Schule jemals über das Thema „Wohnen“ gesprochen?
- Herr I.: In der Schule? Ja, bestimmt mal. Irgendwann. Ja, bestimmt mal.
- Interviewer: Glauben Sie, dass das gut wäre, wenn das Thema in der Schule mehr zur Sprache käme, einfach um schon relativ früh informiert zu sein ...
- Herr I.: Ja, man müsste Stunden einplanen, die dann auch eigentlich dafür da sind, wo man darüber redet. Finde ich schon, dass man das machen muss, eigentlich machen sollte. Ja.
- Interviewer: Warum?
- Herr I.: Weil Kochen und so hab ich in der Schule gehabt eigentlich, aber Hauswirtschaft mit Wäsche waschen zum Beispiel wieder nicht. Muss man eigentlich auch machen.
- Interviewer: Und was gehört noch zum Wohnen dazu Ihrer Meinung nach, wenn man das jetzt da in der Schule auch mal behandeln würde?
- Herr I.: Ja, wie man am besten ... Wenn man zum Beispiel so ein Haus hat, wie man am besten mit den Finanzen umgeht. Das müsste man ... muss man eigentlich wissen, weil sonst kommen ja irgendwelche Ämter oder die Banken und wenn man damit nicht umgehen, dann ja ... dann wohnt man da nicht lange, wo man wohnt.  
[Z. 308-315]

### 6.4.1.3 Ausbildung

Zwei der Befragten (Herr P., Herr J.) haben während des Gesprächs von einer Berufsvorbereitenden Maßnahme berichtet und vier Befragte (Frau H., Frau M., Frau R. und Herr O.) beschrieben eine Helferausbildung an einer Berufsbildungsstätte:

Frau M.: War auf ner Behindertenschule und dann bin ich TBH gewesen, da hab ich meine Ausbildung gemacht.  
Interviewer: Was ist TBH?  
Frau M.: So eine Ausbildungsstätte für ... zum Kochen zu lernen und alles.  
Interviewer: Ist das dann eine richtige Ausbildung?  
Frau M.: Ich hab jetzt Hauswirtschaft...  
Interviewer: Sie sind Hauswirtschafterin?  
Frau M.: Ja.  
[Z. 141-147]

Der im Folgenden zitierte Befragte hat an einer Berufsvorbereitenden Maßnahme teilgenommen:

Herr J.: Danach war ich Weißes Tor.  
Interviewer: Was ist das?  
Herr J.: Hier Berufsbildungsdingens. Weißes Tor, Berufskolleg mein ich. Ja, klar.  
Interviewer: Ich kenn mich nicht aus.  
Herr J.: In Kleve.  
Interviewer: Ist das so eine Berufseingliederungsmaßnahme gewesen oder ...  
Herr J.: Ja, Weißtor, das ist so ein ...  
Interviewer: Was haben Sie da gemacht, vielleicht errate ich es dann?  
Herr J.: Ja, Schule hatte ich da, ein bisschen noch. Ja, und eben Arbeit.  
Interviewer: Was denn für eine Arbeit?  
Herr J.: Das konnte man aussuchen. Entweder Holz, Metall oder ...  
Interviewer: Berufsvorbereitungsmaßnahme.  
Herr J.: Ja, genau. Ja, so was.  
Interviewer: Okay. Und dann?  
Herr J.: Und dann war ich TBH, glaube ich. Ja, genau. TBH.  
Interviewer: Das kenn ich mittlerweile, Theo...  
Herr J.: Theodor-Brauer-Haus.  
Interviewer: Genau. Auch so was Ähnliches. Ein Jahr Weißes Tor, ein Jahr TBH?  
Herr J.: Ne, ich glaub, Weißes Tor war länger, drei Jahre glaube ich sogar.  
[Z. 227-249]

### 6.4.1.4 Beherrschung von Kulturtechniken

Mehr als die Hälfte aller Befragten ist nach eigener Aussage in der Lage sinnentnehmend zu lesen und zusammenhängend zu schreiben. Dieses Ergebnis gilt für alle drei Befragungsgruppen.

Bei den Befragten, die allein wohnen wollen, verfügen sieben über Kompetenzen im Bereich der genannten Kulturtechniken, während vier äußern, dass sie nicht lesen und schreiben können. Dazu werden auch die Befragten gezählt, die zwar einige Wörter lesen können, aber von sich selbst sagen, dass sie über keine ausreichenden Kompetenzen verfügen:

Interviewer: Können Sie lesen und schreiben?

Frau M.: Lesen kann ich nicht so gut und schreiben auch noch nicht so gut. Paar Wörter kann ich, aber nicht so viele.  
[Z. 206-208]

Interviewer: Können Sie lesen und schreiben?  
Herr K.: Ja, geht so. Mittelmäßig. Also fließend nicht ... so stotternd ... so in Stottern mal. Lange Wörter dauert ein bisschen länger, kurze Wörter kann ich schon lesen. Schreiben - aus dem Kopf nicht, nur abschreiben kann ich.  
[Z. 416-418]

Von den Befragten, die bereits allein wohnen, sind nach eigener Aussage acht in der Lage zu lesen und zu schreiben und vier Befragte sagen, dass sie es nicht oder nur sehr bedingt können, wie der im Folgenden zitierte:

Interviewer: Können Sie lesen und schreiben?  
Herr F.: Nicht so gut. Nicht so gut.  
Interviewer: Was heißt das? Ein bisschen?  
Herr F.: Bisschen. Wenn so lange Schrift ist, ganze lange Wort ist, ...  
Interviewer: Dann wird's schon schwierig?  
Herr F.: Das ist schwierig, das dauert mir fast 20 Minuten, bis ich das rausgekriegt hab.  
[Z. 191-196]

Dieser Befragte hingegen schätzt sich selbst als guten Leser ein:

Interviewer: Können Sie denn Lesen und Schreiben?  
Herr T.: Lesen sehr gut, schreiben auch, aber da ...  
Interviewer: Mit Rechtschreibfehlern?  
Herr T.: Ja, kann man dann nicht so gut lesen meine Schrift.  
Interviewer: Und was heißt „sehr gut lesen“?  
Herr T.: Lesen hatte ich früher ne Drei.  
[Z. 326-338]

In der Befragungsgruppe, die nicht allein wohnen will, ergibt sich ein ähnliches Bild wie in den anderen beiden Gruppen. Neun Befragte schätzen sich selbst als Leser und Schreiber ein und vier Befragte zählen sich eher nicht dazu.

Der folgende Befragte sagt von sich, dass er den Bereich der Kulturtechniken ganz gut beherrscht und zeigt dies in seinen Aussagen zur Rechtschreibreform:

Interviewer: Können Sie denn lesen und schreiben?  
Herr E.: Ja, kann ich. lesen und schreiben kann ich. Lesen kann ich gut und Schreiben geht so einigermaßen. Okay, ja. Aber das ist ja auch immer mit der neuen ... Ich hab noch die alte Rechtschreibreform noch gelernt.  
Interviewer: Ich auch.  
Herr E.: Und jetzt fangen die immer wieder an mit Neu und wieder Alt und wieder Neu und wieder Alt und Schiffahrt statt mit zwei mit drei F und all so was. Und das irritiert mich total, weil ich das alles noch anders kenn.  
[Z. 211-215]

Zu den Befragten, die Schwierigkeiten im Bereich Lesen und Schreiben haben, zählt die folgende Befragte:

Interviewer: Können Sie lesen und schreiben?  
 Frau C.: Bisschen. Wenn ich schreibe, schreibe ich immer ab. Lesen, dann tu ich immer Wörter zusammen.  
 Interviewer: Können Sie so einen ganzen Satz denn lesen?  
 Frau C.: Ne, aber nur nach Wörtern so.  
 Interviewer: So einzelne Wörter.  
 Frau C.: Erst Wörter und dann sag ich das.  
 [Z. 302-307]

#### 6.4.1.5 Notwendigkeit von Kulturtechniken

Die Beherrschung von Kulturtechniken könnte in Bezug auf die Kompetenzen für das Betreute Wohnen eine wichtige Rolle spielen. Danach befragt, beschrieben die Interviewpartner ein sehr heterogenes Bild.

Wie bereits zuvor beschrieben, sehen sich zwei Drittel der Befragten in der Lage sinnentnehmend zu lesen und zu schreiben und ein Drittel verfügt nach eigener Aussage nicht über diese Kompetenzen.

Einige Befragte sehen die Beherrschung von Kulturtechniken als Notwendigkeit an, um das Betreute Wohnen zu bewältigen. Vor allem Befragte aus den Gruppen, die (noch) nicht im Betreuten Wohnen leben, äußern hier ihre Bedenken.

Interviewer: Glauben Sie, dass das notwendig ist, dass man das können muss, wenn man alleine wohnen will?  
 Herr A.: Sie müssen doch Rechnungen schreiben, oder nicht. Rechnungen, wenn Sie ein Auto haben, und Sie müssen Versicherungen haben, dann müssen Sie auch schreiben. Sie müssen ja Ihren Namen drunterkritzeln.  
 Interviewer: Ja, das ist ja noch was anderes, seine Unterschrift schafft wahrscheinlich fast jeder.  
 Herr A.: Jeder. Aber ich find, das muss jeder haben: Schreiben, Rechnen, Lesen muss jeder haben. Man muss doch durchlesen, wenn man ne Post kriegt von irgendwas ...  
 [Z. 351-354]

In der folgenden Aussage wird auf ein größeres Maß an Selbstständigkeit verwiesen, da nicht immer um Hilfe gebeten werden muss:

Interviewer: Ja, glauben Sie, dass das wichtig ist, dass man lesen und schreiben kann, wenn man alleine wohnen will?  
 Herr P.: Ja, man muss auch die Briefe lesen können, die man kriegt.  
 Interviewer: Dafür gäb es ja die Betreuer.  
 Herr P.: Ja, aber trotzdem.  
 Interviewer: Ich frag so genau, weil viele Leute das eben nicht können. Und ich glaube, dass die trotzdem es vielleicht schaffen, alleine zu wohnen, aber Unterstützung brauchen.  
 Herr P.: Gibt auch viele ... Mein Cousin kann auch nicht lesen und schreiben und der hat ne eigene Wohnung, also von daher ...  
 Interviewer: Genau. Also geht schon. Wobei es von Vorteil wäre, wenn man lesen und schreiben kann. Okay.  
 Herr P.: Weil dann muss man nicht immer fragen, kannst du mir das mal eben ...  
 [Z. 384-391]



Ähnliches wird auch in der folgenden Aussage deutlich, die von einer Befragten getätigt wurde, die bereits allein lebt und aus eigener Sicht über Lese- und Schreibkompetenzen verfügt:

- Interviewer: Glauben Sie, dass das wichtig ist, wenn man alleine wohnt, dass man lesen und schreiben kann?
- Frau T.: Ja.
- Interviewer: Warum?
- Frau T.: Wegen den ganzen Briefen, die dann mal kommen. Weil du sie dann auch erst mal selbstständig lesen kannst, bevor du sie dem Betreuer weitergibst. Dass du dann auch weißt, um was es sich da geht. Ich find das schon wichtig, wenn man lesen kann.
- Interviewer: Könnte man das auch ohne lesen und schreiben schaffen?
- Frau T.: Ja, nicht ganz so gut. Ist man immer auf Hilfe angefordert.  
[Z. 108-113]

Der im Folgenden zitierte Befragte, der nicht lesen und schreiben kann und sich schon intensiv Gedanken zu diesem Themenkomplex gemacht hat, hat nach eigener Aussage bereits Lösungsstrategien entwickelt. Gleichzeitig nennt er Kompetenzen, die man stattdessen benötigt:

- Interviewer: Glauben Sie, dass das wichtig ist, lesen und schreiben zu können, wenn man alleine wohnen will? Oder kann man das auch so regeln, dass es nicht notwendig ist? Sie haben ja jetzt schon alleine gewohnt.
- Herr K.: Ja, also lesen ... ja schon. Aber schreiben ja nicht so. Aber lesen und so ... geht so, wenn man das müsste. Man kann ... man muss nur, wie die Person ist. Wenn einer so jeden Fremden mal fragen kann, wenn er so ein bisschen Mut hat, dann spielt das keine Rolle, ob man lesen kann oder nicht. Da kann man Leute fragen, können Sie mir sagen, wo das und das ist. Oder ich hab eine Frage: Meine Frau hat sich jetzt nen Zettel geschrieben. Können Sie mir mal, was da hier steht. So wenn man den Mut hat.
- Interviewer: Aber man braucht Mut natürlich dann. Also man muss schon ein bisschen so ein offener Typ sein.
- Herr K.: Ja, ja. Offener Typ und andere Leute einfach ansprechen: Können Sie mir sagen, wo hier der Kaffee ist? Aber ich brauch den Onko, nicht den Melitta. - Das ist da und da. - Ach so, danke schön. Aber man braucht Mut. Wenn man nicht den Mut hat, so ach ne, ich trau mich nicht, dann steht man dann so. Das ist dann schon wichtig, dass man ein bisschen was lesen kann, dass man das lesen kann.
- Interviewer: Aber nur für einen selber, weil man schüchtern ist. Oder? Man käme doch auch ohne Lesen zurecht? Oder nicht?
- Herr K.: Man käme auch ohne Lesen zurecht.
- Interviewer: Nur man ist manchmal auch zu schüchtern, das stimmt.
- Herr K.: Ja, genau. Okay, wenn man alleine ist, ... Wenn man alleine ist, ja ganz alleine ist, man kann gar nicht lesen, da spielt das keine Rolle, ob man lesen kann oder nicht. Wenn man das braucht, dann braucht man das und kann selbst irgendwie gucken. Was war das für ne Packung. Man geht einfach nur nach Packung. Die meisten Packungen sind ja auch mit Bilder drauf und so. Oder man weiß, beim Kaffee weiß man irgendwie, dass das ein Kaffee ist und keine Milch.
- Interviewer: Ja, stimmt aber auch.
- Herr K.: Und bei der Milch ist es ja ...
- Interviewer: Da ist ne Kuh drauf.
- Herr K.: Da ist ne Kuh drauf oder wie so ne Milch. Das sieht man, dass da Milch drauf steht. Und also und daneben ist nur Orangensaft oder so. Kann

man schon erkennen. Dann weiß man, auch das ist Orangensaft. Ob das jetzt von der Firma und der Firma ist, spielt ja keine Rolle.

Interviewer: Ja genau, man hat ja Milch.

Herr K.: Man hat dann im Moment jetzt Milch.

Interviewer: Und bei hier Fettzahl, Prozent, 3,5 % - Zahlen kann man dann ja.

Herr K.: Das steht auch drauf. Zahlen kann man ja lesen.  
[Z. 418-434]

Viele Befragte sind der Ansicht, dass es zwar besser wäre, wenn man lesen und schreiben könnte, dass man aber auch ohne diese Kompetenz das Betreute Wohnen bewältigen könnte, denn man habe ja die Hilfe der Betreuer:

Interviewer: Glauben Sie, wenn man betreut wohnen möchte, dass man dann lesen und schreiben können sollte?

Frau R.: Ja, denke schon.

Interviewer: Meinen Sie, es klappt auch ohne?

Frau R.: Ja, also, Herr S. zum Beispiel, der kann das nicht. Also der kann nicht lesen und schreiben, ja ein bisschen, viel auch nicht. Ich mein, dann hilft man sich gegenseitig, ne.

Interviewer: Und wenn man keinen hat, mit dem man zusammen wohnt? Schafft man das dann trotzdem?

Frau R.: Könnt schwierig werden, denke ich. Denk ich mal. Obwohl, ist ja auch noch, wenn man ins Betreute Wohnen geht, ist ja auch noch jemand da, der einen betreut. Ich meine, man hat ja auch noch die Hilfen.

Interviewer: Das ist so mein Hintergedanke, dass sich ...

Frau R.: Ja, man hat ja auch Hilfe, man steht dann ja nicht ganz alleine.  
[Z. 358-365]

So bewertet auch die folgende Befragte die Notwendigkeit von Kulturtechniken:

Interviewer: Glauben Sie, dass wenn man ins Betreute Wohnen geht, dass man dann lesen und schreiben können sollte? Oder kommt man auch ohne klar?

Frau F.: Da kommt man auch ohne klar. Man kommt auch ohne klar, man braucht nicht gerade irgendwie großartig kochen zu können, also man kommt ... man kriegt auch schon ne eigene Wohnung, auch wenn man nicht so gut kochen kann.

Interviewer: Hat man es dann schwerer?

Frau F.: Ehm, man hat es wohl schwerer, wenn man z. B. nicht lesen kann. Dann hat man schon sehr schwerer, aber da kriegt man schon Hilfe, auch von der Lebenshilfe.  
[Z. 161-164]

Von einigen Befragten wird die Lese- und Schreibkompetenz zwar als wichtig bewertet, aber den Fähigkeiten im hauswirtschaftlichen und finanziellen Bereich eine größere Bedeutung beigemessen:

Interviewer: Glauben Sie, dass das wichtig ist, wenn man alleine wohnen möchte?

Frau H.: Ja. Als Nebensache schon, ja. Aber eigentlich ist wichtig, kochen zu können und dass man mit Geld umgehen kann eigentlich.  
[Z. 286-288]

Ähnlich äußert sich auch der folgende Befragte, der bereits im Betreuten Wohnen lebt und selbst nicht lesen und schreiben kann:

Interviewer: Glauben Sie, dass das wichtig ist, dass man lesen und schreiben kann, wenn man alleine wohnt? Oder man kann auch drauf verzichten?

Herr F.: Nein, da kannst drauf verzichten. Hauptsache du kannst alles. Okay, lesen ist auch wichtig, aber für mich: Ich kann kochen, ich kann bügeln, ich kann Wäsche waschen, ich kann alles.

Interviewer: Und für dann, wenn man mal was lesen muss, da hat man dann ja wahrscheinlich seinen Betreuer, der...

Herr F.: Ja, M. oder C., dafür sind die da.

Interviewer: Dass die einem dann ...

Herr F.: ... mit unterstützen, unter die Arme greifen.

Interviewer: Ja. Ja, aber dafür ist es ja eigentlich auch.

Herr F.: Ja, dafür sind die da, dafür sind da.  
[Z. 197-204]

Bei der Einschätzung der Notwendigkeit der Beherrschung von Kulturtechniken, scheint die eigene Kompetenz bzw. die daraus resultierende Erfahrung ausschlaggebend zu sein. Die Befragten, die lesen und/oder schreiben können, gehen davon aus, dass diese Kompetenzen zumindest hilfreich, wenn nicht sogar notwendig sind, während die Befragten, die Schwierigkeiten im schriftsprachlichen Bereich haben, davon ausgehen, dass das Alleinwohnen auch so bewältigt werden kann bzw. Alternativstrategien eingesetzt werden können.

#### 6.4.2 Arbeit/Beruf

Unter dieser Kategorie sind die zum Zeitpunkt der Interviews aktuellen Tätigkeiten dargestellt bzw. alle Aussagen zusammengefasst, die das aktuelle Arbeitsverhältnis betreffen. „Die Bedeutung der Dimension Erwerbsarbeit und ihrer Bedingungen als Dimension einer Lebenslage sind unumstritten. Arbeit steht immer noch im Mittelpunkt unserer Gesellschaft.“ (BERNHARDT 2010, S. 143) Fast alle Befragten haben einen sicheren Arbeitsplatz, in dem sie in der WfbM Haus Freudenberg GmbH tätig sind und in einer der Zweigstellen arbeiten. Einige würden gern den Weg auf den ersten Arbeitsmarkt gehen bzw. haben diesen schon getan. Zwei Befragte waren zum Zeitpunkt der Interviews bereits verrentet. Arbeit als Lebenslage bezieht sich daher an dieser Stelle in erster Linie „nur“ auf den Tätigkeitsbereich in der WfbM (bzw. bei zwei Befragten auf den ersten Arbeitsmarkt) und daraus resultierende Aussagen. Die in diesem Zusammenhang gestellte Frage aus dem Interviewleitfaden war „Wo arbeiten Sie und welche Tätigkeit üben Sie aus?“.

Die meisten Befragten arbeiten im Verpackungsbereich der WfbM Haus Freudenberg. Einundzwanzig Befragte arbeiten in den verschiedenen Abteilungen und verpacken unterschiedlichste Waren:

Interviewer: Wo arbeiten Sie und machen Sie da? Welche Tätigkeiten?

Herr Sch.: Wo? Hier jetzt? - Also ich bin in der Verpackung tätig.  
Interviewer: Und was wird hier verpackt?  
Herr Sch.: Also wir machen im Moment jetzt Duschdas, diese Seife, diese Flüssigseife im Spender machen wir jetzt im Moment. Ist jetzt im Moment ein Großauftrag gekommen.  
[Z. 348-359]

Interviewer: Wo arbeiten Sie hier und was machen Sie?  
Frau P.: Ich arbeite in der Verpackung.  
Interviewer: Ja?  
Frau P.: Aber auch sitzen, im Sitzen so jetzt im Rollstuhl. Und dann ... ja, dann zum Beispiel wir machen so Papier für irgendwas. Papier, ne. Und die werden vom Karton in einen großen Karton gepackt. Und ich mache eigentlich leichte Arbeit in dem Moment. Ich die Papier ein bisschen zusammennüllen, Hauptsache ich hab was zu tun. Und dann tu ich die Kartons kaputt machen, bin ich im Moment da mit bei. Oder ich mache bei Katzenfutter mal mit. Je nachdem, wo ich eingeteilt werde.  
[Z. 378-385]

#### Zwei Befragte (Frau C. und Frau I.) arbeiten im Hauswirtschaftsbereich:

Interviewer: Wo arbeiten Sie und was machen Sie?  
Frau I.: Ja, hier in Haus Freudenberg. Ich arbeite im Hauswirtschaftsbereich.  
Interviewer: Was tun Sie da so?  
Frau I.: Wir verteilen Essen, müssen Tische wischen, Tische eindecken, Putzen. Ja, Spülen, Abtrocknen, all solche Dinge halt. Halt hier die ganzen Leute versorgen.  
Interviewer: Ist viel Arbeit, nicht?  
Frau I.: Ja, ist sehr viel, ist sehr viel Arbeit.  
Interviewer: Macht die Ihnen denn Spaß?  
Frau I.: Mal mehr, mal weniger.  
Interviewer: Ja, gut. Welche Arbeit machen Sie denn da am liebsten?  
Frau I.: Ich hab ... wir haben hier an der Personalküche so ... für das Personal da bring ich immer Brötchen hin und mache da auch die Tische sauber und so. Das mache ich halt ganz gerne.  
Interviewer: Ja. So Service.  
Frau I.: Ja. Und ich verkaufe auch Getränke. Das mache ich eigentlich auch ganz gerne. Und auch so unter den Tischen putzen, mache ich eigentlich auch ganz gerne.  
[Z. 255-266]

Interviewer: Wo arbeiten Sie und was machen Sie da?  
Frau C.: Ich arbeite ... In der Küche arbeite ich.  
Interviewer: Also, in Freudenberg in Goch?  
Frau C.: Ja.  
Interviewer: In der Hauptküche? Und was machen Sie da?  
Frau C.: Ja, dann kommste erst mal. Musste erst mal umziehen. Und dann Putzschuhe anziehen, Kittel anziehen, Haube anziehen. Und dann musste die Wäsche anmachen, die Kochwäsche, Kittelwäsche anmachen. Die Möpfe waschen. Ja und dann bügeln - Handtücher. Mit meiner Freundin, der anderen Frau C., die nicht hier ist. Die bügelt Kittel und ich mache die Handtücher. Und die soll immer Kittel bügeln, weil die Leute noch anziehen müssen. Und ich gehe nach der Waschmaschine gucken. Ja, und dann morgens, anders morgens mache ich Brötchen, rum, aufschreiben lassen, wie viel wollen Brötchen haben. Schreibt die Gruppenleiter auf, Essen aufschreiben für einen Tag noch, rufen an und dann müssen Zahlen und durchlesen.  
[Z. 614-619]

Fünf der Befragten (Herr K., Herr R., Frau T., Herr U. und Herr N.) arbeiten in der Holzabteilung der WfbM und sehen sich selbst als Schreiner, wie in der folgenden Aussage deutlich wird:

- Interviewer: Wo arbeiten Sie und welche Tätigkeit üben Sie aus? Also, was machen Sie beruflich?
- Herr N.: Beruflich? Ich bin Schreiner.
- Interviewer: In der Schreinerei in ...?
- Herr N.: Hier in W. Das sind nur Paletten, meterhohe Paletten. Das wissen Sie nicht, wo das ist, aber das...
- Interviewer: Leider nein. Ist das denn auch von Haus Freudenberg?
- Herr N.: Ja, auch. Ist nur auf der, sag mal, das ist ne Firma, ja.
- Interviewer: Ach so, das ist dann ausge ...
- Herr N.: Das ist ne Firma, da arbeiten wir für. Ja? Wir haben so ne Halle. Die haben sie gemietet oder was. Wir arbeiten nur für diese Firma. Wir schießen nur die Paletten und...
- Interviewer: Paletten schießen heißt, mit diesem riesigen Tacker da die Holzteile zusammenschießen.
- Herr N.: Ja. 145er Nägel oder 100er Nägel oder 130er Nägel.
- Interviewer: Ist das mittlerweile automatisch oder machen Sie das mit dem Hammer?
- Herr N.: Ne, alles mit Luftdruck.  
[Z. 352-365]

Vier Befragte (Herr O., Herr S., Herr E. und Herr T.) arbeiten in der Garten- und Landschaftspflege. Da es in diesem Bereich nur wenige Plätze gibt, scheint es so zu sein, dass alle Mitarbeiter schon Vorerfahrungen in diesem Bereich haben, wie beispielsweise Herr E. berichtet:

- Herr E.: Und von da aus bin ich dann nachher ... musste ich dann, ja wie gesagt, musste ich dann erst mal einen Monat oder ein oder zwei Monate oder noch länger zu Hause bleiben, was ich nicht eigentlich wollte. Meine Eltern sagten, du musst, weil das sonst halt bis zum - das war dann, glaube ich, Ende Januar, bis das zu Ende war mit dem Vertrag. Und dann bin ich dann ... hatten wir ne neue Arbeitsstelle gesucht. Und dann war das dann nachher Haus Freudenberg und hab ich dann nachher da Haus Freudenberg GmbH und dann bin ich da hingegangen und hab mich da vorstellt und weil ich schon Landschaftspflege gerne machen und das auch schon immer gemacht hab, nichts anderes eigentlich so gemacht ... ich hab noch zwischenzeitlich noch mal in Freudenberg noch mal so mit Holz noch mal so gearbeitet, aber das war eigentlich nicht so mein Ding ...
- Interviewer: Landschaftspflege ist Ihr Ding?
- Herr E.: Ja. Und dann nachher hab ich mich da vorstellt. Hab gesagt, ich mach gerne das und das. Ich sag, nur so ganz schwere Sachen, also da bin ich nicht so für zu haben. Also weiß nicht, wenn irgendwie jetzt ganz, ganz schwere zu schleppen sind, aber ...  
[Z. 506-510]

Zwei Befragte (Frau M. und Frau R.) arbeiten auf dem ersten Arbeitsmarkt. Beide haben eine Helferausbildung im Bereich Hauswirtschaft gemacht und sind auch in diesem Bereich tätig. Frau R. arbeitet als Hauswirtschaftshilfe in einem Wohnhaus der Lebenshilfe:

- Frau R.: Und ich arbeite jetzt schon 9 Jahre, fast 10 Jahre schon bei der Lebenshilfe.
- Interviewer: Junge. Wo da?

Frau R.: Hinter der Mauer.  
 Interviewer: Was ist das?  
 Frau R.: Eine Wohnfamilie.  
 Interviewer: Sie arbeiten in einer Wohnfamilie?  
 Frau R.: Ich arbeite also nicht in der Werkstatt so wie unsere Leute hier. Ich arbeite ... ich gehöre zur freien Wirtschaft. Ich hab nen Arbeitsvertrag bei der Lebenshilfe.  
 Interviewer: Sie sind Angestellte bei der Lebenshilfe, so kann man das sagen?  
 Frau R.: Bei der Lebenshilfe. Ich bin fest angestellt bei der Lebenshilfe, genau. Ich arbeite in einer Wohnfamilie. Ich mach da den Haushalt morgens. Ich bin da die ganze Woche von montags bis freitags, immer von 8 bis 12 Uhr und freitags von 8 bis viertel nach 11 und montags und dienstags arbeite ich von 1 bis 4 dann noch hier in der Gruppe.  
 [Z. 147-155]

Frau M. ist Küchenhilfe in einem Restaurant:

Interviewer: Und wo arbeiten Sie?  
 Frau M.: Jetzt arbeite ich bei J. in der Küche.  
 Interviewer: Wo?  
 Frau M.: Jan an ne Fähr.  
 Interviewer: Was ist das?  
 Frau M.: Das ist eine Gaststätte  
 Interviewer: Ach, Sie arbeiten richtig im Restaurant?  
 Frau M.: Ja.  
 Interviewer: Das ist unglaublich anstrengend oder nicht?  
 Frau M.: Ja.  
 Interviewer: Und was machen Sie da?  
 Frau M.: Spülen, kochen zwischendurch, dann Salatdeko machen, Suppe ausschenken, Kaffee ausschenken.  
 Interviewer: Das ist Ihr Beruf?  
 Frau M.: Ja.  
 Interviewer: Haben Sie da eine volle Stelle? Also arbeiten Sie da ...  
 Frau M.: Ich hab ne halbe Stelle. Die fängt morgens schon um 11 Uhr an bis 3 eigentlich, aber wenn viel zu tun ist, muss ich immer ne halbe Stunde länger bleiben oder eine Stunde.  
 [Z. 148-167]

Zwei Befragte (Herr B. und Frau J.) sind schon verrentet.

### 6.4.3 Einkommen

„In der modernen Gesellschaft wird der Höhe des verfügbaren Einkommens nach wie vor eine enorme Bedeutung beigemessen. Neben der Tatsache, dass existentielle Bedürfnisse wie Ernährung, Kleidung, Wohnung und Heizung eine stabile finanzielle Grundsicherung erforderlich machen, wird auch die immerwährende Konsumwilligkeit und -fähigkeit medial verstärkt, als Merkmal der Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Norm gehandelt.“ (BERNHARDT 2010, S. 142) Für alle Befragten ist durch ihre Tätigkeit in der WfbM ihre finanzielle Existenz gesichert. Neben einem festen, wenn auch geringen Einkommen werden über die Grundsicherung alle Ausgaben wie Miete, Versicherungen und Versorgung abgedeckt, sodass keiner der Befragten in finanzieller Not lebt. Aus diesem Grund steht unter dem Aspekt des Einkommens vor allem die individuelle Einschätzung über die Verfügbarkeit des Geldes im Vordergrund und zwar unter zwei Aspekten:

das eine Kriterium ist die Selbstbestimmung, also die eigene Entscheidungsfreiheit über die Verwendung des Geldes, und das andere die Zufriedenheit mit der Höhe des zur Verfügung stehenden Geldes.

#### 6.4.3.1 Kritik am Einkommen

Kritik an der *Höhe des Einkommens* üben vier Befragte (Herr O., Herr S., Herr F. und Herr K.). Sie fordern eine an der Leistung orientierte Bezahlung oder kritisieren eine generelle Ungerechtigkeit, wie im folgenden Zitat deutlich wird:

- Herr F.: Ja, aber dann wird ihm langweilig, läuft er hin und her, vielleicht tut er sich was an, das mein ich jetzt. Und das finden Sie gut, was die machen?
- Interviewer: Finde ich ja auch nicht. Genau deshalb mach ich ...
- Herr F.: Aber der Landesverband. Von den Behinderten ganze Jahre lang Geld kassieren. Die Prämien, die Lohn, das Weihnachtsgeld, was die kassieren. Die verdienen für uns gut. Und dann sagt der Landesverband, ich hab kein Geld. Was machen die mit das Geld, mit unserem? Genau wie Gruppenleiter oder Zivi oder Praktikanten, die kriegen vom Landesverband Unterstützung für in Urlaub zu fahren und wir müssen unseren Urlaub selbst bezahlen. Und wir kriegen pro Tag 5 €. Gebt die Praktikantin 10 € von unser Geld. Die Praktikantin muss Pommes holen und wir müssen unsere Pommes selbst bezahlen. So was find ich auch nicht gut. Das muss geändert werden. Wenn so was geändert, muss auch geändert werden, die Betreuer, die Gruppenleitung, die Zivis zahlen die Urlaub. Nicht wir selber. Und dafür fahr ich auch nicht mehr. Ich seh das nicht mehr ein. Die wollen jetzt nach Amsterdam fahren, ich fahr nicht mit.  
[Z. 790-799]
- Interviewer: Aber so vom Ansehen her, ist da nicht Garten- und Landschaftspflege sehr weit oben?
- Herr S.: Ja, das stimmt schon. Nur wenn als ... wie soll man das sagen ... wenn du jetzt Akkordarbeiter bist.
- Interviewer: Ja?
- Herr S.: Werden als Leistung bezahlt. So. Wenn wir als Leistung bezahlt kriegen, müssen wir eigentlich mehr kriegen. Kriegen wir aber nicht.
- Interviewer: Entspricht auch nicht dem Gedanken der Werkstatt.
- Herr S.: Ne.
- Interviewer: Also, in der freien Wirtschaft ist das so, aber die Werkstatt arbeitet genau deshalb ja nicht so.
- Herr S.: Wir kriegen nicht nach Stunden bezahlt, wir kriegen nach ... weiß ich auch.
- Interviewer: Festen Preis.
- Herr S.: Festen Preis. So. Und manche ... Wir tun ja auch knallhart arbeiten, so gesagt. Mähen, mähen, mähen im Sommer. So Pflastersteine rausholen, das machen wir ja schon mal.  
[Z. 621-630]

#### 6.4.3.2 Verwaltung des Geldes

Alle bis auf einen Befragten (Herrn F.) aus der Gruppe, die schon im Betreuten Wohnen lebt, verwalten ihr Geld eigenständig.

Für sieben der acht Befragten (nur Frau A. gibt an, ihr Geld selbst zu verwalten), die noch im Elternhaus leben, gilt, dass die Eltern das Geld verwalten. Allerdings können alle über einen zugewiesenen Teil selbst verfügen. Dies gilt auch für einen Großteil der Befragten in den stationären Einrichtungen.

Von den sechzehn Befragten, die in Wohnheimen oder Wohngruppen leben, verwalten sechs ihr Geld selbst, während für zehn Befragte die jeweiligen Betreuer die finanziellen Angelegenheiten regeln. Sieben Befragte aus dieser Gruppe nennen in diesem Zusammenhang die Zahlung eines Taschengeldes, mit dem sie auskommen müssten:

- Interviewer: Wer zahlt Essen und Kleidung?  
Herr H.: Essen und Kleidung ist Kleiderantrag.  
Interviewer: Okay.  
Herr H.: Essen kriegen wir ja auch gestellt. Das ist ja in der Miete drin.  
Interviewer: Okay. Das heißt, die 93 € sind zu Ihrer freien Verfügung.  
Herr H.: Reines Taschengeld.  
Interviewer: Reines Taschengeld, wobei wenn man raucht, ist das schon nicht mehr so viel, oder?  
Herr H.: Nö. Eine Stange brauche ich im Monat. Ja, ich geh meist nach Holland einkaufen, das hab ich noch billiger.  
[Z. 412-419]
- Herr P.: Und dann halt Taschengeld wird hier richtig eingeteilt. Man soll mit Taschengeld ... Gut, ich krieg jetzt im Moment gar nichts, weil ich auch noch Schulden hab.  
Interviewer: Oh Gott, das läuft schlecht gerade.  
Herr P.: Ja. Und man soll dann halt mit 20 € in der Woche auskommen. Wir sind Raucher, wir müssen Getränke selber zahlen, für uns privat. Da kommst du nicht mit hin.  
Interviewer: Gut, Sie haben noch Ihren Nebenjob.  
Herr P.: Ja, ja. Gut. Aber auch erst seit einem Jahr, anderthalb. Davor war das nicht.  
Interviewer: Haben Sie noch viele Schulden?  
Herr P.: Also, wie ich die Wohnung auf ... also, wie ich dann zu meinem Vater gekommen bin, waren das 10.000. Da muss noch ne Menge sein, noch die Hälfte. Und das war nicht nur meine Schuld.  
Interviewer: Schon klar. - Das heißt, also finden Sie es doof, dass das Geld eingeteilt wird?  
Herr P.: Doch. So kann man nicht lernen, wie man mit Geld umgehen muss.  
[Z. 199-207]

Die in den Wohnheimen oder Wohngruppen organisierte Geldverwaltung kann zu Schwierigkeiten führen, wie in folgender Aussage deutlich wird:

- Interviewer: Wie ist das mit dem Geld? Kriegen Sie Taschengeld oder verwalten Sie Ihr gesamtes Geld? Oder wie ist das?  
Frau P.: Ne, Taschengeld.  
Interviewer: Ja?  
Frau P.: Ich kann ... also 50 € hat meine Mutter schon dagelassen, aber jetzt bei uns im Wohnheim ist das so, eine Person ist immer zuständig für die Kasse.  
Interviewer: Ja.  
Frau P.: Und die hat auch im Moment Urlaub und die eine ist leider krank.  
Interviewer: Das heißt, Sie kommen nicht ans Geld ran, oder was?



Frau P.: Ne, wir kommen nicht an Geld ran, aber ... aber jetzt haben wir gestern erfahren, M. heißt die, eine auch ... die arbeitet bei uns auch, die kriegt morgen den Schlüssel und dann kriegen wir Taschengeld.  
[Z. 386-393]

Interviewer: Ihr Taschengeld haben Sie komplett, oder?  
Fr. G.: Ja, ne. Wir machen das bei uns so, wenn wir Geld brauchen, geh ich zu Herrn B. oder Frau B. [Wohnfamilieneltern] hin und sag, ich brauch jetzt, sag ich mal, 10 €. So. Dann haben die so eine Liste, da steht dann drauf „Taschengeld bar“ und dann kriegen wir das bar, also krieg ich das und am Ende des Monats macht Herr B. mit dem Computer so eine Liste fertig und dann müssen wir einmal im Monat unterschreiben. Normalerweise ist es eigentlich so, war das so gedacht, jedes Teil, was man kauft oder was man holt, müssten wir jetzt unterschreiben. Wenn ich jetzt hingehen und sag ... ein Raucher, sagt ich jetzt mal, der geht hin, die fahren ja nach Holland zum Tanken, bringen für die Jungs drüben vielleicht da auch Tabak direkt mit. So, da steht denn der Schrank im Büro, dann gehen die dann hin und fragen ...

Interviewer: Ah, wie ein Kiosk.  
Fr. G.: Ja, so ungefähr. Genau. So, dann geht man hin, Henry, kannst du mir ein Päckchen Tabak geben. Dann kriegen die das, der schreibt das auf und normalerweise sollte das so sein, dass man das jedes Mal unterzeichnet. Aber dann bleibst du ja dann ... irgendwann fällt dir dann noch mal was ein, was du haben musst, dann bleibst du ja dran am Schreiben. Die machen das bei uns dann so, dass wir dann Ende Monats dann das alles zusammen unterschreiben.  
[Z. 420-432]

Die Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, verwalten ihr Geld bis auf einen Befragten (Herrn F.) selbst. Dabei werden sie (bei Bedarf) von ihren Betreuern unterstützt:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung?  
Herr R.: Ich hab da durch den gesetzlichen Betreuer Unterstützung. Aber ich habe auch durch den ... Sonst verwalte ich mein Geld von der Sparkasse her selber.  
Interviewer: Das heißt, Sie haben ein Konto bei der Sparkasse?  
Herr R.: Ja.  
Interviewer: Sie haben eine Karte?  
Herr R.: Ja.  
Interviewer: Sie gehen da hin, holen sich selber Ihr Geld, wann Sie's brauchen?  
Herr R.: Ja.  
Interviewer: Darf ich fragen, wie viel das ungefähr ist?  
Herr R.: Das ist mein Arbeitsgehalt von 323 €.  
Interviewer: Und damit müssen Sie im Monat auskommen?  
Herr R.: Ja, da muss ich Strom von bezahlen, Telefon von bezahlen, die Versicherungen von bezahlen und leben.  
[Z. 268-279]

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung? Da haben wir eben schon mal kurz drüber gesprochen.  
Herr T.: Ne, das Geld, was ich selber kriege - ich krieg ja vom Amt noch ein bisschen Unterstützung und von mein Kindergeld - ich krieg noch Kindergeld - und der Lohn von hier.  
Interviewer: Wie viel ist das insgesamt? Viel - 400, 500 ?  
Herr T.: 153 Kindergeld, 254 vom Amt zur Unterstützung und mein Lohn ist 235.  
Interviewer: Ich bin bei 650 ungefähr.

Herr T.: Ja.  
 Interviewer: Sie sind der Reichste von allen, die ich hier überhaupt befragt habe.  
 Herr T.: Ne, reich ist das nicht.  
 Interviewer: Davon zahlen Sie die Wohnung, also die Hälfte der Miete.  
 Herr T.: Ja.  
 Interviewer: Krankenversicherung? Ne, wird hier ja bezahlt.  
 Herr T.: Ja, und wie gesagt noch Strom ...  
 Interviewer: Telefon.  
 Herr T.: Telefon, Versicherung, Haftversicherung und so was alles. Und dann, was sagen wir jetzt, was ist noch wichtig? Ja, die Nebenkosten - Nebenkostenabrechnung, die Ende des Jahres immer kommt - Heizung und so was alles.  
 Interviewer: Ja. Komplette das Essen natürlich, Getränke, Klamotten.  
 Herr T.: Ja, davon muss ich alles bezahlen.  
 [Z. 545-561]

Nur ein Befragter aus dieser Gruppe lässt sein Geld verwalten:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber? Oder haben Sie dabei Unterstützung?  
 Herr F.: Das lass ich verwalten. Ich krieg jeden Monat ... jede Woche 80 €.  
 Interviewer: 80, das sind dann 320 im Monat.  
 Herr F.: Ja, wenn's fünf Wochen ist, dann hab ich 400 €.  
 Interviewer: Davon kaufen Sie...  
 Herr F.: Lebensmittel.  
 Interviewer: Und Zigaretten?  
 Herr F.: Ja. Und da komm ich jetzt nicht mehr hin. Das ist viel zu wenig.  
 Interviewer: Klamotten?  
 Herr F.: Klamotten krieg ich extra. Von mein Geld auch.  
 Interviewer: Also ist nur...  
 Herr F.: Lebensmittel, Getränke. Wenn ich mal Bierchen holen will, ist das Geld ruck, zuck weg.  
 [Z. 454-465]

### 6.4.3.3 Einschätzung des zur Verfügung stehenden Geldes

Das *zur Verfügung stehende Geld* wird von den Befragten unterschiedlich eingeschätzt. So gehen einige Befragte davon aus, dass im Betreuten Wohnen mehr Geld zur Verfügung stehen würde. Für vier Befragte (Herrn S., Herrn K., Frau M. und Frau R.) ist diese Annahme mit ein Grund, um den Schritt ins Betreute Wohnen zu tun:

Interviewer: Wie ist das mit dem Geld? Passt das ungefähr?  
 Frau M.: Ich krieg 400 €, aber die Hälfte muss ich schon zum Landschaftsverband abgeben.  
 Interviewer: Na.  
 Frau M.: Das sind 300 € und für mich bleibt nicht viel dann.  
 Interviewer: Ne.  
 Frau M.: Und deswegen wollten wir auch hier raus. Wenn wir draußen wohnen, kriege ich wahrscheinlich mehr Geld  
 [Z. 188-198]

Interviewer: Und Sie würden jetzt gerne wieder ins Betreute Wohnen gehen?  
 Herr K.: Ja, mit beide.  
 Interviewer: Ja? Warum?  
 Herr K.: Erstens wegen Geld, Geldangelegenheiten. Weil ich krieg meine EU-Rente und da zieht der Landschaftsverband sehr viel ab. Ich krieg 800 € und ein paar Zerquetschte. Fast 700 bis 800 € EU-Rente. Davon sehe ich

gar nichts, das zieht der ganze Landschaftsverband ab. Und auch wegen meiner Freundin her, weil die arbeitet ja nicht in Freudenberg, die arbeitet ja in freier Wirtschaft.

Interviewer: Ja.  
Herr K.: Und die muss größten Teil von dem ganzen Geld ...  
Interviewer: ... auch geben.  
Herr K.: ... muss die für Landschaftsverband abgeben. Da hat sie fast gar nichts. Die kann noch nicht mal so'n Fahrrad kaufen, weil sie nicht was sparen so richtig, weil ihr alles abgezogen wird.  
Interviewer: Und im Ambulant Betreuten Wohnen nicht? Im Betreuten Wohnen wird das Geld nicht einbehalten?  
Herr K.: Ne, wird nicht, weil man nichts ... Man muss ja auch ... Das ist ja so, man muss die Miete bezahlen und so die anderen Sachen bezahlen. Weil ich ja EU-Rente kriege, muss ich theoretisch alles bezahlen.  
[Z. 354-363]

Herr S.: Meine Ursache war immer, das Geld, das hat mir gefehlt. Sag mal, ich bin jetzt zwanzig Jahre in Freudenberg gewesen, krieg jetzt meine EU-Rente und mein Arbeitsgeld. Und das fehlt mir. Das Geld fehlt mir. Weil die Unterkunft ist ja auch sehr teuer.  
Interviewer: Hier?  
Herr S.: Ja. Ich bezahl im Monat ... bezahl ich mit meiner Rente und mein Arbeitsgeld bezahl ich 850 €. Im Monat. Und das Taschengeld und alles Geld, was übrig, das ist ja für mich.  
[Z. 290-295]

Eine Befragte widerspricht dieser Annahme:

Fr. G.: Ja, ne. Aber das ist meistens, also ... wenn man, das ist, was wir schon vielen sagen, sie meinen dann zwar, sie hätten mehr Geld. Ist aber nicht, weil sie dann ja die Miete bezahlen müssen. Die müssen Gas, Wasser, Telefon ...  
Interviewer: Ja, klar. Dann die Kleidung.  
Fr. G.: Ja. Die Lebensmittel, Kost, was weiß ich, was da noch alles ... Dann sollen sie mal ausrechnen, das ist ja das, was wir schon oft genug sagen, die sollen sich da mal Gedanken drüber machen oder sich das mal vorrechnen lassen von irgendjemand, ob der da noch am Ende des Monats 200 € über hat.  
[Z. 299-304]

Auch einige der Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, empfinden das Gegenteil. Vier Befragte (Herr F., Herr O., Frau D. und Herr R.) äußerten, dass sie weniger Geld zur Verfügung hätten als die Bewohner einer stationären Wohnform.

Herr R.: Die andere Seite ist. Sie kriegen ihr Taschengeld, sie kriegen Gehalt, wo ein Teil von abgezogen wird, vom Landschaftsverband, aber das haben die. Die besitzen also an die ... fast 200 €, die sie für sich selber auszugeben haben. Die hat jemand, der draußen lebt, nicht. Der muss danach gucken, der muss das bezahlen, das bezahlen. Und das sollte man den Leute doch mal ...  
[Z. 559-563]

#### 6.4.4 Gesundheit

Der Bereich Gesundheit bezieht sich in dieser Studie nicht auf eine geistige Behinderung und damit einhergehende Beeinträchtigungen, sondern umfasst die Kategorien *Körperliche Beeinträchtigungen*, *Psychiatrie* und *Drogenkonsum*.

##### 6.4.4.1 Körperliche Beeinträchtigungen

Zehn Befragte haben eine Körperbehinderung. Drei Befragte sind auf einen Rollstuhl angewiesen. Drei dieser zehn Befragten wohnen in einer eigenen Wohnung, zwei Befragte würden gern ins Betreute Wohnen gehen und fünf Befragte wollen nicht oder können sich nicht vorstellen ins Betreute Wohnen zu gehen. Mit ihrer speziellen Problematik gehen sie auf unterschiedliche Art und Weise um.

Der folgende Befragte hat eine Gehbehinderung, die ihm vor allem das eigenständige Einkaufen oder Ähnliches erschwert. Allerdings hat er sich relativ gut damit arrangiert, was deutlich wird, wenn er von einem Spieltag mit seinen Kindern erzählt:

Interviewer: Was können Sie nicht so gut?  
Herr U.: Nicht so gut? Nicht so gut Laufen, kein Rennen und so, kein Fußball spielen und so, was ich immer gern gemacht hab mit den Kindern. Obwohl voriges Jahr im Sommer, wie mein Vater noch da war, da haben wir ein Schwimmbecken aufgebaut, ein großes Schwimmbecken, da war ich mit die zwei drin vorigen Sommer. Und dann hab ich mit die Nachbarkinder und mit die bis abends um halb elf haben wir dann Fangen gespielt, aber nicht im Laufen, sondern im Kriechen. Denn im Kriechen bin noch ein bisschen schneller als mit dem Laufen. Meistens haben sie mich trotzdem gekriegt. Und wir hatten voll Spaß.  
[Z. 454-460]

Frau L. sieht ihre Körperbehinderung als Hindernis, wenn es darum geht, in eine eigene Wohnung zu ziehen. Ihrer Meinung nach benötigt sie zuviel Hilfe, um den Alltag zu bewältigen:

Interviewer: Wollen Sie denn auch ganz alleine wohnen?  
Frau L.: Ganz alleine nicht.  
Interviewer: Gut, dann frag ich das: Warum wollen Sie nicht ganz alleine wohnen?  
Frau L.: Weil ich brauch auch Hilfe in machen Sachen.  
Interviewer: Bei was denn?  
Frau L.: Bei Schuhe zumachen.  
Interviewer: Da könnten Sie sich ja Klettverschlüsse ... oder hier so.  
Frau L.: Ja, also ... Und bei Jacke zusammen oder bei Fleisch durchschneiden.  
Interviewer: Wegen der Lähmung? Ist der Arm gelähmt oder eine Spastik?  
Frau L.: Ne, ne Spastik. Und deshalb will ich lieber zusammen, also mit mehren Leuten in Betreutes Wohnen als alleine.  
[Z. 298-305]

#### 6.4.4.2 Psychiatrieaufenthalte

Neun der Befragten haben Psychiatrieaufenthalte erlebt. Die Gründe dafür sind sehr unterschiedlich. Drogen- bzw. Alkoholmissbrauch, Panikattacken, Suizidversuche oder Nervenzusammenbrüche führten zum Aufenthalt in den Kliniken.

Bei einem Befragten führte die Einsamkeit im Betreuten Wohnen zu Panikattacken, sodass er sich in psychiatrische Behandlung begeben musste:

Interviewer: Und warum ist es damals ausgebrochen?  
Herr S.: Einsamkeit schätze ich mal. Kein Gesprächspartner...  
Interviewer: Ja. Wie war denn das? So Panikattacken und dann haben Sie dann ...  
Herr S.: Schweiß.  
Interviewer: Schweißausbrüche.  
Herr S.: Ja, ja, Schweiß.  
Interviewer: Und was haben Sie dann gemacht? Den Arzt angerufen?  
Herr S.: Ne, da war ich ja in der Klinik. Da hab ich Tabletten gekriegt, so Kapseln, so weiße, die musste denn einnehmen. Und hatte ich Johanniskraut. Kennen Sie ja so, die Tropfen.  
[Z. 233-241]

Herr S.: Und dann bin ich krank geworden, dann bin ich dann nach B. gekommen, da war ich so ... da konnte ich nicht mehr allein leben. Dann bin dann nach B. gekommen, dann bin ich dann nach ner Woche später ... nach zwei Wochen später bin ich entlassen worden dann. Dann bin ich wieder in die Wohnung rein gekommen und dann konnte ich das nicht mehr aushalten und dann bin ich dann nach K. gekommen, zehn Monate.  
Interviewer: K.?  
Herr S.: Nach K. hin, Landesklinik.  
Interviewer: Ist B. nicht Landesklinik?  
Herr S.: Ja, aber ... K. ist hier auch .... Krankenhaus K.. Die haben ja auch eine.  
Interviewer: Ich komm aus Köln, ich kenn das nicht.  
Herr S.: Ja. Und dann bin ich auch noch mal fünf Wochen gewesen.  
[Z. 169-179]

Ein Befragter war in der Psychiatrie, weil er zeitweise aggressive Verhaltensmuster zeigte. Er nimmt auch heute noch Tabletten:

Herr V.: Ja, und dann bin ich mit 18 ausgezogen nach Kliniksgelände.  
Interviewer: B.?  
Herr V.: Genau. Ja.  
Interviewer: Das heißt, Sie hatten psychische Probleme.  
Herr V.: Genau.  
Interviewer: Was denn?  
Herr V.: So ein Ausraster. Krieg ich Spritzen dafür und ...  
Interviewer: Das hatten Sie nur damals?  
Herr V.: Das hab ich jetzt nicht mehr, seit ich die Spritzen krieg. Das ist jetzt ein Jahr jetzt.  
Interviewer: Seit einem Jahr hatten Sie keinen mehr?  
Herr V.: Nö.  
Interviewer: Und wie war das vorher? Wie war das?  
Herr V.: Da bin ich, da bin ich ausgerastet.  
Interviewer: Ehrlich? Sind Sie dann aggressiv geworden?

Herr V.: Ja. Ich greif keinen an. Ich mach höchstens ... Wenn mir so ein Tisch kommt, durch die Scheibe fliegt der.  
 Interviewer: Das fing mit 18 erst an? Oder hatten Sie das vorher auch schon?  
 Herr V.: Vorher hatte ich das auch schon.  
 [Z. 261-280]

Zwei Befragte (Frau J. und Herr B.) haben sich in der Psychiatrie kennen gelernt. Vermutlich lebten sie dort, weil es zu der Zeit (1960er Jahre) noch sehr wenig Angebote der Lebenshilfe oder anderer Anbieter gab. Gemeinsam lebten sie erst in einer Außenwohngruppe, bevor sie ins Betreute Wohnen zogen.

Ein Befragter war aufgrund eines Suizidversuchs in der Psychiatrie. Nach der Trennung von seiner Freundin nahm er Tabletten und versuchte sich das Leben zu nehmen:

Herr F.: Ich hab eine Freundin, eine Ex-Freundin, die heißt A.. Und so die hab ich Schluss gemacht. Heute auf morgen. War ich 8 Jahre mit zusammen. Ja, hab ich Selbstmord begangen. Tabletten genommen, Bier. Ja, da war ich zwei Wochen in Landeslinik B., in Haus fünfzig fünf.  
 Interviewer: Die hat sich getrennt?  
 Herr F.: Sie, ja.  
 Interviewer: Ach so, und danach hatten Sie diese schlimme Phase?  
 Herr F.: Ja.  
 [Z. 290-294]

Herr F. bewertet die Zeit in der Psychiatrie rückblickend allerdings als sehr positiv:

Herr F.: Ja. Da bin ich froh, dass ich in der Landeslinik betreut worden bin.  
 Interviewer: Ja?  
 Herr F.: Da war ich froh, ehrlich. Da hab ich auch wieder alles in Griff gekriegt und alles. Und richtig wieder regelt und alles.  
 Interviewer: Mal wieder so auf Spur gekommen, ne?  
 Herr F.: Ja. Bin da richtig wieder hochgekrabbelt. Wieder auf die Beine gestellt. Das schaffste nie alleine. Da musste eine Hilfe dabei haben. Und ich bin froh, wenn ich Betreuung hab.  
 [Z. 304-309]

#### 6.4.4.3 Drogenkonsum

Unter diese Kategorie fallen sowohl Alkohol, als auch Marihuana und härtere Drogen. Zum Zeitpunkt der Interviews gaben alle Befragten an, keine Drogen zu nehmen. Ungefähr die Hälfte trinkt ab und zu Alkohol, aber nach eigener Aussage in „normalem“ Rahmen, und zwanzig der Befragten rauchten.

Fünf der Befragten beschrieben ein Drogenproblem in der Vergangenheit. Drei Befragte nahmen Drogen, von Haschisch bis zu harten Drogen. Einer dieser Befragten und zwei Weitere bezeichneten sich als Alkoholiker.

Interviewer: Nur Alkohol oder auch anderes?

Herr P.: Alkohol, Drogen.  
 Interviewer: Ja, das meinte ich. Was für Drogen?  
 Herr P.: Alles Mögliche.  
 Interviewer: Weiche Drogen oder auch härtere?  
 Herr P.: Auch härtere.  
 Interviewer: Bis zu Heroin nicht?  
 Herr P.: Auch.  
 Interviewer: Auch?  
 Herr P.: Auch.  
 [Z. 136-145]

Seine ehemalige Suchtproblematik stellt für ihn auch ein Problempotential für den Bereich des Betreuten Wohnens dar:

Interviewer: Wenn Sie daran denken, ins Betreute Wohnen zu gehen, gibt es da irgendwas, vor dem Sie Angst haben?  
 Herr P.: Rückfällig zu werden.  
 Interviewer: Drogenmäßig? Also alkohol- und drogenmäßig?  
 Herr P.: Ja.  
 Interviewer: Könnte das hier auch passieren?  
 Herr P.: Könnte. Aber ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, sagen wir mal so. Kommt immer auf die Situationen an.  
 Interviewer: Wenn Sie Frust haben, würden Sie dann eher zu Alkohol und Drogen greifen?  
 Herr P.: Mehr so trinkenmäßig ja.  
 [Z. 784-791]

Einsamkeit führte nach folgender Aussage zu übermäßigem Alkoholkonsum:

Interviewer: Fühlen Sie sich manchmal allein und einsam?  
 Herr F.: Ne.  
 Interviewer: Jetzt nicht mehr, früher schon. Oder?  
 Herr F.: Früher war das, ja. Früher war das. Sehr, sehr.  
 Interviewer: Und was haben Sie dann gemacht?  
 Herr F.: Ja. Hab viel geraucht, viel Bier getrunken. Und dann bin ich im Bett gelegen, da so um 9 Uhr wieder aufgewacht, dann Fernsehen geguckt, dann wieder Bier getrunken, dann wieder geraucht, dann bin ich bis Morgen früh eingeschlafen. Bis Morgen früh.  
 [Z. 590-595]

Das tut er auch heute noch, wenn er Probleme hat:

Herr F.: Ne, mach ich mit mir aus. Wenn ich Probleme hab, trink ich Bier. Und dann geht das Problem ganz langsam weg. Ja, so Probleme, das kommt nur von die Leute, mit die ich nicht auskomme. Probleme, so Fäuste unter den Augen, das bring nichts.  
 [Z. 840 – 843]

#### 6.4.5 Wohnen

Diese dem Lebenslagekonzept entsprechende Dimension ist als materielle Ressource für die Befragten um einige Aspekte erweitert. So fällt darunter die Kategorie der eigenen *Entscheidung in Bezug auf die Wohnsituation*, was auch innerhalb der individuellen Ressourcen ver-

ortet sein könnte, allerdings hier unter dem Schwerpunkt der materiellen Ausstattung analysiert wird.

#### 6.4.5.1 Eigene Entscheidung in Bezug auf die Wohnsituation

Die Segmente, die dem Codewort *Eigene Entscheidung* in Bezug auf die Wohnsituation zugeordnet wurden, beziehen sich nicht auf die Entscheidung für eine bestimmte Wohnsituation. Vielmehr geht es an dieser Stelle um die Möglichkeit der Mitbestimmung bei der Auswahl der Wohnung, des Zimmers, der Möbel, der Gestaltung also insgesamt der individuellen Selbstbestimmung in Bezug auf das eigene Wohnen.

Ein hoher Grad an Mitbestimmung wurde von den Befragten beschrieben, die bereits allein wohnen. Sowohl bei der Wohnungssuche als auch bei der Einrichtung und Gestaltung der Wohnung hatten zehn der zwölf Befragten die Möglichkeit mit- oder selbst zu bestimmen, was ihnen gefällt.

Herr O. hat nach eigener Aussage über alles, was die Wohnung betraf, selbst bestimmt und beschreibt in folgender Sequenz seine Entscheidung zur Gestaltung seiner Wohnung:

- Interviewer: Haben Sie die Renovierung damals selbst durchgeführt oder hat Ihnen dabei jemand geholfen. Oder musste gar nicht renoviert werden?
- Herr O.: Doch, drübergestrichen, weil das war so ne helle Raufaser und ich hatte Bock, weil das kurz vorm letzten Drücker war, die Tapeten abzuspackeln und dann hab ich die Farben gemischt. Und dann hab ich da selbst drübergestrichen. Meine Schwester hat dann nur die Küche abgewaschen und Herrn T.s Schwester hat dann die Fenster geputzt, weil wir ja noch zwischendurch arbeiten waren.
- Interviewer: Gott, wie stressig.
- Herr O.: Das musste dann alles zwischendurch.
- Interviewer: Das heißt, Sie haben aber farbige Wände?
- Herr O.: Ja.
- Interviewer: Welche Farbe?
- Herr O.: Die Küche ist einmal so Mokka gelb und das Wohnzimmer ist mehr grünlich, aber auch in dem hellen Grün, nicht in abstechenden, in hellen modernen Grün, sagt ich immer.  
[Z. 52-59]

Herr B. bezieht sich in seiner Aussage eher auf die selbstbestimmte Einrichtung der Wohnung, die er mit seiner Partnerin durchgeführt hat. In weiteren Aussagen wird deutlich, dass auch die Wohnungssuche und -gestaltung selbstbestimmt erfolgte.

- Interviewer: Die Wohnung, haben Sie die selber eingerichtet?
- Herr B.: Ja.
- Interviewer: Woher hatten Sie dann die Möbel? Also, ich seh ja schon ... die Schrankwand.
- Herr B.: Die Möbel hat meine Partnerin alles ... Haben wir alles gekauft. ... hat sie alles bezahlt. Den haben wir zum Beispiel noch [zeigt auf eine Schrankwand] - da war der K. Kaufhof noch da, in K. auf der Stechbahn - da haben wir den davon geholt, und den Tisch auch da.
- Interviewer: Ja, weil Sie viele Möbel haben, ne?



Herr B.: Ja.  
 Interviewer: Aber das haben Sie alles selber ausgesucht, selber eingerichtet ...  
 Herr B.: Ja, ja.  
 [Z. 32-39]

Die meisten Befragten dieser Gruppe wurden von ihren Betreuern bei der Wohnungssuche unterstützt. In der Regel wurde von diesen eine Vorauswahl getroffen, wobei die endgültige Entscheidung dann bei den Befragten lag, wie Frau T. in folgender Aussage beschreibt:

Interviewer: Wer hat die Wohnung ausgesucht?  
 Frau T.: Einmal unser Betreuer und einmal durften wir selber entscheiden, ob wir diese Wohnung nehmen.  
 Interviewer: Das heißt, der hat vorgeguckt und so ein paar Sachen sich ausgesucht und Sie sind dann in die Wohnung ...  
 Frau T.: Ja, und wir durften entscheiden, ob wir sie nehmen oder nicht.  
 [Z. 6-9]

Im Gegensatz zu den zehn Befragten, die selbst entscheiden konnten, äußerten sich zwei der Befragten über begrenzte Mitsprachemöglichkeiten. Herr V. wurde bei Entscheidungen zur Wohnungseinrichtung vom Geschmack seines Onkels dominiert und Frau D. beschrieb, dass die Wohnungssuche und -entscheidung durch ihre Betreuerin durchgeführt wurde:

Interviewer: Das heißt aber, die haben Sie sich selbst besorgt, die ganzen Sachen. Selber ausgesucht, selber bezahlt.  
 Herr V.: Ja, ja. Ich bin mitgefahren. Mein Onkel hat am meisten ausgesucht. Nicht mein Geschmack, aber ich so einen Blau-Tick.  
 Interviewer: Ja.  
 Herr V.: Ich brauche alles in Blau. Weil ich Schalker Fan bin. Und das muss blau sein.  
 [Z. 128-139]

Interviewer: Aber wie haben Sie denn die Wohnung damals dann gefunden?  
 Frau D.: Das kam durch unsere Betreuer. Die hatten die wohl in der Zeitung oder so gesehen, weil das haben ja die Betreuer gemacht. Und sagte meine frühere Betreuerin, das wäre die billigste Wohnung, die sie finden konnten.  
 [Z. 88-90]

Bei den Befragten, die allein wohnen wollen, bezieht sich der Bereich der Selbstbestimmung vor allem auf die Einrichtung und Gestaltung des Zimmers. Sieben der elf Befragten beschrieben, dass sie ihr Zimmer größtenteils selbst eingerichtet haben und die Möbel von ihnen gekauft wurden.

Frau U. wohnt in einer Wohnfamilie und verfügt dort über einen eigenen kleinen Hausstand.

Interviewer: Haben Sie dort ein eigenes Zimmer?  
 Frau U.: Ich hab ein eigenes Zimmer. Ich hab eigene Möbel. Meine Möbel, die ich mir damals, schon länger, gekauft habe. Und wir haben alle ein eigenes Zimmer. Ich hab auch meinen eigenen ... Ich hab zwei Teppiche und

Geschirr hab ich auch, Kaffeegeschirr für 12 Personen, also das hab ich alles. Gläser. Ich hab alles.

Interviewer: Vor allem haben Sie die nächste Frage auch schon mitbeantwortet: Woher die Möbel kommen. Die haben Sie sich selbst ausgesucht. Das Zimmer haben Sie nach Ihrem Geschmack eingerichtet?

Frau U.: Ja. Sind ... Ist ein Schlafzimmer und das kann ich dann als ... das Bett kann ich wegpacken, sieht aus wie ein Schlafzimmer, sieht das aus.  
[Z. 24-30]

Auch Frau R., die in einer Außenwohngruppe wohnt, hat über ihre Einrichtung selbst entschieden und betont in folgender Aussage die Wichtigkeit für sie:

Interviewer: Woher kommen die Möbel?

Frau R.: Das sind zum Teil meine eigenen Möbel. Die hab ich selber gekauft, selber angeschafft. Für gearbeitet und das war so mein ... Ich wollte meine eigenen Möbel haben. Außer jetzt der Küchenschrank ist von der Küche, die Küche war schon hier drin und der Kleiderschrank ist vom Haus.

Interviewer: Der im Schlafzimmer steht.

Frau R.: Genau.

Interviewer: Alles andere ist Ihr?

Frau R.: Alles andere ist mein eigenes. Das hab ich alles nach und nach gekauft, ja. Ich hab gesagt, wenn, dann will ich meine eigenen Möbel haben. Ich hatte sie ja oben schon, meine eigenen Möbel, aber nachher hab ich dann noch entsprechend, weil ja hier unten dann doch anders war ...

Interviewer: Ein bisschen mehr Platz auch.

Frau R.: Dann hab ich das ... Und als ich Herrn S. dann kennen gelernt habe und wir ja nachher nicht ins Betreute Wohnen konnten, dann haben wir das eine oder andere geändert. Da haben wir den hier zum Beispiel neu gekauft, zusammen mit den Stühlen hier, weil ...

Interviewer: Gefällt mir super.

Frau R.: Weil, da sind viele ganz begeistert. Wir sitzen hier ja auch oft zusammen, ne.  
[Z. 18-27]

Die Befragten aus dieser Gruppe, die noch bei ihren Eltern wohnen, trafen in der Regel die Entscheidung für die Einrichtung ihres privaten Bereiches gemeinsam mit ihren Eltern.

Frau I., Herr A. und Frau H. haben so zumindest mitbestimmt.

Frau I.: Ja, Bett natürlich und ist eigentlich ein relativ kleines Zimmer. Aber für mich groß genug.

Interviewer: Sind Sie da oft oder sind Sie eher unten im Wohnzimmer bei Ihren Eltern?

Frau I.: Ich bin da eigentlich oft.

Interviewer: Haben Sie das selbst eingerichtet, also sich die Möbel selber ausgesucht? Oder haben Ihre Eltern Ihnen die da rein ...

Frau I.: Mit meinen Eltern zusammen.

Interviewer: Aber Sie haben schon gesagt, was Ihnen gefällt, und die Eltern haben dann bezahlt netterweise.

Frau I.: Genau.  
[Z. 9-15]

Auch bei vier Befragten, die nicht allein wohnen wollen, wurde die Entscheidung zur Gestaltung der Zimmer gemeinsam mit den Eltern getroffen. Frau M., Herr E., Frau A. und Herr I. beschrieben diese Tatsache als eher positiv.

Interviewer: Woher kommen die Möbel? Also der eine Schrank kommt von Ihrer Oma?

Herr E.: Ja, ich meine, der müsste von meiner Oma kommen und die anderen, die ... tja, die haben wir gekauft halt so dazu.

Interviewer: Haben Sie mit ausgesucht dann?

Herr E.: Die hab ich mir mit ausgesucht. Meine Eltern haben die mit ausgesucht. [Z. 53-56]

Interviewer: Was gefällt Ihnen an Ihrem Zimmer am besten? Komische Frage, aber ...

Herr E.: Ja. An meinem Zimmer. Da hab ich noch nie so drüber nachgedacht. Ja, so wie es eingerichtet ist. Ich find das so schön, wie das eingerichtet ist. So, wie das alles so steht.

Interviewer: Haben Sie das selber eingerichtet? Also ist das nach Ihrem Geschmack eingerichtet?

Herr E.: Nach meinem Geschmack ist es ... ja, eingerichtet. Da möchte ich im Moment nicht viel dran verändern, weil ich mich da wohlfühle.

Interviewer: Ja?

Herr E.: Ja. [Z. 65-70]

Interviewer: Woher kommen die Möbel in Ihrer Wohnung? Also in Ihren zwei Zimmern.

Herr I.: Woher die kommen?

Interviewer: Ja. Haben Sie die sich selber ausgesucht?

Herr I.: Ne, teilweise. Die sind also teilweise von meinen Eltern. Ja. Und dann hab ich welche mit ausgesucht. Und das Schlafzimmer, was ich hab, - mein Neffe hat ne eigene Wohnung gekriegt ... [Z. 138-141]

Sechs Befragte dieser Gruppe beschrieben, dass sie ihre Zimmer eigenständig eingerichtet hätten, bzw. die Möbel selbst ausgesucht hätten:

Interviewer: Ah ja, okay. Sie haben auch ein eigenes Zimmer. Beschreiben Sie mir das mal, weil das ja ... Nachher hab ich ja kein Foto davon. Beschreiben Sie mal Ihr Zimmer. Wie haben Sie es eingerichtet? Wie sieht das aus?

Frau C.: Also, ich hab nen Fernseher dahin gestellt. Das finde ich sieht schön aus. Und so ein Bett da. Den Schrank hab ich und ne Couch. Toll, wie ich das so möchte oder so. Gefällt mir so gut.

Interviewer: Das heißt, Sie haben das selber eingerichtet?

Frau C.: Ja. Das letzte Mal war das da, da hab ich kein Bock drauf. Das steht da blöde, hab ich gedacht, da ...

Interviewer: Wegen der Schräge, nicht?

Frau C.: Ja, das ist nicht gut. [Z. 12-17]

Interviewer: Woher kommen die Möbel?

Frau K.: Die hab ich mir selbst zusammengespart.

Interviewer: Das heißt, das sind alles Ihre eigenen?

Frau K.: Ja.

Interviewer: Nach Ihrem Geschmack ausgesucht?

Frau K.: Ja.

Interviewer: Wo haben Sie die gekauft?

Frau K.: Oh, wo war das? Das hab ich noch ... da hat die frühere Familie E. [Wohnfamilie] noch ... damit hab ich das ausgesucht und gekauft.

Interviewer: Möbelhaus.

Frau K.: Ja. [Z. 32-41]

Drei Befragte dieser Gruppe äußerten, dass sie bei der Einrichtung ihres Zimmers wenig Mitsprache gehabt hätten. Frau F., Herr C. und Frau P. bekamen das Mobiliar von der Wohnfamilie, den Eltern bzw. dem Wohnheim gestellt.

Interviewer: Das heißt, Sie haben sich die Möbel nicht wirklich selbst ausgesucht.  
Frau P.: Nein, das ist ...  
Interviewer: Die gehören zum Haus?  
Frau P.: Ja.  
Interviewer: Gefallen die Ihnen denn?  
Frau P.: Ja.  
[Z. 74-79]

#### 6.4.5.2 Wohnraumgestaltung

Die individuelle Wohnraumgestaltung entspricht dem Bedürfnis nach einer Wohnung als Raum für Selbstverwirklichung und Selbstverfügung und als Raum für Selbstdarstellung und Demonstration von sozialem Status (siehe Kapitel 1.1).

Hierbei spielt die im vorhergehenden Punkt beschriebene *Eigene Entscheidung* eine übergeordnete Rolle. In die davon gesondert bearbeitete Thematik der individuellen *Wohnraumgestaltung* fallen Aussagen, die sich auf die tatsächliche Gestaltung der Wohnung beziehen, wie Dekorationsartikel, Bilder, Gestaltungselemente, aber auch gezielt gewählte Möbel oder individuell wichtige Gegenstände, wobei hier häufig *technische Geräte* genannt wurden, die im nächsten Punkt behandelt werden.

Den meisten Befragten ist die persönliche Gestaltung ihres Zimmers oder ihrer Wohnung nach eigener Aussage sehr wichtig. Fast alle beschreiben sehr detailliert, wie sie ihr Zimmer eingerichtet haben und betonen persönliche Gegenstände oder Gestaltungselemente. Die Gestaltung der Wände scheint am deutlichsten Raum für individuelle Prägungen zu bieten, denn durch das Aufhängen von Postern oder Bildern verdeutlichen die Befragten die Vorliebe für ein Hobby, eine Band oder den engen Kontakt zu ihren Mitmenschen.

Herr A. scheint in der Beschreibung seines Zimmers seinen sozialen Status demonstrieren zu wollen. Er betont die technische Ausstattung, die Kenntnis verschiedener Computerspiele und Bands und ein allgemeines Bildungsinteresse, was durch die Landkarte deutlich wird.

Interviewer: Ah ja, okay. Ja, beschreiben Sie mir mal das Zimmer bitte.  
Herr A.: Aufgeräumt oder unaufgeräumt?  
Interviewer: Wie das so aussieht normalerweise.  
Herr A.: Ja, was soll ich sagen. Ich hab meinen Fernseher unten. Ich hab meine Konsole unten.  
Interviewer: Playstation.  
Herr A.: 2, nicht 3, 3 gibt es ja auch schon. Dann hab ich noch mein Bett, na klar.  
Interviewer: Aber genau das wollte ich wissen. Bett, Schrank, ...  
Herr A.: Fernseher, PC.  
Interviewer: PC auch? Fernseher, PC, Playstation.

Herr A.: Bücher. Mangas, kennen Sie bestimmt. Mehr hab ich ... also mehr ist da nicht drin. Ja, da ist viel drin. Ne Landkarte ist da noch drin.

Interviewer: Das will ich alles wissen.

Herr A.: Poster von Bands und von Spielen.

Interviewer: Von Computerspielen?

Herr A.: Ja, Fun-Fantasie 12.

Interviewer: Und welche Bands?

Herr A.: Bullet for my Valentine.

Interviewer: Hab ich, glaube ich, schon mal gehört. Bullet for my Valentine - amerikanisch, eher Rock bis Hardcore.

Herr A.: Ne, Metal

Interviewer: Landkarte?

Herr A.: Alles drauf, China bis ...

Interviewer: Welt?

Herr A.: Welt. Alles. Stehen auch die Namen drauf, englisch, spanisch.  
[Z. 12-33]

In der Aussage von Herrn K. wird deutlich, dass ihm die Wohnung als Raum für Selbstverfügung, aber auch als Raum für Vertrauen und Sicherheit sehr wichtig ist. Auch für die Partnerschaft scheint die persönliche und heimelige Gestaltung eine wichtige Rolle zu spielen.

Interviewer: Oh, was gefällt Ihnen an Ihrer Wohnung am besten?

Herr K.: Am besten? - Uff. Am besten, ja die ... manchmal die Gestaltung, die meine Verlobte so mal macht, wie so was zum Beispiel. Oder hier, das hat die ... die macht ja selbst hier die Decken. Und dann finde ich das auch schon mal sehr schön.

Interviewer: Dieses liebevolle Einrichten.

Herr K.: Einrichtung und so. Sagt sie, Schatz, Schatz, ich bin mit der Decke fertig. Sag ich, weißte was, ab eben waschen oder eben kurz die Mangel und dann drauf gelegt. So was.  
[Z. 134-137]

Auch persönliche Wesenszüge, wie zum Beispiel Sammelleidenschaften werden in der Dekoration der Wohnung sichtbar, wie die Aussage von Frau D. verdeutlicht:

Interviewer: Haben Sie Bilder an den Wänden?

Frau D.: Ja.

Interviewer: Was für Bilder? Also gut, die eine Wand ist jetzt Steintapete, ne.

Frau D.: Ich sammle Knightrider-Bilder, also Bilder von David Hasselhoff.

Interviewer: Nein. Ehrlich? (...) - Och wie schön. Fotos, Poster ... alles Mögliche.

Frau D.: Ja, noch nicht so ganz viele so. Ich hab mir mal DVDs von Knightrider gekauft. Und dann hab ich so Bilderrahmen gekauft und die Hülle, wo die - das waren immer 3er Packs dann - und dann hab ich das ausgeschnitten, hab dafür Bilderrahmen gekauft und an der Wand aufgehängt.

Interviewer: Auch noch selbstgemacht. Viele Bilder denn? Also sind die Wände voll oder nicht so voll?

Frau D.: Nä, nicht so.

Interviewer: Haben Sie auch Fotos an den Wänden?

Frau D.: Nä, so Fotos nicht.

Interviewer: Haben Sie im Schlafzimmer Bilder an den Wänden?

Frau D.: Ja, da hat A. immer so Zeitungen gekauft, so Cartoons-Zeitungen, und ...

Interviewer: Cartoons ausgeschnitten ...

Frau D.: Ja, und an die Wand geklebt.  
[Z. 140-153]

Die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung und Selbstdarstellung ist in der Gestaltung des Zimmers relativ leicht gegeben. Durch die Auswahl eigener Möbel und die Gestaltung der Wände entsteht ein individueller Wohnraum, über den ganz allein zu verfügen ist. Dies wird besonders deutlich bei den Befragten, die in Wohnheimen oder Wohnfamilien wohnen und (nur) über diesen Raum in der Regel frei verfügen können.

- Interviewer: Beschreiben Sie mal Ihre Zimmer. Was haben Sie da für Möbel drin? Was steht da drin? Was ist an den Wänden? Wie sieht das aus?
- Fr. G.: Ja, was ist in meinem Zimmer drin? Ein Kleiderschrank, also so ein Wandkleiderschrank. Ein Bett, ein Sekretär, ein Sessel. Ja, Bilder an der Wand.
- Interviewer: Was für Bilder?
- Fr. G.: Die ich mir selber gekauft hab, so was ... verschiedene Motive und so was.
- Interviewer: Mehr romantisch?
- Fr. G.: Ja.
- Interviewer: Sonnenuntergang mit Flipper?
- Fr. G.: Ja, Sonnenuntergang nicht direkt, aber so bisschen städtemäßig sag ich jetzt mal.
- Interviewer: Großstadt in Dunkel mit Licht?
- Fr. G.: Na ja, nicht direkt so, aber so bisschen auch mit häusermäßig so ein bisschen. Das ist es eigentlich. Also ... meine Anlage. Ja, sonst hab ich eigentlich im Prinzip ...
- Interviewer: Haben Sie das selbst eingerichtet?
- Fr. G.: Ja, das hab mir ... wir haben das bei uns alles so nach und nach zusammengespart.  
[Z. 14-31]

### 6.4.5.3 Wohnungsaufteilung

Die Frage nach der Aufteilung der Wohnung bzw. nach der Größe der eigenen Wohnfläche oder generell nach dem Raum, der den Befragten zusteht, zielt im Rahmen der materiellen Ressourcen vor allem auf die Wohnraumversorgung und im Rahmen der Erfüllung der Wohnbedürfnisse auf die Möglichkeit zu Privatsphäre und Rückzug.

Alle Befragten bis auf Herrn G. und Herrn C., die sich ihre jeweiligen Zimmer teilen, leben zum Zeitpunkt der Interviews in einem eigenen Zimmer oder mit ihrem Partner in einer adäquaten Wohnsituation.

Die jeweilige Situation unterscheidet sich aber nach den Aussagen der Befragten immens voneinander und auch die Wahrnehmung der Wohnsituation ist sehr unterschiedlich.

Zunächst werden die Wohnungen der Befragten im Betreuten Wohnen beschrieben, wobei schnell Unterschiede deutlich werden. Insgesamt lässt sich sagen, dass bis auf zwei Befragte alle mit ihrer Wohnungsaufteilung bzw. Wohnsituation zufrieden sind.

Herr O. und sein Mitbewohner wohnen in einer Drei-Zimmer-Wohnung und sind damit sehr zufrieden. Vor allem im Vergleich mit seiner alten Wohnung sieht Herr O. die Vorteile:

Herr O.: Ja, Wohnzimmer und Küche ist da, die ist auch ziemlich groß.  
 Interviewer: Kann man drin sitzen?  
 Herr O.: Ja.  
 Interviewer: Ach, ja gut. Das finde ich z. B sehr wichtig. Da sind die Geschmäcker ja unterschiedlich, aber ich hab gerne ne Küche, wo man drin sitzen kann, weil ja, so ein Esstisch nimmt im Wohnzimmer einfach sehr viel Platz weg.  
 Herr O.: Ja, ich hatte das, mit der Dachwohnung, das war gar nichts. Also da war die Küche, die war mal gerade die Hälfte von diesem Raum und da konnte nur immer einer kochen und das ist dann scheiße.  
 [Z. 37-41]

Im Gegensatz dazu hört sich die Beschreibung von Frau D.s Wohnung wesentlich beengter an:

Interviewer: Also, wie viele Zimmer hat die Wohnung?  
 Frau D.: Nen kleines Badezimmer, aber ziemlich klein.  
 Interviewer: Nur Dusche, keine Wanne?  
 Frau D.: Badewanne nur. Weil ziemlich so klein, weißte? Das heißt, wenn du auf Toilette gehst, musste schon die Türe offen lassen, sonst hauste dir die Türe gegen die Knie. Weil die Tür zur Toilette, die ragt so ... wenn hier jetzt die Türe steht, dann haste hier direkt die Toilette. Und wenn du die zumachst, dann hauste du dir das gegen die Beine.  
 Interviewer: Okay. Badezimmer zu klein. Dann?  
 Frau D.: Und die Küche, das ist nur so ne kleine Nische.  
 Interviewer: Ohne Sitzgelegenheit, nur zum Kochen?  
 Frau D.: Ja.  
 Interviewer: Und dann haben ...  
 Frau D.: Schlafzimmer und Wohnzimmer.  
 [Z. 98-107]

Herr V. bewohnt allein ein 45-qm-Appartement, findet aber die Räumlichkeiten viel zu klein für sich:

Interviewer: Wie viele Zimmer hat die?  
 Herr V.: 45 qm, 1 Zimmer, zu klein für mich.  
 Interviewer: Aber 45 qm für ein Zimmer, dann ist das Zimmer sehr groß.  
 Herr V.: Das ist Schlafraum, hab ich jetzt. Eigentlich ist das Wohnraum und Schlafraum.  
 Interviewer: In einem.  
 Herr V.: Das hab ich aber jetzt nur als Schlafraum gemacht. Und die Küche hab ich Wohnraum und Küche.  
 Interviewer: Das heißt, die Küche ist relativ groß.  
 Herr V.: Ja, die geht.  
 [Z. 58-69]

Herr B. und Frau J. leben gemeinsam in einer großzügigen Wohnung mit Balkon, die Herr B. ohne fremde Hilfe gesucht hat.

Interviewer: Wie viele Zimmer hat die Wohnung?  
 Herr B.: Drei. - Plus Kinderzimmer. Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Küche und Badezimmer. Also auch nen Balkon.  
 Interviewer: Auch ein Balkon?  
 Herr B.: Ja. 72 qm  
 Interviewer: 72 qm sind ganz schön groß, oder? Für zwei Personen.  
 Herr B.: Jo, und Kinderzimmer dabei, nich. Zählt ja auch. Und Balkon.  
 [Z. 10-15]

Auch die Wohnung von Herrn N. ist nach seiner Beschreibung relativ groß:

Interviewer: Beschreiben Sie mir mal Ihre Wohnung. Wie viele Zimmer ...  
Herr N.: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, Bad - sind vier Räume immer.  
Interviewer: Wir sitzen jetzt gerade im Wohnzimmer.  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Kann man in der Küche auch sitzen? Ja?  
Herr N.: Ne, nur hier. Die Küche, da kann man gar nicht sitzen, die ist bisschen eng.  
Interviewer: Essen Sie auch hier?  
Herr N.: Ja.  
[Z. 4-11]

Auch Herr F. ist mit der Aufteilung seiner Wohnung sehr zufrieden, wie in der folgenden Aussage deutlich wird:

Interviewer: Wie viele Zimmer hat die Wohnung?  
Herr F.: Zwei: Schlafzimmer, Wohnzimmer. Aber das gehört alles zusammen hier.  
Interviewer: Das ist so Wohn-/Essbereich/Küche?  
Herr F.: Ja.  
Interviewer: Wohn-/Essbereich/Küche in einem.  
Herr F.: Und das ist das Schlafzimmer. Und das die Diele und die Toilette. Das reicht für mich.  
[Z. 4-9]

Frau T. und Herr R. leben gemeinsam in einer Zwei-Zimmer-Wohnung:

Interviewer: Wie wohnen Sie?  
Frau T.: Eigene Wohnung: Küche, Badezimmer, großes Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer.  
Interviewer: Mit Ihrem Partner zusammen?  
Frau T.: Mit meinem Partner.  
[Z. 2-5]

Herr U., der bis vor einiger Zeit mit seiner Ex-Frau und den gemeinsamen Kindern zusammengewohnt hat, lebt noch immer in der gemeinsamen Wohnung:

Interviewer: Wie viele Zimmer hat die Wohnung?  
Herr U.: Die hat drei Zimmer und ein Kinderzimmer.  
Interviewer: Also, eine große Wohnküche, Schlafzimmer, Wohnzimmer, noch ein Zimmer?  
Herr U.: Und nen Kinderzimmer, ist ein Kinderzimmer.  
Interviewer: Okay. Und ein Bad.  
Herr U.: Ja.  
Interviewer: Aber ist eine große Wohnung. Wie viel qm hat die ungefähr?  
Herr U.: Ungefähr 70 qm.  
Interviewer: Haben Sie einen Balkon?  
Herr U.: Nein.  
Interviewer: Gartenmitbenutzung?  
Herr U.: Kann ich schon mal, aber ...  
Interviewer: Macht man dann nicht, ne?  
Herr U.: Ne, nix mehr.  
[Z. 10-23]



Die Befragten, die nicht im Betreuten Wohnen leben, verfügen in der Regel nur über ein Zimmer, wobei einigen Befragten, die noch bei ihren Eltern wohnen, etwas mehr Platz zukommt. Auch die Befragten in den Außenwohngruppen, die mit ihrem Partner zusammenwohnen, haben etwas mehr Platz zur Verfügung, da es sich bei diesen Wohnformen häufig um abgeschlossene Appartements in den Wohnhäusern handelt.

Die Notwendigkeit eines eigenen Zimmers wird von Fr. G. betont, die Bewohnerin einer Wohnfamilie ist.

Interviewer: Haben alle ein eigenes Zimmer?  
Fr. G.: Wir haben alle ein eigenes Zimmer.  
Interviewer: Ist das wichtig?  
Fr. G.: Ja, ich denk mir schon, dass das wichtig ist. Wenn man jetzt z. B. Leute in ein Doppelzimmer reinlegt, das kann manchmal dann Turbulenzen geben, weil das ist immer so eine Sache halt, wenn man sich nicht versteht. Das ist ... also ich persönlich fänd es schon besser immer ein Einzelzimmer.  
[Z. 8-11]

Herr Sch. lebt in einer Außenwohngruppe und beschreibt detailliert deren räumliche Ausstattung:

Interviewer: Haben Sie da ein eigenes Zimmer?  
Herr Sch.: Ja, eigenes Zimmer hab ich auch.  
Interviewer: Ich muss mir das ... Also, ich komm ja heute Abend, aber das weiß ich ja nachher nicht mehr. Beschreiben Sie das mal. Wie groß ist das Haus? Ist das sehr groß? Hat jeder ein eigenes Zimmer?  
Herr Sch.: Ich kann das trotzdem mal beschreiben. Also, wenn man reinkommt, dann ist dann auf der linken Seite direkt ein Zimmer, das ist von mir. Und rechts ist dann direkt der Flur, dann links das Telefon, ne, rechts ist das Telefon. Und daneben ist direkt dann ne kleine Toilette. Gerade aus weiter ist dann das Wohnzimmer mit der Küche und Wohnraum. Also, ne kleine gemütliche Küche mit so einer Abteilung, mit so einer Arbeitsplatte noch. Und dann Herd, Spüle, ein paar Schränke. Dann ein neues Sofa, ein schönes, großes, neues Sofa in Rot. Und nach hinten raus haben wir ein Stück Garten, gefliest und dann mit Wiese, wo man auch bei gutem Wetter sitzen kann. Neue Gartenmöbel sind dazu gekommen.  
Interviewer: Hört sich ganz gut an alles.  
Herr Sch.: Und oben sind dann auch drei Zimmer, das gehört einmal dem Herrn E., dann dem C. und dem K. Sind also jetzt auch aufgeteilte Zimmer. Dann ein Badezimmer.  
Interviewer: Oben ein großes?  
Herr Sch.: Ja, mit Badewanne, Dusche, WC.  
[Z. 18-25]

Herr A. lebt im Keller seiner Eltern und auch wenn er nur über ein vergittertes Fenster verfügt, gewinnt er der Situation etwas Positives ab:

Interviewer: Haben Sie dort ein eigenes Zimmer?  
Herr A.: Ja, im Keller.  
Interviewer: Mit Tageslicht oder ohne Tageslicht. Also mit Fenster oder nicht?  
Herr A.: Fenster hab ich. Also schön bequem da. Schön kühl.  
Interviewer: Ja, ja. Im Sommer auf jeden Fall. Ist das so Souterrain und Sie können rausgucken oder ist das Keller mit so einem Keller...

Herr A.: Oben ist so ein Gitter dran.  
[Z. 6-11]

Frau A. lebt ebenfalls noch bei ihren Eltern, verfügt aber über eine gänzlich andere Wohnsituation:

Interviewer: Haben Sie dort ein eigenes Zimmer?  
Frau A.: Ja, zwei sogar.  
Interviewer: Ach so. Wie kann man sich das vorstellen?  
Frau A.: Schlafzimmer  
Interviewer: Und Wohnzimmer?  
Frau A.: Ja, Wohnzimmer ja.  
Interviewer: Wohn-/Arbeitszimmer, so was?  
Frau A.: Ne, Arbeitszimmer nicht. So wo ich meine Freizeit verbringe.  
[Z. 4-11]

Herr K. lebt mit seiner Partnerin in einem Zwei-Zimmer-Appartement, findet dieses aber zu klein und eng:

Herr K.: Aber so die Küche hat ne Größe, wo man sich auch gut aufhalten kann und so. Nur im Wohnzimmer ... also ... Gut, dass wir jetzt auch nach unten dürfen und so ... Kann man nach draußen hin oder nach unten bei der Gruppe aufhalten kann, ist ja wieder Vorteil so. Aber wenn man die ganze Zeit hier im Haus sitzt, also hier in dem Appartement sitzt, dann ist das ein bisschen verklemmt. Also, als wenn man sich eingeklemmt fühlt, wenn man den ganzen Tag ... Jetzt im Sommer geht das ja, aber zur Winterzeit, wenn du die ganze Zeit hier sitzen tust, Fernsehen guckst, dann ist das schon schlecht.  
[Z. 10-15]

Einer der zwei Befragten, die kein eigenes Zimmer haben, lebt in einem Altersheim. Er scheint sich mit der Situation arrangiert zu haben, denn er zählt zu der Befragungsgruppe, die nicht ambulant betreut wohnen möchten:

Interviewer: Also, Sie teilen sich das Zimmer mit einem ehemaligen Arbeitskollegen?  
Herr G.: Hm, hm.  
Interviewer: Konnten Sie da Mitsprache halten, ob der bei Ihnen einzieht oder nicht?  
Herr G.: Die haben den einfach reingesteckt.  
Interviewer: Dann haben Sie sozusagen Glück gehabt, dass Sie sich mit dem verstehen?  
Herr G.: Ja, sicher. Haben Sie Recht.  
[Z. 122-127]

Der andere Befragte teilt sich sein Zimmer im Elternhaus mit seinem Zwillingbruder, scheint aber zufrieden mit der Situation zu sein.

Interviewer: Beschreiben Sie mir mal das Zimmer?  
Herr C.: Das Zimmer ist ganz groß, ist das.  
Interviewer: Ja? Größer als das?  
Herr C.: Ja, ich hab Balkon dabei noch. Großer, ja.  
Interviewer: Schön. Zwei Betten.  
Herr C.: Ja.  
Interviewer: Ist der Raum so ein bisschen unterteilt oder ...  
Herr C.: Geteilt auch. Kann ich nicht so erklären nicht.  
[Z. 36-52]

#### 6.4.5.4 Technische Geräte

Der Besitz technischer Geräte und vor allem der persönliche Stellenwert, der ihnen eingeräumt wird, lassen Aussagen auf verschiedenen Ebenen zu. Im Bereich der materiellen Ressourcen kann das Eigentum zum Bereich Besitz und Geld gezählt werden, im Bereich persönlicher Ressourcen können technische Geräte eine Rolle im Bereich von Hobbys und Freizeitgestaltung spielen und sogar weitergehende Funktionen, wie zum Beispiel Kommunikationsersatz oder Bewältigungshilfe haben. Diese verschiedenen Funktionen sind bereits bei der Darstellung des Freizeitverhaltens beschrieben worden, sodass an dieser Stelle nur noch auf die Anzahl der Geräte, auf die Verteilung in den unterschiedlichen Befragungsgruppen und in Einzelfällen auf die herausgehobene Bedeutung des jeweiligen technischen Geräts hingewiesen wird.

Das Gerät, das am häufigsten genannt wurde, ist die Stereoanlage bzw. der CD-Player. Alle Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, und jeweils zehn Befragte aus den anderen beiden Gruppen besitzen eine Stereoanlage oder Ähnliches.

Die zweithäufigste Nennung betraf das Fernsehgerät. 29 Befragte besitzen ein eigenes Gerät, die anderen verfügen zumindest über einen einfachen Zugang, zum Beispiel im gemeinsamen Wohnzimmer, was vor allem die Befragten in den Wohnfamilien betrifft.

23 Befragte besitzen einen eigenen DVD-Player oder Videorekorder, wobei hier auffällig ist, dass elf der zwölf Befragten aus dem Betreuten Wohnen, aber nur jeweils sechs aus den anderen beiden Befragungsgruppen über ein Gerät verfügen.

Siebzehn Befragte haben einen eigenen Computer. Vor allem die Befragten (alle bis auf Herrn M. und Herrn C.), die noch im Elternhaus leben haben ein eigenes Gerät. Von den Befragten im Betreuten Wohnen besitzen sieben einen eigenen PC, während aus den beiden anderen Befragungsgruppen weniger als die Hälfte (jeweils fünf) über ein Gerät verfügt.

Als weiteres technisches Gerät wurde von fünf Befragten die Playstation genannt. Drei Befragte (Herr P., Herr A. und Herr K.), die ins Betreute Wohnen wollen, und jeweils einer aus den anderen beiden Befragungsgruppen (Herr R. und Frau A.) besitzen ein eigenes Gerät.

Vor allem die männlichen Befragten scheinen die Frage nach den technischen Geräten mit

einer Statusfrage zu verknüpfen. Sie antworteten in der Regel ausführlicher als die weiblichen Befragten und zählten auch viele technische Zusatzgeräte aus dem Haushalt auf, die ihnen anscheinend wichtig sind.

Interviewer: Die Frage ist, was für technische Geräte haben Sie? Aber das haben Sie schon gesagt: Fernseher ...  
Herr A.: Playstation 2, Computer, GameCube, Super-Nintendo ...  
Interviewer: Echt?  
Herr A.: Mega-Drive, Gameboy, Nintendo-DS, PSP ...  
Interviewer: Warum braucht man das?  
Herr A.: Ich bin ein Sammler. Ich sammel Geräte.  
Interviewer: Okay. Welches von denen ist Ihnen das liebste?  
Herr A.: Alle. Alle.  
Interviewer: Gucken Sie denn auch Fernsehen oder spielen Sie eher Computer?  
Herr A.: Ich mach alles. Ich guck Fernsehen ... nur was gut läuft. Wenn Animees kommt auf Vox, guck ich sofort und nehm das auf.  
Interviewer: DVD?  
Herr A.: Nein, Videokassette.  
[Z. 96-107]

Interviewer: Was für technische Geräte haben Sie?  
Herr K.: Fernsehen, Plattenspieler, DVD, Receiver, Mischpult, Verstärker.  
Interviewer: Was machen Sie mit dem Mischpult?  
Herr K.: Play-Station.  
Interviewer: Ah, Play-Station.  
Herr K.: Videorekorder hab ich auch noch gesehen. Dann hab ich noch ... Staubsauger haben wir noch.  
Interviewer: Mikrowelle?  
Herr K.: Mikrowelle, Senseo-Maschine, Kaffeemaschine, Espresso-Maschine.  
Interviewer: Klar, man braucht auch drei Kaffeemaschinen.  
Herr K.: Und dann hab ich so'ne Küchenmaschine, die wir fast nicht brauchen, den Entsafter, den man ganz selten braucht. Ich benütz den meistens nur, wenn ich mal Lust habe.  
[Z. 80-89]

Interviewer: Welches von diesen ganzen technischen Elektrogeräten ist Ihnen am liebsten? Also auf welches könnten Sie nicht verzichten?  
Herr F.: Alle nicht.  
Interviewer: Ja, gut. - Aber ...  
Herr F.: Ich hab einen Wok. Ein Raclette hab ich.  
Interviewer: Echt?  
Herr F.: Ja, das ist hier oben im Schrank. Zwei Brotmaschinen.  
Interviewer: Sie haben alles. - Aber ...  
Herr F.: Zwei Mixer.  
Interviewer: Fritteuse?  
Herr F.: Fritteuse, ja.  
Interviewer: Zwei Kaffeemaschinen.  
Herr F.: Ne, das ist eine Senseo-Kaffeemaschine. Das sind diese Pads.  
[Z. 100-111]

Interviewer: Was für technische Geräte haben Sie? Also so was wie Fernseher, dann ...  
Herr R.: Fernseher, Anlage, DVD-Rekorder, Play-Station II. Ja, und ...  
Interviewer: PC?  
Herr R.: PC ...  
Interviewer: Zwei PCs.  
Herr R.: Ja.  
Interviewer: Waschmaschine?

Herr R.: Waschmaschine haben wir auch, unten im Keller.  
 Interviewer: Mikrowelle ...  
 Herr R.: Mikrowelle, Kaffeemaschine, alles was man so braucht.  
 [Z. 40-50]

#### 6.4.5.5 Stadt – Land

Die Befragung ist im Kreis Kleve durchgeführt worden. Aus bereits erläuterten Gründen (vgl. Kapitel 5.3) war es für die Untersuchung wichtig, dass der Sozialraum und die Lebenswelt der Befragten annähernd vergleichbar sind.

Allerdings gibt es auch im Kreis Kleve größere Unterschiede in Bezug auf die Wohnortgröße und die Lage der Wohnung. Kleve-Stadt hat ungefähr 50 000 Einwohner, wohingegen Nierswalde, der Standort einer Außenwohngruppe, ungefähr 900 Einwohner hat und inmitten von Feldern liegt.

An dieser Stelle sollen nun die Aussagen der Befragten zum Themenbereich Stadt-Land und die mit dem Wohnort einhergehende Un-/Zufriedenheit wiedergegeben werden.

Die eine Hälfte der Befragten wohnt in einem eher städtischen Umfeld und die andere Hälfte lebt in einer ländlichen Gegend, wobei nur drei Befragte an einem Ort leben, wo es keine Einkaufsmöglichkeit gibt und die Notwendigkeit zur Benutzung von Verkehrsmitteln besteht, möchte man Besorgungen tätigen. Die meisten Befragten sind mit der Lage ihrer Wohnung zufrieden, nur fünf der 36 Befragten würden sich einen anderen Wohnort wünschen.

Herr P. wohnt in Nierswalde, was auch von anderen Befragten als Beispiel, für einen Ort zitiert wird, an dem es kaum Infrastruktur gibt. Er wünscht sich als zukünftigen Wohnort Kleve:

Interviewer: Hätten Sie es gerne ein bisschen zentraler? Also, hätten Sie gerne mehr Möglichkeiten?  
 Herr P.: Ja.  
 Interviewer: Das heißt, wenn Sie so ausziehen, würden Sie lieber nach Goch ziehen?  
 Herr P.: Ne.  
 Interviewer: Nach Kleve?  
 Herr P.: Ja.  
 [Z. 112-119]

Herr K. lebt in Goch, ist mit seiner Wohnsituation zufrieden und stellt sich auch für das Betreute Wohnen ein stadtnahes Wohnumfeld vor:

Interviewer: Wohnen Sie lieber in der Stadt oder auf dem Land? Was fänden Sie schöner? Ich geh mal davon aus, dass es doch die Stadt ist.  
 Herr K.: Die Stadt ja. Ich kann ja sagen, hier ist ja schon fast wie in der Stadt.  
 Interviewer: Ja. Könnten Sie auch gut da irgendwo im Nirgendwo wohnen auf dem Land? Also im Grünen?

Herr K.: Ne, würd ich nicht.  
 Interviewer: Was würde Ihnen da fehlen?  
 Herr K.: Die Geschäfte. Die Geschäfte, der Kiosk. Aber am meisten schon die Geschäfte. Wenn man was braucht, muss man nicht weit fahren. Auf dem Land so, da könnte ich nicht so leben. Aber so auf nem Dörfchen, in so nem Dörfchen könnte auch leben. Ich hab mal in Nierswalde gewohnt, ist ja auch nur nen Dorf und so. Da könnte ich auch leben.  
 Interviewer: Das geht dann schon.  
 Herr K.: Oder Pfalzdorf oder so. Da sind schon wieder Läden. Da ist ein Supermarkt, das ist Real oder wie das heißt. Nicht Real - Neukauf. Und nen Kiosk ist auch. Und ne Pommesbude und so Sachen.  
 [Z. 152-160]

Auch für andere Befragte gilt, auch wenn sie mit ihrer momentanen (ländlichen) Wohnsituation zufrieden sind, dass sie beim Umzug ins Betreute Wohnen ein städtisches Umfeld bevorzugen würden, wie zum Beispiel in der folgenden Aussage deutlich wird:

Interviewer: Wo würden Sie denn dann gerne hinziehen, wenn Sie mal ausziehen?  
 Frau I.: Kleve.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau I.: Mmh.  
 Interviewer: Warum?  
 Frau I.: Weil auch in Kleve halt mehr los ist und in Kleve haben wir schon so eine Hausgemeinschaft gegründet. Also wir wohnen da noch nicht, aber das sind so Leute, mit denen ich dann gerne irgendwann mal zusammenziehen würde und so.  
 [Z. 52-61]

Unzufrieden mit seinem derzeitigen Wohnort ist neben Herrn P. auch Herr V. Er wohnt in Goch, ist aber auf dem Land aufgewachsen und möchte auch wieder dorthin ziehen:

Interviewer: Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften?  
 Herr V.: Ja.  
 Interviewer: Liegt sie?  
 Herr V.: Ja.  
 Interviewer: Mitten drin. Ist das wichtig für Sie?  
 Herr V.: Ja, für mich das schon wichtig. Für mich brauch das eigentlich nicht so wichtig sein. Ich möchte gerne in Ruhe leben.  
 Interviewer: Ja?  
 Herr V.: Ja.  
 Interviewer: Deshalb steht da die Frage, weil genau das mich auch interessiert, so Stadt - Land. Sie würden lieber auf dem Land leben?  
 Herr V.: Ja.  
 Interviewer: Ehrlich?  
 Herr V.: Ja.  
 Interviewer: Warum?  
 Herr V.: Weil ich Landluft besser schnuppern will. Nicht so Stadluft. Ist stickig, Autos fahren da rum.  
 Interviewer: Ist Ihnen da zu viel los auch?  
 Herr V.: Ja. Ich bin Asthmatiker und mich bekommt das nicht so gut.  
 [Z. 12-27]

Frau L., Frau P. und Frau F., die nicht ins Betreute Wohnen möchten, leben alle in ländlicher Umgebung. Mit ihrem Wohnort sind sie unzufrieden, da ihnen die Infrastruktur fehlt und sie auf Fahrdienste seitens der Betreuer angewiesen sind.

Interviewer: Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften? Also, ist das Haus in der Nähe von Geschäften?

Frau L.: Wir haben ... wir wohnen auf dem Dorf. Ich wohne in U. und U. ist ein Kaff.

Interviewer: Das ist richtig. Ich bin da nur mal durchgefahren.

Frau L.: Ja.

Interviewer: Gibt's denn da Einkaufsmöglichkeiten?

Frau L.: Ja, aber nicht viele.

Interviewer: Würden Sie lieber woanders wohnen? In der Stadt? Hier in G.? Oder ist U. okay?

Frau L.: Na, U. ist okay. Nur, ja, nicht gerade ... da sind Scheiß-Busverbindungen. Die Busse fahren unregelmäßig.

Interviewer: Fahren Sie denn wohl mal mit dem Bus?

Frau L.: Ich fahr öfters mit dem Bus.

Interviewer: Wohin denn?

Frau L.: Nach Goch hin.

Interviewer: In die Stadt dann mal richtig.  
[Z. 136-148]

Alle anderen Befragten dieser Gruppe gaben an, mit der Lage ihres Wohnortes zufrieden zu sein, und führten dafür die jeweils im Vordergrund stehenden Argumente an.

Neun der Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, wohnen in einem städtischen Umfeld. Für acht Befragte entsprach das beinahe einer Notwendigkeit, wie in folgenden Aussagen deutlich wird:

Interviewer: Nutzen Sie das? Ist das wichtig für Sie, dass das relativ zentral ist?

Herr O.: Ja, weil ich nicht in der Stadt wohnen würde, da würde ich untergehen. Das wäre nichts für mich, weil ich bin ein Mensch, der in der Großstadt großgeworden ist.

Interviewer: Wo denn?

Herr O.: In Mönchengladbach-Hardt.

Interviewer: Okay, ja.

Herr O.: Und wenn man dann wieder nach Goch kommt und dann diese einzelnen Kuhdörfer sieht, das ist ..  
[Z. 134-139]

Interviewer: Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften?

Herr F.: Ja. - Das brauch ich.

Interviewer: Mitten drin, oder?

Herr F.: Das brauch ich. Was soll ich machen, wenn ich außerhalb Stadt wohne. Ich hab keine Fahrgelegenheit, ich hab kein Auto. Ich hab nur nen Fahrrad mit Hänger. Wenn's regnet und stürmt, weil ich hab auch keine Lust zum Einkaufen dann.

Interviewer: Ne, klar. Und wie kommen die Sachen dann zu Ihnen.

Herr F.: Hier ist nen Kaufland. Da oben ist Ecke Plus. Und da hinten, paar Meter, ist Edeka oder wie heißt der oben an'ne Ecke. Neukauf.  
[Z. 130-135]

Die drei Befragten dieser Gruppe, die in ländlicher Gegend leben, sind mit ihrem Wohnort zufrieden, aber haben in ihrem nahen Umfeld auch Einkaufsmöglichkeiten, die für sie wichtig sind.

Interviewer: Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften?

Herr N.: Ich brauch nicht weit zu laufen. Hier um die Ecke, über die Ampel, dann bin ich im Dorf.

Interviewer: Ach so, in Weeze-Stadt?

Herr N.: Ja. Ist so'n kleines Dorf.

Interviewer: Ich war hier noch nie, deshalb hab ich mich ja auch so schlimm verfahren.

Herr N.: Ja. Jetzt kommen Sie hier vorne aus der Haustür, gehen Sie um die Ecke, dann sehen Sie schon die Ampel. Über denen ist eine Schule, dann gehen Sie noch etwas da hin, links oder rechts, sind Sie genau im Dorf. Sind nicht viele Geschäfte, nur ne Bäckerei, ne Apotheke oder irgendsowas.

Interviewer: Und wo kriegen Sie Ihre Lebensmittel her?

Herr N.: Bei Aldi, etwas weiter oben.

Interviewer: Und ich hab gesehen, da vorne ist ein Plus auch noch.

Herr N.: Ja.  
[Z. 132-141]

Interviewer: Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften?

Herr B.: Ja. Wir haben einen Laden am Klosterplatz, Sparkasse, Rathaus - alles in der Nähe hier.

Interviewer: Können Sie dort zu Fuß hin?

Herr B.: Ja, ja, sicher.

Interviewer: Da gehen Sie dann einkaufen und alles ..

Herr B.: Ja. Mitunter, wenn wir nen großen einkauf machen, dann gehen wir dem, mit unserem Betreuer fahren wir dann nach Kleve zu Kaufland. Gehen wir da Einkaufen.

Interviewer: Machen Sie das wöchentlich oder selten?

Herr B.: Das ist je nachdem, was wir brauchen, und dann schreiben wir dat auf und dann gehen wir da einkaufen. Dann sagen wir dem Bescheid. Ja, und dann fahren wir nach Kaufland eben einkaufen.  
[Z. 96-103]

Von den Befragten, die nicht in eine ambulant betreute Wohnform wechseln möchten, wohnen neun in ländlicher Umgebung. Sechs von ihnen (die drei anderen siehe oben) sind mit der Lage ihres Wohnortes zufrieden. Sehr deutlich werden Motive in der Aussage von Herr W., der auf eine gut funktionierende Dorfgemeinschaft hinweist, die ihm Sicherheit bietet und für ihn eine soziale Ressource darstellt (siehe auch Kapitel 6.1.1.8)

Interviewer: Zu wem haben Sie denn sonst Kontakt? Also haben Sie einen guten Nachbarschaftskontakt zum Beispiel?

Herr W.: Nachbar kommen wir gut klar auch.

Interviewer: Ja?

Herr W.: Geh ich viel auch einkaufen, gehe ich. Die Angestellten komm ich auch gut klar, auch per Du.

Interviewer: Das Schöne ist natürlich dann in so einem Ort, in so einem kleinen, dass da jeder jeden kennt.

Herr W.: Jeder kennt. Das ist schön.

Interviewer: Ja.

Herr W.: Aber wenn ich ... Beispiel: Vergess ich Portemonnaie zum Beispiel. Im Dorf ist immer anders, sag ich immer. Ich hab kein Portemonnaie nicht dabei, dann sagen sie immer ... Schreiben wir auf, Geschäftsführer hol ich dabei, der macht seine Unterschrift, wenn du diese Tage kommst, kannste mit bezahlen, so. Auch schön, auch locker.

Interviewer: Das gibt's aber nur noch auf dem Dorf.

Herr W.: Nur im Dorf.  
[Z. 222-231]



„Die Lage der Wohnung im sozialräumlichen Gefüge hat (...) eine hohe Bedeutung. Im Rahmen des Normalisierungsprinzips gehören Integration und Nähe zu Infrastruktur zu den zentralen Forderungen. Selbstbestimmung und Förderung von Eigenständigkeit kann optimal nur mit einer guten Infrastruktur erreicht werden.“ (SONNENBERG 2004, S. 11) Für einen Großteil der Befragten ist es zunächst das vertraute Umfeld, das wichtig ist und für den Wechsel einer Wohnform eine wesentliche Rolle spielt. Dabei scheint es nicht entscheidend, in welchem Maße die Infrastruktur des Wohnortes entwickelt ist. Ergänzt man diese subjektiven Sichtweisen allerdings durch objektive Überlegungen, so ist eine gute Infrastruktur unabdingbar für die Entwicklung von Eigenständigkeit, wie sie für die Bewältigung des selbstständigen Wohnens vorteilhaft wäre. Im Rahmen der Ergebnisdiskussion scheinen somit die Modelle und Prinzipien der Gemeindenähe und des Community Living von einiger Relevanz zu sein.

## 6.5 Handlungskompetenzen

Unter Handlungskompetenzen werden an dieser Stelle die Fähigkeiten verstanden, die für eine persönliche Grundversorgung notwendig erscheinen oder von den Befragten zur Bewältigung ihres Alltags als notwendig erachtet werden. Dazu gehören *Haushaltsführung*, *Umgang mit Finanzen*, *Orientierung im Umfeld* und die *Nutzung von Verkehrsmitteln*. Hinzu kommt noch die mit *Eigeninitiative* betitelte Kategorie, mit der Aussagen codiert wurden, die auf ein hohes Maß an Selbsttätigkeit beim Schritt ins Betreute Wohnen schließen lassen und gewissermaßen die Überzeugung der Befragten widerspiegeln, über diese Handlungskompetenzen zu verfügen bzw. ohne sie zurechtzukommen. THEUNISSEN (2002) bezeichnet diese Fähigkeiten als so genannte Basisfertigkeiten, die konstitutiv sind für „selbstbestimmte Anpassungsleistungen“. Mit dem Erlernen dieser Techniken wird nach THEUNISSEN emanzipatorisches Handeln befördert, denn „der Grad der Handlungsautonomie wächst mit der Aneignung von lebenspraktischen Kompetenzen“. (THEUNISSEN/PLAUTE 2002, S. 207)

### 6.5.1 Haushaltsführung

Unter der Kategorie *Haushaltsführung* wurden in erster Linie die Äußerungen codiert, die auf die Frage nach den Handlungskompetenzen im Haushalt getätigt wurden. Die Frage lautete in der Regel „Können Sie kochen, waschen, putzen oder Ähnliches?“. Fast alle Befragten verfügen nach eigener Aussage über die meisten dieser Handlungskompetenzen, doch benennen gleichzeitig viele Befragte im Hinblick auf das Betreute Wohnen Handlungskompetenzen aus diesem Bereich, die noch zu erwerben oder zu erweitern wären. Auf die Frage was denn das Wichtigste sei, was man können müsse, wenn man erfolgreich betreut wohnen wolle, antworteten dann auch 16 Befragte mit der Nennung von Handlungskompetenzen im Haushalt.

Die Befragten, die ins Betreute Wohnen gehen wollen, schätzen die Notwendigkeit von Handlungskompetenzen im Bereich Haushalt relativ hoch ein. Allerdings können sieben der elf Befragten auch schon kochen, acht können nach eigener Aussage waschen und putzen und sieben sagen, dass sie selbstständig einkaufen können. Vor allem die Befragten aus

der Außenwohngruppe verfügen nach eigener Aussage über hohe Kompetenzen im Bereich der Haushaltsführung, da sie diese Tätigkeiten in der Gruppe lernen.

- Interviewer: Und glauben auch, dass man das sehr schnell lernt, wenn man dann allein wohnt und darauf angewiesen ist. Oder?
- Herr S.: Ne, das ist ... Ja, ist ... sag mal, wenn man nen bisschen kann, dann ja. Aber die Unterschiede, so Buntwäsche, das hab ich ja nie gemacht. Das hab ich immer alles rein getan. Das wusste ich ja nicht. Ich hab so meist immer mit 60° gewaschen, aber da wusste ich nicht, was ich da sortieren musste, haste natürlich viel mehr Wäsche. Ist natürlich ... Haste ja mehr Strom an.
- Interviewer: Aber haben Sie das selber rausgefunden dann? Oder hat Ihnen das jemand gezeigt?
- Herr S.: Da hab ich das hier erfahren, wie man machen muss.
- Interviewer: Das heißt, Sie haben das sieben Jahre falsch gemacht und dann irgendwann gelernt.
- Herr S.: Ja, aber ... sagen wir mal so, kochen so kann ich sehr gut. Da hab ich kein Problem mit. Aber meistens nicht kann ... die Soße richtig vorbereiten, wie sein muss, kann ich natürlich nicht. Aber gibt ja natürlich so Soßen, so Soße binden und so was, das kann ich wohl. Aber richtig der Geschmack rausfinden, wie es sein muss, das kann ich nicht. Hab ich kein Geschmack für.  
[Z. 321-326]

Ebenfalls gezielt gefördert wird eine Befragte, die von ihrer Mutter ein regelrechtes Haushaltstraining aufgestellt bekommt:

- Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen, bügeln, Fenster putzen ...
- Frau H.: Na, Fenster putzen nicht, bügeln hab ich schon so ein bisschen gelernt. Ja, und kochen kann ich auch. Und Wäsche waschen auch.
- Interviewer: Wie haben Sie das gelernt? Wo haben Sie das gelernt?
- Frau H.: Von meinen Eltern.
- Interviewer: Also das kann ich mir jetzt wirklich so vorstellen ...
- Frau H.: Also mehr von meiner Mutter so.
- Interviewer: Ja. Ihre Mutter trainiert mit Ihnen ...
- Frau H.: Ganz genau.
- Interviewer: Wohnen.
- Frau H.: Ja.
- Interviewer: Was gehört dazu?
- Frau H.: Also, überhaupt, allgemein selbstständig zu werden, also z. B. auch die Spülmaschine auszuräumen und wieder einzuräumen, wenn ich jetzt z. B. dreckiges Geschirr und Besteck hab. Dann muss ich die meistens auch anstellen oder ich muss auch mit Hand zwischendurch was spülen. Das geht eigentlich ganz einfach ... also, na ja so einfach nun auch nicht. Aber lernen muss ich das schon. Aber wenn man das kann, das ist es ... dann kommt es einem einfach vor.  
[Z. 224-235]

In Bezug auf die Anforderungen für das Betreute Wohnen verwiesen einige Befragte auf die Begleitung und Unterstützung durch die Betreuer. Handlungskompetenzen, so die Aussage, könnten doch auch durch die Betreuer vermittelt werden. An dieser Stelle wird die Aussage von Herrn M. wiedergegeben, der ins Betreute Wohnen gehen will und davon ausgeht, dass ihm noch fehlende Fähigkeiten durch die Betreuer vermittelt werden:

- Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen, Fenster putzen, bügeln usw.?

Herr M.: Fenster putzen und so was.  
 Interviewer: Das können Sie?  
 Herr M.: Ja.  
 Interviewer: Und was können Sie nicht?  
 Herr M.: Wird mir ja alles gezeigt.  
 Interviewer: Ja, klar. Ich will nur wissen, was.  
 Herr M.: Kochen, zum Beispiel.  
 Interviewer: Können Sie nicht?  
 Herr M.: Ne.  
 Interviewer: Können Sie sich ... also selber ein Brot schmieren und so, das können Sie?  
 Herr M.: Ja.  
 Interviewer: Nudeln kochen?  
 Herr M.: Ja.  
 Interviewer: Mikrowelle bedienen?  
 Herr M.: Ja.  
 [Z. 224-245]

Auch Frau I. geht davon aus, dass sie die nach eigener Aussage fehlenden Kompetenzen im Haushaltsbereich noch lernen wird, sobald sie ins Betreute Wohnen kommt:

Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.?  
 Frau I.: Das lern ich noch alles, wenn ich ins Betreute Wohnen ziehe.  
 Interviewer: Das heißt, zu Hause helfen Sie da im Haushalt mit?  
 Frau I.: Ich räum mein Zimmer, ich räum mein Zimmer immer auf und Spülmaschine ein- und ausräumen. Und wenn meine Eltern mal nicht da sind, wenn die z.B. in Urlaub sind, dann tu ich auch schon mal Staub saugen und Blumen gießen.  
 [Z. 92-103]

Einige Befragte schätzen die Notwendigkeit dieser Handlungskompetenzen eher gering ein, da man sich zum einen Hilfe holen könne und zum anderen vor allem im Bereich Kochen nicht unbedingt kompetent sein müsse, da es auch andere Möglichkeit zur Essenszubereitung gibt, wie Herr K. beschreibt:

Herr K.: (...) Ich sag mal, kochen muss man nicht können. Muss man nicht können, weil wie gesagt, selbst waschen muss ich hier, aber kochen ... Kannste kochen, brauchste ja nicht können. Gibt heutzutage Fertiggerichte. Sag mal, nicht direkt fertig, aber leichte Gerichte, die man ... Wenn man lesen kann, ist es gut, aha, so wird das gemacht, hier Wasser reintun. So viel Wasser, so viel Pulverzeug rein und dann ein bisschen kochen und so Sachen, dass reicht dann so. Aber nicht so groß kochen muss man nicht können. Hauptsache das Essen ist auf dem Tisch und es schmeckt. Es muss auch schmecken. Das ist für mich ...  
 Interviewer: Aber muss man ... also das heißt, an diesen Haushaltssachen muss man nicht unbedingt selbstständig sein, dass kann man lernen, oder?  
 Herr K.: Ja, kann man lernen, muss man nicht können.  
 [Z. 787-789]

Die Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, verfügen überwiegend über Handlungskompetenzen im Bereich der Haushaltsführung. Die Fähigkeiten zu kochen, zu putzen und die Wohnung in Ordnung zu halten werden von allen mehr oder weniger angegeben.

Schwierigkeiten werden noch in den Bereichen Einkaufen und Wäsche waschen geäußert, wobei hier die Betreuung unterstützend einwirkt.

- Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.?  
Herr R.: Ja.  
Interviewer: Wo haben Sie das gelernt?  
Herr R.: Ich muss sagen, ich bin vorher mit ner anderen Partnerin zusammen gewesen, die das hauptamtlich machte und wie die das so machte ...  
[Z. 78-82]
- Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.?  
Frau T.: Ja.  
Interviewer: Wo haben Sie das gelernt?  
Frau T.: In der Wohnfamilie.  
Interviewer: Ja?  
Frau T.: Ja.  
Interviewer: Im Heim nicht, sondern dann ...  
Frau T.: Im Heim eigentlich nicht, da kam das Essen immer von der großen Küche.  
Interviewer: Ja gut, da kocht man dann nicht so.  
Frau T.: Da hat man das eigentlich nicht gemusst.  
[Z. 78-87]
- Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.?  
Herr F.: Ich kann alles.  
Interviewer: Alles alleine?  
Herr F.: Alles alleine. Ich koch lecker Entenbraten mit Rotkohl.  
Interviewer: Echt?  
Herr F.: Ja. Ich schon mal Pute gehabt, die 8500 g schwer. So groß. Ja, ich hab früher von meiner Ex-Freundin seine Eltern eingeladen, haben wir Entenbraten mit Knödel und Rotkohl beigetan. Und lecker Eiscreme dabei.  
Interviewer: Junge. Ein richtiges Menü. - Wo haben Sie das gelernt?  
Herr F.: Meine Mutter.  
Interviewer: Die hat Ihnen beigebracht, wie man kocht?  
Herr F.: Ja. Manchmal aber auch aus Rezeptbücher. Ganzer Haufen von Tim Mälzer.  
[Z. 162-171]

Die meisten Befragten verfügten schon über Handlungskompetenzen, bevor sie in die eigene Wohnung zogen. Allerdings beschreiben drei Befragte, dass sie diese Fähigkeiten erst erworben haben, als sie allein lebten. Einer wurde dabei von seiner Betreuerin unterstützt, einer brachte sich den Großteil selbst bei und einer lernt auch zum Zeitpunkt des Interviews noch von seinem Mitbewohner:

- Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen, staubsaugen, Fenster putzen, bügeln und so weiter?  
Herr T.: Können tun wie jetzt, sag mal, kochen, das geht. Aber das mach nicht trotzdem, weil ich das lernen will. Deswegen tu ich das trotzdem.  
Interviewer: Schöne Antwort.  
Herr T.: Und wie, sagen wir mal, Fenster putzen geht auch, wegen Herr S. [Mitbewohner], der hat ja schon 13 Jahre (???) zu Hause gemacht. Der Rest ist etwas schwierig noch, für mich noch ein bisschen. Auch nach vier Jahren. Ist egal, das ich vier Jahre da schon wohne, ist trotzdem noch ein bisschen schwierig.  
Interviewer: Fenster putzen ist schwierig?  
Herr T.: Ja, ich lass ein bisschen so Streifen an den Fenster und so was.

Interviewer: Hat Herr S. Ihnen das alles dann beigebracht? Also konnten Sie vorher ... Was konnten Sie vorher?

Herr T.: Ja, staubsaugen und so was, das kann man ja.

Interviewer: Ja, gut. Das ist jetzt auch nicht ne Riesenkunst.

Herr T.: Und wie kochen und so was konnte ich ja gar nicht.

Interviewer: Das ist ja ein Hammer. Und dann sind Sie ausgezogen?

Herr T.: Ja.

Interviewer: Und dann standen Sie da.

Herr T.: Ne, ich stand ja nicht.

Interviewer: Was haben Sie denn dann ...

Herr T.: Ne, Herr S., der hat mich ja geholfen. Der kennt ja ... Der war ja schon.

Interviewer: Ja, der kannte das ja. Und der hat Ihnen das dann alles beigebracht?

Herr T.: Ja.

Interviewer: Hätten Sie sich gewünscht, dass Sie das vorher schon gelernt hätten?

Herr T.: Etwas ja.

Interviewer: Finden Sie das doof von Ihrer Mutter, dass sie Ihnen das nicht beigebracht hat?

Herr T.: Ja, ein bisschen.  
[Z. 260-282]

Durch seine Erfahrung beurteilt Herr T. die Notwendigkeit von Handlungskompetenzen in diesem Bereich als nicht so hoch, sondern sagt, dass man auch allein wohnen kann, wenn man nicht über diese Fähigkeiten verfügt, weil man sie ja lernen kann.

Herr N. bekam sicherlich viel Unterstützung von seinem Betreuer, was er an anderer Stelle auch beschreibt, äußert aber in diesem Zusammenhang, dass die erste Zeit zwar schwer war, er sich aber allein durchgekämpft hat:

Interviewer: Können Sie sich daran erinnern, was Sie noch lernen mussten, als Sie dann alleine gewohnt haben? Also Sie sind dann ja...

Herr N.: Ja, anfangs war ziemlich schwer.

Interviewer: Das wollte ich jetzt wissen. Das erzählen Sie mal. Wie war das?

Herr N.: Das war ziemlich schwer. Hatte zwar Waschmaschine inner Küche, die Wäsche häufte sich. Hat man ne Waschmaschine gehabt, da hat man alles gewaschen. Da muss man sich recht wieder dann schnell finden, wie man alles macht. Ich hab mich ganz schnell eingelebt.

Interviewer: Der Anfang war schwierig, aber dann geht's relativ schnell. So könnte man sagen. - Aber lernen mussten Sie eher nur so Sachen aus dem Haushalt oder auch andere Sachen.

Herr N.: Musste lernen. Ich musste ehrlich lernen, mit mir selber fertig-zuwerden. Musste mich konzentrieren zu essen, arbeiten gehen und dann immer weiter...  
[Z. 493-499]

Herr J. lebt in einer Wohngemeinschaft mit zwei Mitbewohnern und hat seine Handlungskompetenzen im Bereich der Haushaltsführung erst in dieser Wohnsituation gelernt, indem ihm seine Betreuerin gezeigt hat, wie er die Dinge zu tun hat:

Auch einige der Befragten, die nicht allein wohnen wollen, verfügen über Handlungskompetenzen im Bereich Haushalt. Drei (Frau F., Fr. G., Herr I.) würden sich zutrauen einen eigenen Haushalt zu führen, was aber nichts mit ihrer Entscheidung in Bezug auf das Be-

treute Wohnen zu tun hat. Von den meisten werden Fähigkeiten im Haushaltsbereich als notwendig angesehen, um den Schritt in die eigene Wohnung bewältigen zu können.

Sechs der Befragten, die nicht allein wohnen wollen, verfügen über keine oder nur sehr begrenzte Fähigkeiten im Bereich Haushalt, wie Frau P., die aber auch keine Motivation verspürt ihre Kompetenzen in diesem Bereich zu erweitern:

Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.?  
Frau P.: Nein, also kann ich nicht alleine.  
Interviewer: Haben Sie das schon mal gelernt?  
Frau P.: Nein.  
Interviewer: Könnte das der Grund sein, warum Sie es nicht allein können, dass Sie es nie gelernt haben?  
Frau P.: Das könnte der Grund sein, ja.  
Interviewer: Würden Sie es gerne lernen?  
Frau P.: Also ... ehrlich gesagt, bin ich froh, dass die das machen, also dass die das machen.  
Interviewer: Warum?  
Frau P.: Ja, weil man hat ja sonst auch nicht so mehr so viel Freizeit, ne.  
[Z. 174-185]

Auch Herr G. hat nach eigener Aussage keine Kompetenzen im Bereich Haushalt. Im Gegensatz zu Frau P. hätte er gern etwas dazu gelernt, denkt aber dass er nun zu alt sei:

Interviewer: Können Sie kochen und backen ...?  
Herr G.: Ne, kann ich nicht.  
Interviewer: Können Sie Wäsche waschen?  
Herr G.: Auch nicht.  
Interviewer: Können Sie bügeln?  
Herr G.: Nie gemacht.  
Interviewer: Putzen?  
Herr G.: Auch nicht. Machen alles die Frauen, die Putzfrauen da.  
Interviewer: Ja, das heißt ...  
Herr G.: Wird alles getan da. Da brauch ich nichts tun.  
Interviewer: Finden Sie das gut? Oder würden Sie gerne ein bisschen mehr können?  
Herr G.: Würd ich schon. Aber ich kann ja nicht.  
Interviewer: Ja, da können Sie nicht. Da können Sie schlecht in die Küche marschieren und sagen, heute koch ich mal.  
Herr G.: Kann ich nicht. Bringe ich nicht fertig. Hab in meinem Leben noch nie gekocht.  
[Z. 229-242]

Herrn W. fehlen in diesem Bereich noch einige Kompetenzen, da diese in den Aufgabenbereich der Mutter fallen, mit der er zusammenlebt. Allerdings würde er gern sein Fähigkeiten erweitern und zum Beispiel an einem Kurs teilnehmen:

Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen, Fenster putzen, bügeln?  
Herr W.: Bügeln kann ich bisschen, aber die ... Putzen kann ich auch bisschen auch, aber ganz nicht. Wie spülen oder Staub wischen, so was.  
Interviewer: Das können Sie?  
Herr W.: Kann ich. Ja.  
Interviewer: Kochen, backen?  
Herr W.: Backen hab ich noch nie selber getan. Das kann ich wohl mit Hilfe.  
Interviewer: Wäsche waschen?  
Herr W.: Wäsche waschen hab ich noch nie selber getan. Meine Mutter, ihr Revier ist das.

Interviewer: Natürlich.  
Herr W.: Dafür geh ich immer einkaufen, Besorgungen mach ich, aufgeteilt haben wir uns die Aufgaben.  
Interviewer: Ah, okay. Ah ja, gut. Das macht Sinn. Ja, das stimmt. Würden Sie das denn gerne können?  
Herr W.: Wenn Möglichkeit gibt dafür, dann mach ich gerne noch.  
Interviewer: Aber ... ja gut, ist Revier von Ihrer Mutter da.  
Herr W.: Auch ihr Revier  
Interviewer: Würden Sie denn hier so einen Kursus mitmachen, wenn der angeboten würde?  
Herr W.: Wenn, dann mach ich mit. Ja.  
Interviewer: Hätten Sie wohl Spaß am Kochenlernen oder was?  
Herr W.: Ja. Kochen oder bügeln oder irgendsowas. Oder wie Waschmaschine geht. So was hat ich auch Interesse.  
[Z. 126-143]

Fr. G. hingegen könnte nach ihrer eigenen Einschätzung einen Haushalt versorgen, da sie in ihrer Wohnfamilie die Fähigkeiten dazu erworben hat und auch anwendet:

Interviewer: Können Sie kochen, backen, Wäsche waschen usw.?  
Fr. G.: Ja. Wäsche waschen, bügeln, backen. Ja, ich denk mir so Kleinigkeiten kochen.  
Interviewer: Wird aber gemacht eigentlich?  
Fr. G.: Ja. Ja.  
Interviewer: Von den Wohnfamilieneltern?  
Fr. G.: Ja. Ja.  
Interviewer: Oder kommt da noch so eine Hauswirtschafterin?  
Fr. G.: Ne, ne. Wohnfamilieneltern.  
Interviewer: Aber Sie könnten einen Haushalt führen, oder?  
Fr. G.: Ja, ich denk mir schon. Mit ein bisschen Unterstützung könnte ich mir schon vorstellen, weil ich meine, das ist immer so eine Sache, weil muss man halt auch erst selbst ausprobieren und so.  
[Z. 124-131]

Weitere Ausführungen zu den Kompetenzen im Bereich der Haushaltsführung folgen in Kapitel 6.6.4 und 6.6.5, wo konkret formulierte Schwierigkeiten bzw. Herausforderungen bezogen auf das Ambulant Betreute Wohnen beschrieben werden.

## 6.5.2 Finanzen

Unter dieser Kategorie werden alle Codierungen zusammengefasst, die Aussagen der Befragten zu ihrem Umgang mit Geld beschreiben. Darunter fallen sowohl Aussagen zur Einschätzung von Preisen und Geldsummen als auch die tatsächlichen Kompetenzen, wie Kontonutzung, Einteilung von Geld und das Verständnis für beispielsweise Sonderangebote.

Neben den Kompetenzen im Bereich Haushaltsführung und einem gewissen Maß an Eigenständigkeit war der Umgang mit Geld und Finanzen die am häufigsten genannte Komponente auf die Frage, was man können müsse, wenn man allein wohnen will.



Die Vorstellungen, was zu diesem Bereich gehört, waren zum Teil sehr konkret, wie Herr P. deutlich formuliert:

Interviewer: Was, glauben Sie, ist denn da wichtig beim Thema „Umgang mit Geld“?  
Herr P.: Einzuschätzen, wie viel man hat und wie viel man ausgeben kann. So, wenn man jetzt aber nur immer einen kleinen Betrag kriegt, weiß man nie, kann ich das noch oder das, weil dann hat man am Ende im Kopf. Ah, ich hab hier noch was liegen, ich kann ruhig mehr ausgeben.  
[Z. 318-329]

Von den Befragten, die im Betreuten Wohnen leben, gaben neun an, ihr Geld selbst zu verwalten, während drei Befragte (Herr J., Herr V. und Herr F.) von der Verwaltung des Geldes durch die Betreuer berichteten, wie zum Beispiel Herr J.:

Interviewer: Okay. Geld. Gesetzliche Betreuerin verwaltet Ihr Geld. Teilt die Ihnen das zu oder wie ..?  
Herr J.: Ja, ich krieg jeden Tag 5 Euro.  
Interviewer: Kriegen Sie das jeden Tag oder haben Sie ...  
Herr J.: Jeden Tag, jeden Tag 5 Euro.  
Interviewer: Von wem kriegen Sie ... Da kommt dann jeden Tag einer vorbei und gibt Ihnen 5 €?  
Herr J.: Genau, so kann man sagen. Oder ich muss zu (???) in die Straße fahren, da wo die wohnen, und immer die 5 € abholen.  
Interviewer: Was?  
Herr J.: Ja, das ist irgendwie komisch, aber ... na ja.  
Interviewer: Und was genau machen Sie mit diesen 5 €?  
Herr J.: Ja, für ... wenn ich Tabak hole, für Essen ausgeben.  
Interviewer: Sie müssen davon auch Ihr Essen kaufen?  
Herr J.: Ja, Döner zum Beispiel jetzt.  
Interviewer: Ah, okay. Aber Sie kriegen auch noch Haushaltsgeld.  
Herr J.: Ja, klar. Haushaltsgeld krieg ich auch.  
Interviewer: Wann kriegen Sie das?  
Herr J.: Das sind 25 € so im Durchschnitt, 25 €.  
Interviewer: In der Woche?  
Herr J.: In der Woche. Und plus 35 € Taschengeld in der Woche.  
Interviewer: Kommen Sie damit hin?  
Herr J.: Ja, bis jetzt. Bis jetzt bin ich immer damit hingekommen.  
Interviewer: Legen Sie sich denn was zur Seite?  
Herr J.: Anfangs war das ein bisschen schwer, aber jetzt geht es. Ja, zur Seite hab ich mir jetzt großartig jetzt nichts gelegt, weil ich bin, glaube ich, sogar der Einzige, der die Miete bezahlen muss. Ich muss ja die Miete zahlen, das sind 200 und noch was Euro im Monat Miete.  
Interviewer: Von welchem Geld?  
Herr J.: Ja, von meinem Geld.  
Interviewer: Arbeitsgeld?  
Herr J.: Ja, ich krieg ja hier Arbeitsgeld und dann krieg ich, glaube ich, noch irgendwie so eine Hilfe, keine Ahnung. Ah, ich krieg noch Vollwaisenrente.  
Interviewer: Ah ja, klar.  
Herr J.: Weil meine Eltern verstorben sind. Ich bin irgendwie wohl der Einzige, der das zahlt. Die zwei müssen das irgendwie nicht.  
[Z. 678-717]

Auch Herrn F. wird sein Geld von den Betreuern eingeteilt, allerdings in anderen Dimensionen als Herrn J. Herr F. bekommt einen wöchentlichen Betrag, von dem er dann alles für den alltäglichen Gebrauch finanzieren muss:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber? Oder haben Sie dabei Unterstützung?  
Herr F.: Das lass ich verwalten. Ich krieg jeden Monat ... jede Woche 80 €.  
Interviewer: 80, das sind dann 320 im Monat.  
Herr F.: Ja, wenn's fünf Wochen ist, dann hab ich 400 €.  
Interviewer: Davon kaufen Sie...  
Herr F.: Lebensmittel.  
Interviewer: Und Zigaretten?  
Herr F.: Ja. Und da komm ich jetzt nicht mehr hin. Das ist viel zu wenig.  
Interviewer: Klamotten?  
Herr F.: Klamotten krieg ich extra. Von mein Geld auch.  
Interviewer: Also ist nur...  
Herr F.: Lebensmittel, Getränke. Wenn ich mal Bierchen holen will, ist das Geld ruck ,zuck weg.  
[Z. 454-465]

Herr T. gehört zu den Befragten, die ihr Geld selbstständig verwalten und er macht durch seine Aussage deutlich, dass er auch tatsächlich einen Überblick über Ausgaben und Finanzen hat:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung? Da haben wir eben schon mal kurz drüber gesprochen.  
Herr T.: Ne, das Geld, was ich selber kriege - ich krieg ja vom Amt noch ein bisschen Unterstützung und von mein Kindergeld - ich krieg noch Kindergeld - und der Lohn von hier.  
Interviewer: Wie viel ist das insgesamt? Viel - 400, 500 ?  
Herr T.: 153 Kindergeld, 254 vom Amt zur Unterstützung und mein Lohn ist 235.  
Interviewer: Ich bin bei 650 ungefähr.  
Herr T.: Ja.  
Interviewer: Sie sind der Reichste von allen, die ich hier überhaupt befragt habe.  
Herr T.: Ne, reich ist das nicht.  
Interviewer: Davon zahlen Sie die Wohnung, also die Hälfte der Miete.  
Herr T.: Ja.  
Interviewer: Krankenversicherung? Ne, wird hier ja bezahlt.  
Herr T.: Ja, und wie gesagt noch Strom ...  
Interviewer: Telefon.  
Herr T.: Telefon, Versicherung, Haftversicherung und so was alles. Und dann, was sagen wir jetzt, was ist noch wichtig? Ja, die Nebenkosten - Nebenkostenabrechnung, die Ende des Jahres immer kommt - Heizung und so was alles.  
Interviewer: Ja. Komplette das Essen natürlich, Getränke, Klamotten.  
Herr T.: Ja, davon muss ich alles bezahlen.  
[Z. 545-561]

Das Gleiche gilt für Frau T., die zwar Unterstützung durch ihre Betreuerin bekommt, aber in erster Linie ihre Finanzen eigenständig verwaltet:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung.  
Frau T.: Das verwalte ich eigentlich selbstständig.  
Interviewer: Die gesetzliche Betreuerin, hat die denn da noch...  
Frau T.: Ich hab mein Girokonto, kriege meine 239 € Arbeitsgeld plus 150 € Kindergeld.  
Interviewer: Wieso kriegen Sie denn noch Kindergeld.  
Frau T.: Das krieg ich, ist vom Sozialamt so geregelt worden. Das müssen die quasi, weil man muss ja irgendwas zum Leben haben. Da muss der Strom bezahlt werden, die Telekom-Rechnung, im Januar die Nachzahlungen. Das muss man dann alles handhaben. Das kann schon mal hart werden.

Interviewer: Aber das machen Sie selber?  
 Frau T.: Das mach ich dann selber mit meinem Freund. Es sei denn, man hat mal größere Sachen, die man sich leisten müsste, dann ruf ich eben an, regelt das mit meiner Betreuerin. Dann sagt die, mach mal, solange du auskommst mit deinem Geld sag es nicht.  
 [Z. 572-579]

Die Möglichkeiten, den Umgang mit Geld zu erlernen, werden als sehr unterschiedlich beschrieben. Viele der Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, verfügen noch nicht über ausreichende Kompetenzen, da ihnen ihr Geld von den jeweiligen Betreuern eingeteilt wird und sie keine Möglichkeit haben, ihr Geld selbst zu verwalten. Dies trifft auch auf Herrn P. zu, der aber aus seiner Vergangenheit auch noch hohe Schulden hat, weshalb sein Betreuer sehr darauf achtet, dass er nicht zu viel Geld ausgibt:

Herr P.: Und dann halt Taschengeld wird hier richtig eingeteilt. Man soll mit Taschengeld ... Gut, ich krieg jetzt im Moment gar nichts, weil ich auch noch Schulden hab.  
 Interviewer: Oh Gott, das läuft schlecht gerade.  
 Herr P.: Ja. Und man soll dann halt mit 20 € in der Woche auskommen. Wir sind Raucher, wir müssen Getränke selber zahlen, für uns privat. Da kommst du nicht mit hin.  
 Interviewer: Gut, Sie haben noch Ihren Nebenjob.  
 Herr P.: Ja, ja. Gut. Aber auch erst seit einem Jahr, anderthalb. Davor war das nicht.  
 Interviewer: Haben Sie noch viele Schulden?  
 Herr P.: Also, wie ich die Wohnung auf ... also wie ich dann zu meinem Vater gekommen bin, waren das 10.000. Da muss noch ne Menge sein, noch die Hälfte. Und das war nicht nur meine Schuld.  
 Interviewer: Schon klar. - Das heißt, also finden Sie es doof, dass das Geld eingeteilt wird.  
 Herr P.: Doch. So kann man nicht lernen, wie man mit Geld umgehen muss.  
 [Z. 199-207]

Auch Frau I. bekommt ihr Geld von den Eltern eingeteilt. Sie sieht aber die Notwendigkeit, den Umgang mit Finanzen noch zu lernen, bevor sie zu Hause auszieht:

Interviewer: Brauchen Sie dann wohl später ein bisschen Unterstützung beim Geld oder meinen Sie, Sie kriegen das hin? Mit dem Geld später beim Betreuten Wohnen, kriegen Sie das auch alleine hin? Ja, nicht?  
 Frau I.: Doch, da bräuchte ich schon Unterstützung.  
 Interviewer: Bei was denn? Sie gehen ja selbst zum Konto, holen sich selbst Ihr Geld.  
 Frau I.: Ja, so. Auch mit so Verwalten und so. So mit Einkaufen und so. So Lebensmittel einkaufen, da bräuchte ich schon Hilfe.  
 Interviewer: Am Anfang. Glauben Sie, dass Sie das dann später lernen?  
 Frau I.: Weiß ich jetzt nicht so. Wahrscheinlich.  
 [Z. 301-306]

Frau H. hingegen, die, wie schon an anderer Stelle beschrieben, ein regelrechtes Training durchläuft, um den Schritt ins Betreute Wohnen erfolgreich zu bewältigen, hat von ihrer Mutter die Aufgabe bekommen, den wöchentlichen Einkauf allein zu erledigen und anschließend abzurechnen:

Interviewer: Wie lernen Sie Umgang mit Geld?

Frau H.: Also, ich hole Geld.  
 Interviewer: Mit der Karte?  
 Frau H.: Angenommen meine Mutter würde jetzt sagen: Hol mir 150 €. Dann mach ich das, da nehme ich die Karte und hole das. Und dann trage ich ein, wie viel Geld ich geholt habe, weil das ja Abnahmen sind und dann gebe ich das auch aus, wenn ich einkaufen muss. Und dann schreibe ich das auch auf, wie viel ich ausgegeben habe.  
 Interviewer: Sie haben ein eigenes Haushaltsbuch. Sie kriegen ... Also, Ihre Mutter sagt, dann hole man soundsoviel Geld ab. Dann tragen Sie ein 150.  
 Frau H.: Ja, genau.  
 Interviewer: Das ist Ihr Buch für dienstags und donnerstags, sehe ich das richtig.  
 Frau H.: Für jeden Tag ist das. Für montags bis freitags.  
 Interviewer: Aber gehen Sie denn so auch einkaufen.  
 Frau H.: Ab und zu schon, ja. Also montags jetzt nicht, aber ich bin auch schon mal freitags einkaufen gegangen, weil ich das donnerstags einmal nicht mehr geschafft habe. Und dann ist meine Mutter dann halt mitgegangen, also sowohl zum Aldi als auch zu REWE.  
 Interviewer: Okay. Aber ansonsten haben Sie dann Geld zur Verfügung. Damit gehen Sie einkaufen. Da nehmen Sie sich den Einkaufszettel, schreiben auf, wie viel Sie ausgegeben haben.  
 Frau H.: Ja, genau, nach dem Einkaufen immer. Genau.  
 Interviewer: Und dann rechnen Sie aus, wie viel Sie noch haben.  
 Frau H.: Genau. Und ziehe das dann immer von dem ab, was ich geholt habe.  
 [Z. 236-249]

Auch in einer der Außenwohngruppen findet eine Art Training statt. Die befragten Paare, die ins Betreute Wohnen möchten, bekommen monatlich einen festen Betrag und müssen sich damit vollständig selbst versorgen, wie Frau M. berichtet:

Interviewer: Sie kaufen wirklich nur für sich beide ein?  
 Frau M.: Ja. Wir müssen für uns selber einkaufen. Wir kriegen immer Geld und davon müssen wir selber bezahlen.  
 Interviewer: Und auch selber gucken, wie Sie da hinkommen oder was?  
 Frau M.: 210 kriegen wir im Monat, für diesen Monat, und da müssen wir mit hinkommen.  
 Interviewer: Für beide?  
 Frau M.: Ja.  
 Interviewer: 50 € die Woche.  
 Frau M.: Es wird ziemlich knapp immer. Aber wir kommen damit hin.  
 [Z. 76-83]

Herr M. wird demnächst aus dem Elternhaus ins Betreute Wohnen wechseln und verfügt seiner Meinung nach über ausreichende Kompetenzen, was den Umgang mit Geld betrifft. Zudem scheint er eine Betreuerin zu haben, die ihn als sehr selbstständig einschätzt. Gleichzeitig wird in seiner Äußerung deutlich, dass er in der Lage wäre, sich Hilfe zu holen, wenn er Schwierigkeiten bemerken würde:

Interviewer: Wie ist das mit dem Geld? Verwalten Sie das selber oder haben Sie dabei Unterstützung?  
 Herr M.: Mach ich selber.  
 Interviewer: Das heißt, Sie haben ein eigenes Konto?  
 Herr M.: Ja.  
 Interviewer: Mit einer EC-Karte?  
 Herr M.: Ja.  
 Interviewer: Und damit gehen Sie zur Bank und holen sich Geld ab?  
 Herr M.: Ja.

Interviewer: Und was kaufen Sie sich von dem Geld?  
Herr M.: Unterschiedlich.  
Interviewer: Müssen Sie denn auch Ihre Kleidung und so davon bezahlen?  
Herr M.: Ja, ab und zu mal. Kleidung hab ich genug.  
Interviewer: Wird denn der ganze Lohn auf Ihr Konto überwiesen und dann können Sie damit machen, was Sie wollen?  
Herr M.: Ja, wird ganz überwiesen.  
Interviewer: Kommen Sie denn mit dem Geld gut zurecht?  
Herr M.: Ja.  
Interviewer: Glauben Sie, dass Sie auch mit dem Geld zurechtkommen, wenn Sie dann alleine wohnen?  
Herr M.: Ja, ich hatte ja nach dem Einteilen gefragt. Aber die Betreuerin meinte, das brauchte nicht. Ich wär alt genug.  
[Z. 346-367]

Von den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, verwalten nur drei Befragte (Herr I., Herr G. und Frau K.) ihr Geld selbst. Alle anderen bekommen es durch ihre Eltern oder Betreuer eingeteilt. In größeren Wohngruppen bzw. Wohnfamilien bilden die Betreuer eine Art Bankersatz. Sie verwalten das Geld und einmal in der Woche kann bei ihnen etwas „abgehoben“ werden. In der Regel wird das Geld in Form von Taschengeld zugeteilt, wobei die Möglichkeit besteht, für Extraausgaben zusätzliches Geld zu bekommen.

Fr. G. beschreibt das Banksystem in ihrer Wohnfamilie:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung. Hat-  
ten Sie eigentlich schon gesagt.  
Fr. G.: Ja, Unterstützung haben wir.  
Interviewer: Ja, wobei Sie ja dann ... Ihr Taschengeld haben Sie komplett, oder?  
Fr. G.: Ja, ne. Wir machen das bei uns so, wenn wir Geld brauchen, geh ich zu  
Herrn Bastel oder Frau Bastel hin und sag, ich brauch jetzt, sag ich mal,  
10 €. So. Dann haben die so eine Liste, da steht dann drauf „Taschengeld  
bar“ und dann kriegen wir das bar, also krieg ich das und am Ende des  
Monats macht Herr Bastel mit dem Computer so eine Liste fertig und  
dann müssen wir einmal im Monat unterschreiben. Normalerweise ist es  
eigentlich so, war das so gedacht, jedes Teil, was man kauft oder was  
man holt, müssten wir jetzt unterschreiben. Wenn ich jetzt hingehen und  
sag ... ein Raucher, sagt ich jetzt mal, der geht hin, die fahren ja nach  
Holland zum Tanken, bringen für die Jungs drüben vielleicht da auch  
Tabak direkt mit. So, da steht denn der Schrank im Büro, dann gehen die  
dann hin und fragen ...  
Interviewer: Ah, wie ein Kiosk.  
Fr. G.: Ja, so ungefähr. Genau. So, dann geht man hin, Henry, kannst du mir ein  
Päckchen Tabak geben. Dann kriegen die das, der schreibt das auf und  
normalerweise sollte das so sein, dass man das jedes Mal unterzeichnet.  
Aber dann bleibst du ja dann ... irgendwann fällt dir dann noch mal was  
ein, was du haben musst, dann bleibst du ja dran am Schreiben. Die ma-  
chen das bei uns dann so, dass wir dann Ende Monats dann das alles zu-  
sammen unterschreiben.  
[Z. 420-430]

Herr Sch., der in einer Außenwohngruppe wohnt, kriegt ein Taschengeld zugeteilt:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung?

Herr Sch.: Ne, mein Geld, was ich kriege ... also mein Taschengeld, das hab ich natürlich für ich selber zur Verfügung.  
 Interviewer: Ja. Haben Sie denn ein eigenes Konto?  
 Herr Sch.: Ja, aber da haben nur die Betreuer zusammen Zugang.  
 Interviewer: Okay. Das heißt, das Geld von hier, das wird auf Ihr Konto überwiesen ...  
 Herr Sch.: Ja, genau.  
 Interviewer: Und die Betreuer holen dann da Geld.  
 Herr Sch.: Ja, richtig.  
 [Z. 360-367]

Auch Herr W., der mit seiner Mutter zusammenwohnt, bekommt sein Geld zugeteilt, auch wenn er selbst zur Bank geht und für seine Mutter das Geld abhebt:

Interviewer: Verwalten Sie Ihr Geld selber oder haben Sie dabei Unterstützung?  
 Herr W.: Meine Mutter auch ist mein Vormund. Die verwaltet.  
 Interviewer: Kriegen Sie dann Taschengeld von Ihrer Mutter oder wie kann man sich das vorstellen?  
 Herr W.: Meine Mutter sagt, jede Woche krieg ich 5 € normalerweise, ja. Dann was ich arbeite das Geld, so wie ich brauch, kann ich auch kriegen.  
 Interviewer: Aber von Ihrer Mutter. Sie gehen dann nicht zur Bank?  
 Herr W.: Von meiner Mutter. Bank geh ich auch selber auch noch, Sparkasse auch. Dann geh ich was meine Mutter sagt hier immer, wie viel Geld sollste mitbringen.  
 [Z. 339-344]

Die Abhängigkeit von anderen Personen und die damit einhergehende Unselbstständigkeit wird in diesem Zusammenhang besonders deutlich, wenn Frau P. berichtet, dass sie kein Geld bekommt, weil die zuständige Betreuerin krank ist:

Interviewer: Ja, ja. - Wie ist das mit dem Geld? Kriegen Sie Taschengeld oder verwalten Sie Ihr gesamtes Geld? Oder wie ist das?  
 Frau P.: Ne, Taschengeld.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau P.: Ich kann ... also 50 € hat meine Mutter schon da gelassen, aber jetzt bei uns im Wohnheim ist das so, eine Person ist immer zuständig für die Kasse.  
 Interviewer: Ja.  
 Frau P.: Und die hat auch im Moment Urlaub und die eine ist leider krank.  
 Interviewer: Das heißt, Sie kommen nicht ans Geld ran, oder was?  
 Frau P.: Ne, wir kommen nicht an Geld ran, aber ... aber jetzt haben wir gestern erfahren, M. heißt die, eine auch ... die arbeitet bei uns auch, die kriegt morgen den Schlüssel und dann kriegen wir Taschengeld.  
 [Z. 386-393]

### 6.5.3 Orientierung

Die Codierung *Orientierung* wurde in erster Linie bei den Antworten auf die Fragen „Kennen Sie sich in Ihrer Stadt aus?“ und „Benutzen Sie öffentliche Verkehrsmittel?“ angewendet. Bis auf eine Befragte (Frau P.) kennen sich alle Befragten in ihrem nahen Umfeld aus und können sich darin orientieren. Allerdings bezieht sich die Ortskenntnis bei vielen Befragten tatsächlich nur auf den eigenen Wohnort und der ist zum Teil relativ klein. Bei ei-

nem Wohnortswechsel könnten daher Schwierigkeiten auftreten, zumal drei Befragte äußerten, dass sie sich nicht zutrauen allein weitere Wege zu gehen. Allerdings fallen zwei dieser Befragten auch in die Gruppe der Personen, die nicht allein wohnen wollen.

Frau P. traut sich überhaupt nicht zu, allein das Wohnheim zu verlassen, was in folgenden Aussagen deutlich wird:

Interviewer: Finden Sie sich denn in Weeze zurecht?  
Frau P.: Alleine würde ich mich nicht so zurechtfinden, ehrlich gesagt. Ja, weil ich könnte den Weg so ein bisschen zeigen, aber so richtig ...  
Interviewer: Würden Sie denn den Weg bis zum Einkaufsgeschäft und zurück finden?  
Frau P.: Da hätte ich, glaube ich, allein ein bisschen Schwierigkeiten.  
Interviewer: Schwierigkeiten oder Schiss?  
Frau P.: Ne, Schwierigkeiten.  
Interviewer: Weil Sie sich nicht so gut orientieren können? Oder warum?  
Frau P.: Ja.  
[Z. 152 ff.]

Die Befragten, die nicht lesen können haben zum Teil ganz eigene Strategien, um sich orientieren zu können, wie zum Beispiel Herr K. berichtet:

Interviewer: Ja. Kennen Sie sich gut hier aus? Ja.  
Herr K.: Also ja, eigentlich wohl. Sehr gut, nur mit den Schildern hakt das.  
Interviewer: Schilder lesen?  
Herr K.: Ja. Lesen. Schilder lesen kann ich, das heißt wenn mich irgendwie jetzt irgendjemand fragt, können Sie mir sagen, wo die und die Straße ist. Dann sag ich, äh wo war das jetzt noch mal.  
Interviewer: Ja.  
Herr K.: Aber nur wenn mir jemand sagt, wissen Sie wo, zum Beispiel der Bahnhof ist, würde ich sagen, fahren Sie mal da und jetzt da und fahren Sie da rum ... dann wüsste ich das so.  
Interviewer: Bei mir ist das auch so. Ich kann mir das anders merken.  
Herr K.: Ja. Ich mach das irgendwie nach den Häuser und ... ja nach die Häuser, nach bestimmten ...  
Interviewer: Ampelkreuzungen oder so ..., zweite Kreuzung rechts und dann ist das die Schule und dann fahren Sie da links oder so ... Dan kannn ich mir das merken.  
Herr K.: Genau. Der muss mir genau sagen, wo der hin will. Dann weiß ich ungefähr ... wo war das jetzt, ah ja, da müssen da und da und da. Wenn der sagt, können Sie mir jetzt sagen, ich muss auf der und der Straße und wegen das Haus wegen Besichtigen. Dann stehe ich da auf der Poststraße, wo war das jetzt noch mal. Und wenn er sagt, das ist in der Nähe von Aldi oder in der Nähe von Kaufland. Dann sagt ich, ach so, Kaufland wüsste ich, jetzt müssen Sie da runterfahren und dann nächste Kreuzung noch nicht rein, aber die zweite Kreuzung müssen Sie links rein und dann geht das so.  
[Z. 164 ff.]

Zwischen den Befragten, die schon im Betreuten Wohnen leben, und den Befragten, die den Schritt noch tun wollen, gibt es in Bezug auf die Kompetenzen im Bereich der Orientierung kaum Unterschiede. Herr N. zum Beispiel wohnt allein in Weeze, versorgt sich dort selbstständig und fährt manchmal nach Goch, weil in Weeze „nicht so viel los ist“.

Herr N.: Da brauchen Sie auch nur rumzulaufen, über die Ampel, gerade aus, dann sehen Sie's schon.

Interviewer: Und von Weeze kommt man dann mit dem Zug auch nach Kleve zum Beispiel?  
Herr N.: Ich bin öfters in Goch.  
Interviewer: Ist Goch größer als Weeze? Also ist die Stadt größer?  
Herr N.: Goch ist etwas größer wie Weeze. Weeze ist so'n ganz kleines Dorf. Wie zum Beispiel Nierswalde, wo ich da gelebt habt ...  
[Z. 175 ff.]

Frau H. wohnt noch bei ihren Eltern, kennt sich aber in ihrem Wohnort sehr gut aus, wie der unten beschriebenen Äußerung zu entnehmen ist, und sie beschreibt im Verlauf ihres Interviews, dass sie mit ihrem Freund oder ihrer Freundin auch Ausflüge unternimmt oder nach Kleve zum Stadtbummel fährt:

Interviewer: Aha. Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften?  
Frau H.: Ja. Also ich kann z.B. bis REWE gehen, also das war früher mal Famka. Und wenn Sie jetzt z. B. erst (???) da gegenüber ist der Spielplatz. So, und wenn Sie jetzt z.B. die Straße überqueren, dann laufen Sie erst in die Laustraße und von da aus in die Kevelaerstraße und dann kann man auch schon REWE auf der rechten Seite sehen.  
Interviewer: Ah, ja. Okay.  
Frau H.: Und dann gibt es noch Aldi, das ist auch nicht ganz so weit. Da geht man dann erst mal so eine Kastanienallee entlang, dann geht man durch so eine Art Tor und dann noch mal links rum, dann irgendwann, wenn man ganz weit geradeaus gegangen ist, noch mal rechts rum, dann geht man auf Aldi zu.  
[Z. 118 ff.]

#### 6.5.4 Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel

Die Fähigkeit zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel, an dieser Stelle ausgeweitet auf Fahrrad- und Mofa- bzw. Rollerfahren, deutet auf Kompetenzen im Bereich der Selbstständigkeit und zum Teil auch der aktiven Freizeitgestaltung hin.

Von den Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, können alle nach eigener Aussage öffentliche Verkehrsmittel nutzen und bis auf eine Befragte, der es gesundheitlich nicht möglich ist (Frau J.), können auch alle Befragten aus dieser Gruppe Fahrrad fahren:

Interviewer: Können Sie Fahrrad fahren?  
Frau J.: Ja.  
Interviewer: Fahren Sie auch noch Fahrrad?  
Frau J.: Im Moment kann ich nicht wegen Rücken. Ich hab den Rücken kaputt und Hüfte. Kann ich im Moment nicht.  
Interviewer: Fahren Sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln, also Bus und Bahn?  
Frau J.: Ja, mit dem Bus. Ich hab Behindertenausweis, 100 %.  
Interviewer: Ja?  
Frau J.: Ja.  
Interviewer: Wieso haben Sie den?  
Frau J.: Bitte?  
Interviewer: Wieso haben Sie den?  
Frau J.: Von Duisburg.  
Interviewer: Ach so. - Und damit fahren Sie dann immer nach Kleve mit dem Bus.  
Frau J.: Ja, ich kann hinfahren, wo ich will.  
[Z. 114-127]



Drei Befragte haben einen eigenen Roller, den sie dem Fahrrad vorziehen und mit dem sie die meisten Strecken zurücklegen.

Von den Befragten, die allein wohnen wollen, können alle Fahrrad fahren und tun dies auch in erster Linie, um sich fortzubewegen, wobei auch in dieser Gruppe drei Befragte einen eigenen Roller besitzen, der ebenfalls einen sehr hohen Stellenwert hat. Zwei Befragte (Frau H. und Frau I.), die allein wohnen wollen, können nach eigener Aussage (noch) nicht selbstständig öffentliche Verkehrsmittel benutzen und werden daher von ihren Eltern begleitet. Frau H. zum Beispiel wird mit einem Bus zur WfbM gebracht, bewältigt aber alle anderen Strecken mit dem Fahrrad oder wird von ihren Eltern begleitet:

- Interviewer: Benutzen Sie öffentliche Verkehrsmittel? Fahren Sie schon mal mit dem Bus oder was?  
Frau H.: Ja. Morgens. Fahr ich immer hierher mit dem Bus.  
Interviewer: Mit einem öffentlichen oder mit dem Werkstattbus.  
Frau H.: Ne, das ist, glaube ich, ein öffentlicher.  
Interviewer: Fahren Sie denn so auch mal mit dem Bus von Weeze nach Goch?  
Frau H.: Also, jetzt so nicht, aber zur Arbeit schon.  
Interviewer: Sonst nicht. Wie kommen Sie denn dann von Weeze nach Goch.  
Frau H.: Also, wenn ich jetzt jemanden besuchen würde, dann würde ich, wenn ich mein Fahrrad hätte, mit dem Fahrrad fahren.  
Interviewer: Und sonst würden Sie Ihre Eltern bringen oder wie?  
Frau H.: Ganz genau.  
Interviewer: Wie kommen Sie denn zu Ihrem Freund?  
Frau H.: Mit dem Auto, da bringt mein Vater mich meistens hin oder meine Mutter. Je nachdem, wer gerade Zeit hat.  
[Z. 208-223]

Frau R. verfügt über alle Kompetenzen zur Benutzung von Verkehrsmitteln. Alltägliche Verrichtungen erledigt sie mit dem Fahrrad, weitere Strecken fährt sie mit dem Bus und sie hat auch einen Mofaführerschein, den sie aber nicht nutzt:

- Interviewer: Das heißt, Sie fahren Fahrrad. Benutzen Sie öffentliche Verkehrsmittel, also Bus, Bahn, so was?  
Frau R.: Fahrrad. Und ja, wenn ich eben halt nach Emmerich fahre, da fahre ich mit dem Bus und mit dem Zug.  
Interviewer: Ist das kompliziert, dahin zu kommen?  
Frau R.: Das ist in Emmerich. Ich fahr dann von hier aus mit dem Zug nach Kleve und in Kleve steige ich dann in den 56er, der nach Emmerich fährt. Der hält dann am „Kleinen Löwen“ und dann brauch ich noch ein kleines Stück laufen bis zum Mühlenweg und dann bin ich da.  
[Z. 116-121]

Von den Befragten, die nicht allein wohnen wollen, sitzen drei in einem Rollstuhl, was das Benutzen öffentlicher Verkehrsmittel wesentlich schwieriger gestaltet, wobei zwei Befragte dies trotzdem ab und zu mal tun:

- Interviewer: Wie ist das mit öffentlichen Verkehrsmitteln? Da kommt man mit dem Rollstuhl schwierig rein oder gibt es solche Busse?

Herr I.: Es gibt Busse, die können sich vom Bordstein ablassen.  
 Interviewer: Absenken.  
 Herr I.: Ja, ja.  
 Interviewer: Das heißt, Sie benutzen auch schon mal öffentliche Verkehrsmittel?  
 Herr I.: Ne, aber ganz selten. Ganz selten.  
 [Z. 208-213]

Neben den drei Rollstuhlfahrern können weitere zwei Befragte aus dieser Gruppe nicht Fahrrad fahren, was aber ebenfalls krankheitsbedingt ist. Einer aus dieser Gruppe hat einen Roller und nutzt ihn regelmäßig.

Interviewer: Können Sie Fahrrad fahren?  
 Herr E.: Ja, kann ich.  
 Interviewer: Tun Sie das auch?  
 Herr E.: Ja, selten. Ich bin jetzt in letzter Zeit ein-, zweimal Fahrrad gefahren, aber eigentlich selten. Ich fahr mehr Roller eigentlich. Muss ich ganz ehrlich zugeben.  
 Interviewer: Ach so. Einen Roller haben Sie auch?  
 Herr E.: Ja.  
 Interviewer: Okay, würde ich dann vielleicht auch machen, weil geht schneller, ist bequemer.  
 Herr E.: Genau. Man wird auch nicht so nass, wenn es mal regnet. Geht schneller, dann ist man schneller wieder zu Hause.  
 Interviewer: Ja, gut, das wär der Trick, weil alles andere ...  
 Herr E.: Ne, ich meine schneller zu Hause.  
 [Z. 167-176]

Fr. G., die aufgrund ihrer Tätigkeit im Beirat der Lebenshilfe häufig weitere Strecken bewältigen muss, weigert sich, dies mit der Bahn zu tun, da das Umsteigen sie nach eigener Aussage überfordert:

Interviewer: Können Sie Fahrrad fahren oder öffentliche Verkehrsmittel benutzen?  
 Fr. G.: Ja. Fahrrad fahren kann ich. Ja, mit dem Bus fahren kann ich, nur mit dem Zug fahren, das tu ich also absolut nicht, also nicht alleine. Weil das dann mit dem Umsteigen ...  
 Interviewer: Auf dem Bahnsteig ...  
 Fr. G.: Ja, da bin ich ganz ehrlich. Das hab ich auch schon M. G. damals gesagt, dass er gesagt hat, ich könnte ja mit dem Zug zu Treffen fahren. Da hab ich ihm direkt ganz klipp und klar gesagt, ich mach das nicht. Seh zu, dass da jemand bereit ist, der fährt, der mich dann zu den Orten, wo das stattfindet, mit dann dahin bringt.  
 [Z. 90-93]

Vor allem die Befragten, die in ländlicher Umgebung wohnen, bewerten die Bedeutung öffentlicher Verkehrsmittel als relativ wichtig:

Interviewer: Liegt Ihre Wohnung in der Nähe von Geschäften? Also ist das Haus in der Nähe von Geschäften?  
 Frau L.: Wir haben ... wir wohnen auf dem Dorf. Ich wohne in Uedem und Uedem ist ein Kaff.  
 Interviewer: Das ist richtig. Ich bin da nur mal durchgefahren.  
 Frau L.: Ja.  
 Interviewer: Gibt's denn da Einkaufsmöglichkeiten?  
 Frau L.: Ja, aber nicht viele.  
 Interviewer: Würden Sie lieber woanders wohnen? In der Stadt? Hier in G.? Oder ist U. okay?

Frau L.: Na, Uedem ist okay. Nur, ja, nicht gerade ... da sind scheiß Busverbindungen. Die Busse fahren unregelmäßig.  
 Interviewer: Fahren Sie denn wohl mal mit dem Bus?  
 Frau L.: Ich fahr öfters mit dem Bus.  
 Interviewer: Wohin denn?  
 Frau L.: Nach Goch hin.  
 [Z. 136-148]

### 6.5.5 Eigeninitiative

In dieser Kategorie werden die Codierungen im Bereich der *Eigeninitiative* wiedergegeben, die die Befragten beim Schritt ins Betreute Wohnen zeigten.

Dabei scheint es natürlich, dass die Befragten, die in die Gruppe der Personen fallen, die allein wohnen wollen, diesen Schritt aus eigener Motivation tun. Die elf Befragten, die in diese Gruppe fallen, äußerten alle den Wunsch in eine eigene Wohnung zu ziehen und zeigten mehr oder weniger alle eine große Eigeninitiative, um diesen Schritt tun zu können, wobei die Motivation sehr unterschiedlich ist, wie in den folgenden Beispielen deutlich wird.

Herr H. wohnt zurzeit in einem Wohnheim für Obdachlose und hat in seiner Vergangenheit schon allein in Wohnungen gelebt. Allerdings fällt es ihm nach eigener Aussage schwer, sich abzugrenzen und nicht mit falschen Leuten in Kontakt zu kommen. Dem jetzigen Schritt in eine eigene Wohnung sieht er relativ zuversichtlich entgegen und glaubt, dass es diesmal funktionieren wird, vor allem da er nun begleitet wird und Betreuung bekommt:

Herr H.: Und da bin ich jetzt wieder, ja nicht ganz zwei Jahre. Und nächstes Jahr will ich wieder raus.  
 Interviewer: Und dann wollen Sie aber sich eine eigene Wohnung nehmen und noch mal den Versuch wagen.  
 Herr H.: Versuch wagen, aber mit Betreutes Wohnen.  
 Interviewer: Aber warum, glauben Sie, schaffen Sie das diesmal? Was haben Sie jetzt in der Zwischenzeit dazu gelernt?  
 Herr H.: Weil ich jetzt dabei Betreutes Wohnen.  
 Interviewer: Ja.  
 Herr H.: Und ich hab nen Betreuer dabei.  
 Interviewer: Ja. Das heißt, Sie sind alleine.  
 Herr H.: Ich bin nicht alleine. Hab jede Woche jemand, der da ist. Ja, Freunde usw., ja, aber die kann man ja nicht zählen.  
 [Z. 243-255]

Bei Frau H. ist die Eigeninitiative nicht ganz so deutlich erkennbar, da sie von ihrer Mutter regelrecht trainiert wird, um den Schritt in die eigene Wohnung bewältigen zu können. Sie sagt, dass sie lernt selbstständig zu werden, um auch ohne Betreuung wohnen zu können:

Interviewer: Wie wohnen Sie zurzeit?  
 Frau H.: Bei meinen Eltern. Ich möchte aber auch lernen, selbstständig zu werden. Deshalb werde ich auch immer um 14:00 Uhr abgeholt von montags bis donnerstags, um das halt zu lernen und auch besser mit Geld umzugehen. Und ich schreib jetzt noch immer nach jedem Einkauf, also wenn ich den eingeräumt hab, auf, was ich ausgegeben hab, was ich noch hab davon.

Interviewer: Oh Gott, oh Gott.  
 Frau H.: Also ich führ immer Buch darüber, sozusagen.  
 Interviewer: Mit wem üben Sie das?  
 Frau H.: Mit meiner Mutter.  
 Interviewer: Ihre Mutter trainiert Sie, selbstständig zu werden, um dann ins Betreute Wohnen zu gehen?  
 Frau H.: Genau, oder auch alleine zu wohnen. Also ich brauch nicht unbedingt immer einen Betreuer. Ich versuch auch selber, mehr meine Zeit einzuteilen, und versuch auch da selber, was ich schon kann zu kochen, z. B. Nudeln mit Spiegelei oder so, oder z. B. Frikadellen mach ich auch zwischendurch, wenn ich Hunger darauf hab. Und gelingt mir eigentlich ganz gut inzwischen.  
 [Z. 2-9]

Frau U. hat 33 Jahre in einer Wohnfamilie gelebt. Da diese jetzt aufgelöst wird, stand für Frau U. eine Entscheidung in Bezug auf ihren nächsten Wohnort an, woraufhin sie sich für das Betreute Wohnen entschieden hat:

Interviewer: Sagen Sie mir noch einmal, warum Sie ins Betreute Wohnen wollen.  
 Frau U.: Es ist so, meine Mutter hört jetzt auf. Sie muss jetzt uns abgeben und da hab ich gesagt, ich möchte in Betreutes Wohnen. Ich möchte nicht mehr zurück in eine Wohnfamilie. Wenn Sie das irgendwie nicht verstehen müssen oder so. Aber ich selber, ich möchte nicht zurück in eine Wohnfamilie. Ich möchte selbstständig sein, ich möchte selbst einen Haushalt haben. Ich kann es alles selber und ich möchte das. Wenn Sie mir das nicht glauben, dann fragen Herrn G. oder wen Sie da ansprechen möchten. Herrn G. hab ich schon damals das gesagt.

Interviewer: Schon viel eher?  
 Frau U.: Schon viel eher. Ja. Ich bin ja im Heimbeirat von der Lebenshilfe.  
 Interviewer: Ach so. Ja.  
 Frau U.: Und da hat er schon gefragt. Und da hab ich gesagt, wenn Frau H. [Wohnfamilienmutter] wirklich aufhören würde, da hab ich gesagt, dann ...  
 Interviewer: Vorher wären Sie nicht gegangen, ne?  
 Frau U.: Nein. Erst wenn Frau H. wirklich gehen würde, hab ich gesagt. Solange Frau H. noch da ist, dann geh ich nicht. Aber wenn jetzt ... so wie jetzt das Spiel da, was jetzt ist, dann ... dann, hab ich gesagt, dann geh ich.  
 [Z. 134-141]

Die Befragten, die schon im Betreuten Wohnen leben, berichten von zum Teil großer Eigeninitiative, auch gegen Widerstände, und zum Teil von großer Unterstützung und Begleitung auf dem Weg in die eigene Wohnung. Der Befragte Herr V., der den Schritt ins Betreute Wohnen nach eigener Aussage nicht aus eigener Motivation getan hat, ist der Einzige, bei dem keine Eigeninitiative zu erkennen ist. Alle anderen Befragten lassen durch ihre Äußerungen auf Eigenständigkeit in diesem Bereich schließen.

Herr O., der im Interview bei fast allen Fragen als sehr selbstbestimmt aufgetreten ist, beschreibt den Weg in die eigene Wohnung folgendermaßen:

- Interviewer: Wohin sind Sie vom Internat aus gezogen dann? Wieder zu Ihrer Mutter oder da schon ins Betreute Wohnen?  
Herr O.: Ne, ne, ne. Erst mal Mutter.  
Interviewer: Schön nach Hause erst mal.  
Herr O.: Ja. Und dann wollte ich nicht mehr und hab ich W. gefragt, meinen Gruppenleiter damals noch, ob er nicht wüsste, wo noch ne Wohnung frei ist. Ne, sagt er dann, ich geb dir nen guten Tipp. Tritt in die Lebenshilfe ein, die haben bessere Chancen, da kriegst du ganz schnell eine Wohnung. Und dann hab ich das gemacht und dann hatte ich damals die A., sehr nett. Und die hat mir dann die Dachwohnung von heute auf morgen besorgt. Und dann hab ich dann Mutter mit dem Hammer beworfen, hab dann gesagt, dann und dann zieh ich aus. Ja, und Eltern trennen sich nun mal schlecht von ihre Kinder, aber ...  
[Z. 252-260]

Auf die Frage, ob er es manchmal bereuen würde, in eine eigene Wohnung gezogen zu sein, äußert Herr N., dass er selbstbestimmt gehandelt habe, dass er aus Eigeninitiative den Schritt ins Betreute Wohnen getan hat:

- Interviewer: War es damals eine richtige Entscheidung, den Schritt in die eigene Wohnung zu tun? Oder bereuen Sie das manchmal?  
Herr N.: Ich wollte das so.  
Interviewer: Sie haben sich dazu entschieden?  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Sie haben entschieden, ich möchte alleine wohnen.  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Das bedeutet ... Haben Sie das jemals bereut? Fanden Sie die Entscheidung jemals falsch? Oder fanden Sie die immer gut.  
Herr N.: Die fand die gut.  
Interviewer: Ja? Es gab nie so Momente, wo Sie sich gedacht haben, oh was hab ich nur getan?  
Herr N.: Ne.  
[Z. 483-493]

Herr F. äußert sich ähnlich über den Zeitpunkt, als die Entscheidung fiel, den Schritt ins Betreute Wohnen zu gehen. Er lebte zu dieser Zeit in einer Außenwohngruppe und wollte selbstbestimmt handeln:

- Interviewer: So, den Zeitpunkt brauchen wir jetzt. Wieso sind Sie damals in die eigene Wohnung gezogen?  
Herr F.: Ich möchte das.  
Interviewer: Sie hatten sich damals überlegt, ich hab keine Lust mehr hier.  
Herr F.: Ich hab vorher auch die Lebenshilfe gesagt, ich möchte alleine wohnen. Ihr haltet mich nicht fest. Ne, wir können dich nicht festhalten. Ich sag, ist okay. Ja, wenn ich Wohnung hab, zieh ich hier aus. Ist mir egal, was passiert. Ich bin ausgezogen. Ich hab immer mit dem Betreuer von der Lebenshilfe auch Ärger auch immer. Und das gefällt mir nicht.  
[Z. 642-649]

Auch Herr R. war mit seiner vorherigen Wohnsituation unzufrieden, was dazu führte, dass der Schritt ins Betreute Wohnen auf seine eigene Initiative hin erfolgte:

Interviewer: Warum wollten Sie allein wohnen?  
Herr R.: Weil ich nicht in einer Wohnfamilie wohnen wollte. Weil da manchmal einzelne Gesetze gibt, wo man sich dran halten muss. Und ich hab lieber ne Wohnung, wo ich selber leben kann. Weiß, ich kann dann und dann nach Hause kommen, ich kann da weggehen, ich brauch nirgendwo zu fragen. Und ich brauch mein Reich. Und ich möchte nicht abhängig von Leuten sein, ich möchte mein eigenes Leben führen.  
[Z. 360-361]

Eine Grundannahme der Studie lautet, dass Handlungskompetenzen im Bereich der Alltagsbewältigung erlernt oder kompensiert werden können und keine Voraussetzung für das Ambulant Betreute Wohnen darstellen.

Dies ist auch nach der Analyse der Ergebnisse die Auffassung der Verfasserin. Allerdings stehen hier die Aussagen der Befragten, also die Betroffenenperspektive, im Mittelpunkt und für einen Großteil der Befragten sind Handlungskompetenzen im Bereich der Alltagsbewältigung das zentrale Thema im Hinblick auf Betreutes Wohnen. Vor allem der Bereich der Haushaltsführung (Kochen, Waschen, Putzen etc.) wird als wesentlich für selbstständiges Wohnen angesehen. Sechzehn Befragte sehen in der Beherrschung dieser Kompetenzen sogar eine Voraussetzung für das Leben in einer eigenen Wohnung.

Bezogen auf Handlungskompetenzen, die den Umgang mit Finanzen oder bürokratischen Fragestellungen betreffen, sehen die Befragten zwar auch eine Notwendigkeit, allerdings kommt hier in der Betroffenenperspektive die Sicht auf bzw. die Einschätzung der Aufgaben der Betreuer ins Spiel. Eine Unterstützung bei diesen Angelegenheiten wird als eine von deren Hauptaufgaben gesehen, sodass der Erwerb von Handlungskompetenzen im Bereich Finanzen oder bürokratischer Fragestellungen nur bedingt als notwendig erachtet wird.

## 6.6 Aussagen zum Ambulant Betreuten Wohnen

In diesem Kapitel werden Aussagen der Befragten dargestellt, die sich konkret auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens beziehen. Dies betrifft vor allem die Gründe für oder gegen den Schritt ins Betreute Wohnen, die vermuteten oder erlebten Voraussetzungen, Schwierigkeiten und Herausforderungen, die Sichtweise der Betroffenen auf die Aufgabenfelder der Betreuer sowie Wünsche, Ideen und Verbesserungsvorschläge für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens.

### 6.6.1 Gründe für den Schritt in das Ambulant Betreute Wohnen

Unter diese Kategorie fallen alle Aussagen auf die Frage „Warum wollen bzw. wollten Sie ins Betreute Wohnen?“. Dabei kam es zu Mehrfachnennungen, doch lässt sich ganz deutlich feststellen, dass Selbstständigkeit oder die von den Befragten als solche bezeichnete Möglichkeit eines selbstbestimmten Lebens den Hauptgrund für den Schritt ins Betreute Wohnen darstellt. Neun der Befragten (alle bis auf Herrn S. und Herrn M.), die in eine eigene Wohnung ziehen wollen, und elf der Befragten (alle bis auf Herr V.), die bereits ambulant betreut leben, äußerten sich entsprechend.

Beispielhaft werden zunächst die Aussagen von Frau R., Frau I. und Frau H. wiedergegeben, die den Wunsch nach Selbstständigkeit und einem selbstbestimmten Leben wie folgt formulieren:

Interviewer: Warum möchten Sie denn ins Betreute Wohnen oder dann später mal alleine wohnen?

Frau H.: Weil ich dann mein eigener Chef bin und mir dann auch selber meine Zeit einteilen kann und dann sagen kann, gut, jetzt machst du einen Teil und den anderen Teil machst du später oder so. Damit ich halt auch zwischendurch Pause machen kann, wenn ich von meiner Arbeit von hier noch müde bin.  
[Z. 288-290.]

Interviewer: Warum möchten Sie ins Betreute Wohnen ziehen?

Frau R.: Ja, weil das viel mehr, viel mehr Selbstständigkeit ist. Man hat da niemand so um sich herum. Man hat da sein Leben für sich ganz alleine, kann man sagen. Weil ob man jetzt ... Ich meine, wenn man hier [Außenwohngruppe] wohnt, man hat hier ja immer Verpflichtungen, ne. Ich mein, auch wenn wir schon mal Fernsehen gucken, hier kommt immer der eine oder andere, der da mal klopft. Kannste mal dies oder kannste mal ... Das haste draußen natürlich nicht.  
[Z. 370-377.]

In der folgenden Aussage differenziert die Befragte noch und formuliert ihre Begründung konkret auf das Ambulant Betreute Wohnen:

Interviewer: Warum wollen Sie ins Betreute Wohnen?  
Frau I.: Ja, weil ich auch irgendwann auf eigenen Beinen stehen möchte und ich find, weil Betreutes Wohnen ist ne tolle Sache für Leute, die nicht ganz allein wohnen können. Man hat da schon ne eigene Wohnung, man muss auch waschen, bügeln und so was alles können. Aber für die Sachen, die man nicht kann, so Papierkram und so, kommen dann halt die Betreuer so, für Einkauf und so.  
[Z. 174-175.]

Die Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, argumentieren zum Teil mit früheren Wohnerfahrungen, aus denen sie einen Teil ihrer Begründungen für den Schritt ins Betreute Wohnen ableiten und die sie gleichzeitig mit dem Wunsch nach einem eigenständigen Leben verknüpfen. So zum Beispiel Herr F., Herr B. und Herr R.:

Interviewer: Warum wollten Sie alleine wohnen?  
Herr F.: Ich hab die Nase voll gehabt im Wohnheim. Ich möchte auch weiter selbstständig sein und selbst ... alles selbst verwalten. War nichts. Ich darf meine Gesundheit nicht selbst entscheiden, ich darf nicht ... keine Führerschein machen für Auto machen. Ich darf mein Geld nicht selbst verwalten. Ich sag, was bin ich. Werd immer noch so kleines Kind behandelt.  
[Z. 711-712.]

Interviewer: Warum wollten Sie damals dann alleine wohnen, also ... hier? Was hat dazu geführt?  
Herr B.: Ich hatte die Schnauze voll, auf Deutsch gesagt. Den ganzen Tara hinten und vorne - abmelden und darf ich mal da hin und da hin und so. Da hab ich gesagt, jetzt ist Feierabend. Jetzt muss ich mal irgendwas unternehmen. Mal gucken, ob ich ne eigene Wohnung kriegen kann. Ob wir das schaffen.

Interviewer: Ja. Hat dann ja geklappt.  
Herr B.: Ja, hat dann geklappt bei uns.  
[Z. 537-543.]

Interviewer: Warum wollten Sie allein wohnen?  
Herr R.: Weil ich nicht in einer Wohnfamilie wohnen wollte. Weil da manchmal einzelne Gesetze gibt, wo man sich dran halten muss. Und ich hab lieber ne Wohnung, wo ich selber leben kann. Weiß, ich kann dann und dann nach Hause kommen, ich kann da weggehen, ich brauch nirgendwo zu fragen. Und ich brauch mein Reich. Und ich möchte nicht abhängig von Leuten sein, ich möchte mein eigenes Leben führen.  
[Z. 360-361.]

An zweiter Stelle der Begründungen für den Schritt ins Betreute Wohnen steht der Wunsch nach Ruhe und Alleinsein. Dieser wurde jeweils von drei Befragten (Herrn P., Herrn H. und Frau U. und Herrn J., Frau J. und Frau T.) formuliert.

Interviewer: Hatten Sie dann, haben Sie sich Sorgen gemacht, als Sie dann ausgezogen sind aus der G. Landstraße und dann mit Ihrem Partner alleine? Hatten Sie Angst vor der Zeit oder haben sich gar keine Sorgen gemacht?



Frau J.: Ne. Ich war froh, dass ich hier allein sein kann. Dass ich hier was machen kann. Er [Herr B., der Lebensgefährte] braucht auch jemand, sonst hätten wir so alle alleine ... der braucht jemand. Ab und zu hab ich auch Ärger mit ihm, aber Schwamm drüber.

Interviewer: Hat man in jeder Beziehung.

Frau J.: Hat man überall.  
[Z. 456-459.]

Interviewer: Warum wollten Sie alleine wohnen?

Frau T.: Weil ich meine Ruhe hab. Weil ich nicht mehr auf andere angewiesen wollte sein.

Interviewer: Sie wollten für sich sein?

Frau T.: Ja.  
[Z. 426-429.]

Die Befragten, die ins Betreute Wohnen ziehen wollen, schilderten noch zwei weitere Gründe für diesen Schritt. Herr M. und Frau U. nannten familiäre Veränderungen als eine Entscheidungsgrundlage.

Interviewer: Und jetzt wird es Zeit auszuziehen?

Herr M.: Ja.

Interviewer: Warum?

Herr M.: Meine Geschwister, die haben darüber gesprochen mit meinen Eltern.

Interviewer: Und haben was gesagt?

Herr M.: Ja. Da haben meine Eltern mir einen Termin mit Frau Schäfer ausgemacht. Und die hat das vermittelt.

Interviewer: Das heißt aber, die Entscheidung kam gar nicht von Ihnen? Wären Sie denn gerne bei Ihren Eltern wohnen geblieben?

Herr M.: Die werden ja auch immer älter.

Interviewer: Ja. Aber wären Sie gerne oder ist das jetzt auch Ihr Wunsch auszuziehen?

Herr M.: Ja, jetzt wo ich die Wohnung gesehen hab.

Interviewer: Aber vorher waren Sie noch gar nicht so ... hatten Sie sich noch gar nicht mit dem Gedanken beschäftigt?

Herr M.: Ne.  
[Z. 180-191.]

Vier der Befragten (Frau M., Herr H., Herr K. und Herr S.) dieser Gruppe verwiesen auf finanzielle Gründe, die mit ein Grund seien, den Schritt in die eigene Wohnung tun zu wollen:

Interviewer: Warum möchten Sie ins Betreute Wohnen?

Frau M.: Weil wir nicht so viel Geld hier für uns haben. Und weil ich mir ein neues Fahrrad kaufen wollte.

Interviewer: Fahrrad, Wohnen? Wie gehört das zusammen?

Frau M.: Weil ich kann hier nicht genug sparen für ein neues Fahrrad.

Interviewer: Ach so. Aber Geld ist doch wahrscheinlich nicht der einzige Grund, warum Sie alleine wohnen wollen, oder?

Frau M.: Ne, weil das auch schon lange unser Wunsch war, ins Betreute Wohnen zu gehen.

Interviewer: Aber warum? Was glauben Sie, ist im Betreuten Wohnen besser als hier jetzt mal als Beispiel?

Frau M.: Du bist öfters alleine und musst alles selber machen. Und kommt nicht so oft einer.  
[Z. 210-217.]

Interviewer: Und Sie würden jetzt gerne wieder ins Betreute Wohnen gehen? (...)

Herr K.: Erstens wegen Geld, Geldangelegenheiten. Weil ich krieg meine EU-Rente und da zieht der Landschaftsverband sehr viel ab. Ich krieg 800 € und ein paar Zerquetschte. Fast 700 bis 800 € EU-Rente. Davon sehe ich gar nichts, das zieht der ganze Landschaftsverband ab. Und auch wegen meiner Freundin her, weil die arbeitet ja nicht in Freudenberg, die arbeitet ja in freier Wirtschaft.

Interviewer: Ja.

Herr K.: Und die muss größten Teil von dem ganzen Geld... muss die für Landschaftsverband abgeben. Da hat sie fast gar nichts. Die kann noch nicht mal so'n Fahrrad kaufen, weil sie nicht was sparen so richtig, weil ihr alles abgezogen wird.

Interviewer: Und im Ambulant Betreuten Wohnen nicht? Im Betreuten Wohnen wird das Geld nicht einbehalten?

Herr K.: Ne, wird nicht, weil man nichts ... Man muss ja auch ... Das ist ja so, man muss die Miete bezahlen und so die anderen Sachen bezahlen. Weil ich ja EU-Rente kriege, muss ich theoretisch alles bezahlen.  
[Z. 354-363.]

Für einen Befragten scheint das Thema Geld sogar der einzige Grund zu sein.

Interviewer: Sind Sie denn hier so unzufrieden, dass Sie unbedingt ausziehen möchten?

Herr S.: Ja.

Interviewer: Oder könnten Sie sich auch vorstellen, hier zu wohnen?

Herr S.: Ne.

Interviewer: Ach so. Das heißt, Sie möchten raus.

Herr S.: Ja.

Interviewer: Warum?

Herr S.: Wegen Geld.

Interviewer: Nur wegen des Geldes?

Herr S.: Nur wegen des Geldes. Stell mal vor ...

Interviewer: Ich kenn mich da nicht aus.

Herr S.: Stell mal vor, Sie wohnen hier drin.

Interviewer: Ja.

Herr S.: In Betreutes Wohnen. Sie haben hier Apartment. So. Sie müssen so ungefähr, wenn Sie 1000 € verdienen würden, müssten Sie Teil abgeben.

Interviewer: Ja, aber wenn Sie betreut wohnen, wird doch Geld eingezogen, oder nicht? Also ich ... finanziell kenn ich mich da jetzt nicht aus.

Herr S.: Ja gut, aber wenn Sie draußen wohnen würden, haben Sie natürlich einen Betreuer.

Interviewer: Ja.

Herr S.: Nicht nen Betreuer, sondern einmal in der Woche ...

Interviewer: Ja, nennt man Betreuer. Der, der einmal die Woche vorbeikommt.

Herr S.: Müssen Sie natürlich auch bezahlen.

Interviewer: Klar.

Herr S.: So, der kostet ungefähr 450 € im Monat. Brauch ich aber nicht. Brauch nur ne Stunde. Kostet etwa 160 € im Monat. Wenn Sie aber mehr haben wollen, mehrere Stunden haben müssen, kostet das mehr. Brauch ich aber nicht.  
[Z. 379-400.]

Von den Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, wird der Bereich des Geldes als Begründung für den Schritt ins Betreute Wohnen von niemandem benannt. Hier scheint eine Diskrepanz zu liegen zwischen den Vorstellungen und Überlegungen im Vorfeld des Wechsels in die ambulante Betreuung und den dort wahrgenommenen (realen) finanziellen Rahmenbedingungen.

Ein Befragter, der bereits allein lebt, ist durch das Individuelle Hilfeplanverfahren des Landschaftsverbandes an den Gedanken des Ambulant Betreuten Wohnens herangeführt worden und hat dies als Chance gesehen, etwas Neues auszuprobieren:

Interviewer: Warum wollten Sie alleine wohnen?  
Herr N.: Wollte ich eben. Das ...  
Interviewer: Aber irgendwas muss ja zu dieser Entscheidung geführt haben, oder?  
Herr N.: Ganz einfach. Kamen einmal so ungefähr 60 Fragebögen in Nierswalde. Da haben wir die ausgefüllt. Waren dieselben Fragen wie jetzt auch Sie stellen, ne. Ja, wollen Sie hier wohnen bleiben oder in Betreutes Wohnen. - Betreutes Wohnen, ne. Da kamen die Fragen alle wieder auf.  
Interviewer: Das war dieses individuelle Hilfeplanverfahren, kann das sein?  
Herr N.: Ja.  
Interviewer: Und da haben Sie sich zum ersten Mal damit auseinandergesetzt, also haben Sie zum ersten Mal gedacht, ach ja, ich könnte auch alleine wohnen oder hatten Sie sich vorher schon überlegt, dass Sie alleine wohnen wollen?  
Herr N.: Ich wollte das mal ausprobieren.  
Interviewer: Sie haben sich einfach gedacht, mit...  
Herr N.: Ja, einfach ausprobieren, wie das ist. Klappt das so gut, das hatte ich auch nicht erwartet.  
Interviewer: Was dachten Sie denn?  
Herr N.: Ich dachte, jetzt nach einem Jahr, dann ist es wieder aus. Bis jetzt toi, toi, toi.  
[Z. 665-676.]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Wunsch nach einem selbstständigen und selbstbestimmten Leben der Hauptgrund für den Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen ist und dies sowohl im Vorfeld benannt wird als auch für die Befragten gilt, die bereits allein wohnen. Der Themenbereich Geld bzw. die Einsparungen, die durch den Schritt ins Betreute Wohnen gemacht werden könnten, scheinen einen Aspekt darzustellen, der im Vorfeld des Betreuten Wohnens eine größere Rolle spielt, rückwirkend allerdings nicht mehr als Grund benannt wird.

### **6.6.2 Positive Einschätzungen bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens**

Unter diesem Aspekt wurden Aussagen codiert, die im Zusammenhang mit einer positiven Sichtweise auf das Ambulant Betreute Wohnen getätigt wurden. In der Regel waren dies Antworten auf die Frage „Was finden Sie am schönsten beim Betreuten Wohnen? Was gefällt Ihnen am besten?“ bzw. „Worauf freuen Sie sich am meisten?“. Häufig kam es dabei zu Überschneidungen mit den vorhergehend wiedergegebenen Gründen, die für ein Betreutes Wohnen sprechen. Daher wird hier das Augenmerk in erster Linie auf den Aspekt gelegt, den die Befragten „am-positivsten-finden“:

Interviewer: Was wird wohl das Schönste sein am Alleinwohnen?  
Herr M.: Kann man tun und lassen, was man will.

[Z. 546-547.]

Interviewer: Was wird das Schönste am Alleinwohnen sein? Also am Betreuten Wohnen und in einer eigenen Wohnung sein?

Herr P.: Freiheit.

Interviewer: Freiheit?

Herr P.: Freiheit.

Interviewer: Tun und lassen können, was man will.

Herr P.: Ja.  
[Z. 814-819.]

Interviewer: Gut. Was wird das Schönste am Alleinwohnen sein?

Frau H.: Dass ich dann immer meine Zeit einteilen kann und dass ich dann auch mehr meinen Hobbys nachgehen kann, also wenn ich das möchte.  
[Z. 688-689.]

Interviewer: Was wird das Schönste am Alleinwohnen werden?

Frau I.: Das man nicht immer auf andere angewiesen ist so.  
[Z. 491-492.]

Interviewer: Was wird das Allerschönste am Alleinwohnen sein?

Frau R.: Das Allerschönste? Es kommt nicht ständig jemand, man ist alleine. Man kann sein Leben genießen. Ich meine, hat man hier zwar auch, aber ...

Interviewer: Wo ist der große Unterschied? Wo liegt der? Zwischen hier und draußen.

Frau R.: Draußen bist du für dich ganz alleine. Und hier hast du immer jemand. Du hast zwar ein Apartment hier, aber hier kommt immer jemand. Der eine möchte dies, der andere möchte das.  
[Z. 816-819.]

Interviewer: Was wird das Schönste am Alleinwohnen sein? Im Betreuten Wohnen, eigenständigem Wohnen.

Herr E.: Ja, wie gesagt, man kann selber was unternehmen, was man möchte. Man kann sich mit Leuten treffen, die man gerne ... gut leiden kann, wenn die auch sagen, ja, ich kann. Man kann hingehen, wo man will. Man kann so lange rausgehen, wie man will.  
[Z. 655-656.]

Der Aspekt, der von den Befragten im Zusammenhang mit dem Betreuten Wohnen am positivsten bewertet wird, bzw. in diesem Zusammenhang am häufigsten genannt wurde, ist der Aspekt der Selbstbestimmung. Von den Befragten unterschiedlich bezeichnet, wie beispielsweise „sein eigener Herr sein“, freie Zeiteinteilung oder Freiheit, ist der Wunsch nach Selbstbestimmung und die Möglichkeit eines selbstbestimmteren Lebens in der eigenen Wohnung der positivste Aspekt in Bezug auf das Betreute Wohnen.

### 6.6.3 Gründe gegen den Schritt in das Ambulant Betreute Wohnen

Eine der zentralen Fragen der vorliegenden Untersuchung ist die Frage, was dem Schritt ins Betreute Wohnen im Weg steht. Ein Drittel der Befragten bildet die Gruppe, die nach eigener Aussage in ihrer aktuellen Wohnsituation verbleiben möchte und langfristig nicht

ambulant betreut leben will. In den Antworten auf die Frage „Warum wollen Sie nicht ins Betreute Wohnen?“ bzw. „Können Sie sich vorstellen in einer eigenen Wohnung zu leben?“ werden verschiedenste Gründe geschildert.

Von acht Befragten (Frau K., Fr. G., Herrn Sch., Herrn E., Herrn C., Herrn W., Frau A. und Herr I.) wurde die enge Einbindung in ein (familiäres) Umfeld als Grund genannt, ihre Wohnsituation nicht verändern zu wollen:

- Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen ins Betreute Wohnen?  
Frau K.: Ja, ich war schon zu lange in einer Wohnfamilie. Und dann auf einmal ... Einen alten Baum versetzt man nicht oder verpflanzt man nicht so.
- Interviewer: Das heißt, Sie haben sich daran gewöhnt einfach an die Lebensumstände da, an das Haus ...  
Frau K.: Ja, ja.  
[Z. 212-215.]
- Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen und ins Betreute Wohnen gehen?  
Fr. G.: Ja, einmal - wie wir schon die ganze Zeit gesagt haben - das Alleinsein und warum soll ich ausziehen wollen? Ich hab 25 Jahre lang kein Stress ... na gut, ne Auseinandersetzung haste, wenn du mit der Familie zusammen lebst oder Geschwister hast, überall ... also, ich denk, deswegen ... das sind meine Gründung, warum ich nicht ausziehen möchte.
- Interviewer: Sie sind zufrieden, so wie Sie wohnen?  
Fr. G.: Ja.  
[Z. 176-179.]
- Interviewer: Warum wollen Sie zu Hause wohnen bleiben?  
Herr C.: Zu Hause? Ha.  
Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen?  
Herr C.: Weil ich so gerne zu Hause bin.  
Interviewer: Warum denn?  
Herr C.: Da hab kein Bock noch nicht rausgehen.  
[Z. 256-267.]
- Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen und alleine wohnen?  
Frau A.: Weil ich das jetzt zurzeit noch zu Hause gut habe. Vielleicht später mal, wenn meine Eltern nicht mehr da sind.
- Interviewer: Was macht das denn so gut zu Hause?  
Frau A.: Ich hab ... Ich fühl mich halt wohl zu Hause, seitdem meine Mutter neu verheiratet ist.  
[Z. 184-187.]

Dabei handelte es sich sowohl um familiäre Zusammenhänge (Herr C., Herr W., Frau A. und Herr I.) als auch stationäre Wohnformen wie die Wohnfamilien (Frau K. und Fr. G.) und teilstationäre Angebote wie Außenwohngruppen (Herr Sch. und Herr E.). Für diese Befragten stellen ihre Wohnformen eine Lebenssituation dar, in der sie sich wohl fühlen, an die sie gewöhnt sind (Frau K., Fr. G., Herr Sch., Herr G., Herr C. und Herr W.) oder mit der sie nach eigener Aussage zufrieden sind (Fr. G., Herr Sch., Herr C., Herr W., Frau A. und Herr I.).

Neben diesen Aussagen, die auf eine positive Verbindung mit der aktuellen Wohnsituation schließen lassen, wurden als Gründe gegen einen Schritt ins Betreute Wohnen Aspekte genannt, die mit Angst besetzt zu sein scheinen. In erster Linie wurde hierbei Einsamkeit genannt. Fünf Befragte (Herr E., Fr. G., Herr G., Frau L. und Herr C.) nannten dies als einen Grund gegen das Alleinwohnen:

Interviewer: Wollen Sie denn auch ganz alleine wohnen?  
 Frau L.: Ganz alleine nicht.  
 Interviewer: Gut, dann frag ich das: Warum wollen Sie nicht ganz alleine wohnen?  
 Frau L.: Weil ich brauch auch Hilfe in manchen Sachen.  
 Interviewer: Bei was denn?  
 Frau L.: Bei Schuhe zumachen.  
 Interviewer: Da könnten Sie sich ja Klettverschlüsse ... oder hier so.  
 Frau L.: Ja, also ... Und bei Jacke zusammen oder bei Fleisch durchschneiden.  
 Interviewer: Wegen der Lähmung? Ist der Arm gelähmt oder eine Spastik?  
 Frau L.: Ne, ne Spastik. Und deshalb will ich lieber zusammen, also mit mehren Leuten in Betreutes Wohnen als alleine.  
 Interviewer: Ist denn der einzige Grund Ihre Körperbehinderung, warum Sie nicht alleine wohnen wollen, oder gibt's noch mehr Gründe?  
 Frau L.: Ja, weil ... was soll man alleine da wohnen? Da hat man keine Unterhaltung. Da sitzt man da alleine und mach Selbstgespräche, das ist doch Kappes.  
 [Z. 298-313.]

Drei Befragte (Frau P., Herr I. und Frau F.) beschrieben ihre Angst vor Überforderung auf die Frage warum sie nicht in das Betreute Wohnen wollen:

Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen und nicht ins Betreute Wohnen gehen?  
 Frau P.: Weil ich würde nachher überfordert fühlen also.  
 Interviewer: Ja?  
 Frau P.: Ja, irgendwann wär der Punkt dann da, dass ich das irgendwann nicht schaffen würde, also ...  
 Interviewer: Was meinen Sie denn damit? Also, was würden Sie nicht schaffen? Wo würden Sie sich überfordert fühlen?  
 Frau P.: Ja, zum Beispiel man muss da ja auch ein bisschen ... also, da wird man auch begleitet, ja ne. Aber trotzdem, man muss ja ein bisschen auch ... viel für sich ... die kommen ja zwar gucken, aber ich muss ja gucken, dass ich dann auch so zurecht komme, ne?  
 Interviewer: Ja.  
 Frau P.: Also, die kommen ja nicht jeden Tag gucken. Deswegen ist das nicht so mein ...  
 [Z. 238-245.]

Interviewer: Warum wollen Sie jetzt noch nicht ins Betreute Wohnen?  
 Frau F.: Ja, weil ich also noch bestimmte Sachen noch nicht und muss noch einiges noch lernen.  
 Interviewer: Und das würden Sie gerne, bevor Sie dann ins Betreute Wohnen gehen?  
 Frau F.: Ja.  
 Interviewer: Warum?  
 Frau F.: Ja, ich möchte also wirklich bestimmte Sachen können und so. Ne, also will das erst mal da lernen und dann so nach Außenwohngruppe.  
 Interviewer: Einfach um selbstständiger noch zu werden?  
 Frau F.: Ja, irgendwie noch selbstständiger zu werden. Ja.  
 [Z. 165-172.]

Und zwei Befragte (Herr E. und Herr G.) beschrieben unter anderem die Angst vor einem Scheitern als einen Grund gegen einen Wechsel in eine ambulant betreute Wohnform:

- Interviewer: Warum möchten Sie nicht aus dem Altenheim ausziehen und ins Betreute Wohnen gehen?
- Herr G.: Die Miete ist so teuer dann und dann kann man nicht ... Ne, werd ich nicht machen. Erstens ist die Miete so teuer dann, wenn ich wohne.
- Interviewer: Hätten Sie denn sonst keine Sorgen? Glauben Sie, Sie würden das schaffen, alleine zu wohnen?
- Herr G.: Nein.
- Interviewer: Nach 27 Jahren hier?
- Herr G.: Schaff ich nicht, schaff ich nicht mehr. Alleine zu wohnen schaff ich nicht mehr. Will ich auch gar nicht.
- Interviewer: Warum?
- Herr G.: Ne, Betreutes Wohnen würde ich nicht machen.
- Interviewer: Liegt das denn daran, dass Sie ...?
- Herr G.: Da wurde ich von Zimmer zur Wohnung rausgeschmissen, bin ich damals, rausgeschmissen, dann steh ich auf der Straße. Mach ich nicht.
- Interviewer: Ja, gut. Das ist die Gefahr dabei.
- Herr G.: Werde ich nicht machen. Das würde ich heute auch nicht mehr machen.
- Interviewer: Liegt das denn daran, dass Sie gerne Leute um sich haben? Oder liegt es eher daran, dass Sie jetzt so daran gewöhnt sind ...
- Herr G.: Bin daran gewöhnt.
- Interviewer: ... versorgt zu werden, sag ich jetzt mal.
- Herr G.: Gewöhnt versorgt zu werden. Richtig, so ist das.
- Interviewer: Ja?
- Herr G.: Versorgt zu werden, das ist wichtig. Brauch man sich an nichts stören, überhaupt keine Sorgen.
- [Z. 283-300.]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Hauptgründe, die nach Aussage der Befragten gegen einen Wechsel in das Ambulant Betreute Wohnen sprechen, Zufriedenheit in der jetzigen Wohnsituation, ein positiv erlebtes (familiäres) Umfeld und die langjährige Gewohnheit sind. Die mit Ängsten und Unsicherheiten besetzten Begründungen gegen einen Schritt ins Betreute Wohnen lassen interpretierbare Rückschlüsse zu. Die Angst vor Einsamkeit, Überforderung und Scheitern sind Aspekte, die bei der Vorbereitung für das Betreute Wohnen aufgegriffen werden sollten und denen mit geeigneten Konzepten und Ressourcen begegnet werden könnte.

#### **6.6.4 Konkret formulierte Schwierigkeiten bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens**

Mögliche Schwierigkeiten im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens können sich auf alle Ressourcenbereiche beziehen und sind an gegebener Stelle auch in diesen Zusammenhängen wieder gegeben worden. Im Folgenden geht es eher um die konkreten Schwierigkeiten und Ängste, die von den Befragten in Bezug auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens genannt wurden. Hier werden demnach Aussagen dargestellt, die sich entweder auf Vorstellungen hinsichtlich dieses Bereichs beziehen, geäußert von den Be-

fragten, die nicht bzw. noch nicht im Betreuten Wohnen leben, oder um Erfahrungen oder Rückschlüsse, die die Befragten, die bereits in dieser Wohnform leben, aus ihrer subjektiven Sichtweise wiedergeben.

Die am häufigsten genannte (mögliche) Schwierigkeit ist die bereits vorhergehend beschriebene Angst vor Einsamkeit. Insgesamt äußerten dies 22 Befragte auf die Frage nach möglichen Schwierigkeiten oder Ängsten in Bezug auf das Betreute Wohnen. Sechs der Befragten (Herr P., Frau I., Frau M., Herr K., Herr S. und Frau R.), die den Schritt ins Betreute Wohnen tun wollen, äußerten die Sorge, dass sie sich allein fühlen könnten, mit dem Gefühl von Einsamkeit nicht umgehen könnten, und erwähnten, dass sie von Negativbeispielen gehört hätten, wo Einsamkeit zu psychischen Schwierigkeiten geführt hätte, oder dass sogar sie selbst bereits ähnliche Erfahrungen gemacht hätten:

- Interviewer: Könnten Sie sich vorstellen, ganz alleine zu wohnen? Also ohne Partner auszuziehen in eine eigene Wohnung?
- Frau M.: Ne, ganz alleine nicht. Dann müsste ich schon mit nem Partner zusammen haben.
- Interviewer: Würden Sie denn auch mit einer Freundin einziehen?
- Frau M.: Das würde ich auch machen.
- Interviewer: Also schon eher zu zweit? Ganz alleine nicht?
- Frau M.: Ne, ganz alleine nicht.
- Interviewer: Warum nicht?
- Frau M.: Weil dann würde ich bestimmt einsam werden oder untergehen.
- Interviewer: Was heißt den „untergehen“?
- Frau M.: Ganz untergehen, da wüsste ich ... Dann würde man untergehen. Dann würde ich bestimmt keinen Haushalt mehr machen oder so.
- Interviewer: Ach so. Sie meinen so was wie „sich gehen lassen“, einfach nur noch rumhängen, nichts mehr auf die Kette kriegen, so was.
- Frau M.: Ja.  
[Z. 494-505.]
- Herr K.: (... ) Gibt auch mal Nachteile. Man sitzt da, Scheiße, ist das langweilig. Ah, weiß was, ruf mal den an. Ja, haste Zeit? - Nö, tut mir Leid, ich muss gerade gleich weg mit meiner Mutter. Tut mir Leid, bin gleich bei meinem Bruder. Ne, ich bin nicht da. Ne, ich bin gerade am Aufräumen. Ne, tut mir Leid und so. - Scheiße, kommst du mal vorbei? - Ne, geht auch nicht. Kein Mensch Zeit. Im Moment dann kein Mensch Zeit. Dann sitzt man denn da, man ist das langweilig. Da spielt auch nachher kein Wetter mit. Ob es jetzt Sturm oder regnet. Ob es super glänzt, so wie jetzt, oder ob es im Winter Schnee liegt oder am Hageln ist, dann geht man entweder in die Stadt ...  
[Z. 290-292.]

Von den Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, werden ähnliche Ängste geschildert (Herr V., Herr F., Herr B., Herr U.), oder sie (Herr R., Herr N., Frau J.) äußerten sich auf die Frage, was für andere Menschen im Betreuten Wohnen schwierig werden könnte, dementsprechend:

- Herr B.: Ja, das ist natürlich die Einsamkeit wieder, nicht. Die spielt dann auch eine Rolle mit. Da muss man auch mit fertig werden.
- Interviewer: Ja, glaube ich.



Herr B.: Und wenn man jetzt alleine wohnt als alleinstehende Person, wenn man nach Hause kommt, da ist keiner, mit dem man sich unterhalten kann. Das ist schon mal auch wichtig, dass man da jemanden hat, wenn man nen Problem hat, dass man sich da auch mal aussprechen kann damit.(...) Ist klar dann. Dann fällt einem die Decke auf den Kopp. - Ich meine, ich hab das selbst mitgemacht, wie das so ist. Von der Arbeit nach Hause gekommen, da saß ich alleine am Tisch da. Mit dem Fernsehapparat konnte man sich nicht unterhalten, mit dem Radio auch nicht. (...) Das ist natürlich diese Schwierigkeit da. Da weiß man nicht, was tuste jetzt am besten. Da gibt's nur eins: Man geht raus. Dann für mich ja damals: Gehste raus? Wo gehste hin? Durch den Stadtpark oder was? Kleinen Rundgang machen. Mal irgendwo in ne Kneipe rein oder was.  
[Z. 609-617.]

Herr N.: Ja, einige packen das gar nicht.  
Interviewer: Wer packt das denn nicht? Also ich will jetzt keine Namen, sondern ...  
Herr N.: Einige, die in Betreutes Wohnen, die sind ganz schnell beim Alkohol. Leider.  
Interviewer: Ja?  
Herr N.: Ja. Ganz schön beim Alkohol.  
Interviewer: Warum, glauben Sie, ist das so?  
Herr N.: Die fühlen sich einsam. Alleine. Kommen da nicht zurecht.  
[Z. 823-830.]

Interviewer: Glauben Sie, dass das manchen Leuten Schwierigkeiten bereiten kann?  
Herr R.: Ja, bestimmt. Man hört ja auch, dass manche im Betreuten Wohnen, wenn sie alleine wohnen, nicht ganz klar kommen, weil sie dann einfach vereinsamen. Das hab ich auch schon oft gehört.  
Interviewer: Woran liegt das Ihrer Meinung nach?  
Herr R.: Ich schätz mal, weil man alleine ist und keine Gemeinschaft mehr hat. Und wenn man dann keine Freunde hat oder wenn man gar nichts hat und man hängt dann in der Wohnung rum, da kann man vereinsamen. Das kann ganz schnell passieren.  
[Z. 392-395.]

Für die Gruppe der Befragten, die nicht allein wohnen wollen, scheint der Aspekt der Einsamkeit die größte Schwierigkeit in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen darzustellen. Neun der dreizehn Befragten nannten die Angst vor Einsamkeit als einen der Gründe, nicht ins Betreute Wohnen gehen zu wollen:

Interviewer: Wenn Sie ans Betreute Wohnen denken, hätten Sie vor irgendetwas Angst?  
Frau K.: Ja, vor dem Alleinsein.  
[Z. 464-467.]

Interviewer: Was wäre denn mit Einsamkeit? Alleine sein?  
Herr G.: Ne, (???) furchtbar, ist ja furchtbar, so was. Ne, möchte ich nicht. Ganz alleine kenne ich nicht, ne, kenn ich nicht. Ich würde zugrunde gehen.  
Interviewer: Ja?  
Herr G.: Ne, alleine. Ne, könnte ich nicht. Kann ich mir nicht vorstellen.  
[Z. 647-650.]

Interviewer: Wenn Sie daran denken, mal irgendwann allein zu wohnen, vor was hätten Sie am meisten Angst?  
Frau L.: Das Alleinbleiben.

Interviewer: Alleinesein?  
 Frau L.: Alleinesein.  
 Interviewer: Einsamkeit?  
 Frau L.: Ja. Weil da können manche Leute ... viele Leute, die alleine wohnen, wenn sie in einer Gemeinschaft haben und dann wohnen sie auf einmal alleine von heute auf morgen, da sind manche auch schon viel untergegangen. Das packen sie nicht, die Einsamkeit. Die freuen sich ja, alleine zu wohnen, ne? Aber ein paar Monate später, da sind die so einsam, da sterben sie dran. Können sie daran sterben wegen Einsamkeit. Brauchen Unterhaltung, braucht man.  
 [Z. 678-684.]

Interviewer: Warum wollen Sie nicht ausziehen und ins Betreute Wohnen gehen?  
 Frau C.: Weil ich Angst hab. Panik. Ich hab letztens Panik auch vor ein paar Wochen gekriegt. Dann hab ich Angst, wenn ich alleine wohne, ganz alleine. Und dann möchte lieber erst bei meinen Freund wohnen. Aber habe noch Zeit.

Interviewer: Ja. Also das heißt, Sie haben ...

Frau C.: Angst - Alleine wohnen.

Interviewer: Vor was?

Frau C.: Ja, wenn keiner da ist zum Unterhalten. Ist auch blöd. Dann sitzt du so. Dann sitzt du vor so bekloppte Wände. Ja. Und mit nem Freund ist will besser. Mit Partner und so.

Interviewer: Das heißt, Sie wollen nicht alleine wohnen, weil Sie denken ...

Frau C.: Würste bekloppt für.

Interviewer: Sie denken dann, Sie haben Angst vorm Alleinsein?

Frau C.: Ja.  
 [Z. 316-325.]

Bedingt durch, selbst erlebte oder nur gehörte, Einsamkeitserfahrungen, nannten vier Befragte (Herr P., Herr K., Herr H. und Frau M.), die ins Betreute Wohnen wechseln wollen, und ein Befragter, der dies nicht möchte (Herr G.), die Angst vor einem Rückfall in eine Drogenproblematik oder psychische Probleme bzw. die Angst vor einem „Abrutschen“ als eine Schwierigkeit für den Bereich des Betreuten Wohnens:

Interviewer: Wenn Sie daran denken, ins Betreute Wohnen zu gehen, gibt es da irgendwas, vor dem Sie Angst haben?

Herr P.: Rückfällig zu werden.

Interviewer: Drogenmäßig? Also alkohol- und drogenmäßig?

Herr P.: Ja.

Interviewer: Könnte das hier auch passieren?

Herr P.: Könnte. Aber ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, sagen wir mal so. Kommt immer auf die Situationen an.

Interviewer: Wenn Sie Frust haben, würden Sie dann eher zu Alkohol und Drogen greifen?

Herr P.: Mehr so trinkenmäßig ja.  
 [Z. 784-791.]

Interviewer: Wenn Sie daran denken, demnächst alleine zu wohnen, gibt es da irgendwas, was Ihnen Angst macht? Vor dem Sie Angst haben?

Herr H.: Nö. Einzige, wo ich Angst vor hab, dass ich wieder in den Dingen komme, dass ich unter die falschen Leute gerate.

Interviewer: Ja, wobei Sie ja eben gesagt haben, dass Sie das mittlerweile ganz gut drauf haben, zu gucken.

- Herr H.: Ja, aber das könnte noch ein Problem werden. Ich weiß ja nicht, wie die anderen jetzt sind. Ich bin jetzt ... hier in Goch kenn ich ja sowieso so viele, weil ich ja alle vierzehn Tage hier in Goch bin.  
[Z. 537-540.]
- Interviewer: Wenn Sie daran denken, betreut zu wohnen, gibt es irgendwas, was Ihnen Angst macht?
- Herr H.: Ja, gibt's schon.
- Interviewer: Was denn?
- Herr H.: Weil liegt ja so an mir, so. Dass ich wieder die ... dass da wieder die Scheiß ... dass da wieder der Mist da ... dass so was passiert. Dass ich wieder so ein Scheiß mache, so ein Blödsinn mache.
- Interviewer: Aber könnte das nicht auch hier passieren?
- Herr H.: Könnte auch hier passieren. Das Gleiche.
- Interviewer: Hat das was mit dem Wohnen zu tun?
- Herr H.: Eigentlich nicht. Könnte auch hier passieren. Aber auch andere Sachen, die man jetzt nicht denkt und plötzlich passiert das. Mit der Nachbarschaft. Man kann so nett sein, wie man will und der findet dich irgendwie nen bisschen wie ein Idiot, auf Deutsch gesagt. Ich seh das jetzt wegen meiner Behinderung an, sondern ich seh das als menschlich an. Das gibt ja auch bei jedem Nachbarschaft ... gibt's auch manchmal Krieg oder Streit so. Da kann der andere Nachbar so richtig gut und nett sein und der andere sagt, der geht mir auf die Nerven. So ein Idiot und so. Wobei der andere das eigentlich gut meint.  
[Z. 738-745.]

Neben der Angst vor Einsamkeit bzw. der Schwierigkeit damit umzugehen, die in allen Befragungsgruppen zur Sprache kam, gab es bei den weiteren möglichen Problematiken kaum Überschneidungen zwischen den einzelnen Untersuchungsgruppen. Von vier Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben (Herrn T., Herrn F., Frau T., Herrn R.), und einer Befragten, die dahin wechseln möchte, wurde der Umgang mit Geld und Bürokratie als eine mögliche Schwierigkeit genannt:

- Interviewer: Wenn Sie daran denken, dann mal betreut zu wohnen, gibt es da irgendwas, wovor Sie Angst haben?
- Frau M.: Eigentlich weiß ich nichts.
- Interviewer: Gibt es nichts, wo Sie denken ... wo Sie sich Sorgen machen könnten?
- Frau M.: Bisschen Sorge, dass wir das schaffen, draußen alleine zu wohnen.
- Interviewer: Was, glauben Sie denn, wird das Schwierigste?
- Frau M.: Erst mal eine Wohnung zu finden, das dauert bestimmt lange. Sonst weiß ich nichts.
- Interviewer: Und wenn Sie dann alleine wohnen, was wird dann das Schwierigste sein?
- Frau M.: Gucken, dass das alles bezahlt wird und so.
- Interviewer: Also Umgang mit Geld, glauben Sie, wird das Schwierigste?
- Frau M.: Ja.
- Interviewer: Ja?
- Frau M.: Und das pünktlich auch zu bezahlen und so.
- Interviewer: Ja, Sie sind dann für alles ...
- Frau M.: Die Miete pünktlich zu bezahlen.  
[Z. 586-599.]

Zwei Befragte dieser Gruppe nannten eine generelle mangelnde oder mangelhafte Vorbereitung auf das Alleinwohnen als problematisch (Frau D. und Herr V.), was aber noch in

einem eigenen Punkt analysiert wird. Zwei Befragte, die allein wohnen, beschrieben eine Angst vorm Scheitern als Schwierigkeit zu Beginn des Betreuten Wohnens:

- Interviewer: Wovor haben Sie sich denn die größten Sorgen gemacht?  
Herr N.: Die größten Sorgen: Na, klappt nicht, dachte ich, das klappt nie.  
Interviewer: Warum nicht?  
Herr N.: War mir noch ein bisschen unsicher. Weil nach so langer Zeit, dann sagt man...  
Interviewer: So, dann haben Sie sich damals entschieden: Ja, ich möchte alleine wohnen. Und wie ist das dann weitergegangen? Wie lange hat das gedauert? Haben Sie zwischendurch gezweifelt?  
Herr N.: Ne, da musste ich wieder so eine Wohnung besorgen. Da hab ich in Goch eine gefunden.  
[Z. 676-684.]
- Interviewer: Was glauben Sie, sind denn da noch so Schwierigkeiten, die man anderen Leuten sagen sollte? Also das Geld, klar. Und was noch?  
Herr R.: Ja, dann auch mal die Schritte, die man gehen muss. Sagen wir mal zu den Ämtern und selber einzukaufen und solche Sachen. Die sollte man doch mal ... um dann auch zu gucken, wie die Preise sind um einzukaufen. Weil es ist ja in vielen Wohnfamilien, wo eingekauft wird, wo die Leute das ja gar nicht selber sehen.  
[Z. 562-664.]

Von den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, wurde neben der Angst vor Einsamkeit vor allem die angenommene Selbstständigkeit als Schwierigkeit für diesen Schritt benannt. Sieben Befragte dieser Gruppe (Herr E., Herr Sch., Frau P., Herr G., Frau F., Frau L. und Herr I.) äußerten sich dementsprechend:

- Interviewer: Wenn Sie ans Betreute Wohnen denken, gibt es irgendwas, vor dem Sie Angst haben oder Angst hätten?  
Herr E.: Also, ich hab schon mal immer gehört, man muss da viel selber machen. Ja, man muss ... M. G. hat mir gesagt, du musst alleine einkaufen gehen, du musst selber Wäsche waschen, du musst Haus in Ordnung halten, man muss staubsaugen, all den ganzen Kram da. Ne, wo ich mir so drüber Sorgen mache würde, wär, wenn mir jetzt hier jemand so Papierkram hinlegen würde und sagt, das und das muss du jetzt machen, da würde ich dran zugrunde gehen. Sag ich mal, wenn das jetzt einfache Sachen wären, weiß nicht, die nicht so ... nicht so wie jetzt so ein Einkaufszettel oder Fernsehzeitschrift oder irgendwie so was, so was nicht, sondern irgendwie so was ganz Kompliziertes wär, dann würde ich ...  
Interviewer: Anträge fürs Amt.  
Herr E.: Ja, irgendwie so was. Finde ich ganz schlimm, ganz schlimm. Also ganz furchtbar.  
Interviewer: Das finde ich sogar ganz schlimm. Aber ...  
Herr E.: Oder auch dies Bürokratendeutsch, also furchtbar manchmal. Da weiß man nicht mehr, was das heißt. Ja, vorige Tage noch so was bekommen. Dann denk ich, ne, das lass man lieber jemand anders machen, denk ich dann.  
[Z. 587-592.]
- Interviewer: Was, denken Sie, würden Sie nicht schaffen? Wo hätten Sie Schwierigkeiten?  
Frau P.: Zum Beispiel hätte ich Schwierigkeiten ... also ich hätte ... müsste jemanden haben zum Putzen. Zum Beispiel. Das kann ich ja auch nicht alleine. Das wär auch kein Ding. Da gibt es ja auch Leute für, aber das würde ich alleine nicht schaffen.

Interviewer: Körperlich nicht oder warum nicht?  
 Frau P.: Körperlich nicht mehr.  
 Interviewer: Wegen der Hüfte?  
 Frau P.: Ja.  
 Interviewer: Okay. Putzen wäre schwierig. Was noch?  
 Frau P.: Ja, zum Beispiel Wäsche und so, dass wär auch ... also ich könnte schon Wasche machen, also ich kann nur bestimmte. Ich kann nicht so die Wäsche zusammenfalten. Also ich kann das schon, aber so Handtücher eher und Strümpfe zusammenziehen, das schaffe ich eher.  
 [Z. 246-253.]

Die auffälligste und am häufigsten genannte Schwierigkeit in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen ist die Angst vor Einsamkeit und den daraus resultierenden Problemen. Zwei Drittel aller Befragten beschrieben diese Sorge auf die Frage nach möglichen Ängsten oder Schwierigkeiten im Bereich des Betreuten Wohnens. Vor allem für die Befragten, die nicht in eine eigene Wohnung ziehen wollen, spielt dieser Aspekt eine große Rolle, was in Kapitel 7 noch einmal aufgenommen wird. Für diese Gruppe stellt auch der eigene Hilfebedarf und ein angemessenes Maß an benötigter Selbstständigkeit bzw. die Sorge, zu wenig Unterstützung zu bekommen, eine Schwierigkeit dar, die in den weiterführenden Überlegungen in Kapitel 8 aufgegriffen wird.

#### **6.6.5 Herausforderungen bzw. Voraussetzungen in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen aus Sicht der Betroffenen**

Unter dieser Codierung werden Aussagen wiedergegeben, die sich aus den subjektiven Sichtweisen der Befragten auf die konkreten Herausforderungen und teilweise auch Voraussetzungen für das Betreute Wohnen ergeben. Hier kommt es zu Aussagen, die sich zentral auf die Untersuchungsfrage beziehen, nämlich, was die Befragten glauben, können zu müssen, wenn sie allein wohnen (wollen). Die meisten Antworten kamen im Zusammenhang mit der Frage „Was ist das Wichtigste, was man können muss, wenn man allein wohnen möchte?“, wobei Mehrfachnennungen möglich und üblich waren.

Dieser Aspekt ist abzugrenzen von den zuvor beschriebenen möglichen Schwierigkeiten und fokussiert nur die individuell empfundenen Herausforderungen und notwendigen Handlungskompetenzen beim Schritt ins Betreute Wohnen, die bereits im vorangegangenen Kapitel 6.5 analysiert worden sind.

Insgesamt wurden sieben verschiedene Aspekte benannt, wobei drei Bereiche die meisten Nennungen bekamen. Umgang mit Geld, Haushaltsführung und Eigenständigkeit scheinen die Bereiche zu sein, in denen die meisten Befragten eine Voraussetzung bzw. eine Herausforderung für das Alleinwohnen sehen.

Dabei gab es die meisten Nennungen für den Bereich der Haushaltsführung. Drei Befragte aus der Gruppe, die ins Betreute Wohnen wollen (Herr P., Frau H. und Frau M.), vier Befragte, die bereits allein leben (Herr V., Frau J., Frau T. und Herr U.), und neun Befragte, die nicht allein wohnen wollen (Fr. G., Herr Sch., Herr G., Frau F., Frau L., Herr W., Frau A., Herr I. und Frau C.), äußerten sich dementsprechend:

- Interviewer: Was, glauben Sie, muss man können, wenn man alleine wohnen will?  
 Frau M.: Kochen müsste man schon alleine können, waschen, bügeln und aufräumen und alles. Und in die Stadt gehen können.
- Interviewer: Ja, aber das muss man ja auch können, wenn man hier alleine wohnen will. Was ist denn da noch mal ein Unterschied?  
 Frau M.: Ein paar Ämter müsste man selber hingehen können, so wie Behinder-tenausweis verlängern und so.  
 [Z. 236-239.]
- Interviewer: Was, glauben Sie denn, ist das Wichtigste, was man können muss, wenn man ins Betreute Wohnen gehen will?  
 Frau H.: Also auf jeden Fall kochen und einkaufen. Also mit Geld umgehen, würde ich sagen.  
 [Z. 368-369.]
- Interviewer: Was, glauben Sie, ist das Wichtigste, was man können muss, wenn man ins Betreute Wohnen geht?  
 Herr V.: Du musst wissen, dass du allein leben kannst. Du musst spülen können, waschen können, Flur, Hausflur putzen. Vergess ich immer. Du musst selbst Wäsche falten, alles eigentlich.  
 [Z. 778-779.]
- Interviewer: Was, glauben Sie, muss man wirklich können, wenn man alleine wohnen will? Was?  
 Frau J.: Dass man kochen kann, dass man selbst tätigen kann, wenn irgendwie was kaputt ist, dass man selbst machen kann. Nähen natürlich, kochen und irgendwas flicken ... was alles so zusammenfällt, waschen ...
- Interviewer: So der Haushalt?  
 Frau J.: Ja, der gesamte Haushalt.  
 [Z. 471-475.]
- Interviewer: Was, glauben Sie, ist das Wichtigste, wenn man ambulant betreut wohnen möchte, was für Kompetenzen muss man haben? Was muss man können?  
 Fr. G.: Ja, was muss man können? Einen Haushalt führen. Sehen, dass man auch immer genug im Kühlschrank hat zum Essen, wo die Betreuer wirklich danach gucken. Und auch mit den Waschmaschinen umzugehen, Wäsche waschen können. Ja, das mit den Ämtern, das machen ja dann ... würden ja dann in erster Linie die Betreuer machen, davon abgesehen. Aber sonst, dass man auf jeden Fall, dass man einen Haushalt führen kann und dass man sich auch in der Gemeinschaft irgendwo, was weiß ich, einfügen kann.  
 [Z. 584-585.]
- Interviewer: Was ist da das Wichtigste?  
 Frau F.: Was das Wichtigste ist? Das Wichtigste ist, dass man was im Haushalt also besser kann, so wie mit Wäsche waschen. Wäsche waschen und wie man z. B. das Fenster putzt, das ist schon mal sehr wichtig.
- Interviewer: Wäsche waschen, im Haushalt.

- Frau F.: Haushalt und Fenster putzen, also, das sind die wichtigsten Sachen eigentlich. Ja, und bügeln, dass man irgendwie was gezeit bekommt oder so. Dass man z. B. keine Falten bügelt und so, das ist schon wichtig. Dass man irgendwie schon ein bisschen Bescheid ... man braucht nicht das 100-prozentig zu können, aber dass man das eigentlich lernen.  
[Z. 491-494.]
- Interviewer: Was, glauben Sie jetzt zum Schluss, ist das Wichtigste, was man können muss, wenn man alleine wohnen will?
- Frau M.: Das wichtigste ist, würde ich sagen, einfach, dass man kochen kann, waschen kann, bügeln kann. Äh, ja und selber einkaufen gehen kann.  
[Z. 716-718.]
- Interviewer: Was, glauben Sie, abschließend, ist das Wichtigste, wenn man alleine wohnen möchte. Was, glauben Sie, ist das Wichtigste, was man können muss?
- Frau A.: Wie ich vorhin schon sagte: waschen, bügeln, kochen, putzen ...
- Interviewer: So Haushaltssachen?
- Frau A.: Ja, alles was im Haushalt anliegt, sag ich mal.
- Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein müsste, wenn man alleine wohnen will?
- Frau A.: Ich denke schon, ja.  
[Z. 630-635.]

Der Bereich mit den zweithäufigsten Nennungen ist der Bereich Umgang mit Geld. Sechs Befragte, die betreut wohnen wollen (Herr M., Herr P., Frau H., Frau M., Herr K. und Frau R.), und vier Befragte, die bereits so leben (Herr J., Herr T., Frau T. und Herr U.), nannten dieses Thema als Herausforderung bzw. Voraussetzung. Für die Befragten, die nicht betreut wohnen wollen, scheint dies keine große Bedeutung zu haben bzw. sie haben sich noch nicht so viele Gedanken gemacht, denn nur eine Befragte (Frau C.) äußerte sich zu der Notwendigkeit dieser Kompetenz:

- Herr K.: Also im Betreuten Wohnen. Wichtig ist ... Gibt viele Dinge. Gibt schon Dinge, die wichtig sind. Erst mal mit Menschen klar kommen, das ist erst mal wichtig. Dass man mit dem Geld klar kommt. Hier sagt mal einer, pass auf, hier haste dein Geld und guck, dass du damit klar kommst.
- Interviewer: Und dann muss man es echt allein ...
- Herr K.: Und wenn du nicht klar kommst, dann mach ich das manchmal so, dann teilen wir uns das Geld eben ein und dann kannst du dann so und so. Im Betreuten Wohnen haste ... kriegste das ganze Geld und musste ... haste auf einen Schlag das Geld auf deinem Konto zusammen, haste Vergnügungssachen, Haushaltssache und was noch anliegt, Geld zurücklegen für Reparaturen. So Sachen, die von mir aus, dass man sagt von mir und von ihr, so anliegt. Nicht vom Haus, nicht was der Vermieter bezahlen muss, d.h. wenn ich jetzt ... wenn es kaputt geht, was im Haus ... oder kaputt war oder so ... Wasserrohrbruch und so, das muss ja vom Haus bezahlt werden so ...  
[Z. 783-786.]
- Interviewer: Also, was ist wichtig? Worauf muss man achten?
- Frau R.: Ja, dass Sie pünktlich zur Arbeit gehen, zum Beispiel. Dass Sie gucken, dass die Wohnung natürlich in Ordnung ist. Dass Sie mit dem Geld umgehen können, ne? Dass man nicht nachher da steht und dass man keine dicken Schulden macht. Ich meine, da rutscht man ja auch ganz schnell

mit ab. Ich meine, da sind schon ganz viele Sachen, wo man schon gucken muss, ne?  
[Z. 392-393.]

Interviewer: Also, was, glauben Sie, ist das Wichtigste, was man können muss, wenn man alleine wohnen will?

Herr J.: Wenn man alleine wohnen will? Mit Geld umgehen, sag ich mal. Obwohl die das ja auch eigentlich machen, die Betreuer, trotzdem. Lesen und schreiben, wie gesagt, ist auch wichtig. Was noch? Kochen, zum Beispiel, obwohl ich das nicht so gut kann, aber eigentlich braucht das ja auch nicht.  
[Z. 1000-1001.]

Interviewer: Was ist das Wichtigste?

Herr T.: Wichtigste? Die Wohnung sauber halten, mit Geld umgehen und die Rechnungen bezahlen. Rechnungen bezahlen, diese Sachen, die Miete bezahlen, kommen an erster Stelle.

Interviewer: Ja, sonst ist man die Wohnung wieder los.

Herr T.: Und wenn du nichts bezahlst, kommst du ja in die Schulden.

Interviewer: Genau.

Herr T.: Dann sitzt man ja auf der Straße nachher, können nichts zahlen, kannst nichts zu essen kaufen. Ja, und dann sauber halten und so, das ist das Wichtigste. Aber am ersten kommen ja die Rechnungen.  
[Z. 768-774.]

Interviewer: Also, was ist das Wichtigste, was man können muss oder so, wenn man betreut wohnen möchte.

Herr U.: Also man muss mit Geld umgehen können. Und ja mit Einkaufen und so alles, wo ich ja nicht mit fertigwerde. Da kommt Gerd ja für. Mit Schreibkram und so, das macht Gerd dann. Also im Großen und Ganzen im Haushalt. Ein bisschen dann auch lesen können und so. Rechnen wäre vielleicht auch nicht verkehrt, so weil ein bisschen mit Preise und so auseinanderhalten und so. Wäsche waschen und so. Wohnung sauber halten.  
[Z. 494-495.]

Der dritte Bereich, den fast ein Drittel aller Befragten als Voraussetzung zum Betreuten Wohnen bezeichnete, ist die Fähigkeit zur eigenständigen und von einigen Befragten als solche bezeichneten selbstständigen Lebensführung. Die meisten Nennungen zu diesem Aspekt gab es in der Gruppe der Befragten, die bereits ambulant betreut wohnen. Hier waren es fünf Befragte (Herr O., Herr V., Frau J., Herr N. und Herr R.), bei den Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, noch drei (Frau I., Herr S. und Frau R.) und von den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, nur einer (Herr Sch.), die hier eine Voraussetzung für das Alleinwohnen sehen.

Interviewer: Was glauben Sie jetzt abschließend, ist das Wichtigste, wenn man ins Betreute Wohnen möchte? Was ist das Wichtigste, was man können muss?

Frau I.: Also, ich finde, man sollte schon ne gewissen Eigenständigkeit haben, so auch man muss das auch wollen so. Man muss auch diese Eigenständigkeit wollen so, auf eigenen Füßen zu stehen. So das ist das halt wohl, das Wichtigste für mich. Nicht ständig betreut zu werden so. Dass man dann auch so seine Privatsphäre hat.



- Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss, oder kann man da einen Teil von lernen?
- Frau I.: Also, ich schätze mal, dass die da auch ein paar Sachen dann lernen. Aber ich fände es schon gut, wenn man dann einen Teil schon vorher könnte und so.  
[Z. 487-490.]
- Interviewer: Was muss man können? Was, glauben Sie, ist so ... wie muss man sein? Vielleicht auch im Rahmen seiner Persönlichkeit oder weiß ich nicht ...
- Herr S.: Was man können könnte: Selber aufstehen, sagen mal selber anziehen, selber einkaufen können, nicht so viel abhängig werden von anderen Leuten, nicht so oft anrufen. Manche Dinge, so was mir einfällt.  
[Z. 843-844.]
- Interviewer: Was, glauben Sie, ist das Allerwichtigste, wenn man ambulant betreut, also wenn man betreut wohnen möchte. (...)
- Frau R.: Ja, die Selbstständigkeit.
- Interviewer: Das glauben Sie schon?
- Frau R.: Ja, dass das funktioniert draußen. Und sonst bringt das nichts.
- Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss?
- Frau R.: Ja. Sonst rutscht man ganz schnell ab.
- Interviewer: Was passiert dann? Was kann passieren?
- Frau R.: Ja, wenn einer nicht arbeiten geht oder so. Seine Arbeit aufs Spiel setzt, natürlich Schulden hat ohne Ende, wo man denn nicht mehr rauskommt. Ja, wenn man seine Wohnung nicht ordentlich hält. Wenn man mit dem Geld nicht kalkuliert oder umgehen kann.
- Interviewer: Kann man Selbstständigkeit lernen?
- Frau R.: Ja.
- Interviewer: Das heißt, auch Leute, die jetzt noch nicht so besonders selbstständig sind, könnten das lernen?
- Frau R.: Ja, die können das lernen. Wenn sie die Hilfen natürlich annehmen, ne.  
[Z. 746-757.]
- Interviewer: Was, glauben Sie, ist dabei das Wichtigste?
- Herr Sch.: Das man alles kann.
- Interviewer: Was ist denn alles?
- Herr Sch.: Lesen, schreiben, dass er sich ... Er muss ja auch alleine einkaufen gehen, selber kochen, waschen, putzen usw.
- Interviewer: Glauben Sie, dass man besonders selbstständig sein muss?
- Herr Sch.: Auf jeden Fall, ja.
- Interviewer: Würden Sie das auch schaffen? Weil die ganzen Sachen, die Sie gerade aufgezählt haben, jetzt mal ehrlich, die können Sie ja. Was ...
- Herr Sch.: Ja. Klar, das kann ich auf jeden Fall. Ja. - Ne, also ich denk mir schon, dass, wenn ein anderer das machen will und der ist dazu in der Lage, dann soll er das machen.  
[Z. 539-546.]

Ein weiterer für das Betreute Wohnen als wichtig angesehener Aspekt ist der Bereich Umgang mit Behörden und Schriftverkehr. Sechs Befragte (Herr P., Frau M., Frau D., Frau T., Herr E. und Frau C.) äußerten sich dementsprechend:

- Interviewer: Also, was ist das Wichtigste, was man können muss, wenn man alleine wohnt?
- Herr P.: Tja, halt haushaltsmäßig muss man können, finanziell muss man auf jeden Fall können. Kochen, mehr die Arbeit nachgehen.
- Interviewer: Jetzt dürfen Sie was sagen, mich interessiert Ihre Meinung, wirklich. Was, glauben Sie denn, ist das Wichtigste, wenn man alleine wohnen will?

- Herr P.: Ämter.  
[Z. 804-807.]
- Interviewer: Was ist das Wichtigste, wenn man alleine wohnen will?  
Frau T.: Das Wichtigste, was man alles kann im Haushalt, mit den Ämtern selbstständig klar kommen, lesen zu können, wenn Briefe kommen, zu putzen, einzukaufen. Das man das eigentlich einigermaßen alles selber regeln tu und nicht immer auf den Betreuer angewiesen ist.
- Interviewer: Glauben Sie, dass Leute, die das nicht können oder noch nicht so gut können, dass die auch alleine wohnen könnten?  
Frau T.: Dafür könnte der Betreuer sorgen, denen in den Sachen zu helfen, die sie dann nicht können. Dafür kommt der Betreuer dann auch einmal in der Woche und würde mit denen auch einkaufen gehen. Das macht der dann schon, wenn du sagen wir was brauchst und ihn dann fragst, dann macht der das auch mit seinem Privatwagen. Dann bringt er dich dann da hin, holt das mit dir und bringt dich dann auch wieder nach Hause.  
[Z. 666-669.]

Der Bereich Ordnung und Sauberkeit der eigenen Wohnung wurde von vier Befragten (Herrn M., Herrn A., Frau R. und Herrn T.) genannt:

- Interviewer: Was, glauben Sie abschließend, ist das Wichtigste, das man können muss, wenn man alleine wohnen will?  
Herr A.: Wichtigste? Die Wohnung immer sauber halten.  
Interviewer: Ordnung und Sauberkeit.  
Herr A.: Ordnung und Sauberkeit. A und O.  
Interviewer: Und das können Sie?  
Herr A.: Jeder Mensch ist nicht ordentlich. Aber wenn es um meine eigene Wohnung geht, würde ich nicht denken, lass die Wohnung mal dreckig. Ne, du willst doch Sauberkeit haben. Sie würden doch auch nicht denken, wenn Sie jetzt so, sagen wir mal, da sind Spinnweben oder so, oh, ne, pack ich jetzt nicht an oder so.  
[Z. 852-857.]

Von vier Befragten (Herrn H., Herrn V., Herrn E. und Frau K.) wurde als eine Herausforderung für den Bereich des Betreuten Wohnens der Umgang mit Einsamkeit genannt bzw. die Fähigkeit allein zu sein:

- Interviewer: Was, glauben Sie jetzt abschließend, ist das Wichtigste, das man können muss, wenn man ins Betreute Wohnen geht oder alleine wohnen möchte?  
Herr H.: Wichtig ist, dass man alleine leben kann. Das ist wichtig. Wenn man dann Kontakt sucht, dann verfällt man auch leicht zum Alkohol. Kommt die Langeweile, kommt die Einsamkeit, dann kommt dann meistens der falsche Umgang, weil man sich nur an irgendwelche Leute dran wendet, wo man gerade mal Kontakt mit hat. Da weiß man nicht, wen man hat oder in welche Clique oder welche Gruppe man gerade gerät. Da hab ich viel kennen gelernt, das eine Jahr, wo ich auf der Straße war.  
[Z. 631-634.]

Zwei Befragte (Frau U. und Herr N.) nannten Mut bzw. Selbstvertrauen als Voraussetzung für den Schritt ins Betreute Wohnen:

- Interviewer: Wenn man alleine wohnt, was ist dann das Wichtigste, was man können muss.

- Frau U.: Ich meine der Mut, das ist wichtig. Nicht sagen ... Vielleicht sagen viele, ha, ne, das kann ich doch gar nicht, das will ich nicht. Alleine? Den ganzen ... die ganze Zeit alleine da zu wohnen. - Ich meine ... Ich möchte das aber.
- Interviewer: Haben Sie keine Angst vor dem Alleinsein?
- Frau U.: Nein.
- Interviewer: Warum nicht? Sie wohnen seit 33 Jahren in so einer engen Familie?
- Frau U.: Ja, aber trotzdem hab ich keine Angst davor. Schon, die erste Zeit wird das wohl kritisch werden, aber ich denke mir, das überlebst du auch noch. Ich geh ja hier arbeiten, also ich bin ja nicht ...
- Interviewer: Sind nicht aus der Welt.
- Frau U.: Ich bin ja nicht durch die Woche zu Hause. Ich mach abends dann mir was zu essen oder ich mach meine Wäsche oder so. Das ist für mich kein Problem. Oder ich geh einkaufen, wenn ich was nicht hab im Haus. Aber ich will das schaffen. Das ist mein Grundsatz.  
[Z. 152-159.]
- Interviewer: Was glauben Sie, ist das Wichtigste, wenn man es schaffen möchte?
- Herr N.: Selbstvertrauen.
- Interviewer: Selbstvertrauen?
- Herr N.: Selbstvertrauen und sehr, sehr viel Mut. Anfangs ist das sehr, sehr schwer, da reinzukommen, ja? Sitzt man abends alleine im Wohnzimmer, denkt man, ach du je, ich muss das noch auspacken, das muss ich noch auspacken, ja? Da hab ich auch abends nachgedacht. Tust Stück für Stück da alles hinsetzen und dann packste das alles schön aus. - Selbstvertrauen und viel, viel Mut.  
[Z. 762-765.]

Auffällig ist die Vielfältigkeit der Antworten. Insgesamt benannten die Befragten sieben verschiedene Hauptaspekte, die als Voraussetzung oder Herausforderung für den Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen bezeichnet wurden. Aus Sicht der Befragten scheint es also nicht unbedingt allgemeingültige Voraussetzungen zu geben, sondern allein individuelle, von den eigenen Ressourcen abhängige Aspekte. Allerdings lassen sich bei den einzelnen Befragungsgruppen unterschiedliche Tendenzen feststellen, was die Anzahl der meisten Aussagen betrifft. Während die Befragten, die ins Betreute Wohnen wollen, als größte Herausforderung bzw. Voraussetzung den Umgang mit Geld bezeichnen (sechs der elf Befragten äußerten sich u. a. zu diesem Aspekt), wurde von fünf Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben, die Ansicht vertreten, dass ein höheres Maß an Eigenständigkeit bzw. Selbstständigkeit notwendig ist, um allein wohnen zu können. Von den Befragten, die nicht ins Betreute Wohnen wollen, wurde mit großem Abstand der Bereich der Haushaltsführung als der Aspekt benannt, der am wichtigsten zur Bewältigung des Alleinwohnens sei. Neun der dreizehn Befragten vermuteten in diesem Bereich notwendige Kompetenzen.

### 6.6.6 Einschätzung, Aufgaben und Tätigkeitsfelder der sogenannten Betreuer aus Sicht der Betroffenen

Die Bedeutung der sogenannten Betreuer als soziale Ressource für die Befragten wurde bereits unter 6.1.2.1 beschrieben. An dieser Stelle soll daher ausschließlich die Sicht der Betroffenen auf mögliche Aufgabenfelder oder Arbeitsweisen der professionellen Unterstützung wiedergegeben werden. Ein Großteil der Befragten sieht die persönliche Begleitung bzw. Assistenz (in der Befragung meist als Betreuung bezeichnet) als eine Möglichkeit an, bei einem selbstständigen Leben unterstützt zu werden. Die meisten Befragten denken dabei an die Bereiche Schriftverkehr, Umgang mit Finanzen, Behörden und Bürokratie. Hier formulieren sie einen Unterstützungsbedarf, der von den Betreuern aufgefangen wird bzw. aufgefangen werden sollte.

- Interviewer: Von wem bekommen Sie Hilfe und Unterstützung?  
Herr T.: Von Herrn L. von der Lebenshilfe.  
Interviewer: Der kommt wie oft vorbei?  
Herr T.: Einmal in der Woche - jeden Donnerstag.  
Interviewer: Und was macht der bei Ihnen?  
Herr T.: Kümmert sich immer um Papiere so was, Papierkram. Dafür ist der bei uns, den Rest machen wir alleine.  
Interviewer: Ja, ja. Das hab ich geahnt. (...) Würden Sie es auch ganz ohne schaffen?  
Herr T.: Mit den Papieren, mit Amt oder so was nicht, im Moment nicht, weil ich vieles nicht verstehe. Deswegen.  
[Z. 491-507.]
- Interviewer: Und dann sind Sie von da wieder ausgezogen?  
Frau D.: Ja. Und dann hatte ich nachher Betreuung gekriegt. Aber die Betreuung kam dann von hier.  
Interviewer: Wussten Sie da schon, dass Sie hierhin ziehen? Also, hatte Ihnen schon jemand gesagt, dass Sie nach ...  
Frau D.: Ja, weil meine Mutter sagte, du wirst halt dann in Goch bleiben. Weil woanders da komm ich nicht so mit klar.  
Interviewer: Okay.  
Frau D.: Weil ich ja Probleme hab mit Ämtern und so. Deswegen hab ich auch Betreuung. Also mit Papiereausfüllen und so was alle. Zum Beispiel wenn de jetzt nen Brief vom Sozialamt kriegst und ich damit nicht klar komme oder so was, dann hab ich Betreuung gekriegt.  
Interviewer: Okay. Das war aber dann schon in Goch?  
Frau D.: Ja.  
[Z. 52-59.]
- Interviewer: Was ist das Allerwichtigste, was man können muss?  
Frau C.: Ja, Kochen, Einkaufen. Brieflesen lernen. Aber ist wichtiger, eine ... wie heißt ... Betreuer macht, helfen. Das ist auch noch wichtiger. Alleine kannst du keinen Brief nicht ... das ist schwierig.  
Interviewer: Also, genau. Was wird schwierig am Betreuten Wohnen? Das ist jetzt die andere Frage. Also, so Briefe beantworten, würde schwierig werden. Was noch?  
Frau C.: Ja, ich meine Brief. Und denn Geld umgehen, das ist auch noch wichtiger. Weil die Leute draußen, die arbeiten, manchmal stimmt da mal nicht so. Und das Wichtige ist der Kassenbon. Das ist auch wichtiger. Und ich find auch wichtiger, wenn Betreuer uns hilft. Ich find das, so schlecht ist

das gar nicht, Betreuer für uns. Also, ich find das gut, Betreuer haben. Draußen wohnen oder hier. Das ist auch wichtiger.  
[Z. 874-877.]

Für die Befragten, die ins Ambulant Betreute Wohnen wollen, spielen die Betreuer eine verlässliche Rolle in Bezug auf Unterstützung bei all den Dingen, die sie ihrer Meinung nach noch erlernen müssen bzw. nicht allein bewältigen können.

Interviewer: Okay. Das heißt, wer zeigt Ihnen das dann? Von wem kriegen Sie dann Unterstützung?

Herr M.: Von der Betreuerin.  
[Z. 246-249.]

Interviewer: Warum wollen Sie ins Betreute Wohnen?

Frau L.: Ja, weil ich auch irgendwann auf eigenen Beinen stehen möchte und ich find, weil Betreutes Wohnen ist ne tolle Sache für Leute, die nicht ganz allein wohnen können. Man hat da schon ne eigene Wohnung, man muss auch waschen, bügeln und so was alles können. Aber für die Sachen, die man nicht kann, so Papierkram und so, kommen dann halt die Betreuer so, für Einkauf und so.  
[Z. 174-175.]

Auch einige der Befragten, die bereits ambulant betreut wohnen, sehen hier eine Aufgabe der ambulanten Dienste:

Interviewer: Glauben Sie, dass Leute, die das nicht können oder noch nicht so gut können, dass die auch alleine wohnen könnten?

Frau T.: Dafür könnte der Betreuer sorgen, denen in den Sachen zu helfen, die sie dann nicht können. Dafür kommt der Betreuer dann auch einmal in der Woche und würde mit denen auch einkaufen gehen. Das macht der dann schon, wenn du sagen wir was brauchst und ihn dann fragst, dann macht der das auch mit seinem Privatwagen. Dann bringt er dich dann da hin, holt das mit dir und bringt dich dann auch wieder nach Hause.  
[Z. 666-669.]

Interviewer: Was für Voraussetzungen muss man haben? Was muss man können? Und meine Frage ist z. B. ...

Herr J.: Was man können muss? Ich weiß nicht. Ich glaub, nicht so viel.

Interviewer: Man lernt das schnell?

Herr J.: Ja. Es wird einem beigebracht, sag ich mal. Kommt auch drauf an, ich weiß nicht, wer da alles hinkommen würde. Sag ich mal jetzt von ... wie fit man dafür sein muss oder was.

Interviewer: Das ist meine Frage.

Herr J.: Ja, das weiß ich auch nicht genau.

Interviewer: Mist. Aber Sie glauben nicht, dass man jetzt diese ganzen Haushaltsgeschichten schon vorher können muss, sondern durch die persönliche Assistenz ...

Herr J.: Ne, das muss man ... Quatsch. Ja, ne, durch die persönliche Assistentin, die bringt einem das dann noch bei, ja. Oder erklärt einen das, was man zu tun hat. Ja, dafür ist die ja da.  
[Z. 214-212.]

Für einige dieser Befragten übernehmen die Betreuer auch eine stabilisierende, Sicherheit gebende Rolle, im Sinne einer Begleitung, auf die man sich verlassen kann.

- Herr H.: Und da bin ich jetzt wieder, ja nicht ganz zwei Jahre. Und nächstes Jahr will ich wieder raus.
- Interviewer: Und dann wollen Sie aber sich eine eigene Wohnung nehmen und noch mal den Versuch wagen.
- Herr H.: Versuch wagen, aber mit Betreutes Wohnen.
- Interviewer: Aber warum, glauben Sie, schaffen Sie das diesmal? Was haben Sie jetzt in der Zwischenzeit dazugelernt?
- Herr H.: Weil ich jetzt dabei Betreutes Wohnen.
- Interviewer: Ja.
- Herr H.: Und ich hab nen Betreuer dabei.
- Interviewer: Ja. Das heißt, Sie sind alleine.
- Herr H.: Ich bin nicht alleine. Hab jede Woche jemand, der da ist.  
[Z. 243-255.]
- 
- Frau L.: Was muss passieren? Ja, keine Ahnung. Das da vielleicht nen richtiger kommt und dann mir da mich unterstützt mit meinem Sachen, wenn ich Hilfe brauche und das auch verstehen kann. Und nicht sagen: Ich helf dir heute mal und ab morgen das andere hab ich keine Lust mehr. Dann steh ich da alleine da.
- Interviewer: Sie müssten sich darauf verlassen können?
- Frau L.: Ja, genau. Ich brauche einen, wo ich mich drauf verlassen kann.
- Interviewer: Ja. - Was, denken Sie, müssten Sie noch lernen, bevor Sie alleine wohnen?
- Frau L.: Das fällt mir jetzt nichts ein im Moment.  
[Z. 321-326.]
- 
- Interviewer: Was, glauben Sie abschließend, ist das Wichtigste, wenn man ambulant betreut wohnen möchte?
- Herr I.: Dass man sich also auf die Helferinnen und Helfer verlassen kann. Dass man da also nicht tagelang nichts von jemanden nicht hört oder dass derjenige dann nicht pünktlich kommt. Ich meine, Verspätung ist immer drin. Aber wenn er dann gar nicht kommt. Auf die Hilfe, da müsste man sich ... muss man sich verlassen können, dass auch wirklich jemand kommt. Nicht jetzt Gewehr bei Fuß, sag ich mal, aber ...  
[Z. 773-774.]

Die besondere Bedeutung, die den professionellen Unterstützern aus Sicht der Betroffenen zukommt, und daraus resultierende Überlegungen und Veränderungen werden in Kapitel 7 und 8 weitergehend diskutiert.

### **6.6.7 Wünsche, Ideen und Verbesserungsvorschläge bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens**

Einige der Befragten äußerten konkrete Vorschläge für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens. Diese sind entweder subjektiv auf die eigenen Bedürfnisse bezogen oder aber betreffen allgemein diesen Bereich. Vor allem die Befragten, die bereits im Betreuten Wohnen leben oder in der Vergangenheit Erfahrungen mit dieser Wohnform gemacht haben, formulieren Verbesserungsvorschläge und eigene Ideen zur Weiterentwicklung.

Eine gezielte Vorbereitung für das Alleinwohnen wünschen sich mehrere Befragte. Der im Folgenden zitierte Befragte bemängelt beispielsweise die Vorbereitung auf den Umgang mit Geld und würde gern bereits im Vorfeld in seiner Außenwohngruppe seine Fähigkeiten diesbezüglich erweitern:

- Interviewer: Hier ist einiges schlecht gelaufen. Heißt das, Sie glauben, dass Sie selbstständig ne Wohnung versorgen könnten von Ihren Fähigkeiten her?
- Herr P.: Ja, außer mit geldmäßig nicht. Aber wenn ich da Unterstützung krieg, ist das kein Problem. Weil wir das ja hier nicht richtig lernen können. Finde ich auf jeden Fall.
- Interviewer: Glauben Sie, dass das wichtig wäre, wenn man das im Vorfeld lernen würde?
- Herr P.: Ja.
- Interviewer: Danke, solche Sachen will ich hören.
- Herr P.: Weil, wenn man das im Voraus schon lernt, dann weiß man auch, wie man mit Geld umgehen kann. Dann kann man auch einschätzen, wie man in der Wohnung weitermachen kann.  
[Z. 312-317.]

Frau R. spricht von einem Wohntraining, das in den Außenwohngruppen angeboten wird bzw. angeboten werden sollte, um die Betroffenen auf das Betreute Wohnen vorzubereiten:

- Interviewer: Wie kann man die unterstützen, dass sie es schaffen?
- Frau R.: Ja, indem sie erst in so eine Einrichtung wohnen und darauf vorbereitet werden.
- Interviewer: Das glaube ich nämlich auch.
- Frau R.: Das ist das, die müssen darauf vorbereitet werden.
- Interviewer: Wohntraining.
- Frau R.: Ja, die müssen darauf vorbereitet werden. So wie hier zum Beispiel auch. Dass sie selbstständig kochen lernen, dass sie selber ihre Wäsche waschen, dass sie selber bügeln ...  
[Z. 606-611.]

Auch Frau T. schlägt ein Wohntraining vor, das in den Außenwohngruppen angeboten werden könnte:

- Interviewer: Muss man selbstständig sein, wenn man alleine wohnen möchte?
- Frau T.: Viel. Müsste man eigentlich wohl.
- Interviewer: Kann man das lernen?
- Frau T.: Das kann man eigentlich trainieren.
- Interviewer: Sollte man das vorher trainieren oder reicht das, wenn man dann alleine wohnt?
- Frau T.: Das sollte man eigentlich vorher schon können.
- Interviewer: Und wo kann man das lernen und wie?
- Frau T.: In den Wohngruppen kann man das da lernen. Da wir ja dafür gefordert. Da hat man einmal in der Woche Küchendienst, dann sind da zwei Leute zuständig, die kochen dann für sechs, sieben Leute. Und dann einmal in der Woche tun sie dann die Bäder putzen. Für das Zimmer selbstständig verantwortlich und tust du in der Woche bisschen dran mit Putzen oder Küchendienst. Dann gehst du auch selbstständig mit zwei Leuten einkaufen für die ganzen Leute.  
[Z. 672-679.]

Herr O. sieht für die Bewohner in den Wohnfamilien eine besondere Problematik und fordert eine Umorganisation dieses Wohnkonzepts:

Herr O.: Also, man muss erst mal die ganzen Wohnfamilie, die müsste man ummodellern. Also das ... man muss ja schon wieder von klein anfangen. Wohnfamilienleute, die in einer Wohnfamilie sind, sind gehemmt. Das heißt, die können nie auf Fremde zugehen. Und dadurch gehen die meisten unter. Wenn sie rauskommen, sind sie nicht mehr in ihrem Umfeld. So. Rein theoretisch würden sie das schaffen, aber die würden an ihrer Einsamkeit würden sie umgehen. Die würden umfallen wie ein Baum. Die würden gar nicht wissen, was sie nach der Arbeit machen. Die würden dann in ihr Kämmerchen bleiben oder in ihrem Häuschen bleiben und da versauern. Und das, da muss drauf gebaut werden. Die Wohnfamilien müssen darauf bauen, dass diese Hemmschwelle überbückt wird. Dass dann schon mal die Zügel ein bisschen locker gelassen werden, damit mal so ein Behinderter, wenn er möchte, auch mal später reinkommen kann oder mal ne Übernachtung da machen kann oder da. All das, das muss gemacht werden. Der Freundeskreis muss erweitert werden. Und das heißt nicht, in den Wohnfamilien, in der Werkstatt, das heißt außerhalb. Das muss ... Man muss auch diesen Leuten ne Chance geben, auf Seminare teilzunehmen oder an Veranstaltungen teilzunehmen. Das muss solchen Leuten ... die müssen nicht sehen, wie komm ich dahin, das muss gefördert werden. Das muss ... von der Lebenshilfe Busse oder Wagen hingestellt werden und gesagt werden, hört mal, Leute, da und da, möchtet ihr da hin jemand. Das muss freikommen, ohne dass die Wohnfamilieneltern sauer sind oder brummig werden. Oder auch wenn ein Behinderter mal was verändern will in der Wohnfamilie, das muss gemacht werden. Nur so kann das funktionieren. Dann wird ... der Freundeskreis wird dadurch stärker und dann hat derjenige ne Chance.  
[Z. 462-462.]

Ähnliche Vorschläge macht auch Frau D.:

Interviewer: In der neuen Wohnung wird alles besser. - So, ich hab gar keine Fragen mehr. Wollen Sie noch was sagen zum Thema „Wohnen“?

Frau D.: Ja, also ich würd sagen, dass die Wohnfamilie ... dass die Betreuer mal sagen, die sollten ... die da wohnen, die sollen sich mal jeder, vielleicht ein, zwei Leute, mal kochen, also selber Kartoffeln schälen, ohne dass die das machen, damit die das lernen können. Und dass denen beigebracht wird ...

Interviewer: Sich selbst zu versorgen.

Frau D.: Ja, mit Putzen. Und dass die, anstatt die Spülmaschine, auch mal selber mit der Hand spülen. Weil ich hab da nämlich mal mich das angeschaut, wo M. noch die geleitet hat. Da spült keiner selber, die tun das alle in die Spülmaschine rein, dann Tabs rein und schon fertig. Also selber spülen tun die nicht. Das sollen die lernen, dass ihnen das beigebracht wird, mal selber zu spülen und mal einen Tag die Spülmaschine weglassen und das mal mit der Hand versuchen. Und dann mit dem Putzen, dass denen das beigebracht wird und so. Und das Bügeln, dass die Betreuer auch nicht für denen bügeln, sondern sagt, komm, ihr müsst das mal selber ausprobieren, wie man bügelt. Dass die sich dabei stellen und sich das angucken und ihnen das zeigen, wie funktioniert das. Und dann mit dem Kochen, dass die selber Kartoffeln schälen und Fleisch anbraten ...  
[Z. 608-611.]

Eine Möglichkeit, wie u. a. der Angst vor Einsamkeit im Betreuten Wohnen begegnet werden bzw. der Schritt ins Betreute Wohnen erleichtert werden könnte, wäre aus Sicht einiger



Befragter die Gründung einer Wohngemeinschaft bzw. das Zusammenziehen mit Freunden oder die Möglichkeit einer Hausgemeinschaft:

- Interviewer: Glauben Sie, dass viel mehr Menschen ins Betreute Wohnen können?  
Herr V.: Ja, bis jetzt sind schon viele in Betreutes Wohnen.  
Interviewer: Finden Sie das gut, dass immer mehr Menschen ins Betreute Wohnen gehen?  
Herr V.: Ja, das finde ich Ordnung, aber in Gemeinschaft wohnen.  
Interviewer: Wohngemeinschaften?  
Herr V.: Genau. So was finde ich am besten.  
[Z.828-833.]
- Herr F.: Vielleicht C. [Partnerin] seine Freundin dann oder irgend so was. Und wenn ich mal so sagen will, klappt sehr gut, vielleicht noch größere WG machen. Wie in dem Film mit die Klasse. Das ist auch ne WG, weiß nicht, wie heißt das jetzt. Das kommt immer jedes Mal. Gute Zeiten, schlechte Zeiten - kennste das?  
Interviewer: Hab ich nie geguckt.  
Herr F.: Ja, das ist auch so ähnlich, die WG.  
Interviewer: Ja, ich hab auch schon mal in einer WG gewohnt. Ich find das gut.  
Herr F.: Ich find das auch sehr gut. Die müssen alle man Miete bezahlen, da muss einer mal eine Woche mal jemand einkaufen ...  
[Z. 325-329.]

Herr K. beschreibt in diesem Zusammenhang ein Wohnhaus mit mehreren Bewohnern in einer ähnlichen Situation, in dem jeder Bewohner aber seine eigene Wohnung hat. Dort sollte man nach seiner Aussage selbstständig leben, aber die Möglichkeit haben, einfach in Kontakt zu treten oder sich Hilfe zu holen:

- Interviewer: Fällt Ihnen noch was zum Abschluss ein, was Sie gerne noch loswerden wollen.  
Herr K.: Ja, dass Betreutes Wohnen, dass viel Unterstützung ist, da was gemacht wird beim Betreuten Wohnen. Das heißt, die Leute unterstützen. Hilfe beim Alleinwohnen geben. Eigentlich mal auch mehr Einrichtungen so was ist. Gibt auch Leute, die sagen, ich will ins Betreute Wohnen, ich will aber nicht alleine sein.  
Interviewer: Ja.  
Herr K.: So. Und ich hab keine Freundin. Ich hab keinen. Ich hab nur paar Arbeitskollegen. Dass man sagt, okay, so Einrichtungen nimmt. So Einrichtungen fast wie hier, aber dass jede Person oder jedes Pärchen seine eigene Wohnung hat. Und dass der Betreuer mal einmal in der Woche mal vorbeikommt. Und mal fragt: Brauchste Hilfe. Kann ich dir noch ...? Müssen wir noch was anschaffen? Kann ich mit dem Wagen und so. Wo müssen wir den Schrank holen? Oder musst du was haben? Und so. Solche Sachen und solche Angebot. Mehr solche Art Angebote so von Einrichtungen.  
Interviewer: Wo man dann eigentlich eher alleine wohnt, aber noch nicht ganz selbstständig, sondern da kommt noch mal jemand und guckt. Und man hat auch noch andere Leute um sich rum.  
Herr K.: Genau, dass so wohnen ... dass mal Häuser sind, wie ne Wohnung eingerichtet ist und sind aber so mit Lebenshilfe. Das heißt ... oben, unten und Mitte so zum Beispiel drei Wohnungen. Die drei Wohnungen besetzen von der Lebenshilfe, die da wohnen und so. Solche Sachen. Gibt ja so Sachen, der eine sagt, mit dem komm ich gut klar. Ja, aber der hat aber ne feste Freundin. Und die vertragen sich gut. Und mit der Person komm ich auch klar.  
Interviewer: Zieh ich mit der zusammen ins Haus.

- Herr K.: Ne, ich meine jetzt so. Ich will aber nicht mit der Frau einziehen, weil ich ... manchmal kann die Frau manchmal nerven und so. Sind gut befreundet und die sagt, ich such auch eine Wohnung. Sagt man, ich zieh oben in die Dachgeschosswohnung und ich zieh da hin, da hin. Dass man sich trotzdem ...
- Interviewer: ... sieht, aber nicht immer.
- Herr K.: Nicht immer sieht. Und dass man viel was unter Gemeinschaft was unternehmen kann, wenn alle mal Lust haben und so. Also Wohnen für Behinderte, sag ich mal.  
[Z. 814-825.]
- Fr. G.: Ja - Angebote, weil ich würd ... Also mein Vorschlag ist, weil ich das jetzt auch so von den anderen so ... aus den Ländern schon bisschen gehört habe, so wie in Schweden ... die haben dann so ein Projekt. Die haben zwar alle ihre eigene Wohnung, aber die haben dann in dem Haus, wo die drin wohnen, auch noch einen Gemeinschaftsraum, wo sie sich treffen können, große Küche, wo die sich treffen können. Aber die haben trotzdem ihre eigene Wohnung.  
[Z. 155-157.]

Ein anderer Vorschlag betrifft die Freizeit- und Kontaktmöglichkeiten nach Feierabend und an den Wochenenden.

- Herr R.: Ja, das wär so schwer. Aber ich kenn ja Leute und deswegen wüsste ich auch schon mal, wo ich hingehen könnte. Aber wenn, sagen wir mal, wenn die Lebenshilfe, wenn die jetzt natürlich irgendwo ein Café oder was hätte, so hab ich ja gehört, soll ja mal irgendwo eins kommen, das soll ja hier unten in Kleve hinkommen, finde ich das - die Entscheidung, dass hier ein Café hinkommt, das fand ich eigentlich gar nicht mal schlecht.
- Interviewer: Weil man dann so einen Treffpunkt hätte, wo man wüsste, da gehe ich und da ist auf jeden Fall jemand.
- Herr R.: Da ist jemand und man kann sich da auch mal hinsetzen, man kann sich da nen Kaffee trinken und dann fertig.
- Interviewer: Ja, genau. Glaube ich auch, weil das dann viel gegen diese Vereinsamung tun würde. Man hätte einfach irgendeinen Ort, wo man weiß, da bin ich eben nicht alleine, ne?
- Herr R.: Und das finde ich richtig, dass der Schritt kam mit dem Café. Wo ich das hörte, fand ich das gar nicht verkehrt. Ein großer Schritte, der schon wieder gekommen ist, wo man sagen kann, so, da können Leute hingehen. Weil viele ja auch vereinsamen.  
[Z. 607-612.]

Herr S. äußert sich zu einem Café als Treffpunkt, das sich aber in den Öffnungszeiten an den Bedürfnissen der Besucher orientieren sollte:

- Herr S.: Mancher, zum Beispiel wenn sie sagen auch, Café hat heute los, samstags, sonntags, wo geh ich hin.
- Interviewer: Ja.
- Herr S.: Das ist das Schönste bei, dass manche los haben. Aber manche haben erst nach bestimmte Uhrzeit erst los.
- Interviewer: Das stimmt. Und was macht man davor?
- Herr S.: Ja, und was macht man davor? Muss ne bestimmte Zeit schon los haben ...
- Interviewer: Zehn Uhr zum Frühstück schon.
- Herr S.: Oder nachmittags. Nachmittags zum Kaffee, Kuchen essen.
- Interviewer: Genau, dann hätte man was, wo man auf jeden Fall hingehen kann.

Herr S.: Ja, ja. Sag mal, drei, vier, fünf Stunden los hat. Dann ab sechs Uhr, ab sieben Uhr zu ist, dann ist natürlich der Tag schon fast weg.  
Interviewer: Das ist es nämlich, ne?  
Herr S.: Ja, ja. Manchen fällt die Decke auf den Kopf. Wissen die nicht, wie sie die Zeit umkriegen. Manche wissen nicht, wo sie hingehen sollen.  
[Z. 900-910.]

Die Vorschläge, die von den Befragten in Bezug auf das Betreute Wohnen gemacht wurden, lassen sich in vier Hauptpunkten zusammenfassen:

- Gezielte Vorbereitung bzw. Wohntraining,
- Umorientierung des Konzeptes der Wohnfamilien,
- Ausweitung von Wohngemeinschaften oder gemeinschaftlichem Zusammenwohnen im Bereich des Betreuten Wohnens und
- Einrichtung eines Cafés oder Treffpunktes als Möglichkeit zur Kontaktaufnahme und Freizeitgestaltung.

### **III. Diskussion und Ausblick**

## **7 Diskussion der Ergebnisse**

Die Ausgangsfrage der vorliegenden Untersuchung lautete, welche Voraussetzungen Menschen (mit geistiger Behinderung) brauchen, um allein wohnen zu können. Diese Frage sollte aus Sicht der Betroffenen beantwortet werden, wobei fünf Grundannahmen zugrunde gelegt wurden, die zusammenfassend auf den Vorüberlegungen basierten, dass Menschen (mit geistiger Behinderung), die allein wohnen wollen, über Ressourcen im individuellen, sozialen und materiellen Bereich verfügen und zudem Handlungskompetenzen im Bereich der Freizeitgestaltung haben. Diese Annahmen sind durch die Aussagen der Befragten bestätigt worden und werden nach den methodenkritischen Überlegungen differenziert diskutiert.

Zur Untersuchung der Fragestellung wurden drei Befragungsgruppen gebildet, nämlich eine Gruppe von Befragten, die bereits ambulant betreut wohnen, eine Gruppe von Befragten, die ambulant betreut wohnen wollen und eine Gruppe von Befragten, die nicht allein (ambulant betreut) wohnen wollen. Der Unterteilung in diese drei Befragungsgruppen lag die Annahme zugrunde, dass relevante Unterschiede in Bezug auf die Verfügbarkeit von Ressourcen deutlich würden, also ein Zusammenhang zwischen den Ressourcenpotentialen und dem Wohnwunsch besteht. Diese Vermutung hat sich nicht bestätigt, was in den folgenden methodenkritischen Überlegungen diskutiert wird.

### **7.1 Methodenkritische Überlegungen**

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Befragten der vorliegenden Studie sehr gut in der Lage waren, ihre eigenen Vorstellungen, Wünsche, Ideen und Bedürfnisse zu äußern, und dementsprechend über mögliche Voraussetzungen für das Ambulant Betreute Wohnen Auskunft geben konnten. Die verwendete Methode des Problemzentrierten Interviews ist demnach geeignet, um eine Betroffenenperspektive auch, oder gerade, von Menschen mit (geistiger) Behinderung zu erheben. Die spezifischen Rahmenbedingungen, die dabei zu

berücksichtigen sind, wurden bereits in den Kapiteln 4.4 und 5.3.5 geschildert. An dieser Stelle ist daher der Fokus eher auf die Nutzbarkeit dieser Methode für die Forschung mit Menschen mit (geistiger) Behinderung gerichtet.

Der Erkenntnisgewinn wird umso größer, je ausführlicher die einzelnen Interviews sind bzw. je mehr Raum den einzelnen subjektiv wichtigen Themen gegeben wird. Die Interviews dauerten zwischen einer halben und fast drei Stunden, wobei die Dauer der Gespräche allein von den Befragten festgelegt wurde. Von Seiten der Interviewerin wurde lediglich darauf geachtet, die Leitfragen zu thematisieren, um dem Kriterium der Vergleichbarkeit entsprechen zu können. Das Interesse, welches einige Befragte dem Interview entgegenbrachten, und die hohe Motivation, mit der die Gespräche größtenteils geführt wurden, lassen darauf schließen, dass es den Befragten wichtig ist, über ihre Lebenswirklichkeit Auskunft zu geben, und dass sie es positiv bewerten, als Experte in eigener Sache befragt zu werden. Für die weitere Forschung bedeutet dies, dass der Einsatz der Methode des Problemzentrierten Interviews mit einem hohen Maß an zeitlicher Kapazität einhergehen sollte, um den Befragten die Möglichkeit zu geben, sich ausführlich zu äußern und dabei Themenbereiche anzuschneiden, die nicht gleich auf den ersten Blick zur Forschungsfrage gehören. Durch eine inhaltlich umfangreiche Äußerung können die Aussagen zur Lebenswirklichkeit wesentlich detaillierter ausfallen und dem Befragten steht die Möglichkeit offen, die für ihn relevanten zusätzlichen Aspekte zu benennen. Die für den Teilhabeprozess geforderte stärkere Beteiligung der Betroffenen könnte nach den Erfahrungen der vorliegenden Untersuchung einfach erfüllt werden, würde man diesem Personenkreis die Möglichkeit zum Gespräch und zur Meinungsäußerung geben. Wichtig scheint allerdings der Faktor der Anonymität zu sein und die Tatsache, dass eine unbekannte, „von außen kommende“ Person die Gespräche führt, denn so können die Befragten offen über ihre Lebenswirklichkeit berichten, ohne dass es sich ungewollt auf diese auswirkt.

Einschränkend muss angemerkt werden, dass es sich bei den Befragten der vorliegenden Untersuchung um Personen handelte, die größtenteils in der Lage waren, mitunter komplexe Fragestellungen zu verstehen und auf diese verbalsprachlich zu antworten. Die Zusammenstellung der Befragungsgruppe ergab sich aus der Fragestellung der Untersuchung und bezog sich auf Personen, die zum Zeitpunkt der Interviews für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens „in Frage“ kamen. Da nach Auffassung der Autorin auch Menschen mit einem höheren Hilfe- bzw. Unterstützungsbedarf in der Lage sein sollten, sich für diese Wohnform entscheiden zu können, müsste das Befragungsinstrument den zusätzlichen Bedürfnissen dieser Befragungsgruppe angepasst werden. HAGEN (2001) arbeitete in ihrer

Untersuchung mit Bildkarten und das vom LVR entwickelte Individuelle Hilfeplanverfahren ist in einer Ausführung in leichter Sprache erhältlich. Zudem existiert ein Materialkoffer, der eine handlungsorientierte Auseinandersetzung mit eigenen (Wohn-)Wünschen ermöglicht. Durch eine Anpassung der Leitfragen und den Einsatz zusätzlicher Materialien ist eine Ausweitung dieser und anderer Befragungen auch auf Menschen mit einem höheren Hilfebedarf durchaus denkbar.

Die Auswertungsmethode der Qualitativen Inhaltsanalyse erwies sich als außerordentlich hilfreich, zumal es sich um eine relativ große Menge an auswertbaren Daten handelte. Mit Hilfe einer computergestützten Auswertung ist es so möglich, sowohl deduktiv als auch induktiv Kategorien zu bilden und alle Aussagen im Hinblick auf diese Aspekte zu analysieren. So kann dem Anspruch auf Reliabilität begegnet werden und gleichzeitig eine Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand beibehalten werden, der vor allem innerhalb der qualitativen Forschung von wesentlicher Bedeutung ist. Die in diesem Zusammenhang geforderte Objektivität kann im Sinne einer neutralen Einstellung gegenüber dem Befragten und der Untersuchungsfrage erfüllt werden. Nach den Erfahrungen der vorliegenden Untersuchung ist es allerdings von Vorteil, wenn sich der Interviewer authentisch und empathisch in die Interviewsituation begibt, also eine dialogische, beinahe partnerschaftliche Gesprächsatmosphäre entsteht. Es zeigte sich, dass durch das so entstandene Vertrauen die einzelnen Interviews ausführlicher, inhaltlich tiefgehender und somit erkenntnisreicher wurden.

Ein weiteres im Sinne qualitativer Sozialforschung gefordertes Gütekriterium ist die Vergleichbarkeit der Ergebnisse. Durch die Formulierung der Leitfragen und deren unbedingte Abfrage in den Interviews entsteht ein strukturiertes Gerüst von Antworten. Durch die im Rahmen des Auswertungsprozesses stattfindende Kategorienbildung werden zudem inhaltliche Teilaspekte benannt, die auf jedes Interview angewendet werden und so auch eine inhaltlich vergleichbare Analyse der Ergebnisse ermöglichen.

Was das Kriterium der Repräsentativität betrifft, bleibt zu sagen, dass es sich bei der vorliegenden Studie um eine Pilotstudie handelt. Aufgrund der geringen Anzahl von 36 Befragten ist nur bedingt von einer allgemeinen Aussagekraft für den Personenkreis von Menschen mit (geistiger) Behinderung zu sprechen. Vielmehr kann davon ausgegangen werden, dass zwar thematische Schwerpunkte in Bezug auf den Bereich des (Ambulant Betreuten) Wohnens erhoben wurden, diese aber in weiteren Erhebungen mit einer größeren Anzahl

von Befragten evaluiert und überprüft werden müssen, um repräsentative Ergebnisse zu erhalten.

Für die vorliegende Studie ist der Erkenntnisgewinn als erfolgreich zu bezeichnen, da es vor allem darum ging, mögliche Voraussetzungen für das Ambulant Betreute Wohnen zu ermitteln, und zwar in erster Linie aus Sicht der Betroffenen. Das ist gelungen.

Um eine möglichst differenzierte Betroffenenperspektive zu erheben, erschien es notwendig, drei unterschiedliche Befragungsgruppen zu definieren:

- Untersuchungsgruppe 1 bestand aus elf Personen, die ins Ambulant Betreute Wohnen wechseln wollen,
- Untersuchungsgruppe 2 bestand aus zwölf Personen, die bereits im Ambulant Betreuten Wohnen leben,
- Untersuchungsgruppe 3 bestand aus dreizehn Personen, die nicht ambulant betreut, also selbstständig, wohnen wollen.

Im Rahmen der theoretischen Auseinandersetzung und der daraus folgenden Formulierung der Grundannahmen war davon auszugehen, dass relevante Unterschiede in Bezug auf die Verfügbarkeit von Ressourcen deutlich würden, also ein Zusammenhang zwischen den Ressourcenpotentialen und dem Wohnwunsch besteht. Die Analyse der Ergebnisse zeigt allerdings, dass die Tatsache, ob eine Person allein wohnen möchte oder nicht, keine bzw. eine als gering zu bewertende Aussagekraft hinsichtlich etwaiger Ressourcen hat. Bei der Entscheidung für eine Wohnform bzw. einen Wohnort spielen, so die Ergebnisse der Studie, in erster Linie persönliche Motivationen eine ausschlaggebende Rolle und nicht wie angenommen mögliche unzureichende Ressourcenpotentiale. Bei der Darstellung der Ergebnisanalyse ist an den meisten Stellen trotzdem die Einteilung in die drei Untersuchungsgruppen eingehalten worden. Dies ist zum einen einer besseren Praktikabilität geschuldet und zum anderen lassen sich an verschiedenen Stellen und unterschiedlichen thematischen Aspekten durchaus Unterschiede feststellen. Vor allem in einigen Bereichen der sozialen Ressourcen und in den Möglichkeiten der Freizeitgestaltung zeigen sich Unterschiede zwischen den einzelnen Befragungsgruppen. So sind es in erster Linie die Befragten, die nicht allein wohnen wollen, die von zuverlässigen und ausgeprägten sozialen Ressourcen berichten und in ihrer Freizeit häufig etwas mit anderen unternehmen. Hier könnte folglich einer der Gründe zu finden sein, warum diese Befragten nicht ihren Wohnort und ihre Wohnform wechseln wollen. Sie fühlen sich in ihrem Umfeld wohl und sehen keine Notwendigkeit sich zu verändern. Betrachtet man den aktuellen Wohnort (vier Befragte wohnen bei

ihren Eltern und fünf in einer Wohnfamilie, in der familienähnliche Strukturen gelebt werden), kommen allerdings Zweifel hinsichtlich eines Ablöseprozesses auf und es entsteht die Frage, ob die Auseinandersetzung mit der Frage des Alleinwohnens tatsächlich stattfindet bzw. ob sie vielleicht durch stärkere Diskussion, Öffentlichkeitsarbeit o. Ä. angestoßen werden muss.

Von diesen Überlegungen abgesehen, ist festzustellen, dass die Unterteilung in drei Befragungsgruppen rückblickend einen geringen Erkenntnisgewinn hervorgebracht hat. Vermutlich wäre eine Unterscheidung von zwei Gruppen, nämlich Befragten, die bereits im Ambulant Betreuten Wohnen leben, und Befragten, die nicht im Ambulant Betreuten Wohnen leben, ausreichend gewesen.

Mit der vorliegenden Studie ist ein umfangreicher Erkenntnisgewinn über die Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung gelungen, in der verschiedenste Lebensbereiche und vor allem auch individuelle Ressourcen und Sichtweisen der Betroffenen ermittelt werden konnten. Die Beantwortung der Frage, welche Voraussetzungen zum Ambulant Betreuten Wohnen aus Sicht der Betroffenen gegeben sein müssten, hätte in einem wesentlich kleineren Rahmen erfolgen können, denn beispielsweise geben die Aussagen in Kapitel 6.6 bereits einen ausführlichen Einblick in die Betroffenenperspektive und zeigen, wie die Befragten den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens betrachten.

Die darüber hinausgehende detaillierte Beleuchtung aller bzw. vieler Aspekte, die für den Bereich des Wohnens von Bedeutung sein könnten, ist daher eine der besonderen Leistungen der vorliegenden Studie. Die dabei wesentlichsten Ergebnisse werden im Folgenden aufgegriffen und unter Berücksichtigung theoretischer Perspektiven diskutiert.

## **7.2 Soziale Ressourcen**

Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), verfügen über soziale Ressourcen bzw. ein soziales Netzwerk. In Bezug auf diese Grundannahme kann festgestellt werden, dass ein soziales Netzwerk von wesentlicher Bedeutung für ein Gelingen des selbstständigen Wohnens ist, dass einige Befragte aber auch ohne dieses zurechtkommen. Unter einem sozialen Netzwerk wird dabei eine Verknüpfung der sozialen Beziehungen zu einem Beziehungssystem (vgl. LENZ/NESTMANN 2009) verstanden, also eine miteinander in Bezug stehende soziale Gruppe. Nach den Ideen einer ‚Community Care‘ wäre ein soziales Netzwerk als Voraussetzung für ein eigenständiges Leben in sozialer Integration zu sehen. Die



Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen diesbezüglich, dass ein enges soziales Netzwerk von Vorteil für eine erfolgreiche Alltagsbewältigung ist, dass aber die Existenz sozialer Ressourcen und eine daraus resultierende soziale Unterstützung auch von Einzelpersonen geleistet werden kann und diese dann eine wesentliche Rolle spielen. Für (mindestens) die Hälfte der Befragten stellen ihre engen sozialen Ressourcen nach eigener Aussage den wichtigsten Teil ihres Lebens dar (vgl. Punkt 6.2.3.2). Unterschieden werden müssen dabei allerdings die informellen von den formellen Ressourcen, die gerade bei Menschen mit (geistiger) Behinderung und in der Regel institutionellen (Wohn-)Erfahrungen eine Rolle spielen. Innerhalb der informellen sozialen Ressourcen sind es vor allem Partnerschaften, aber auch Geschwisterbeziehungen, die einen wichtigen Bereich darstellen. Bezogen auf die formellen Ressourcen nimmt die Person des so genannten Betreuers (Assistenten, Mitarbeiter des ambulanten Dienstes, o. Ä.) eine übergeordnete Bedeutung ein. Hier kommt es nach Aussage der Befragten teilweise zu einem „Rollenwechsel“ vom Assistenten und Dienstleister hin zu einer engen Bezugs- und Vertrauensperson, die vereinzelt sogar als Freund bezeichnet wird. Dass diese Bedeutung und Entwicklung als problematisch zu bezeichnen ist und im Hinblick auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens kritisch betrachtet werden muss, steht außer Frage.

### **7.2.1 Partnerschaften als unterstützende Ressource im Hinblick auf eine Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens**

Partnerschaften haben nach HOLLSTEIN (2001) eine herausragende Funktion für das individuelle Wohlbefinden und übernehmen dabei wichtige Funktionen, wie die Vermittlung von Stabilität, Sicherheit und Geborgenheit. Zudem können sie emotional, informationell und zeitlich unterstützend wirken (vgl. HÖHNE 2007), was sich vor allem in einer gemeinsamen Bewältigung des Lebensalltags zeigen kann.

Von den 36 Befragten äußerten 23, dass sie einen Partner hätten. Im Vergleich zur Restbevölkerung (ohne Behinderung) ist dies als durchschnittlicher Wert einzustufen<sup>15</sup>, wobei zu berücksichtigen ist, dass in der Gruppe der Befragten, die nicht ambulant betreut leben wollen, nur knapp die Hälfte in einer Partnerschaft lebt. Ob sich diese Tatsache auf eine Entscheidung für oder gegen einen Wohnort auswirkt, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Wohl aber lässt sich vermuten, dass eine stärkere Normalisierung der Le-

---

<sup>15</sup> Zu weiteren Daten siehe <http://de.statista.com/themen/60/single/>

bensbedingungen in Wohnfamilie und Wohnheim zu einer Zunahme normalisierter Lebensverhältnisse führen würde, wozu auch Partnerschaften gehören.

Neun der zwölf Befragten, die ambulant betreut wohnen, leben in einer Partnerschaft, wobei fünf zusammen mit ihrem Partner in einer Wohnung leben und der Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen gemeinsam erfolgte. Von den elf Befragten, die in absehbarer Zeit ambulant betreut wohnen wollen, haben acht einen Partner, wovon fünf mit diesem zusammenziehen wollen bzw. jetzt schon mit ihm in ihrer jetzigen Wohnsituation zusammenleben. Die Befragten mit Partner beschrieben vor allem die Bedeutung der emotionalen Unterstützung, der Sicherheit, aber auch die Möglichkeiten einer gemeinsamen Freizeitgestaltung als positive Aspekte ihrer Partnerschaft.

Für die Befragten, die in einer Partnerschaft leben, nimmt diese als soziale Ressource eine außerordentlich wichtige Stellung ein und erleichtert dadurch den Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen. Der Partner vermittelt unabhängig von der emotionalen Bindung ein Gefühl von Sicherheit und Stabilität. Vor allem, wenn eine gemeinsame Wohnung geteilt wird, bietet ein Partner eine als niedrigschwellig zu bezeichnende soziale Unterstützung, was von den Befragten, auf die diese Tatsache zutrifft, als wichtiger Vorteil geäußert wurde. Die Aussagen weisen darauf hin, dass Partnerschaften neben der emotionalen Bedeutung auch pragmatische und praktische Auswirkungen haben. So gibt es neben der emotionalen Unterstützung auch Aufgaben und Herausforderungen, die geteilt werden, bzw. eine gegenseitige Unterstützung bei der alltäglichen Lebensbewältigung scheint leichter gewährleistet. Deutlich wurde dies u. a. in den Aussagen zu möglichen Konflikten einer Partnerschaft. Diese scheinen in der Relation hinter den Vorteilen einer Art Wohngemeinschaft zurückzustehen. Bei einigen Paaren schien es sich tatsächlich eher um Zweckgemeinschaften zu handeln, in denen zwar die Wohnung, aber nicht die Zimmer geteilt wurden.

Als Konsequenz für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens könnte dies bedeuten, dass der Aspekt der Wohngemeinschaft bzw. des paarweise Zusammenwohnens stärker in den Fokus genommen werden sollte. Wie im Beispiel von Herrn O. und seinem Mitbewohner Herrn T. deutlich wurde, scheinen gut funktionierende kleine Wohngemeinschaften einen gewichtigen Vorteil im Hinblick auf soziale Unterstützung zu bieten. Das von vielen Befragten geäußerte Problem der Einsamkeit wäre behoben und es scheint so zu sein, dass die gegenseitige Hilfestellung und Unterstützung von großer Bedeutung ist. Ähnlich dem Umzug in ein Studentenwohnheim oder Schwesternwohnheim als erste Wohnsituation nach dem Auszug aus dem Elternhaus, könnte für den Schritt ins Ambulant Be-

treute Wohnen eine selbstgewählte und selbstbestimmte (Wohn- Gemeinschaft die Anfangszeit erleichtern und einige Schwierigkeiten verringern.

### **7.2.2 Geschwisterbeziehungen als Ressource sozialer Unterstützung**

Die Beziehungen der Geschwister zu ihren Brüdern oder Schwestern mit Behinderung nehmen in der Geistigbehindertenpädagogik einen großen Raum ein. Das häufig thematisierte Empfinden lebenslanger Verantwortung kommt in Bezug auf eine soziale Unterstützung wieder zum Tragen. Auch bei Menschen ohne Behinderung „deuten Erhebungen über familiäre Transferleistungen darauf hin, dass Geschwisterbeziehungen [...] über alle Lebensphasen hinweg als soziale Netzwerke gelten können [...]. Insbesondere in Krisen- und Notzeiten, aber gleichfalls im Hinblick auf Alltagsprobleme und unabhängig von der Qualität der Beziehungen wird auf sie zurückgegriffen.“ (NAVE-HERZ 2009, S. 349)

An dieser Stelle steht die Perspektive von Menschen mit (geistiger) Behinderung im Vordergrund, so dass die (möglicherweise problematische) Geschwisterperspektive unberücksichtigt bleibt. Für die Befragten kann festgestellt werden, dass im Rahmen verwandtschaftlicher Ressourcen vor allem die Geschwister eine wichtige Rolle einnehmen. Insgesamt äußerten 31 Befragte, dass sie in Kontakt mit ihren Geschwistern seien. Überwiegend wurde der Kontakt als positiv bezeichnet. Als soziale Ressource bzw. als Ressource sozialer Unterstützung sind Geschwisterbeziehungen leicht zu nutzen. Durch das (in den meisten Fällen) gemeinsame Aufwachsen im Elternhaus kann eine Vertrautheit und Sicherheit entstehen, die sich positiv auf das weitere Verhältnis auswirken kann. Ohne mögliche Abhängigkeitsverhältnisse zu berücksichtigen, stellen Geschwister demnach eine verlässliche und meist sichere soziale Ressource dar, auf die häufig relativ niedrigschwellig zurückgegriffen werden kann. Da dies von einem Großteil der Befragten als positiv bewertet wurde, könnte im Sinne einer sozialen Unterstützung und der Nutzung sozialer Ressourcen die Geschwisterbeziehung von hilfreicher Bedeutung im Hinblick auf eine erfolgreiche Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens sein. Allerdings gelten auch hier die Prämissen von Selbstbestimmung und Eigenentscheid aller Beteiligten, da alle Beziehungen individuell zu betrachten sind und sich im Zweifelsfall auch negativ auf eine erfolgreiche Bewältigung auswirken können. Für das Ambulant Betreute Wohnen ist es von großer Bedeutung, die Familien bzw. die bestehenden sozialen Netzwerke in ein (Hilfe- bzw. Unterstützungs-) System mit einzubeziehen und zu begleiten. Die Ergebnisse dieser Studie weisen darauf hin, dass hier vor allem die Geschwisterbeziehungen eine wichtige Rolle spielen, sodass diese bei Wunsch und Bedarf unbedingt zu berücksichtigen sind.

### 7.2.3 Funktion und Rolle des sogenannten Betreuers im Ambulant Betreuten Wohnen

Für alle Befragten, die im Ambulant Betreuten Wohnen leben, und für einen Großteil aller anderen Befragten, die dieses perspektivisch beurteilen sollten, nehmen die sogenannten Betreuer eine außerordentlich wichtige Rolle ein. Neben den Funktionen von Unterstützung und Assistenz bei alltäglichen Fragestellungen, wie finanziellen Angelegenheiten und bürokratischen Hürden, übernehmen die professionellen Unterstützer für viele Befragte explizit die Rolle eines Ansprechpartners bei Problemen, für einige Befragte sogar die der engsten Bezugs- und Vertrauensperson. Allein durch ihre Verlässlichkeit werden die sogenannten Betreuer im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens zu einer wichtigen sozialen Ressource und müssen mit der Herausforderung umgehen können, dass sie allein durch ihre Aufgabenzuteilung von einer formellen zu einer informellen Ressourcen werden können, was mit großen Auswirkungen im Hinblick auf das Berufs- und Selbstbild des professionellen Unterstützers einhergehen kann.

Aufgrund der begrifflichen Diskussion lassen sich verschiedene Sichtweisen und ein verändertes Verständnis der Tätigkeit dieser Berufsgruppe erkennen. Der Buchtitel *Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzung verhindern! Die Weiterentwicklung des Konzepts „Vom Betreuer zum Begleiter“* (HÄHNER et al. 2005) verweist deutlich auf eine Entwicklung vom fremdbestimmten Versorgungssystem zu einer partnerschaftlichen Unterstützungskultur. Noch heute gilt in der Gesetzesprechung, dass jemand, der unter Betreuung „gestellt“ wird, über bestimmte Bereiche seines Lebens nicht mehr allein entscheiden darf, also betreut wird. Begrifflichkeiten und deren Verwendung zu ändern, nimmt immer eine gewisse Zeit in Anspruch, doch sollte vor allem von Seiten der Professionellen in Forschung und Praxis der Begriff des Betreuers nicht weiter verwendet werden, wenn von der Unterstützung durch ambulante Dienste gesprochen wird. Assistenten, persönliche Begleiter, Unterstützer, alles sind Begriffe, die den Nutzer in den Mittelpunkt stellen und ein gleichberechtigtes Verhältnis zumindest auf sprachlicher Ebene zulassen. Mit der Bezeichnung „Ambulant Betreutes Wohnen“ wurde erst kürzlich die Chance verpasst, gleich auf gesellschaftspolitischer Ebene eine andere Begrifflichkeit einzuführen. So bleibt die Verantwortlichkeit eines Transfers neuer Begrifflichkeiten auf Seiten des Einzelnen und evtl. auf Seiten der Träger, die eine eigene Bezeichnung für ambulante Wohnangebote durchsetzen könnten und dies auch teilweise in Anspruch nehmen.

Mit einer veränderten Begrifflichkeit ließe sich leichter der Blickwinkel auf eine veränderte Aufgabenstellung und Funktion der sogenannten Betreuer lenken. Entsprechend den Leitideen von Normalisierung, Empowerment, Selbstbestimmung und Teilhabe, können und dürfen die Mitarbeiter der ambulanten Dienste nicht mehr in Form einer Betreuung tätig werden, sondern müssen ihre begleitende Tätigkeit in Form einer Unterstützung ausüben, die der Person mit einem sogenannten Hilfebedarf so viel Raum wie möglich für ein selbstbestimmtes Leben lässt, wozu die Anerkennung des Anderen als ‚Experten seiner Selbst‘ gehört. Diese Sichtweise ist für den Unterstützenden mit neuen Herausforderungen und Qualitätsanforderungen an seine Tätigkeit verbunden, denn, so formuliert es GAEDT (1996), die Selbstbestimmung der Betreuten beginnt bei den Betreuern.

Im Sinne einer Erweiterung der Teilhabemöglichkeiten gehören daher u. a. folgende Aspekte zu einer gelungenen Assistenz:

- „Mitbestimmung und -gestaltung bei der Assistenzplanung,
- Vermittlung der Kenntnisse der Angebote des Gemeinwesens und Hilfestellung beim Zugang sowie Begleitung bei diesen Aktivitäten – soweit notwendig,
- Stärkung und Förderung des privaten Netzwerks durch Unterstützung beim Aufbau und bei der Pflege von Kontakten sowie Beratung bei der Vertretung eigener Interessen in diesen Beziehungen – ohne die Abhängigkeit von Angehörigen zu erhöhen oder die Nachbarschaft zu instrumentalisieren und damit die Bereitschaft zu freiwilliger Hilfe langfristig zu zerstören.“

(HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 230)

Diese Aufgabenbereiche und Ziele setzen neben einer veränderten und den (neuen) Anforderungen angepassten Aus- und Weiterbildung auch eine ständige Selbstreflexion des professionellen Unterstützers voraus.

Ein wesentliches Ergebnis der vorliegenden Studie ist die übergeordnete Bedeutung der professionellen Unterstützer für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens. Nach Auffassung der Befragten haben sie einen erheblichen Anteil an einer (erfolgreichen) Bewältigung des eigenständigen Wohnens und nehmen eine außerordentlich wichtige Position im Hinblick auf Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Teilhabe und Gemeinweseneinbindung ein. In einzelnen Fällen sind die Mitarbeiter der ambulanten Dienste die einzigen sozialen Ressourcen außerhalb des Arbeitsplatzes, die Sicherheit und Verlässlichkeit bieten. Ein aus dieser Bedeutung resultierender Rollenwechsel von einer formellen zu einer der wichtigsten informellen Ressourcen ist kritisch zu sehen und muss in der Reflexion der Tätigkeit und einer damit einhergehenden Rollendefinition mitbedacht werden. Gleichzeitig müssen weitere Überlegungen stattfinden, wie dem geäußerten Bedürfnis nach verlässlicher

Unterstützung begegnet werden kann bei einer gleichzeitigen Öffnung der Beziehungssysteme nach außen. Eine vorrangige Aufgabe der ambulanten Dienste ist neben einer individuellen Assistenz somit die Aufgabe eines „Netzwerkers“, eines „Türöffners“ für den Kontakt und das Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung bzw. von Menschen innerhalb einer sich räumlich ähnelnden sozialen Lebenswelt.

### **7.3 Individuelle Ressourcen**

Menschen, die ambulant betreut wohnen (wollen), verfügen über individuelle Ressourcen im Sinne von Bewältigungsstrategien. Diese Grundannahme der Studie lässt sich aufgrund der Ergebnisse positiv beantworten. Vor allem die ‚Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen‘ und ‚Fähigkeiten im Bereich einer selbstständigen Lebensführung‘ wurden von den Befragten als Aspekte eines Copinghandelns genannt. Zudem spielt für den Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen die Möglichkeit zur Selbstbestimmung eine wesentliche Rolle. Als weiterer Einflussfaktor im Bereich der Individuellen Ressourcen ist das Thema Einsamkeit zu bezeichnen. Diese kann sich sowohl auf eine erfolgreiche Bewältigung auswirken als auch eine (negative) Rolle in Bezug auf Ängste und Vorbehalte gegenüber dem Ambulant Betreuten Wohnen einnehmen. Die genannten Aspekte werden im Folgenden erörtert.

#### **7.3.1 Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen**

Soziale Ressourcen sind wichtig für die Bewältigung des (Ambulant Betreuten) Wohnens. Wie vorhergehend beschrieben, ist nach den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung nicht die Netzwerkgröße entscheidend, sondern die generelle Verfügbarkeit sozialer Ressourcen. Es scheint für die Alltagsbewältigung ausreichend, wenige enge Personen im sozialen Umfeld zu haben, von denen im Bedarfsfall (soziale und emotionale) Unterstützung zu erwarten ist. Um diese Unterstützung zu erhalten, ist es von wesentlicher Bedeutung, über soziale Ressourcen zu verfügen und die Notwendigkeit sozialer Ressourcen anzuerkennen. Darüber hinaus ist es in den meisten Fällen notwendig, einen Hilfebedarf benennen und Unterstützung annehmen zu können. Wenn der Einzelne davon ausgeht bzw. überzeugt ist, keine Unterstützung zu benötigen, wird es schwierig, ihn bei der Bewältigung seines Alltags zu begleiten, womit nicht (ausschließlich) professionelle Begleitung gemeint sein muss, denn soziale Unterstützung findet im alltäglichen Miteinander statt und bietet, wie beschrieben, verschiedenste (kompensatorische) Funktionen. Ist aber eine Person in

der Lage, einen Unterstützungsbedarf bei sich zu erkennen (und zu benennen), sich also selbst zu reflektieren, dann kann dies als Bewältigungsstrategie gewertet werden. Die in der Studie als ‚Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen‘ bezeichnete individuelle Ressource wurde auch von den Befragten als mögliche Problemlösestrategie bewertet. Gerade in Bezug auf Ambulant Betreutes Wohnen nennen die Befragten diese Möglichkeit zur Bewältigung von Schwierigkeiten („*Wenn man Hilfe benötigt, wendet man sich an den Betreuer.*“). Ausgehend von der Untersuchungsfrage scheint es wichtig, dass Menschen, die erfolgreich allein wohnen (wollen), über die Fähigkeit zur Aktivierung von Hilfen verfügen bzw. „befähigt“ werden, diese Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln, wobei dies keine Voraussetzung sein kann. Möchte eine Person keine Unterstützung, so sollte diese zwar immer wieder angeboten werden, doch gehört zum Ernstnehmen einer Person auch, ihren Wunsch nach Nichtunterstützung zu respektieren.

### **7.3.2 Selbstbestimmung (aus Sicht der Betroffenen) in Bezug auf den Bereich Wohnen**

Der Aspekt, der von den Befragten im Zusammenhang mit dem Ambulant Betreuten Wohnen am positivsten bewertet wird bzw. in diesem Zusammenhang am häufigsten genannt wurde, ist der Aspekt der Selbstbestimmung. Von den Befragten unterschiedlich bezeichnet, wie beispielsweise „sein eigener Herr sein“, „freie Zeiteinteilung“ oder „Freiheit“, ist der Wunsch nach Selbstbestimmung und die Möglichkeit eines selbstbestimmteren Lebens in der eigenen Wohnung der positivste Aspekt in Bezug auf das Betreute Wohnen.

Für sich selbst bestimmen, eigene Entscheidungen für das eigene Leben treffen, so leben bzw. wohnen, wie man selbst es möchte, – dies sind Wünsche und Zielperspektiven, die von den Befragten mit dem Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens verbunden wurden, die auf diese Weise leben möchten bzw. bereits so leben. Für diese Befragten bedeutet also ein hohes Maß an Selbstbestimmung, außerhalb institutioneller Rahmenbedingungen zu leben, für sich selbst verantwortlich zu sein und allein bzw. in Kleinstgemeinschaften zu leben. Diesem Wunsch nach Selbstbestimmung sollte immer stattgegeben werden, auch wenn ein Hilfebedarf den Leistungsumfang übersteigen sollte, also eine stationäre Unterbringung kostengünstiger wäre. Wer allein wohnen will, der sollte das Recht dazu haben! Umgekehrt gilt, dass die Personen, die nicht allein (bzw. ambulant betreut) wohnen wollen, ebenfalls das Recht haben, über ihren Wohnort selbst zu bestimmen. Die Maßgabe ‚ambulant vor stationär‘ könnte dazu führen, dass Menschen, die in stationären Wohnformen

leben und einen als gering zu bezeichnenden Hilfebedarf haben, aus Kostengründen ihre Wohnform verlassen müssen, um ambulant betreut zu leben. Dies darf im Sinne von Selbstbestimmung nicht passieren, denn zunächst sollte jeder Mensch das Recht haben, über seinen Wohnort selbst zu bestimmen.

Bezogen auf die Leitideen der Normalisierung und Partizipation ist allerdings zu überdenken, ob sich die stationären Wohnformen nicht öffnen oder verändern müssten. Neben Aufklärung, Transparenz und Information, die dazu führen könnten, Ängste und Vorbehalte gegenüber ambulanten Wohnangeboten abzubauen, sollten die Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensführung auch in stationären Wohnangeboten gegeben sein. Individuellere Unterstützungsangebote und subjektorientierte Rahmenbedingungen könnten auch Menschen mit schweren Behinderungen ein (möglichst) selbstbestimmtes Leben ermöglichen.

Selbstbestimmung ist an Wahlmöglichkeiten geknüpft, und wie soll eine eigene Entscheidung getroffen werden, wenn es nur eine Möglichkeit gibt? Dabei kommen auch die bereits beschriebenen Aufgaben der professionellen Unterstützer zum Tragen. Nur wenn diese ihre Profession darin sehen, eine Person mit Unterstützungsbedarf so zu begleiten, dass alle Entscheidungen selbstbestimmt (in Abstimmung mit den sozialen Rahmenbedingungen) erfolgen können und überhaupt Raum für eigene Entscheidungen entsteht, ist eine selbstbestimmte Lebensweise (auch in stationären Wohnformen) möglich. HAHN (1994) spricht in diesem Zusammenhang von Assistenz und sieht unter dem Aspekt der Selbstbestimmung Hilfe als solche an: „Wir assistieren demjenigen, der unsere Hilfe benötigt, bei der Verwirklichung seiner Ziele“ (HAHN 1994, S. 91) Um die Zielperspektive Selbstbestimmung, bezogen auf den Bereich des Wohnens, für alle Menschen (mit Behinderung) zu ermöglichen, ist es demnach notwendig, ein sich öffnendes, subjektorientiertes, auf den individuellen Hilfebedarf zugeschnittenes Unterstützungssystem wohnbezogener Angebote zu entwickeln, die allen ein selbstbestimmtes Leben und Wohnen ermöglichen.

### **7.3.3 Selbstständigkeit als wichtigste Copingstrategie aus Sicht der Betroffenen**

Selbstständigkeit bzw. die Möglichkeiten einer selbstständigen Lebensführung werden häufig mit Selbstbestimmung verwechselt bzw. die beiden Begriffe werden synonym verwendet (vgl. Kapitel 3.3). Hier liegt eine große Gefahr in der praktischen Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens, denn selbstverständlich sollte Selbstbestimmung auch ohne ein höheres Maß an Selbstständigkeit möglich sein und Selbstständigkeit kein Kriterium für ein selbstbestimmtes Leben bilden. Für die Befragten der vorliegenden Studie sind Selbstbestimmung und Selbststän-



digkeit so auch zwei verschiedene Aspekte, die von ihnen differenziert benannt werden. Bezogen auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens lässt sich aus **Sicht der Betroffenen** eine einfache Definition vornehmen: Selbstbestimmung ist die Perspektive und Selbstständigkeit ist der dahin führende Prozess.

Von der Verfasserin der Studie wurde im Vorfeld angenommen, dass Selbstbestimmung als handlungsleitende Idee über allen Bereichen des (Ambulant Betreuten) Wohnens steht und Selbstständigkeit sich aus Sicht der Betroffenen in erster Linie auf Handlungskompetenzen (im Bereich der Haushaltsführung) bezieht und diese im Prozess des Ambulant Betreuten Wohnens erworben werden können. Für die Befragten ist Selbstständigkeit allerdings noch viel mehr und damit einer der wesentlichsten Aspekte der Ergebnisse. Von allen individuellen Ressourcen wurde der Bereich der Selbstständigkeit am differenziertesten benannt. Einem Großteil der Befragten gelang es, eine Einschätzung der eigenen Selbstständigkeit bzw. die Formulierung des Wunsches nach mehr Selbstständigkeit präzise zu benennen. Von allen intrapsychischen Prozessen scheint die Auseinandersetzung mit der eigenen Selbstständigkeit eine übergeordnete Rolle zu spielen und für die Befragten vor allem in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen, aber auch generell in der Bewältigung ihres Lebensalltags, von besonderer Bedeutung zu sein. Dies zeigt sich vor allem in dem Bewusstsein über die eigene Selbstständigkeit, das fast alle Befragten äußern konnten. Von den Befragten in den stationären Wohnangeboten, aber auch in den Elternhäusern, wurde der Bereich der Selbstständigkeit nicht annähernd so hoch bewertet wie in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen. Ein Großteil aller Befragten geht davon aus, dass Selbstständigkeit in der alltäglichen Lebensführung eine Voraussetzung ist, um das Ambulant Betreute Wohnen (erfolgreich) zu bewältigen. Auffällig ist, dass von den Befragten, die bereits ambulant betreut leben, Selbstständigkeit quasi retrospektiv als eine Voraussetzung für diese Wohnform bezeichnet wird. Ausgehend von diesen Ergebnissen stellt der Bereich der Selbstständigkeit aus Sicht der Befragten einen wesentlichen Aspekt der Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen dar. Wenn die Betroffenen Selbstständigkeit als Voraussetzung für ein eigenständiges Wohnen benennen, sollte hier ein Handlungsfeld eröffnet werden, das die Bedürfnisse der Betroffenen ernst nimmt und dementsprechende Angebote macht. Gleichzeitig sollte immer berücksichtigt werden, dass auch ohne ein hohes Maß an Selbstständigkeit Ambulant Betreutes Wohnen möglich und mit entsprechender Unterstützung erfolgreich zu bewältigen ist. Hierbei können mehr Information und Transparenz für die Betroffenen und ihre Angehörigen von Vorteil sein.

Aus der Perspektive der Befragten ist Selbstständigkeit als wesentlicher Faktor für eine (erfolgreiche) Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens zu bezeichnen, aus dem heraus sich ein wichtiges Handlungsfeld für die weitere Theorie und Praxis ergibt.

#### **7.3.4 Einsamkeit als negativer Einflussfaktor**

Als ein (negativer) Einflussfaktor auf eine (erfolgreiche) Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens wird von den Befragten der Umgang mit Einsamkeit genannt. Zwar werden einige „produktive“ Strategien, wie Spaziergehen, Lesen oder Fernsehgucken, erwähnt, doch wird von vielen Befragten die Angst vor Einsamkeit als größte Schwierigkeit in Bezug auf das Leben in einer eigenen Wohnung benannt. Dabei ist Einsamkeit für die Befragten eng mit sozialen Beziehungen verknüpft. Partnerschaften und freundschaftliche Beziehungen können nach Aussage der meisten Befragten dem Gefühl der Einsamkeit entgegenwirken. Vor allem die Wohnsituation, die bei zwei Drittel der Befragten eine gemeinschaftliche ist, beeinflusst die Wahrnehmung von Einsamkeit. Das Gefühl der Einsamkeit wurde von den Befragten in gemeinschaftlichen Wohnsituationen weniger häufig beschrieben als von einem Großteil der Alleinwohnenden, die sich über Momente äußerten, in denen sie sich einsam fühlen. Vor allem die Befragten, die ganz allein leben, schilderten fast alle Aspekte von Einsamkeit und dem Bedürfnis nach Kontakten. Wenn es um (mögliche) Schwierigkeiten in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen geht, scheint Einsamkeit daher eine wichtige Rolle zu spielen. Insgesamt nannten dies zwei Drittel der Befragten auf die Frage nach möglichen Schwierigkeiten oder Ängsten in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen. Für die Gruppe der Befragten, die nicht allein wohnen wollen, scheint der Aspekt der Einsamkeit die größte Schwierigkeit in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen darzustellen. Stellt man also bei den Überlegungen für eine (erfolgreiche) Bewältigung dieser Wohnform die Betroffenenperspektive in den Mittelpunkt, so müssen Handlungsalternativen zum Umgang mit Einsamkeit diskutiert werden. Würde die Angst davor nur von den Befragten thematisiert, die nicht ins Ambulant Betreute Wohnen wollen bzw. die noch vor diesem Schritt stehen, könnte davon ausgegangen werden, dass es sich um ein diffuses Gefühl handelt. Dies könnte evtl. durch ein höheres Maß an Aufklärung, konkrete und verlässliche Ansprechpartner bereits im Vorfeld sowie beispielsweise durch „Expertenhearings“, bei den Personen, die bereits ambulant betreut leben, von ihren (positiven) Erfahrungen berichten, aufgefangen bzw. abgebaut werden. Allerdings zeigen die Ergebnisse der vorliegenden Studie, dass sich auch diese „Experten“ zeitweise einsam fühlen, vor allem dann, wenn sie allein leben. Auch wenn es sich bei dem Phänomen der Einsamkeit um einen in-

neren Zustand handelt, der nur subjektiv erlebbar ist (vgl. WINDISCH/KNIEL 1988), muss diese Problematik ernst genommen werden. Es handelt sich nach den Ergebnissen der Studie nicht um eine angenommene, sondern um eine tatsächliche Erfahrung und Problematik, der begegnet werden muss, will man Schwierigkeiten oder sogar ein mögliches Scheitern des Ambulant Betreuten Wohnens verhindern. Neben den individuellen Ressourcen (wie Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen, Kreativität u. ä.), sind es vor allem soziale Ressourcen, die für eine Bewältigung von Einsamkeit notwendig sind: „Da dem Gefühl der Einsamkeit die subjektive Bewertung einer als defizitär empfundenen Beziehungssituation (...) zugrunde liegt, können stabile soziale Netzwerke dieses Problem reduzieren oder ihm vorbeugen.“ (KENDEL/THOMAS 2004, S. 119) Die Größe der sozialen Netzwerke ist, wie beschrieben, für die Befragten nicht von wesentlicher Bedeutung. Für ein subjektives Wohlbefinden und das Wissen über die sicheren Möglichkeiten sozialer Unterstützung sind einzelne (Bezugs-) Personen ausreichend. Für die Bewältigung von Einsamkeit sind sie das nicht. Hier sind neben qualitativen Merkmalen einer Beziehung auch quantitative Aspekte von Bedeutung, denn während beispielsweise ein professioneller Unterstützer eine wichtige soziale Ressource im Hinblick auf die Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens sein kann, ist er nur außerordentlich begrenzt in der Lage, Probleme im Zusammenhang mit Einsamkeit aufzufangen. Nimmt man den Gedanken des sozialen Netzwerks zur Reduzierung der Einsamkeitsproblematik wieder auf, so scheint die Notwendigkeit gegeben, Möglichkeiten zu schaffen, die ein soziales Netzwerk bieten bzw. aus denen heraus soziale Kontakte entstehen können. Hiermit sind sowohl Anforderungen an eine Gemeinwesenorientierung verbunden als auch Ansprüche an die Entwicklung von Angeboten der Selbsthilfe und der Freizeitgestaltung. Im Rahmen eines Ausblicks im achten Kapitel werden diese Handlungsanforderungen weitergehend beleuchtet und benannt. An dieser Stelle bleibt festzustellen, dass Einsamkeit bzw. die Angst vor diesem Phänomen als eine der größten Schwierigkeiten bzw. Herausforderungen in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen bezeichnet werden kann.

## **7.4 Freizeitgestaltung**

Freie Zeit ist nach OPASCHOWSKI (1990 und 2006) als die Zeit definiert, über die der Einzelne frei verfügen und die er entsprechend seinen eigenen Bedürfnissen ausgestalten kann. Menschen mit (geistiger) Behinderung kommen nur langsam in die Lage (durch eine fortschreitende Umsetzung des Normalisierungsprinzips und Leitideen wie Selbstbestim-

mung und Partizipation), Entscheidungen nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu tätigen. Vor allem in institutionellen (Wohn-)Bezügen ist der Bereich der Freizeit noch häufig fremdbestimmt und lässt wenig Raum für eigene freie Gestaltung. Feste Essenszeiten, festgelegte Dienste, die zu bestimmten Zeiten erledigt werden müssen, ein innerhalb der Institution stattfindendes Freizeitangebot – dies alles führt dazu, dass viele Menschen mit (geistiger) Behinderung erst (wieder) lernen müssen, mit ihrer freien Zeit bedürfnisorientiert umzugehen, vorausgesetzt, sie bekommen die Möglichkeit dazu.

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen, dass ein Großteil der Befragten – unabhängig von der Wohnform – über Handlungsmöglichkeiten im Bereich der Freizeitgestaltung verfügt. Die Unterschiede in den Aussagen der einzelnen Befragungsgruppen weisen allerdings auf die zuvor beschriebene Problematik einer eigenständig gestalteten Freizeit hin. Die Befragten, die in stationären Wohnformen bzw. (familiären) Gemeinschaften leben, verbringen ihre freie Zeit in erster Linie gemeinsam mit Mitbewohnern oder Familienangehörigen. Von diesen Befragten werden auch die meisten kulturellen Aktivitäten beschrieben, die allerdings in der Regel Angebote „von außen“ darstellen und äußerst selten selbstinitiiert sind. Eine ausgefüllte Freizeitgestaltung ist durchaus positiv zu betrachten und soll auch nicht in Frage gestellt werden. Hinsichtlich des Ambulant Betreuten Wohnens könnte dieser Punkt der von außen initiierten Freizeitangebote allerdings zu Schwierigkeiten führen, denn zu einem eigenständigen Wohnen gehört eine selbstständige Freizeitgestaltung. Fehlen Hobbys oder (soziale) Möglichkeiten im Sinne von Freizeitaktivitäten, kann hier ein Potential für Einsamkeit und Langeweile entstehen, mit daraus resultierenden Problemen. Für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens ist demnach eine selbstbestimmte Gestaltung der zur Verfügung stehenden freien Zeit als außerordentlich wichtig zu betrachten. Selbstverständlich können Angebote, wie beispielsweise kulturelle Veranstaltungen, wahrgenommen werden, nur muss dabei eben der Faktor Selbstbestimmung an erster Stelle stehen. Zudem sollte im Sinne einer „Freizeiterziehung“ auf diese Aspekte Rücksicht genommen werden. Vor allem der Umgang mit viel freier Zeit, beispielsweise an den Wochenenden, bedarf einer näheren Betrachtung. Zunächst aber wird auf den Aspekt der Mediennutzung innerhalb der Freizeitgestaltung eingegangen.

#### **7.4.1 Mediennutzung**

Die Mediennutzung spielte innerhalb der Freizeitaktivitäten für alle Befragten eine wichtige Rolle. In erster Linie war es das Fernsehen, welches zum Zeitvertreib und zur Entspannung am Feierabend genutzt wurde. Für einige Befragte nahm es die Rolle einer Kommunikati-

onsalternative ein und sorgte dafür, dass sie sich nicht allein fühlten. Eine weitere wichtige Funktion übernahm das Musikhören, was ebenso als Zeitvertreib und Kommunikationsalternative fungierte. Die Computer- und Internetnutzung zeigte zum Zeitpunkt der Studie (2007) ein unterschiedliches Bild. Der Computer spielte bei vielen Befragten eine wichtige Rolle, wobei nur ca. 30 % über einen Zugang zum Internet verfügen. Dieser wurde allerdings von vielen Befragten gewünscht. Gerade im Bereich der Internetnutzung fand und findet eine enorme und schnelle Entwicklung statt. Mittlerweile sind in Deutschland 72 % aller Menschen „online“ (STIFTUNG DIGITALE CHANCEN 2011) und die Nutzung des Internets wird immer bedeutsamer. Betrachtet man beispielsweise die Zunahme sozialer Netzwerke innerhalb des World Wide Web oder die Nutzung sogenannter Smartphones, ist die Ausbreitung allein in den letzten vier Jahren von enormem Ausmaß. Zum Zeitpunkt der Untersuchung spielten beide Aspekte noch keine bzw. eine sehr untergeordnete Rolle und waren für die Ergebnisse der Studie ohne Bedeutung. Dies wird sich in den vergangenen Jahren sicherlich geändert haben und müsste bei einer erneuten Untersuchung unbedingt berücksichtigt werden. Wesentliche Gesichtspunkte, wie barrierefreier Internetzugang und die Bedeutung sozialer Netzwerke innerhalb der Gesellschaft und deren Auswirkungen auf Menschen mit (geistiger) Behinderung, müssten im Hinblick auf die Leitidee der Partizipation und Teilhabe analysiert werden. Werden Menschen mit (geistiger) Behinderung von dieser (neuen) Entwicklung ausgeschlossen oder liegt hier eine (neue) Chance gesellschaftlicher Teilhabe? Im Artikel 21 der UN-Konvention wird die Notwendigkeit eines gleichberechtigten Zugangs zu Informationen als Voraussetzung für das Recht auf Meinungsfreiheit und auf freie Meinungsäußerung beschrieben. Die Möglichkeiten, die sich in dieser Hinsicht für Menschen mit (geistiger) Behinderung bieten, sind vielfältig und zunächst positiv, denn es zeigt sich, dass „das Internet grundsätzlich die Möglichkeit zur Kommunikation und Information und die darüber erreichbare Möglichkeit zur Partizipation bietet. Barrierefreie Internetangebote unterstützen demnach Menschen mit Behinderung bei der Teilhabe am beruflichen, sozialen und kulturellen Leben, indem die Behinderung in gewissem Maß kompensiert wird.“ (BERNASCONI 2007, S. 121) Da das Internet und die darin enthaltenen Nutzungsmöglichkeiten in erster Linie auf schriftsprachlichen Inhalten basieren, liegt hier ein Problemfeld für die Partizipationsmöglichkeiten. Menschen mit (geistiger) Behinderung haben häufig Schwierigkeiten im schriftsprachlichen Bereich. In der vorliegenden Studie verfügten nach eigener Aussage 70 % der Befragten über Kompetenzen im Bereich dieser Kulturtechniken, während 30 % dies nicht taten, also nur eingeschränkt oder gar nicht lesen oder schreiben können. Für eine Teilhabe an der Nutzung des Internets ist demnach eine Barrierefreiheit vor allem im sprachlichen Kontext anzustreben. Empfehlenswert wäre zudem eine niedrigschwellige

bedarfsorientierte Unterstützung auch für weitere Nutzungsmöglichkeiten, beispielsweise eine anfängliche Begleitung bei der Benutzerregistrierung, beim Erkunden neuer Websites oder eine Einführung in Funktionen und Handlungsanforderungen einzelner Angebote (zum Beispiel bei Musik-, Video- oder Fotoseiten). Medienkompetenz sollte bereits im schulischen Kontext vermittelt und im nachschulischen Leben im Rahmen von Angeboten der Erwachsenenbildung weiter gefördert werden. Bezogen auf das Ambulant Betreute Wohnen könnten Kontakt-, Selbsthilfe- oder Unterhaltungsmöglichkeiten entstehen, die sowohl den Bereich der sozialen Ressourcen, aber auch individuelle Ressourcen und die Freizeitgestaltung beeinflussen könnten. Hier erstreckt sich ein immer größer werdendes Feld von Teilhabemöglichkeiten, aber eben auch Exklusionsrisiken, denen frühzeitig begegnet werden muss.

#### **7.4.2 Haustiere**

„Verstanden zu werden, sich verstanden fühlen, ist ein fundamentales menschliches Bedürfnis. Sich ohne Worte zu verstehen ist die Grundlage der Beziehung zwischen Mensch und Hund – wie jeder Mensch-Tier-Beziehung. Gleichzeitig weisen diese Beziehungen keine der menschlichen Kommunikation entspringenden Missverständnisse auf: Das Fehlen digitaler Anteile in der Kommunikation zwischen Mensch und Hund führt auf eine Ebene der Verständigung, auf der die Authentizität zur primären Ausdrucksform der Beziehung wird.“ (POHL 1999, S. 36) Beziehungen zu Tieren sind dementsprechend komplikationsloser und einfacher. Auch im Hinblick auf Bedingungen, die im sozialen Miteinander entstehen, ist die Mensch-Tier-Beziehung anspruchsloser. „In der Beziehung zum Hund erfährt der Mensch eine Zuneigung und Zuwendung, die frei von wertenden, moralisch-ethischen, also menschlichen Kategorien ist. Der Hund reagiert sensibel und schnell auf emotionale Äußerungen, ohne inhaltlich etwas von dem Gesagten zu verstehen. Das Tier verlangt weder eine Vorleistung noch hat es zukünftige Erwartungen an den Menschen als Bedingung seiner Zuneigung. Kategorien wie Attraktivität, Leistung, Fitneß und Standfestigkeit sind einem Tier fremd. So vermitteln Hunde ihren HalterInnen ein Gefühl von Wichtigkeit und Unersetzbarkeit, unabhängig von zwischenmenschlichem Alltagserleben mit den Höhen und Tiefen in der Bewertung der Selbst- und Fremdeinschätzung. Die Zuwendung und Zuneigung des Hundes ist frei von solchen Schwankungen; sie ist beständig.“ (ebd. S. 37) Mit dieser Aussage ist auch die Begründung für die hohe Bedeutung von Haustieren als soziale Ressource gegeben. Demnach erfüllt ein Tier (vor allem ein Hund) wesentliche emotionale Aspekte eines partnerschaftlichen oder freundschaftlichen Zusammenseins. Vor allem die Sicherheit, die aus einer solchen Beziehung entstehen kann, und das Gefühl, dass es jemanden gibt, der (beinahe) bedingungslos für einen da ist, stellen auch in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen einen wichtigen Punkt dar. Dreizehn Befragte, also ein Drittel der gesamten Befragungsgruppe, besitzt ein eigenes Haustier. Ein Großteil dieser Befragten äußerte sich zu der wichtigen Rolle, die das

betreffende Haustier in ihrem Leben einnimmt. Neben der Bedeutung einer sozialen Ressource wurde auch die Erfahrung, sich verantwortungsvoll um jemanden kümmern zu können, benannt (im Sinne eines Stolzseins). Vor allem im Hinblick auf ein ambulant betreutes Einzelwohnen könnte ein Haustier eine wertvolle Ressource darstellen und negativen Aspekten wie Einsamkeit oder Langeweile entgegenwirken. In einer Vorbereitung sollten allerdings die zusätzliche finanzielle Belastung und die mit der Heimtierhaltung verbundenen Pflege- und Umgangsanforderungen thematisiert und ggf. erprobt werden.

### **7.4.3 Wochenendgestaltung**

Freie Zeit ist in unserer Gesellschaft ein positiv bewertetes Gut. In der Möglichkeit zur freien Gestaltung seiner Freizeit können sich individuelle Präferenzen erfüllen und selbstbestimmte Entscheidungen getroffen werden, wie in keinem anderen Bereich. Gerade am Wochenende entsteht ein zeitlicher Freiraum, der so gefüllt werden kann, wie der Einzelne es wünscht. Hier ist es möglich, Zeit mit der Familie zu verbringen, Freunde zu treffen, seinen Hobbys nachzugehen oder kulturelle Veranstaltungen zu besuchen. Sind aber die Möglichkeiten, diese freie Zeit zu gestalten, aufgrund eines Mangels an individuellen, materiellen oder sozialen Ressourcen begrenzt, dann kann dies zu (emotionalen) Schwierigkeiten führen. Befragt man Singles, welcher der Tag ist, an dem sie sich am meisten einen Partner wünschen, dann nennen sehr viele den Sonntag, denn dieser Tag ist häufig dem engsten sozialen Umfeld, beispielsweise den Familien oder Partnerschaften, vorbehalten (vgl. OPASCHOWSKI 2006, BRENDEL 1998).

In Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen stellt das Wochenende einen Zeitraum dar, der Schwierigkeiten in sich bergen kann. Es fehlen Angebote zur Freizeitgestaltung und das Thema Einsamkeit spielt eine besondere Rolle. Vor allem für die Befragten, die nicht in einem Gemeinschaftsverbund (Wohnfamilie, Wohnheim, AWG) leben, ist das Wochenende als ein Zeitraum zu sehen, in dem für viele die Handlungsmöglichkeiten und –alternativen fehlen. Neben den sozialen Ressourcen, die am Wochenende häufig nicht zur Verfügung stehen (Arbeitskollegen, professionelle Unterstützer, Ansprechpartner in Trägerorganisationen o. ä.) können auch die materiellen Ressourcen einer selbstbestimmten Freizeitgestaltung im Wege stehen. Hier kommen vor allem das Wohnumfeld bzw. die Wohnsituation und das zur Verfügung stehende Geld zum Tragen. Wohnt man außerhalb von städtischen Gebieten und ist auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen, kann dies am Wochenende zu starken Einschränkungen führen. Wohnt man in einem kulturell gut aufgestellten Gebiet, hat aber nicht die nötigen finanziellen Mittel, um an kulturellen Angebo-

ten teilzunehmen, ist die Problematik eine ähnliche. Zu einer (erfolgreichen) Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens gehört demnach auch die Berücksichtigung der Freizeitgestaltung explizit am Wochenende, um Vereinsamung und Frustration entgegenzuwirken. Dies kann durch verschiedenste Angebote geschehen, beispielsweise die Einrichtung eines Cafés als zentralem Treffpunkt, Kinovorführungen im Gemeindesaal, Livekonzerte in Gaststätten, die selbstbestimmt angenommen werden können. Hier liegt ein mögliches Handlungsfeld für die Praxis, was in Kapitel 8 noch ausgeführt wird.

#### 7.4.4 Selbsthilfeangebote

Keiner der Befragten war in einer Selbsthilfegruppe im herkömmlichen Sinne tätig. Eine Befragte engagierte sich im Lebenshilfe- und im Heimbeirat und einige Befragte nahmen an einem Freizeitangebot für Menschen mit (geistiger) Behinderung teil. Die Teilnahme an einer Selbsthilfegruppe könnte dem Einzelnen die Möglichkeit geben, mit Gleichgesinnten über die eigenen Wünsche, Ziele, Bedürfnisse oder Schwierigkeiten zu sprechen und so sowohl im Bereich der individuellen als auch bezogen auf die sozialen Ressourcen eine positive Entwicklung zu erfahren. Ziele der Selbsthilfe könnten dabei sein:

- „Kennenlernen anderer Betroffener, Gespräche miteinander, Gedankenaustausch und gemeinsames Aktivwerden;
- Hilfen beim Bewußtwerden eigener Bedürfnisse und Wünsche;
- Hilfen beim Lösen von Problemen; Hilfen zur Angstverarbeitung, Stärkung des Selbstwertgefühls;
- Aufklärung, Information Betroffener;
- Vertretung der Interessen der Betroffenen, Abbau von Vorurteilen, Öffentlichkeitsarbeit;
- Informationsaustausch über das Hilfesystem;
- (Mit-)Gestaltung von Angeboten und Hilfen.“

(FAMILIENRATGEBER 2011)

Durch eine aktive Teilnahme könnten so neue Kontakte geknüpft werden, aber auch Ressourcen aktiviert werden, die zu einer (erfolgreichen) Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens beitragen könnten. Dabei wäre wahrscheinlich zunächst eine sogenannte Selbsthilfeunterstützung hilfreich, denn diese „konkretisiert die Möglichkeit, professionell unterstützte Selbsthilfegruppen zu gründen, was das (tertiäre) Netzwerk geistig behinderter Menschen deutlich vergrößern und potentielle Partnerschaften im Sinne emotional engerer Beziehungen fördern könnte“. (SCHABLON 2010, S. 261) Mit einer aktiven Informationspolitik und niedrigschwelligen Rahmenbedingungen, beispielsweise in den Räumlichkeiten der WfbM während der Pausenzeiten, könnten den Betroffenen die Teilnahme an einer solchen Eigenaktivität angeboten werden und



damit eine gemeinschaftliche und aktive Auseinandersetzung mit den Herausforderungen und Schwierigkeiten des Ambulant Betreuten Wohnens ermöglicht werden.

## **7.5 Materielle Ressourcen**

Der als Strukturhilfe verwendete Lebenslageansatz beinhaltet in seiner Übertragbarkeit auf die Lebenswelt von Menschen mit (geistiger) Behinderung einige Schwierigkeiten. Vor allem der Bereich der (beruflichen) Bildung und die in vielen Fällen institutionellen Wohnsituationen erschweren eine angemessene Analyse der Lebenslagedimensionen. Durch eine Ausweitung auf die Betroffenenperspektive (Notwendigkeit der Beherrschung von Kulturtechniken) und mit dem Einbezug der Wohnbedürfnisse in das Analyseraster ist eine umfassende Erhebung der Lebens- und Wohnbedingungen der Befragten gelungen, sodass von einer erweiterten Anwendung des Lebenslageansatzes auf die Lebenswelten von Menschen mit (geistiger) Behinderung gesprochen werden kann. Die Grundannahme, dass für Menschen mit (geistiger) Behinderung, die ambulant betreut wohnen (wollen), materielle Ressourcen eine Bedeutung in Bezug auf ihre Wohnbedürfnisse spielen und sich dementsprechend auf ihre Lebenslage auswirken, ist damit bestätigt. Anders als in sozialpolitischen Studien steht hier allerdings die Betroffenenperspektive im Vordergrund und nicht eine differenzierte Datenlage zu den Lebenslagedimensionen. So ist in dieser Studie von Bedeutung, wie die Befragten ihr Einkommen oder das zur Verfügung stehende Geld bewerten (Einkommen), welche Notwendigkeit für sie die Beherrschung von Kulturtechniken hat (Bildung), ob sie gern arbeiten (Arbeit/ Beruf), welche Faktoren zu einer Drogenabhängigkeit geführt haben (Gesundheit) oder welche Bedeutung der Wohnort für eine erfolgreiche Bewältigung des eigenständigen Wohnens (Wohnen) hat.

Die für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens wesentlichsten Ergebnisse werden im Folgenden dargestellt und diskutiert.

### **7.5.1 Kulturtechniken**

Die Fähigkeit lesen und schreiben zu können ist von großer Bedeutung, um seinen Lebensalltag (erfolgreich) bewältigen zu können, aber ist diese Fähigkeit auch eine Voraussetzung dafür? Das Ergebnis der Studie zeigt ein heterogenes Bild, welches allerdings darauf schließen lässt, dass bei Defiziten Alternativstrategien entwickelt und angewendet werden, die häufig mit der Aktivierung sozialer Ressourcen in Verbindung stehen. Bei der Einschät-

zung der Notwendigkeit der Beherrschung von Kulturtechniken, scheint die eigene Kompetenz bzw. die daraus resultierende Erfahrung ausschlaggebend zu sein. Die Befragten, die lesen und/oder schreiben können, gehen davon aus, dass diese Kompetenzen zumindest hilfreich, wenn nicht sogar notwendig sind, während die Befragten, die Schwierigkeiten im schriftsprachlichen Bereich haben, davon ausgehen, dass das Alleinwohnen auch so bewältigt werden kann bzw. Alternativstrategien eingesetzt werden können. Diese Alternativstrategien hängen in den meisten Fällen mit der Aktivierung von Hilfen zusammen, was grundsätzlich als eine positive Bewältigungsstrategie bezeichnet werden kann. Für die Betroffenen bedeutet dies allerdings auch einen gewissen Verlust ihrer Selbstständigkeit, die wie vorhergehend beschrieben aus Sicht der Befragten eine elementare Bedeutung hat. In einem Teil ihres Lebens sind sie auf die Unterstützung durch andere Menschen angewiesen, in der Regel auf die Hilfe eines professionellen Unterstützers. Vor allem im Hinblick auf bürokratische Anforderungen oder offizielle Schriftstücke ist vermutlich eine langfristige Hilfestellung notwendig. Für den alltäglich geforderten Schriftsprachgebrauch könnten alternative Strategien, wie zum Beispiel der Einsatz von Piktogrammen oder Ankreuzlisten, gemeinsam entwickelt werden und so ein Angewiesensein auf soziale Unterstützung in diesem Bereich verringert werden.

Aus Sicht der Befragten stellen Kompetenzen im kulturtechnischen Bereich zum einen keine Notwendigkeit dar und zum anderen liegt hier aus ihrer Sicht ein deutlich definierbarer Bereich der Aufgaben und Funktion des professionellen Unterstützers. In diesem Bereich kann Hilfe angenommen werden und es scheint so zu sein, dass aus Sicht der Betroffenen ein Hilfebedarf mit der Notwendigkeit einer Unterstützung im Bereich der Kulturtechniken leichter zu begründen ist.

### **7.5.2 Sucht/Drogenkonsum**

Von den 36 Befragten der vorliegenden Studie berichteten fünf über einen früheren Drogenkonsum bzw. eine Alkoholabhängigkeit. Dies entspricht einer Anzahl von mehr als 10 % von suchtgefährdeten bzw. -erkrankten Befragten. Der Missbrauch fand in den vorhergehenden Wohnsituationen statt, bei drei Befragten explizit in der Zeit des Ambulant Betreuten Einzelwohnens, was letztendlich auch zu einem Scheitern führte. Dementsprechend ist hier ein mögliches Problemfeld verortet, das in Bezug auf eine (erfolgreiche) Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens berücksichtigt werden muss. Wo im Einzelnen die tatsächlichen Ursachen für den Substanzmissbrauch liegen, ist nicht zu klären.

Allerdings scheint dabei die Tatsache des Alleinseins, vielleicht auch Aspekte von Einsamkeit, von größerer Bedeutung. Eine gesundheitliche Aufklärung bereits im Rahmen der schulischen Bildung, aber auch die Möglichkeit eines Ansprechpartners und die Einrichtung von Beratungsstellen, die auch um mögliche besondere Bedürfnisse von Menschen mit (geistiger) Behinderung wissen, wären Handlungsfelder, die präventiv oder zumindest situativ positiv wirken könnten. Vor allem für die professionellen Unterstützer der ambulanten Dienste ist hier ein Aspekt ihrer Tätigkeit zu finden, der eine sensible und offene Herangehensweise erfordert. Genau an einem solchen Punkt kann weitergehend diskutiert werden, wie weit Selbstbestimmung gehen kann. An welcher Stelle darf oder sollte ein Unterstützer intervenieren und vor allem wie? Unabhängig von den Aufgaben des Unterstützers sind der Aufbau sozialer Netzwerke und die Initiierung von Anlaufstellen ein wichtiger Schritt zur Verhinderung von Einsamkeit oder anderen negativen Empfindungen, die eventuell zu einem Drogenkonsum führen können. Für eine erfolgreiche Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens sollten dementsprechend präventive Rahmenbedingungen berücksichtigt bzw. geschaffen werden, bei einer gleichzeitigen Reflexion der Reichweite von Selbst- und Fremdbestimmung.

### **7.5.3 Wohnumfeld**

„Die Lage der Wohnung im sozialräumlichen Gefüge hat [...] eine hohe Bedeutung. Im Rahmen des Normalisierungsprinzips gehören Integration und Nähe zu Infrastruktur zu den zentralen Forderungen. Selbstbestimmung und Förderung von Eigenständigkeit kann optimal nur mit einer guten Infrastruktur erreicht werden.“ (SONNENBERG 2004, S. 11) Für einen Großteil der Befragten ist es zunächst das vertraute Umfeld, das wichtig ist und für den Wechsel einer Wohnform eine wesentliche Rolle spielt. Dabei scheint es zunächst nicht entscheidend, in welchem Maße die Infrastruktur des Wohnortes entwickelt ist. Ergänzt man diese subjektiven Sichtweisen allerdings um objektive Überlegungen, so wären eine gute Infrastruktur und ein ausbaufähiges soziales Netzwerk wesentlich für die Entwicklung von Eigenständigkeit, wie sie für die Bewältigung des selbstständigen Wohnens vorteilhaft wäre. Im Rahmen der Ergebnisdiskussion scheinen somit die Modelle und Prinzipien der Gemeindenähe, Gemeinwesenorientierung und Community Care von einiger Relevanz zu sein.

Die Aussagen der Befragten weisen darauf hin, dass die Bedeutung eines (engen) sozialen Netzwerks von größerer Bedeutung ist als beispielsweise fußläufig erreichbare Einkaufsmöglichkeiten, wie es in einer guten Infrastruktur denkbar wäre. Die Nähe zu dem vorhergehenden Wohnort, an dem in der Regel soziale Beziehungen bestehen, sichert ein be-

stimmtes Maß an sozialen Ressourcen, die für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens von großer Relevanz sind. Dementsprechend ist bei einem Wechsel in diese Wohnform auf das Prinzip der Gemeindenähe und auf eine Sozialraumorientierung zu achten. Um eine tatsächliche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu gewährleisten, ist dabei eine Ausweitung des sozialen Netzwerks anzustreben, was auf verschiedenen Ebenen stattfinden könnte. Am zugänglichsten erscheinen Nachbarschaftskontakte, doch ist auch auf eine Anbindung an Angebote des Gemeinwesens zu achten, wie beispielsweise die Teilnahme an Begegnungs- und Gemeinschaftsangeboten, die Zugehörigkeit zu Vereinen oder auch der Besuch kultureller Veranstaltungen anzustreben. Dabei brauchen Menschen mit (geistiger) Behinderung zumindest anfänglich häufig Unterstützung. Diese könnte im Idealfall aus dem bestehenden sozialen Umfeld kommen, kann aber auch im Rahmen der Tätigkeit der professionellen Unterstützer erfolgen. Für eine Ausweitung des Netzwerk- und Teilhabegedankens sind die Prinzipien von Community Care hilfreich, da die Arbeit nach dem Community-Care-Ansatz die Gemeinwesenarbeit als wesentlichen Punkt mit einbezieht. Zunächst steht der Mensch mit Unterstützungsbedarf und dessen Selbsthilfepotential, das es zu stärken gilt, an erster Stelle: „Persönliche Assistenzdienste nach Bedarf sichern die selbstbestimmte Lebensgestaltung und Teilhabe. Daneben kommt der Förderung der allgemeinen Sozialbildung und Integrationsfähigkeit der „Nichtbehinderten“, der Weiterentwicklung der Kommunikationskultur und der Solidaritätskraft im Gemeinwesen, dem Ausbau von Begegnungs- und Gemeinschaftsangeboten als Bestandteil des Zusammenlebens aller zentrale Bedeutung zu.“ (METZLER/RAUSCHER 2004, S. 72) An dieser Stelle wird deutlich, dass eine stärkere Teilhabe und Partizipation nicht nur einseitig von Seiten des Menschen mit (geistiger) Behinderung erfolgen kann, sondern dass es auch einer Solidarbereitschaft und Hinwendung zum sozialen Miteinander bedarf, um ein solches Gemeinwesen zu schaffen. DEDERICH (2006) sieht es ähnlich, denn auch nach seiner Auffassung „erfordern Konzepte wie gemeindenaher Integration oder Community Care Solidarität, bürgerschaftliches Engagement und den Aufbau tragfähiger Netzwerke. Hier stellt sich die Frage, ob wir in einer Zeit leben, in der die Voraussetzungen gegeben sind bzw. erfüllt werden können?“ (DEDERICH 2006, S. 6) Eine zunehmende Individualisierung der Gesellschaft und ein daraus resultierendes „Ich-zuerst“-Denken könnten einer Gemeinwesenorientierung im Sinne von Community Care im Wege stehen. Gleichzeitig liegen in diesen gesellschaftlichen Veränderungen aber auch Chancen für eine Neuorientierung des sozialen Miteinanders. Die Notwendigkeit einer sozialen Unterstützung und die Vorteile eines sicheren Hilfesystems können vor allem in unsicheren Zeiten erkannt werden. Für die Partizipation von Menschen mit (geistiger) Behinderung könnte dies bedeuten, dass sie im Sinne einer Aufwertung ihrer sozialen Rolle zu akzeptierten Mitgliedern eines gemeinwesenorientierten Netz-

werks werden. „Dies bedeutet, dass Menschen mit geistiger Behinderung in der örtlichen Gesellschaft leben, wohnen, arbeiten und sich erholen und dabei auch von dieser örtlichen Gesellschaft unterstützt werden. Sie haben in dieser Gesellschaft die Position eines vollwertigen Bürgers mit den gleichen Rechten und Pflichten wie jeder andere auch. Die Unterstützung wird dabei in erster Linie aus dem sozialen Netzwerk geleistet. [...] Organisationen, die auf die Unterstützung von Menschen mit geistiger Behinderung spezialisiert sind, erfüllen ergänzende Aufgaben.“ (EVANGELISCHE STIFTUNG ALSTERDORF 2000 zit. in: NIEHOFF/SCHABLON 2005, S. 81 f.) Die Zunahme ambulanter Wohnangebote und die damit einhergehende Zunahme ambulanter Dienste und professioneller Unterstützer könnte zu einer „angeleiteten“ bzw. professionell begleiteten Entwicklung eines sozialen Gemeinwesens führen, da es u. a. zu den Aufgaben dieser Dienste gehört, ressourcenorientiert zu arbeiten und soziale Ressourcen miteinander zu verknüpfen. Die oben beschriebene Funktion eines Türöffners könnte sich auf das gesamte Wohnumfeld beziehen, wodurch allerdings die Rolle des professionellen Unterstützers von noch größerer Bedeutung wäre.

## 7.6 Handlungskompetenzen

Eine der dieser Arbeit zugrunde liegenden Annahmen folgt der Überlegung, ob bestimmte Kompetenzen, die die alltägliche Lebensführung betreffen, eine Voraussetzung zur Bewältigung des eigenständigen Wohnens darstellen. Hierunter sind in erster Linie Fähigkeiten aus dem Bereich der Haushaltsführung zu verstehen, wie zum Beispiel Kochen, Putzen, Reinigen, aber auch die selbstständige Verwaltung des Geldes und das Zurechtfinden in der Infrastruktur des nahen Umfelds.

Eine Fragestellung der Arbeit war es demnach festzustellen, ob Menschen mit (geistiger) Behinderung, die allein wohnen (wollen), es für notwendig erachten, über diese Kompetenzen zu verfügen, oder ob sie davon ausgehen, dass Fähigkeiten und Fertigkeiten im Prozess erworben werden können bzw. überhaupt nicht notwendig sind.

Im Vorfeld wurde angenommen, dass diese Kompetenzen keine Voraussetzung für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens darstellen. Die Ergebnisse der Studie weisen allerdings darauf hin, dass für einen Großteil der Befragten Handlungskompetenzen im Bereich der Alltagsbewältigung das zentrale Thema im Hinblick auf ein eigenständiges Wohnen sind. Vor allem der Bereich der Haushaltsführung (Kochen, Waschen, Putzen etc.) wird als wesentlich für selbstständiges Wohnen angesehen. Die Hälfte der Befragten

sah in der Beherrschung dieser Kompetenzen tatsächlich eine Voraussetzung für das Leben in einer eigenen Wohnung. Objektiv betrachtet sind Handlungskompetenzen für die alltägliche Lebensbewältigung sicherlich am leichtesten im Prozess bzw. in einer täglichen handlungs- und situationsbezogenen Anwendung zu lernen. Bei Hunger oder Durst wird sich vermutlich von allein eine Lösungsstrategie finden lassen, um diese Alltagssituation zu bewältigen. Auch eine Reinigung des Fußbodens lässt sich sicherlich am besten am jeweiligen Objekt erlernen. Stellt man allerdings die Bedürfnisse der Betroffenen in den Mittelpunkt, dann ist ein deutliches Ergebnis der Studie, dass die Beherrschung dieser Kompetenzen aus ihrer Sicht eine Voraussetzung für das Ambulant Betreute Wohnen darstellt und bereits im Vorfeld „trainiert“ und erlernt werden sollten. Ein Grund für dieses Bedürfnis könnte sein, dass es sich bei diesem Handlungsfeld um konkrete Aspekte des Wohnens handelt, um Aufgaben, die aus dem Elternhaus bekannt sind und die mit einem selbstständigen Wohnen als Erstes in Verbindung gebracht werden. Abstraktere Anforderungen, wie der Umgang mit freier Zeit oder die Bewältigung von (emotionalen) Problemstellungen oder die Einbindung in ein (nachbarschaftliches) Wohnumfeld, sind vermutlich noch nicht einschätzbar, greifbar oder in der Zukunft verortet. Die haushaltlichen Handlungskompetenzen bzw. die Kompetenzen zur Alltagsbewältigung aber sind nach Sicht der Betroffenen im Vorfeld zu erwerben, wodurch eine Sicherheit entstehen könnte, die einer (erfolgreichen) Bewältigung zuträglich wäre. Für die weitere Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens bedeutet dies, den Bedürfnissen der Befragten entsprechend, Möglichkeiten anzubieten, mit denen Kompetenzen und eine darauffolgende Sicherheit erworben werden können. Bereits in den Elternhäusern, in der Schule, dann aber auch als Vorbereitung auf das eigenständige Wohnen im Rahmen von Erwachsenenbildung müssten diesbezüglich Angebote geschaffen werden, wobei es sich um ein konkretes Handlungsfeld handelt, welches im nachfolgenden Kapitel ausgeführt wird.

## 7.7 Fazit

Menschen mit (geistiger) Behinderung benötigen (auch) aus ihrer Sicht Ressourcen, um (erfolgreich) allein wohnen zu können. Auffällig ist dabei die Vielfältigkeit der Aussagen. Konkret nach den Voraussetzungen oder Herausforderungen für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens befragt, benannten die Befragten sieben verschiedene Hauptaspekte. Aus Sicht der Befragten scheint es nicht unbedingt allgemeingültige Voraussetzungen zu geben, sondern eher individuelle, von den eigenen Ressourcen abhängige Aspekte,

wobei eine Gewichtung zu konkreten Aspekten festgestellt werden konnte. Die Diskussion der Ergebnisse hat gezeigt, dass dabei an manchen Stellen die im Vorfeld formulierten Grundannahmen von den Einstellungen, Wünschen, Bedürfnissen oder Perspektiven der Befragten abweichen. So ist beispielsweise eine Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen vor allem im Sinne eines Trainings von Handlungskompetenzen zur Alltagsbewältigung gewünscht, was nach Auffassung der Autorin sicherlich auch prozessbegleitend durchgeführt werden könnte. Wird die Betroffenenperspektive in den Mittelpunkt gestellt, dann sollte auch im Sinne dieser weiter gehandelt werden, also entsprechend den Betroffenenbedürfnissen, um so Möglichkeiten zur Selbstbestimmung zu schaffen. Selbstbestimmung an sich ist für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens ein Handlungsmotor in dem Sinne, dass aus Sicht der Befragten diese Wohnform die größten Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensführung in sich birgt und daher von vielen als Zielperspektive angestrebt wird. Dabei ist eine Unterscheidung von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit von großer Bedeutung, was aber eher für den forschungswissenschaftlichen Bereich notwendig erscheint. In der Literatur werden diese Begrifflichkeiten häufig synonym verwendet (vgl. u. a. Kapitel 3.3), was der Bedeutung von Selbstbestimmung und den Handlungsmöglichkeiten der Selbstständigkeit nicht entspricht. Für die Befragten ist eine Unterscheidung dieser beiden Aspekte inhaltlich und handlungsleitend von Bedeutung und wird von ihnen auch in dieser Form angewendet. Für sie dient eine selbstständige Lebensführung der Umsetzung eines selbstbestimmten Lebens, wobei das Ausmaß an benötigter Unterstützung nur bedingt eine Rolle spielt. Bei der Umsetzung dieser Perspektiven ist vor allem die soziale Unterstützung in jeder Hinsicht von Bedeutung, worunter sowohl professionelle als auch gesellschaftliche, private oder familiale Ressourcen zu verstehen sind. Die soziale Abhängigkeit, die bei Menschen mit (geistiger) Behinderung teilweise hoch sein kann, führt dazu, dass der Einzelne bei der Umsetzung einer selbstbestimmten Lebensführung auf die Unterstützung anderer angewiesen oder sogar von diesen abhängig ist. Diese Tatsache bedeutet, dass sich die unterstützende Person oder Gruppe an jeder Stelle und zu jeder Zeit dieser Ungleichheit bewusst sein muss und das eigene Handeln einer permanenten Reflexion unterwerfen sollte, um nicht die eigenen Bedürfnisse mit denen des anderen zu verwechseln bzw. diese gar nicht wahrzunehmen. Der Einzelne als Experte seiner selbst – diese Empowermentleitlinie sollte hier sowohl für den Betroffenen als auch für den Unterstützer gelten, sodass beide aus der Auseinandersetzung mit sich selbst zu einem gleichberechtigten Miteinander kommen können, bei dem die individuelle Selbstbestimmung im sozialen Austausch im Vordergrund steht.

Das Ambulant Betreute Wohnen bietet zum jetzigen Zeitpunkt die größten Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensführung bei Menschen mit Hilfe- bzw. Unterstützungsbedarf. Eine bedarfs- und bedürfnisorientierte Weiterentwicklung dieser Wohnform vorausgesetzt, sollte im Sinne einer weiteren Normalisierung der Lebensbedingungen die Auflösung aller (voll-)stationären Wohnformen vorangetrieben werden bei einer gleichzeitigen Förderung gemeinwesenorientierter Lebensbedingungen. Ziel des weiteren Handelns muss es sein, dass Menschen mit und ohne Unterstützungsbedarf gemeinsam neben- und miteinander leben, sich gegenseitig unterstützen und verschiedene Lebensbereiche teilen, wobei eine professionelle Unterstützung nicht wegfallen darf, denn Teilhabe am Gemeinwesen sollte auf Freiwilligkeit und sozialem Engagement beruhen und kann nicht als vorausgesetzt betrachtet werden. Dass es sich bei der zum jetzigen Zeitpunkt stärker werdenden Individualisierung der Gesellschaft um recht utopische Perspektiven handelt, sollte trotzdem nicht dazu führen, diese Zielvision nicht anzustreben. Wichtig ist dies vor allem, wenn davon auszugehen ist, dass in erster Linie ökonomische Überlegungen bei der Auflösung (voll-)stationärer Wohnformen und einer stärkeren Gemeinwesenorientierung im Vordergrund stehen.



## 8 Ausblick und mögliche Handlungsfelder

Ambulant Betreutes Wohnen für Menschen mit (geistiger) Behinderung: Welche Ressourcen sind für eine (erfolgreiche) Bewältigung notwendig und, wie ist vor allem die Betroffenenperspektive? Diese Fragestellungen lagen der vorliegenden Studie zugrunde und sind ausführlich beantwortet worden. Die Grundannahmen wurden überprüft und anhand der Ergebnisse diskutiert. Was aber bedeutet dies nun für die weitere Forschung und welche Handlungsfelder entstehen für die pädagogische Praxis?

Die Befragten, deren Sichtweise jederzeit im Mittelpunkt stehen sollte, nannten vier Punkte, die für eine positive Weiterentwicklung des (Ambulant Betreuten) Wohnens entscheidend sind:

1. Gezielte Vorbereitung bzw. Wohntraining,
2. Umorientierung des Konzeptes der Wohnfamilien,
3. Ausweitung von Wohngemeinschaften oder gemeinschaftlichem Zusammenwohnen im Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens und
4. Einrichtung eines Cafés oder Treffpunktes als Möglichkeit zur Kontaktaufnahme und Freizeitgestaltung.

Die sich aus diesen vier Punkten ergebenden Handlungsfelder werden im Folgenden ausgeführt und um weitere, aus der Studie resultierende, Aufgaben und Anforderungen ergänzt, wobei zunächst noch einmal auf eine grundsätzliche Voraussetzung, nämlich die Notwendigkeit der Betroffenenperspektive, eingegangen wird.

### 8.1 Notwendigkeit der Betroffenenperspektive

Ein wesentliches Ergebnis der Studie ist, dass zuerst die Betroffenen, also die Menschen, über deren Lebens- und in diesem Fall Wohnbedingungen gesprochen, geschrieben oder entschieden wird, gefragt werden müssen. Die Erhebung der Betroffenenperspektive ist zu jedem Zeitpunkt und bei allen Fragestellungen notwendig, die die Lebensbedingungen von Menschen mit Unterstützungsbedarf betreffen. Nicht über sie soll entschieden werden, sondern mit ihnen. Die vorliegende Studie hat gezeigt, dass in der Betroffenenperspektive

eine Vielzahl von Handlungsforderungen, Wünschen, Perspektiven, Sichtweisen u. Ä. zu finden ist, die in der Ausgestaltung der (Wohn-)Bedingungen für Menschen mit (geistiger) Behinderung zu berücksichtigen sind. In diesem Sinne sind auch die im Folgenden beschriebenen möglichen Handlungsfelder für die Praxis und die weitere Forschung zu verstehen. Für jeden einzelnen thematischen Aspekt sollte die Betroffenenperspektive erhoben und den beteiligten Personen die Möglichkeit zu einer selbstbestimmten Teilhabe ermöglicht werden.

Hinsichtlich der weiteren Forschung, aber auch in Bezug auf die (Weiter-)Entwicklung pädagogischer und theoretischer Handlungsfelder, ist die Erhebung individueller Ressourcen und in diesem Sinne die Ermittlung von intra- und interpsychischen Prozessen von großer Bedeutung. An dieser Stelle ist die vorliegende Studie an Grenzen gestoßen, da es sich bei der Analyse der Ergebnisse häufig um eine Interpretation der Autorin handelte. Für die weitere Forschung müssten weitere Erhebungsinstrumente und Auswertungsverfahren entwickelt werden, die es möglich machen, validere Ergebnisse auch im Bereich der individuellen Ressourcen ermitteln zu können. Dass dies auch bei Menschen mit (geistiger) Behinderung machbar ist, zeigen beispielsweise verschiedene Verfahren zur Ermittlung von Lebensqualität bei dieser Personengruppe (vgl. SCHWARTE 1997, GROMANN 1998, DWORSCHAK 2004, SCHÄFERS 2008, SEIFERT 1997 und 2003 u. a.).

Ein wesentlicher Anknüpfungspunkt für die weitere Forschung und eine nachfolgende Studie könnte daher die vertiefende Erhebung negativer Einflussfaktoren für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens sein. Unter der Fragestellung „Welche Faktoren bedingen ein Scheitern?“ könnte ein Instrument entwickelt werden, welches eine differenzierte Analyse der individuellen Ressourcen möglich macht, die sich positiv oder negativ auf die Bewältigung des eigenständigen Wohnens auswirken, und so die Ausgangsfrage der vorliegenden Studie weiter geführt werden.

## **8.2 Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen**

Als eine Voraussetzung für eine (erfolgreiche) Bewältigung des Ambulant Betreuten Wohnens wurden von vielen Befragten Handlungskompetenzen im Bereich der alltäglichen Lebensführung genannt. In diesem Zusammenhang wurde der Wunsch nach einer gezielten Vorbereitung, im Sinne eines Trainings der Kompetenzen zur Alltagsbewältigung geäußert. Die Gründe für den Wunsch nach konkreter Vorbereitung liegen sicherlich in der greifbaren, bekannten und benennbaren Struktur der Handlungskompetenzen. Wie bereits

unter 7.6 beschrieben, sind abstraktere Anforderungen aus Sicht der Befragten vermutlich schwieriger zu formulieren oder zu erkennen, sodass ihnen zunächst eine Auseinandersetzung mit den handlungsorientierten Aspekten des eigenständigen Wohnens von Bedeutung erscheint. Eine Vorbereitung in dieser Hinsicht sollte im Idealfall bereits in den Elternhäusern beginnen, in den Schulen intensiviert und in der nachschulischen Erwachsenenbildung fortgeführt werden. Durch die Möglichkeit, konkrete Handlungskompetenzen zu erwerben, könnten viele der von den Befragten beschriebenen Schwierigkeiten, Vorbehalte oder Ängste in Bezug auf das Ambulant Betreute Wohnen abgebaut werden. Im Prozess der Vorbereitung wäre es dann möglich, dass weitere wesentliche Aspekte des eigenständigen Wohnens erkannt werden, wie beispielsweise die Notwendigkeit sozialer Ressourcen, eine selbstbestimmte Freizeitgestaltung oder Ressourcen im Umgang mit intrapsychischen Phänomenen. Daher sollte es bei einer Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen nicht bei einer Vermittlung, Förderung oder einem Training von Handlungskompetenzen bleiben. Zu einer Vorbereitung auf das eigenständige Wohnen gehört in erster Linie eine Stärkung des Einzelnen im Sinne des Empowermentgedankens. Durch die Schaffung von Wahlmöglichkeiten, durch Information, Ausprobieren, Erfahrenkönnen, durch eine Auseinandersetzung mit den eigenen Wünschen, Zielen, Perspektiven sollten Menschen mit (geistiger) Behinderung die Möglichkeit erhalten, sich selbstbestimmt für eine Wohnform zu entscheiden. Dies ist die grundsätzliche Voraussetzung für das (Ambulant Betreute) Wohnen und sollte, wie die von den Befragten gewünschten Handlungskompetenzen in den folgenden drei Lebensbereichen, berücksichtigt werden und handlungsleitend sein.

### **8.2.1 Elternhaus**

An dieser Stelle soll im Sinne eines Ausblicks nicht auf die gesamte Situation von Eltern eines Kindes mit Behinderung oder die detaillierten Probleme des Ablöseprozesses (vgl. u. a. SCHULTZ 2010) eingegangen werden, sondern Möglichkeiten einer Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen bzw. einer Begleitung des eigenständigen Wohnens durch das Elternhaus betrachtet werden. Generell kommt dem Elternhaus die wichtigste Rolle bei einer Vorbereitung auf das Leben zu. Viele Bereiche werden heute auch von der Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung mitgetragen, doch sollte die Erziehung im Elternhaus unabhängig von den Fördermöglichkeiten einer Schule stattfinden. Hier sollte der Großteil einer lebensvorbereitenden Begleitung verortet sein, während die Schule verschiedene Aspekte durch Bildung und Erziehung ergänzt. Das dies nicht immer so ist, sei an dieser Stelle nicht weiter diskutiert. Hervorgehoben werden soll die bedeutsa-

me Rolle der Eltern bei der Vorbereitung auf das (Ambulant Betreute) Wohnen und die darauf folgende Begleitung.

Die Vermittlung von Handlungskompetenzen zur Alltagsbewältigung ist ein Wunsch der Befragten im Hinblick auf eine Vorbereitung für das eigenständige Wohnen. Verkürzt lässt sich sagen, dass die Befragten davon ausgehen, dass sie selbstständig bzw. selbstständiger sein sollten, um dies zu bewältigen. Selbstständigkeit an sich kann nicht trainiert werden, wohl aber können Kompetenzen vermittelt werden, die ein Gefühl von selbstständigem Handeln entstehen lassen können, und es sind Erfahrungen möglich, die selbstständiges Handeln beinhalten. All dies kann und muss bereits im Elternhaus beginnen. Mit der Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen ist auch ein Selbstständigerwerden verbunden, was von Erfahrungsmöglichkeiten abhängig ist. So sollte es Aufgabe des Elternhauses sein, Möglichkeiten zu selbstständigem Handeln und daraus resultierende Erfahrungen zu schaffen, die mit einer Entwicklung von Handlungskompetenzen im Bereich einer alltäglichen Lebensführung einhergehen können. Sind diese Kompetenzen bereits im Elternhaus erworben und werden durch die Schule weiter gefördert, verfügen Menschen mit (geistiger) Behinderung vermutlich über eine größere (Selbst-)Sicherheit in der alltäglichen Lebensführung und sehen diese nicht mehr als Hindernis für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens an, wie von einigen Befragten beschrieben.

Neben einer Vorbereitung durch das Elternhaus im Sinne einer Erziehung zu mehr Selbstständigkeit und (Selbst-)Sicherheit ist, bezogen auf den Bereich des eigenständigen Wohnens, vor allem die Begleitung des Ambulant Betreuten Wohnens und des Prozesses dorthin von großer Bedeutung. Eltern könnten wichtige Bezugspersonen beim Schritt in diese Wohnform sein und vor allem könnten sie als soziale Unterstützer in einem zu entwickelnden sozialen Netzwerk im Sinne des ‚Supported Living‘ agieren. Für diese Unterstützung könnte es wichtig und von Vorteil sein, wenn Eltern einen umfassenden Einblick in mögliche Wohnsituationen, daraus resultierende Teilhabemöglichkeiten und damit einhergehende Veränderungen haben. Öffentlichkeitsarbeit, Information, Auskunft und Beratung bereits zu Zeiten des Schulbesuchs könnten Eltern und ihren Kindern mit (geistiger) Behinderung Wohnmöglichkeiten aufzeigen, Auseinandersetzung zulassen, Unterstützernetze entstehen lassen, Ängste abbauen und vieles mehr. Neben einer frühzeitigen Information könnte die Initiierung und (anfängliche) Begleitung von Selbsthilfegruppen für Eltern die gleichen Vorteile bringen, wie sie für Menschen mit (geistiger) Behinderung denkbar sind. Der Zusammenschluss mit Gleichgesinnten, die Möglichkeit, Ängste, Sorgen oder Fragen zu thematisieren, könnte zu einer positiven Unterstützung durch die Eltern

führen. Zudem könnte hiermit eine Öffnung nach außen verbunden sein, denn Eltern sind in der Regel bereits Teilhaber an der Gesellschaft und könnten als Mitglieder eines Unterstützerkreises durch Zusammenschlüsse, Initiativen oder Projekte eine stärkere Einbindung des Ambulant Betreuten Wohnens in das Gemeinwesen und einen stärkeren Transfer in gesamtgesellschaftliche Prozesse unterstützen oder sogar forcieren.

Um Unsicherheiten abzubauen oder Wissenslücken zu schließen, könnten zudem Veranstaltungen von Beratungsstellen, Anbietern offener Hilfen oder Trägerorganisationen angeboten werden. Dabei soll nicht der Eindruck entstehen, dass Eltern die Wohnform des Ambulant Betreuten Wohnens und die damit verbundenen Voraussetzungen, Anforderungen oder Schwierigkeiten in erster Linie oder allein tragen sollen. Eltern sind verantwortlich für die Erziehung im Elternhaus und können anschließend wichtige Bezugspersonen oder soziale Ressourcen in einem Unterstützerkreis sein. Berücksichtigt werden müssen dabei an jeder Stelle der Wunsch und die Meinung des Betroffenen, also des Menschen mit (geistiger) Behinderung, der ambulant betreut wohnen will. Eine Methode, die die Wünsche, Ziele oder Perspektiven des Einzelnen in den Mittelpunkt stellt, ist die von DOOSE (2004 und 2007) für den deutschsprachigen Raum adaptierte ‚Persönliche Zukunftsplanung‘. „Persönliche Zukunftsplanung begreift die Wirklichkeit als individuell gestaltbar. Es geht darum, die Lebenssituation und Lebensqualität der unterstützten Person z. B. in den Bereichen Freizeit, Wohnen oder Arbeit konkret zu verbessern. Es geht um Lebensplanung und auch Lebensstilplanung im engeren Sinne: Wie lebe ich jetzt, wie möchte ich leben?“ (DOOSE 2007, S. 18) In einer in diesem Rahmen angestrebten ‚Persönlichen Zukunftskonferenz‘ kann mit Hilfe eines Unterstützerkreises, der von der Person mit Unterstützungsbedarf zusammengestellt wird, gemeinsam nach Möglichkeiten und Wegen gesucht werden, um beispielsweise den Schritt ins Ambulant Betreute Wohnen bewältigen zu können. Diese Methode garantiert eine subjektorientierte und individuelle Herangehensweise und bezieht mögliche soziale Ressourcen und Unterstützer in einen Prozess mit an. Die ‚Persönliche Zukunftsplanung‘ ist dementsprechend sehr gut geeignet, um den Weg ins Ambulant Betreute Wohnen zu begleiten und dabei alle Beteiligten mit einzubeziehen. Stattfinden kann dies bereits in der Schule im Rahmen einer Vorbereitung auf das Wohnen außerhalb des Elternhauses.

## **8.2.2 Schule**

Zu den Erziehungs- und Bildungsaufgaben der Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung gehört die Vorbereitung auf das nachschulische Leben und dementsprechend auch auf den Bereich Wohnen. „Ab dem ersten Schulbesuchsjahr werden am Förderzentrum mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung lebenspraktische Kompetenzen vermittelt, die im

Lebensbereich Wohnen Anwendung finden.“ (DWORSCHAK 2007, S. 5) In den Rahmenvorgaben und Richtlinien der Bundesländer werden die Erziehungs- und Bildungsaufgaben (in Bezug auf die Entwicklung lebenspraktischer Kompetenzen) unterschiedlich ausdifferenziert (vgl. beispielsweise ISB 2003, Niedersächsisches Kultusministerium 2007, MSWF NRW 2001) und können im Vergleich mit anderen allgemeinbildenden Schulen als fortschrittlich in diesem Bereich bezeichnet werden. Kompetenzen zur Alltagsbewältigung sind für alle Menschen wichtig, weshalb ANGELE (2008) in ihrer Arbeit zur Alltagsbewältigung im privaten Haushalt eine frühestmöglich einsetzende lebensnahe Bildung fordert und diese Aufgabe den Schulen zuweist. In den Lehrplänen, so ihre Forderung, sollte die Förderung von Kompetenzen und Fähigkeiten verankert sein, die für eine Bewältigung des eigenen Haushalts notwendig sind. ANGELE formuliert für alle (allgemeinbildenden) Schulen einen Minimalkonsens, den sie den von ihr definierten Bewältigungsebenen zuordnet:

- Bewältigungsebene 1 „Grundbedürfnisse“ (Kleidung, Ernährung, Wohnen und Geborgenheit):
  - Grundlagen einer gesunden Ernährung
  - Gesundheit und Gesunderhaltung
  - Lebensmittel (Markt und Angebote)
  - Putzen, Reinigen und Recyceln
  - Grundkenntnisse und Grundfertigkeiten im Bereich Textil
  - Kleidung und Mode
  - Wohnen und Wohnraumgestaltung
- Bewältigungsebene 2 „Gestaltung von Beziehungen“:
  - Die eigene Person und Beziehungen zu anderen
  - Beziehungen gestalten zwischen Erwerbs- und Familienarbeit
  - Beziehungen im kulturellen Kontext
- Bewältigungsebene 3 „Organisation“:
  - Grundlagen der Haushaltsführung und Haushaltsplanung
  - Organisation von Tagesabläufen
  - Freizeitgestaltung
- Bewältigungsebene 4 „Sinnhafte Zielvorstellungen“:
  - Entscheidungsfindungen
  - Ernährungsökologische Grundlagen
  - Textilökologische Grundlagen
  - Konsum(-verhalten) und Werbung

(vgl. ANGELE 2008, S. 219 ff.)

Diese Aspekte sind in den Rahmenvorgaben und Richtlinien der Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung bereits umgesetzt und werden in den Schulen

unterschiedlich intensiv vermittelt. Während in einigen Schulen die Vermittlung der Kompetenzen zur Alltagsbewältigung in den allgemeinen Unterricht miteingebunden ist bzw. in speziellen Unterrichtsangeboten erfolgt, bieten andere Schulen sogenannte Wohntrainings an. Neben den Ausführungen in den Bayerischen Richtlinien geben auch verschiedene Autoren (THESING 2009, DWORSCHAK 2007, MUNZ 2003 u. a.) Beispiele für den Ablauf eines Wohntrainings, weshalb auf eine genauere Beschreibung an dieser Stelle verzichtet wird. Bezogen auf eine Vorbereitung für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens empfiehlt es sich, die von KÜCHLER (2006) benannten Aufgabenbereiche eines wohnvorbereitenden Unterricht auf die jeweilige Schülergruppe zu beziehen. Schüler mit einem hohen Hilfebedarf haben hier andere Bedürfnisse als Schüler, die nur einen geringen Unterstützungsbedarf haben. Generell ist ein spezieller wohnvorbereitender Unterricht sinnvoll, um gezielt die folgenden Aufgabenbereiche abzudecken:

- Thematisierung des Wohnens
- Vorbereitung und Förderung wohnbezogener Schlüsselqualifikationen
- Realisierung von Wohnwünschen und -vorhaben
- Vermittlung von Wohneindrücken und -erfahrungen

(KÜCHLER 2006, S. 478)

Neben der Vermittlung konkreter Handlungskompetenzen ist dabei immer auch eine schülerorientierte, individuelle, selbstbestimmte und bedürfnisorientierte Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnen im Sinne des Empowerments („Ich entscheide selbst, mit wem, wo und wie ich wohnen möchte!“) anzubieten, damit allen Schülern Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten unabhängig von ihren Kompetenzen zur Verfügung gestellt werden können. Dazu gehört eine entsprechende Zusammenarbeit mit den Eltern, Bezugspersonen und außerschulischen Einrichtungen.

Ein Wohntraining könnte dabei evtl. zu einer tiefgehenden Auseinandersetzung mit den individuellen Wünschen und Bedürfnissen bezüglich des eigenen Wohnens führen.

### **8.2.3 Erwachsenenbildung**

SEIFERT (2010) weist in ihrer „Kundenstudie“ auf die Notwendigkeit von Erwachsenenbildung hin, will man Menschen mit (geistiger) Behinderung die Möglichkeit zur Teilhabe am Leben in der Gesellschaft geben. Vor allem den Volkshochschulen kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Neben Kursen, die auf die (besonderen) Bedürfnisse dieser Personengruppe zugeschnitten sind und sich an diesen orientieren, ist ein Angebot an integrativen

(Freizeit- und Bildungs-)Programmen, welches sich an den Voraussetzungen der Menschen mit (geistiger) Behinderung orientiert, genauso wichtig. Die Angebote der Volkshochschulen bieten den Vorteil einer Erwachsenenbildung innerhalb der Gesellschaft, während die meisten anderen Angebote in den bekannten „Sondersystemen“ stattfinden. In der Regel sind es Trägerorganisationen, Einrichtungen der Behindertenhilfe oder auch die Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) im Rahmen ihrer arbeitsbegleitenden Maßnahmen, die (Bildungs- und Freizeit-)Angebote für Menschen mit (geistiger) Behinderung schaffen. Für die Zukunft sollte ein Schwerpunkt auf der Entwicklung gesamtgesellschaftlicher Teilhabemöglichkeiten liegen. Für die weiteren Ausführungen werden allerdings die zurzeit gegebenen Voraussetzungen als Bezugsrahmen herangezogen. Eine Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen, wie es von den Befragten gewünscht wird, könnte im Rahmen eines sogenannten Wohntrainings stattfinden. Nach STINKES (2007) verfolgt ein Wohntraining das Ziel einer „Verbesserung der Kompetenz des Selbstbestimmten Wohnens bzw. Lebens in einer betreuten Wohngruppe mit der Möglichkeit, die notwendigen lebenspraktischen Aufgaben und Verrichtungen weitgehend selbständig wahrnehmen zu können“. (STINKES 2007, S. 4) Diese Vermittlung erfolgt in kleinen Wohneinheiten mit ambulanter Unterstützung und ist in der Regel ein Angebot der Trägerorganisationen stationärer und ambulanter Wohnformen. Wird ein Wohntraining weniger als Training zur gezielten Vermittlung von Kompetenzen, sondern mehr als Entwicklungsmöglichkeit und Erprobungsrahmen für das Ambulant Betreute Wohnen betrachtet und umgesetzt, dann könnte hier eine Art Vorstufe entstehen, die sich an dem Bedürfnis des Einzelnen nach Sicherheit und Erprobung orientiert. Viele Befragte äußerten, dass das Leben in den Außenwohngruppen ihnen als Vorbereitung auf das Leben in einer eigenen Wohnung dient, und bewerteten dies als positiv. In Zukunft könnte dieser Aspekt weiter ausgebaut werden und dem Ambulant Betreuten Wohnen vorgeschaltet werden. Ausschlaggebend ist dabei selbstverständlich der Wunsch des Betroffenen und nicht die Einschätzung der Unterstützer im Sinne einer entmündigenden Fürsorge.

### **8.3 Auflösung institutionalisierter Wohnbedingungen**

Von einigen Befragten der vorliegenden Studie wurde massive Kritik am Konzept der Wohnfamilie geübt, welches für den Sozialraum der Untersuchung (Kreis Kleve) als (teil-)stationäre Wohnform noch häufig in Anspruch genommen wird. Die Kritik richtete sich vor allem an die eingeschränkten Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensführung und begrenzten Räume für selbstständiges Handeln. Aus dieser Kritik können Forderungen



für eine Veränderung stationärer Wohnbedingungen abgeleitet werden, die ein Handlungsfeld für die weitere Zukunft bilden.

Im Sinne der Leitideen von Normalisierung, Partizipation und Selbstbestimmung ist eine Inklusion in die Gemeinde anzustreben, was nur mit einer vollständigen Deinstitutionalisierung, d. h. mit einer Auflösung institutionalisierter Wohnbedingungen einhergehen kann. In Zukunft müssen Wohnformen geschaffen werden, die es allen Menschen ermöglichen, so zu wohnen, wie es ihren Wünschen entspricht. Dies muss auch für Menschen mit schweren Behinderungen und einem hohen Unterstützungsbedarf gelten, denn „auch wenn man Menschen mit hohem Hilfebedarf aufgrund von Kommunikationsschwierigkeiten nicht immer direkt fragen kann, wie sie leben möchten, kann davon ausgegangen werden, dass sie die gleichen individuell geprägten Bedürfnisse nach Teilhabe und Selbstbestimmung haben wie andere Menschen“. (METZLER/RAUSCHER 2004, S. 86) Bisher ist das Ambulant Betreute Wohnen vor allem für Menschen mit einem geringen Hilfebedarf konzipiert und auch gesetzlich so verankert: Im § 13 SGB XII wird der Vorrang ambulanter Hilfen aufgehoben, wenn „eine Leistung für eine geeignete stationäre Einrichtung zumutbar und eine ambulante Leistung mit unverhältnismäßigen Mehrkosten verbunden ist“. Die Folge ist, dass ein punktueller Kostenvergleich angestellt wird. Überschreitet der Hilfebedarf zum Zeitpunkt der Antragstellung das Maß vergleichbarer Heimkosten, so werden Menschen mit Behinderungen auf die Inanspruchnahme stationärer Hilfen verpflichtet. Insbesondere Menschen mit Behinderungen einer lebenslangen, von Geburt an bestehenden Behinderung können sich dagegen mit dem Argument der Zumutbarkeit nur selten wehren. Ambulante Hilfen werden entgegen des Vorrangs ‚ambulant vor stationär‘ nur einem Personenkreis mit einem geringen Hilfebedarf oder in einer gesellschaftlich hoch bewerteten Lebenssituation zugestanden.“ (ROHRMANN 2007, S. 124)

Mit diesem ökonomischen Ansatz werden automatisch Menschen mit einem hohen Unterstützungsbedarf ausgeschlossen. Ihnen wird so das Recht auf selbstbestimmte Teilhabe genommen, weshalb an dieser Stelle vor allem auf sozialpolitischer Ebene gehandelt werden muss, denn „wenn es uns nicht gelingt, den Besorgnis erregenden sozialpolitischen Entwicklungen Einhalt zu bieten und auch für diesen Personenkreis [Menschen mit schwerer Behinderung; Anm. d. Verf.] Alternativen zur gegenwärtigen Betreuungspraxis zu finden, wird es weiterhin ‚Restgruppen‘ geben, die als Menschen ‚zweiter Klasse‘ behandelt werden.“ (SEIFERT 2005, S. 184)

Neben einem Ausbau ambulanter Wohnformen müssen Hilfe- und Unterstützungssysteme geschaffen werden, die ein höchstmögliches Maß an Selbstbestimmung und Teilhabe ermöglichen und sich an den Wünschen und Bedürfnissen der Betroffenen orientieren. Dabei kann es auch zu Wohnformen mit einem hohen sogenannten Betreuungsschlüssel kommen, allerdings sollte immer der Assistenzgedanke im Vordergrund stehen und nicht ökonomische Überlegungen zur Versorgung und Pflege.

## **8.4 Ausbau unterschiedlicher Wohnangebote**

In den nächsten Jahren wird aller Voraussicht nach der Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens immer stärker ausgebaut werden und immer mehr Menschen mit Unterstützungsbedarf werden aus stationären Wohnformen oder Elternhäusern in das eigenständige Wohnen wechseln. Dabei sollten immer und zuallererst die Wünsche, Ideen und Perspektiven der Betroffenen berücksichtigt werden. Dazu gehört auch die Möglichkeit wählen zu können, was zu einer Pluralität der Wohnformen im ambulant betreuten Bereich führen müsste. Zurzeit ist noch die Anmietung einer einzelnen Wohnung die Regel, was auch in Zukunft weiter so geschehen sollte. Daneben aber sollte es weitere Möglichkeiten geben, den Schritt ins eigene Wohnen zu gehen. Der Ausbau von Wohngemeinschaften oder gemeinschaftlichem Zusammenwohnen wurde von den Befragten als eine Möglichkeit genannt, der Angst vor Vereinsamung zu begegnen und im Bedarfsfall niedrigschwellig auf soziale Ressourcen und Unterstützung zurückgreifen zu können. Mehrere Befragte nannten als eine Vision ein Wohnhaus, in dem Menschen mit und ohne Unterstützungsbedarf in eigenen Wohnungen leben, sich aber beispielsweise Gemeinschaftsräume teilen oder sich Unterstützungsdienste anbieten könnten. Diese Wohnform könnte im Sinne von Community Care zu einem Ausbau des sozialen Netzwerks, zu gegenseitiger sozialer Unterstützung und zu einer Inklusion in das Gemeinwesen führen. Beispiele dazu gibt es bereits (siehe LVR 2007). Wichtig ist hierbei allerdings, dass keine erneute Segregation von Menschen mit Unterstützungsbedarf stattfindet, sondern eine „Vermischung“ verschiedener gesellschaftlicher Gruppen berücksichtigt wird. Mancherorts entstehen Wohnhäuser, die allein von Menschen mit Unterstützungsbedarf bewohnt werden. Hierbei handelt es sich um „Augenwischerei“, denn es findet keine größere Teilhabe am gesellschaftlichen Leben teil, sondern eine neue Form des stationären Wohnens mit ambulanter Betreuung. Im Sinne einer Vorbereitung auf das Ambulant Betreute Wohnen, beispielsweise in Form von Wohntrainings, könnten solche Formen denkbar sein, für die Weiterentwicklung des Ambulant Betreuten Wohnens sollten aber vor allem Partizipation und Inklusion in die Gemeinde im Vordergrund stehen.

## **8.5 Ausbau der Freizeit- und Kontaktangebote**

Einsamkeit spielt in Bezug auf den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens eine bedeutende Rolle - für die in dieser Wohnform Lebenden als tatsächliche Bedrohung oder Ge-

fahr, für diejenigen, die sich mit dieser Wohnform auseinandersetzen, als diffuse Angst und als Kriterium gegen das eigenständige Wohnen. Vielfach wurde auf mangelnde Ansprechpartner oder Kontakt- und Freizeitangebote hingewiesen. Vor allem an den Wochenenden kann es zu Einsamkeitserfahrungen kommen, weshalb gerade hier der Wunsch nach Handlungsalternativen benannt wurde. Von einigen Befragten wurde die Möglichkeit eines Cafés als Treffpunkt benannt, wo man mit Gleichgesinnten ins Gespräch kommen könnte, was aber offen für alle Menschen zugänglich sein sollte, damit tatsächlich eine Teilhabe an der Gesellschaft stattfinden kann. Ein Befragter sprach von einer Art Stammtisch, der offen, freiwillig, aber regelmäßig stattfinden und so eine feste Anlaufstelle im öffentlichen Raum darstellen könnte. Insgesamt ist darauf zu achten, dass die Initiierung von Freizeit- und Kontaktangeboten, die häufig durch die Trägerorganisationen oder ambulanten Dienste stattfindet, offen für alle Menschen angelegt ist, denn „vielfach ist ein umfassender Aufbau von offenen Hilfen zu beobachten. Dadurch wird innerhalb des Gemeinwesens wieder ein Sondersystem für Menschen mit Behinderung geschaffen. Teilhabe im Sinne von Inklusion mahnt zu einem vorsichtigen Umgang mit dieser Hilfeform.“ (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 232) So ist zwar eine Schaffung von (niedrigschwelligen) Freizeitangeboten zu begrüßen, diese sollten allerdings Integration ermöglichen und offen zugänglich sein. Ergänzend dazu könnte die anfängliche Initiierung und Begleitung von Selbsthilfegruppen von Vorteil sein. Menschen mit ähnlichen Bedürfnissen, Schwierigkeiten oder Fragestellungen könnten sich gegenseitig unterstützen, beraten oder austauschen und darüber hinaus ihre Erfahrungen an Interessierte weitergeben. Dieser letztgenannte Aspekt bietet die Möglichkeit, auch Menschen, die sich (noch) nicht die Wohnform des Ambulant Betreuten Wohnens vorstellen können, auf einer niedrigschwelligen Ebene mit Erfahrungen, Informationen oder auch Voraussetzungen zu konfrontieren und so eventuell die Vorbehalte gegenüber dem eigenständigen Wohnen abzubauen bzw. mögliche Ängste zu verringern.

Neben der Initiierung offener Freizeitangebote, von Stammtischen, Treffpunkten oder Selbsthilfegruppen sowie der Möglichkeit von Ansprechpartnern unter den „Experten“ ist an dieser Stelle noch ein weiteres Handlungsfeld für den Freizeitbereich zu nennen. Die Mediennutzung spielte für alle Befragten eine wichtige Rolle und hat sich in den vergangenen Jahren zunehmend verändert. Die Ergebnisse der Studie lassen darauf zwar keine Rückschlüsse zu, doch es ist anzunehmen, dass sich die Bedeutung sozialer Netzwerke und die Internetnutzung insgesamt auch bei Menschen mit (geistiger) Behinderung und dementsprechend auch bei der Befragungsgruppe stark ausgebreitet hat. Daraus folgen neue Anforderungen an den Einzelnen und die pädagogische Praxis als potentiellen Unterstützer. Die möglichen Chancen zur Teilhabe an der Gesellschaft durch die Nutzung des In-

ternets müssen auch dieser Personengruppe offen stehen, gleichzeitig ist allerdings auf die Gefahren und Folgen hinzuweisen. Hinsichtlich dieser Thematik sollte bereits in den Elternhäusern der verantwortungsbewusste Umgang mit den Kommunikationsmedien thematisiert werden, der dann im Rahmen einer Medienerziehung in Schule und Erwachsenenbildung fortgesetzt bzw. vertieft werden kann. Auf einer gesellschaftspolitischen Ebene ist in diesem Sinne eine weiterhin vorangetriebene Barrierefreiheit des Internets zu fordern.

## **8.6 Ausbildung der Mitarbeiter und Weiterentwicklung der ambulanten Dienste**

Die Anforderungen an die Mitarbeiter der ambulanten Dienste und die damit verbundenen geforderten Kompetenzen sind aufgrund ihrer Bedeutung für die Menschen, die ambulant betreut leben, als außerordentlich hoch einzuschätzen. Bei einem größer werdenden Markt der privaten Dienstleister und einem daraus resultierenden Konkurrenz- und Kostendruck ist es wichtig, verbindliche Kriterien festzulegen und vor allem die Aus- und Weiterbildung der (zukünftigen) Mitarbeiter an veränderte Anforderungen anzupassen. Aus diesem Grund muss innerhalb der Ausbildung „die sozialpolitische Bedeutung des Berufs deutlich herausgestellt werden. Kostenträger und Dienstleister der Behindertenhilfe tendieren im Zeitalter durchgreifender Ökonomisierung zu privaten Alternativen zur professionellen Betreuung und die zunehmende Nutzung von Zeitarbeitsfirmen stellt eine weitere Herausforderung für die professionelle Personalführung dar.“ (SCHABLON 2010, S. 319) Neben (beispielsweise von den Landschaftsverbänden) festzulegenden Richtlinien für ambulante Dienste sollten auch die Curricula der einzelnen Fachschulen, beispielsweise für die Heilerziehungspflege, in den Fokus einer notwendigen Überarbeitung genommen werden. Verschiedene Autoren (NIEHOFF/SCHABLON 2005, SCHABLON 2010, THEUNISSEN 2003 u. a.) haben in ihren Ausführungen bereits konkrete Entwicklungsbereiche benannt, wie beispielsweise

- eine Stärkung der Kooperation mit anderen Organisationen, Institutionen, Einzelakteuren,
- die Entwicklung eines sozialräumlichen Bewusstseins, um Teilhabemöglichkeit im jeweiligen Sozialraum gestalten zu können,
- Schaffung von Teilhabemöglichkeiten, auch für Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf,

- eine Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle, um den Menschen mit Unterstützungsbedarf ‚kompetent begleiten‘ zu können, ohne ihn zu betreuen,
- Selbstbestimmung als Leitidee zu verinnerlichen und gleichzeitig Gefahrenpotentiale von Fremdbestimmung zu erkennen,
- Selbstreflexion im Hinblick auf Macht- und Ohnmachtaspekte in der Zusammenarbeit mit Menschen mit Unterstützungsbedarf.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es für die Aus- und Weiterbildung von (pädagogischen) Fachkräften von großer Wichtigkeit ist, sich mit den Leitideen von Selbstbestimmung und Teilhabe auseinander zusetzen und aus dieser Reflexion heraus ein Bewusstsein für das eigene berufliche Handeln zu entwickeln, dem eine ständige Auseinandersetzung mit den Gefahrenpotentialen von Fremdbestimmung und Machtausübung zugrunde liegen sollte. „Für eine regelmäßige Reflexion der professionellen Unterstützung sind daher ein fallbezogener Austausch, die Unterstützung durch einen Fachdienst oder regelmäßige Fallsupervision erforderlich. [...] Durch die Reflexion professionellen Handelns können sowohl abhängigkeitsverstärkende als auch andere problematische Entwicklungen im direkten Assistenzverhältnis erkannt und bearbeitet werden.“ (HANSMEIER-PROCKL 2009, S. 231)

## 8.7 Selbstbestimmte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft

Eines der Hauptziele der Ambulantisierung des Wohnens von Menschen mit (geistiger) Behinderung ist es, die Chancen auf ein selbstbestimmtes Leben und Partizipation und Teilhabe an der Gesellschaft zu erhöhen. Wenn diese Ziele im Sinne von Leitideen bei der Umsetzung des Ambulant Betreuten Wohnens mitgedacht und an jeder Stelle berücksichtigt werden, dann kann hier ein großer Schritt im Sinne normalisierter Lebensbedingungen für Menschen mit (geistiger) Behinderung getan werden. Dabei sind die vier folgenden Handlungsebenen mit einzubeziehen:

### 1. Individuelle Ebene

Auf der individuellen Ebene gilt es, dem Menschen mit Unterstützungsbedarf möglichst viel Raum für eigene Entscheidungen und selbstbestimmtes Handeln zu schaffen. Dazu gehört auch eine Begleitung und Unterstützung bei der (Wieder-)Entwicklung der Fähigkeit zur Selbstbestimmung, was vor allem bei Menschen, die über einen langen Zeitraum in fremdbestimmten Wohnsituationen gelebt haben, notwendig sein könnte. Für die Auseinandersetzung mit den eigenen Wünschen, Perspektiven und Zielen kann die bereits beschriebene Methode der Persönlichen Zukunftsplanung (DOOSE 2004) eingesetzt werden.

Für eine selbstbestimmte Umsetzung der Wünsche kann seit 2008 (mit Rechtsanspruch) das Persönliche Budget in Anspruch genommen werden. Als Experten in eigener Sache können Menschen mit Unterstützungsbedarf selbst entscheiden, welche Leistungen, Unterstützungen oder Hilfen sie benötigen und von wem sie diese beziehen wollen. So soll die Selbstbestimmung gefördert werden und das Verhältnis zwischen Budgetnehmer und professionellen Unterstützern von Gleichberechtigung und Selbstbestimmung geprägt sein. Durch eine stärkere Aufklärung und Möglichkeiten intensiver Begleitung könnte hier in den nächsten Jahren ein Handlungsfeld entstehen, in dem Menschen mit (geistiger) Behinderung tatsächlich Einfluss nehmen und die Entwicklung (des Dienstleistungssystems) ambulanter Unterstützung maßgeblich mitbestimmen können.

Im Sinne WOLFENBERGERS müssen darüber hinaus dem Einzelnen Möglichkeiten zur Interaktion und Kommunikation mit dem sozialen und gesellschaftlichen Umfeld gegeben werden, um so einen Kompetenzgewinn zu erlangen, der im weiteren Verlauf zu einer Aufwertung der sozialen Rolle führt. Für den Bereich des Ambulant Betreuten Wohnens bedeutet dies, Menschen mit (geistiger) Behinderung in Entwicklungsprozesse mit einzubeziehen und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse in den gesellschaftlichen Diskurs mit einzubringen.

## 2. Ebene des sozialen Netzwerks

Um ein hohes Maß an Selbstbestimmung und Teilhabe zu ermöglichen, ist das soziale Umfeld von wesentlicher Bedeutung, denn hier können hemmende bzw. beeinträchtigende Aspekte zum Tragen kommen (z. B. Fremdbestimmung, Überbehütung), aber auch fördernde und unterstützende Ressourcen aktiviert werden. Neben den informellen Ressourcen, sind es an dieser Stelle vor allem die formellen Ressourcen, die für eine positive Entwicklung des Ambulant Betreuten Wohnens entscheidend sind. Den professionellen Unterstützern und Mitarbeitern der ambulanten Dienste kommt dabei, wie beschrieben, eine besonders wichtige Bedeutung zu, aber auch weitere Akteure des Gemeinwesens spielen bei einem Ausbau des Systems des Ambulant Betreuten Wohnens im Sinne von ‚Community Care‘ eine wesentliche Rolle. So können beispielsweise Nachbarschaften oder Anbieter von offenen Freizeitangeboten daran mitwirken, eine Gemeinschaft entstehen zu lassen, die von gegenseitiger Unterstützung geprägt ist und für jeden dort Teilhabenden ein soziales Netzwerk bildet. Gemeinsame Projekte, die anfänglich noch professionell initiiert sind, könnten zu einer Stärkung der Ressourcen und einer Entwicklung der Teilhabemöglichkeiten führen.

## 3. Gesellschaftliche Ebene

In enger Anbindung an die Entwicklung sozialer Netzwerke und Unterstützungsmöglichkeiten im Sinne von ‚Community Care‘ sind die Anforderungen auf der gesellschaftlichen Ebene zu betrachten. Möglichkeiten einer gemeinsamen Teilhabeplanung und die Einbeziehung der Personen, für die Prozesse und Entwicklungen angestrebt werden, sollten wesentlich intensiviert werden. Neben dem barrierefreien Zugang zu Information und Kommunikation und einem Ausbau von Anlauf- und Beratungsstellen, wie es die KoKoBes bereits anbieten, ist ein weiterer Schwerpunkt im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit anzusetzen. Durch eine Intensivierung der Information, durch größere Teilhabemöglichkeiten, durch ein Wohnen in der Gemeinde können die Interessen und Bedürfnisse von Menschen mit (geistiger) Behinderung mehr in den Fokus gesamtgesellschaftlicher Denkprozesse rücken. Daraus könnte dann im Idealfall eine (Neu-)Entwicklung des Gemeinwesens resultieren, in dem die Menschen füreinander da sind, sich gegenseitig unterstützen und unterschiedliche Bedürfnisse und Hilfebedarfe als normal anerkennen. Kurzfristig könnte eine intensivere Öffentlichkeitsarbeit dazu führen, dass Menschen mit (geistiger) Behinderung als Teil der Gesellschaft anerkannt werden, sodass sich diese öffnet und Barrieren abgebaut werden, die ein eigenständiges Wohnen zumindest erschweren. An diese Zukunftsvisionen anknüpfend, benennt HANSLMEIER-PROCKL (2009) einige konkrete Maßnahmen, die zu einer positiven Veränderung des Gemeinwesens und damit einer stärkeren Teilhabe von Menschen mit (geistiger) Behinderung führen könnten:

- „Öffnung allgemeiner Einrichtungen,
- Schaffung der Möglichkeiten zur Vertretung eigener Rechte und Interessen,
- Städteplanung unter Einbezug der Bedarfe von Menschen mit geistiger Behinderung,
- Förderung integrativer Bildungsprojekte [...], damit zukünftige Bürger des Gemeinwesens das Zusammensein von Menschen mit Behinderung als vertraute Normalität empfinden,
- Vereinfachung der Sprache bei Verwaltungsvorgängen,
- Unterstützung der Vereine zur Verstärkung integrativer Angebote.“

(HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 234)

#### 4. Sozialpolitische Ebene

Um überhaupt eine stärkere Teilhabe und selbstbestimmtes Handeln von Menschen mit (geistiger) Behinderung zu ermöglichen, sind die sozialpolitischen Maßgaben und rechtlichen Voraussetzungen von grundlegender Bedeutung, denn „die Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung an den gesellschaftlichen Prozessen zu ermöglichen und zu sichern, ist eine sozialstaatliche Aufgabe, die nicht auf der Basis von Freiwilligkeit durch einzelne Bürger des Gemeinwesens realisiert werden kann“. (HANSLMEIER-PROCKL 2009, S. 234) Ökonomische Interessen dürfen dabei nicht die Teilhabemöglichkeiten beeinträchtigen, weshalb nach SEIFERT (2010) eine „grundlegende Erneuerung des Finanzierungssystems und eine Novellierung der gesetzli-

chen Rahmenbedingungen des SGB XII“ (SEIFERT 2010, S. 400) notwendig ist. Wird ein Ausbau des Ambulant Betreuten Wohnens vorangetrieben, so muss dies unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen und Auswirkungen geschehen. Netzwerke müssen geschaffen werden, Hilfesysteme erhalten bleiben, eine Gemeinwesenorientierung fokussiert werden und, vielleicht der wichtigste Punkt, im Sinne von Selbstbestimmung müssen allen Menschen mit (geistiger) Behinderung Entscheidungsmöglichkeiten bezüglich ihres Wohnens gegeben werden. Nicht der Unterstützungsbedarf und damit einhergehende ökonomische Interessen dürfen an erster Stelle stehen, sondern die Entscheidung des Einzelnen ein selbstbestimmtes Leben als Teilhaber der Gesellschaft zu führen.



## 9 Literatur

- Aktion Mensch (Hrsg.): Web 2.0/barrierefrei. Eine Studie zur Nutzung von Web 2.0 Anwendungen durch Menschen mit Behinderung. Bonn 2010. [http://publikationen.aktion-mensch.de/barrierefrei/Studie\\_Web\\_2.0.pdf](http://publikationen.aktion-mensch.de/barrierefrei/Studie_Web_2.0.pdf) (Zugriff 08.08.2011)
- Angele, Claudia: Kompetenzen zur Alltagsbewältigung im privaten Haushalt. Ein Desiderat lebensnaher Allgemeinbildung. Münster 2008.
- Antor, Georg/Bleidick, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Daraus das Stichwort Normalisierung. Stuttgart 2006, 2. Auflage, S. 105-108.
- Antor, Georg/Bleidick, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Daraus das Stichwort Empowerment.. Stuttgart 2006, 2. Auflage, S. 81-84.
- Aselmeier, Laurenz: Die Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsangebote in einem behindertenfreundlichen Gemeinwesen. Referat anlässlich des KoKoBe-Workshops am 12.12.2005 in Köln. [http://www.lvr.de/app/resources/referat\\_kokobegemeinwesen.pdf](http://www.lvr.de/app/resources/referat_kokobegemeinwesen.pdf) (Zugriff 25.04.2006)
- Atteslander, Peter: Methoden der empirischen Sozialforschung. 10. Auflage, Berlin 2003.
- Bachl, Annelore/Stark, Wolfgang: Keiner baut sein Haus allein – Kooperation zwischen Selbsthilfe-Initiativen und Professionellen im gesundheitlichen Versorgungssystem. In: Schemmel, Heike/Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 231-258.
- Beck, Iris: Bedürfnisse, Bedarf, Hilfebedarf und –planung: Aspekte der Differenzierung und fachlichen Begründung. In: Greving, Heinrich (Hrsg.): Hilfeplanung und Controlling in der Heilpädagogik. Freiburg 2002, S. 32-61.
- Beck, Iris: „...Teilhabe am Leben der Gemeinschaft und Gesellschaft...“ Integration von Menschen mit schweren Behinderungen heute und morgen. In: Franke, Horst/Westecker, Mathias (Hrsg.): Behindert Wohnen. Perspektiven und europäische Modelle für Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf 2000, S. 9-24.
- Beck, Iris/Lübbe, Andrea: Individuelle Hilfeplanung. Anforderungen an die Behindertenhilfe. In: Geistige Behinderung 3/03, S. 222-234.
- Beetz, Andrea: Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen. In: Olbrich, Prof. Dr. Erhard/Otterstedt, Dr. Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere: Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart 2003, S. 76-84.
- Bernasconi, Tobias: Barrierefreies Internet für Menschen mit geistiger Behinderung. Eine experimentelle Pilotstudie zu technischen Voraussetzungen und partizipativen Auswirkungen. Oldenburg 2007.
- Bernhardt, Robert: Lebenslagen ehemaliger Förderschüler. Biografische Rekonstruktionen nachschulischer Lebensverläufe. Bad Heilbrunn 2010.
- Böhringer, Klaus-Peter: (Neue) Wege zur Lebensbewältigung und Lebensgestaltung Behinderter. Gestuftes Wohnkonzept Pforzheim-Enzkreis. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995, S. 107-128.

- Böing, Clemens: Vorstellung der Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstellen. Unveröffentlichtes Manuskript. Kleve 2005.
- Bollinger-Hellingrath, Christa: Selbständigkeits- und Wohntraining für geistig Behinderte. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): *Humanes Wohnen – seine Bedeutung für das Leben geistig behinderter Erwachsener*. Marburg 1987, 2. Auflage, S. 43-57.
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola: *Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler*. Heidelberg 1996, 2. Auflage.
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola: *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Heidelberg 2006, 4. überarbeitete Auflage.
- Bradl, Christian: Selbstbestimmung und Teilhabe als Herausforderung für behinderte Menschen mit hohem Hilfebedarf. In: Wacker, Elisabeth/Bosse, Ingo/Dittrich, Torsten/ Niehoff, Ulrich/Schäfers, Markus/Wansing, Gudrun/Zalfen, Birgit (Hrsg.): *Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein*. Marburg 2005, S. 185-198.
- Bradl, Christian: Selbstbestimmung – Strukturelle Grenzen im Heim. In: *Selbstbestimmung (Kongressbeiträge)*. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.). Marburg 1997. S. 362-376.
- Bradl, Christian: Vom Heim zur Assistenz. Strukturelle Grenzen von 'Selbstbestimmt leben' im Heim. In: Bradl, Christian/Steinhart, Ingmar (Hrsg.): *Selbstbestimmung durch Enthospitalisierung: Kritische Analysen und neue Orientierungen für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen*. Bonn 1996, S. 178-203.
- Brendel, Matthias: Die Single-Lüge. In: *Spiegel Special 5/1998*, S. 72-74.
- Bühl, Achim (Hrsg.): *Auf der Suche nach der Muße. Empirische Untersuchungen zum Freizeitverhalten*. Münster 2004.
- Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Sozialhilfeträger (BAGüS): *Entwicklung der Fallzahlen in der Eingliederungshilfe*. Münster 2010. [http://www.lwl.org/spur-download/bag/endbericht\\_entwicklung\\_fallzahlen.pdf](http://www.lwl.org/spur-download/bag/endbericht_entwicklung_fallzahlen.pdf) (Zugriff 16.06.2011)
- Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS): *Wohnformen und Teilhabeleistungen für behinderte Menschen*. Münster 2006.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS): *Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderungen für die 16. Legislaturperiode*. Bonn 2009.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: *Wo bleibt die Zeit? Wiesbaden 2003*.  
<http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pm/frueher/wobleibtDieZeit.property=file.pdf> (Zugriff 28.7.2009)
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: *Gender Datenreport, Kapitel 9: Zur Situation von Frauen und Männern mit Behinderung*. 2005.  
<http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Publikationen/genderreport/9-behinderung.html>. (Zugriff 29.09.2010)
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): *Wir können mehr als ihr uns zutraut! Ambulante Unterstützung beim Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung*. Marburg 2002.
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): *Ein Platz in der Gesellschaft. Enthospitalisierung von Menschen mit geistiger Behinderung*. Marburg 2001, 2. Auflage.
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): *Gemeindenahes Wohnen*. Marburg 1997, 5. Auflage.
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): *Selbstbestimmung. Kongressbeiträge; Dokumentation des Kongresses „Ich weiß doch selbst was ich will!“ Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung*. Marburg 1997, 2. durchgesehene Auflage.

- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein. Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 1995, 2. Auflage.
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Humanes Wohnen – seine Bedeutung für das Leben geistig behinderter Erwachsener. Marburg 1987. 2. Auflage.
- Bundschuh, Konrad/Heimlich, Ulrich/Krawitz, Rudi (Hrsg.): Wörterbuch Heilpädagogik. Daraus das Stichwort Normalisierung. Bad Heilbrunn 2007, 3. Auflage, S. 201-202.
- Burzan, Nicole: Zeitgestaltung im Alltag älterer Menschen. Eine Untersuchung im Zusammenhang mit Biographie und sozialer Ungleichheit. Opladen 2002.
- Crämer, Siegmund: Das Wohnen geistig behinderter Erwachsener. Konzeption der Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. Bad Dürkheim. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein. Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 1995, 2. Auflage, S. 37-46.
- Dederich, Markus: Einsame Selbstbestimmung statt fürsorglicher Gemeinschaft – ist das die Zukunft für Menschen mit Behinderungen?  
<http://www.lvr.de/Soziales/service/veranstaltungen/veranstaltungsreihe/vortragdederich.pdf> (Zugriff 08.08.2011)
- Dederich, Markus: Gibt es ein Recht auf Anderssein? Überlegungen zu einer Ethik der Anerkennung.  
[http://www.beratungszentrum-alsterdorf.de/cont/GibteseinRechtaufanderssein\(3\).pdf](http://www.beratungszentrum-alsterdorf.de/cont/GibteseinRechtaufanderssein(3).pdf) (Zugriff 08.08.2011)
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) (Hrsg.): Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF). Online veröffentlicht 2005.  
[http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf\\_endfassung-2005-10-01.pdf](http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf) (Zugriff 23.03.2011)
- Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg 2008, 19. Auflage.
- Diewald, Martin/Sattler, Sebastian/Wendt, Verena/Lang, Frieder R.: Verwandtschaft und verwandtschaftliche Beziehungen. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 423-444.
- Diewald, Martin/Lüdicke, Jörg: Akzentuierung oder Kompensation? Zum Zusammenhang von Sozialkapital, sozialer Ungleichheit und subjektiver Lebensqualität. In: Diewald, Martin/Lüdicke, Jörg (Hrsg.): Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften. Wiesbaden 2007, S. 11-52.
- Diewald, Martin: Soziale Beziehungen. Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin 1991.
- Dörner, Klaus Prof. Dr. Dr.: Zwischen individueller Hilfeplanung und Begleitung im Lebensfeld – das Handeln psychosozialer Profis. Vortrag beim Landschaftsverband Rheinland am 19.04.2004. <http://www.lvr.de/app/resources/vortragkdrner.pdf> (Zugriff 04.04.2006)
- Doose, Stefan: „I want my dream!“ Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven und Methoden einer individuellen Hilfeplanung mit Menschen mit Behinderungen. Kassel 2007. <http://bidok.uibk.ac.at/library/doose-zukunftsplanung.html> (Zugriff 17.10.2007)
- Doose, Stefan: I want my dream. Persönliche Zukunftsplanung. Netzwerk People-First. Kassel 2004.
- DUDEN. Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim 1996.

- Dworschak, Wolfgang: Wohntraining. Konzeptionelle Überlegungen und unterrichtliche Umsetzung einer Sequenz zum Lernen im Wohnalltag am Förderzentrum mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung. Veröffentlicht 2007. [http://www.edu.lmu.de/geistigbehindertenpaedagogik/downloads/dworschak\\_wohntraid.pdf](http://www.edu.lmu.de/geistigbehindertenpaedagogik/downloads/dworschak_wohntraid.pdf) (Zugriff 22.08.2011)
- Dworschak, Wolfgang: Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung. Theoretische Analyse, empirische Erfassung und grundlegende Aspekte qualitativer Netzwerkanalyse. Bad Heilbrunn 2004.
- Engels, Dietrich: Artikel „Lebenslagen“. <http://www.isg-dresden.de/download/Artikel%20Lebenslagen.pdf> (Zugriff 19.01.2011)
- Europäische Vereinigung der ILSMH (Hrsg.): Sag es einfach! Europäische Richtlinien für die Erstellung von leicht lesbaren Informationen für Menschen mit geistiger Behinderung für Autoren, Herausgeber, Informationsdienste, Übersetzer und andere interessierte Personen. Brüssel 1998. [http://www.webforall.info/downloads/EURichtlinie\\_sag\\_es\\_einfach.pdf](http://www.webforall.info/downloads/EURichtlinie_sag_es_einfach.pdf) (Zugriff 20.02.2011)
- Färber, Hans-Peter/Lipps, Wolfgang/Seyfarth, Thomas (Hrsg.): Wege zum selbstbestimmten Leben trotz Behinderung. Tübingen 2000.
- Familienratgeber. In: [http://www.familienratgeber.de/beratung\\_hilfe/selbsthilfe/index.php](http://www.familienratgeber.de/beratung_hilfe/selbsthilfe/index.php) (Zugriff 08.08.2011)
- Fassbender, Karl-Josef: Wohnanlage Bergisch-Gladbach. Das Konzept und was daraus wurde. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995, S. 129-132.
- Fehndrich, Günter: Konzeption und Praxis des Betreuungsrechts und sein Beitrag zur Integration von Erwachsenen Menschen mit Behinderung. Aachen 2003.
- FIB e. V.: Leben auf eigene Gefahr. Geistig Behinderte auf dem Weg in ein selbstbestimmtes Leben. München 1995.
- Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Hamburg 2004, 2. Auflage.
- Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Hamburg 2000, 5. Auflage.
- Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Keupp, Heiner/Rosenstiel, Lutz von/Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim 1995, 2. Auflage.
- Fornefeld, Barbara: Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München 2004, 3. Auflage.
- Fornefeld, Barbara: Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München 2002.
- Forschungsgruppe NetOH II des Zentrums für Planung und Evaluation Sozialer Dienste der Universität Siegen: Netzwerke Offener Hilfen (NetOH II). Abschlussbericht des Forschungsprojektes. Siegen 2005.
- Franke, Horst/Westecker, Mathias (Hrsg.): Behindert Wohnen. Perspektiven und europäische Modelle für Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf 2000.
- Gaedt, Christian: Assistenz-Konzept – Chancen und Grenzen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung. Kongressbeiträge; Dokumentation des Kongresses „Ich weiß doch selbst was ich will!“ Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung. Marburg 1997, 2. durchgesehene Auflage, S. 90-94.
- Gahleitner, Silke-Birgitta: Doppelt hinschauen. Die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring als Instrument für die Gender-Forschung am Beispiel einer Untersuchung zu ge-

- schlechtsspezifischen Aspekten sexueller Gewalterfahrung. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S. 222-234.
- Gregig, Daniel/Zwicky, Heinrich/Deringer, Sabine/Hirtz, Melanie und Page, Roman: Menschen mit Behinderungen in der Schweiz: Die Lebenslage von Bezügerinnen und Bezügerern von Leistungen der Invalidenversicherung. Brugg 2004. [http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/nfp/nfp45/NFP45\\_Gredig\\_SB.pdf](http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/nfp/nfp45/NFP45_Gredig_SB.pdf) (Zugriff 14.12.2010)
- Gläser-Zikuda, Michaela: Qualitative Inhaltsanalyse in der Lernstrategie- und Lernemotionsforschung. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S.63-83.
- Göthling, Stefan (mit Unterstützung von Göbel, Susanne/Nolte, Henrik): People First. In: Greving, Heinrich (Hrsg.): Kompendium Heilpädagogik. Band 2, I –Z., Troisdorf 2009, S. 140-147.
- Goetz, Konrad: Freizeit-Mobilität im Alltag oder Disponible Zeit, Auszeit, Eigenzeit – warum wir in der Freizeit raus müssen. Berlin 2007.
- Gröschke, Dieter: Das Normalisierungsprinzip: Zwischen Gerechtigkeit und gutem Leben. Eine Betrachtung aus ethischer Sicht. Zeitschrift für Heilpädagogik, 51/2000/4, S. 134 – 140.
- Gromann, Petra: Die Problematik der Beurteilung von Wohlbefinden aus der Außenperspektive – Schwierigkeiten der „Messung“ von subjektiver Lebensqualität. In: Fischer, Ute/Hahn, Martin Th./Lindmeier, Christian/Reimann, Bernd/Richardt, Michael (Hrsg.): Wohlbefinden und Wohnen von Menschen mit schwerer geistiger Behinderung. Berliner Beiträge zur Pädagogik und Andragogik von Menschen mit geistiger Behinderung. Band 6. Reutlingen 1998, S. 254-270.
- Gromann, Petra: Zur Bedeutung ambulanter Wohnangebote für das Selbst- und Fremdbild geistig behinderter Menschen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein. Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 1995, 2. Auflage, S. 175-179.
- Gührs, Brigitte/Jüster, Markus: Klientenzentrierte Planung und Leistungsentwicklung in Wohneinrichtungen. In: Geistige Behinderung 1/03, S. 23-40.
- Günther, Julia: Nachbarschaft und nachbarschaftliche Beziehungen. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 445-463.
- Hähner, Ulrich/Niehoff, Ulrich/Sack, Rudi und Walther, Helmut: Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzung verhindern! Die Weiterentwicklung des Konzepts „Vom Betreuer zum Begleiter“. Marburg 2005.
- Hähner, Ulrich: Gedanken zur Organisationsentwicklung unter der Leitidee der Selbstbestimmung. In: Hähner, Ulrich/Niehoff, Ulrich/Sack, Rudi und Walther, Helmut: Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzung verhindern! Die Weiterentwicklung des Konzepts „Vom Betreuer zum Begleiter“. Marburg 2005, S. 13-31.
- Hagen, Jutta: Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Geistige Behinderung 4/02, S. 293-306.
- Hagen, Jutta: Ansprüche an und von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung in Tagesstätten. Aspekte der Begründung und Anwendung lebensweltorientierter pädagogischer Forschung. Marburg 2001.
- Hahn, Martin Th./Eisenberger, Jörg /Hall, Constanze/Koepp, Antje/Krüger, Carsten: Die Leute sind ja draußen aufgeblüht... Zusammenfassende Gesamtdarstellung des Projektes USTA. Reutlingen 2003.

- Hahn, Martin Th.: Selbstbestimmung als Begegnung mit dem Menschen. In: Heinen, Norbert/Lamers, Wolfgang: Geistigbehindertenpädagogik als Begegnung. Düsseldorf 2000, S. 15-21.
- Hahn, Martin Th.: Selbstbestimmung im Leben, auch für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Geistige Behinderung 2/1994, S. 81-94.
- Handke, Helmut: Teilhabe – Integration – Selbstbestimmung aus der Sicht des Trägers: Lebenswege Berlin gGmbH. In: Franke, Horst/Westecker, Mathias (Hrsg.): Behindert Wohnen. Perspektiven und europäische Modelle für Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf 2000, S. 53-58.
- Hanslmeier-Prockl, Gertrud: Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung. Empirische Studie zu Bedingungen der Teilhabe im Ambulant betreuten Wohnen in Bayern. Bad Heilbrunn 2009.
- Harloff, Hans Joachim: Der Transaktionale Ansatz der Wohnpsychologie – Transaktionen des Menschen in und mit seinem Wohnumfeld. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995, S. 21-35.
- Haudeck, Helga: Wie pauken Schüler und Schülerinnen Vokabeln für den Fremdsprachenunterricht wirklich? Anwendungsbeispiel der Qualitativen Inhaltsanalyse aus der Lernstrategieforschung. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S. 84-104.
- Heinen, Norbert/Lamers, Wolfgang: Geistigbehindertenpädagogik als Begegnung. Düsseldorf 2000.
- Hennies, Irina/Sasse, Martina: Liebe, Partnerschaft, Ehe und Kinderwunsch bei Menschen mit geistiger Behinderung. In: Wüllenweber, Ernst (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. Stuttgart 2004, S. 65- 77.
- Herigger, Norbert (2009): Grundlagentext Empowerment.  
<http://www.empowerment.de/grundlagentext.html> (Zugriff 24.07.2009)
- Höhne, Anke: Soziale Unterstützung in Partnerschaften. Individuelle Beschäftigungschancen und –risiken im ostdeutschen Transformationsprozess unter Berücksichtigung des Partnerschaftskontextes. Berlin 2007.
- Höpflinger, Francois: Beziehungen zwischen Großeltern und Enkelkindern. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 311-335.
- Hollstein, Betina: Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen 2001.
- Huslisti, Birgit/Huslisti, Stefan/Theunissen, Georg: Ich möchte selbst bestimmen, wo, wie und mit wem ich wohnen möchte! In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung. Kongressbeiträge; Dokumentation des Kongresses „Ich weiß doch selbst was ich will!“ Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung. Marburg 1997, 2. durchgesehene Auflage, S. 385-387.
- Industrieverband Heimtierbedarf (IVH): <http://www.ivh-online.de/de/home/derverband/daten-fakten.html> (Zugriff 10.08.2009)
- ISB – Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung: Lehrpläne Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung – Grund- und Hauptstufe. München 2003.  
<http://www.isb.bayern.de/isb/index.asp?MNav=4&QNav=4&TNav=1&INav=0&Fach=&Fach2=78&LpSta=6&STyp=13&Lp=725> (Zugriff 25.08.2011)
- Jakobs, Hajo: Abschlussbericht/Expertise zum Forschungsprojekt »Wohnbedarf und -bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Kreis Plön« 2004.  
[http://www.soziale-arbeit-und-gesundheit.fh-kiel.de/lehrende/hauptamtliche/daten\\_hjakobs/index.php](http://www.soziale-arbeit-und-gesundheit.fh-kiel.de/lehrende/hauptamtliche/daten_hjakobs/index.php) (Zugriff 20.09.2005)

- Jähnert, Detlev: Wir wollen nicht nur selbst entscheiden, wo wir wohnen – wir wollen unsere Wohnformen auch selbst organisieren. Wie Betroffene FOKUS-Wohnen in Niedersachsen realisieren. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995, S. 133-146.
- Janßen, Christian/Begemann, Ilona (Hrsg.): Hier mach' ich das jetzt alles alleine...“ Die SIVUS-Methode im Wohnheim. Erfahrungen aus der vierjährigen Arbeit im Bereich Behindertenhilfe I in Eckardtsheim. Bielefeld 1998.
- Janßen Christian/Wortberg-Börner, Marie: Soziale Netze für Menschen mit geistiger Behinderung, Bielefeld, 1999. <http://sivus-online.de> (Zugriff 23.07.2009)
- Kastl, Jörg Michael/Metzler, Heidrun: Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung zum Modellprojekt „Persönliches Budget für Menschen mit Behinderung in Baden-Württemberg“. Stuttgart 2005.
- Keupp, Heiner: Ressourcen als gesellschaftlich ungleich verteiltes Handlungspotential. In: Schemmel, Heike/Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 555-573.
- Kief, Michael: Normalisierte Wohnformen für Menschen mit geistiger Behinderung. Auswirkungen auf die Bewohnerinnen und Bewohner. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein. Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 1995, 2. Auflage, S. 47-56.
- Kirchhoff, Gabriele: Menschen mit geistiger Behinderung in Wohnfamilien. Aachen 1993.
- Klauß, Theo: Selbstbestimmung als Leitidee der Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Fischer, Erhard (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Sichtweisen, Theorien, aktuelle Herausforderungen. Oberhausen 2003, S. 83-127.
- Kleine Schaars, Willem: Anleitung zur Selbständigkeit. Eine Methodik aus den Niederlanden zur Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung in Wohneinrichtungen. In: Geistige Behinderung 1/00, S. 49-55.
- Köstler, Sandra/Kretschmer, Heike/Schahn, Julia: Freizeit von Menschen mit Behinderung. In: Bühl, Achim (Hrsg.): Auf der Suche nach der Muße. Empirische Untersuchungen zum Freizeitverhalten. Münster 2004, S. 207-264.
- Kräling, Klaus: Wohnen heißt zu Hause sein. Gemeindeintegriertes Wohnen erwachsener Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein. Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 1995, 2. Auflage, S. 21-28.
- Krieger, Hermann: Vorbereitung geistig Behinderter auf selbständiges Wohnen und Hilfen beim Übergang von der Familie in die Wohneinrichtung. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Humanes Wohnen – seine Bedeutung für das Leben geistig behinderter Erwachsener. Marburg 1987, 2. Auflage, S. 31-40.
- Krüger, Carsten: Supported Living: „Ich bin über 40 Jahre alt. Dies ist mein eigener Schlüssel. Zum allerersten Mal habe ich einen eigenen Schlüssel“. In: Geistige Behinderung 2/00, S. 112-124.
- Küchler, Matthias: Was kommt nach der Schule? Handbuch zur Vorbereitung auf das nachschulische Leben durch die Schule für Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 2006.
- Künzel-Schön, Marianne: Bewältigungsstrategien älterer Menschen. Grundlagen und Handlungsorientierungen für die ambulante Arbeit. Weinheim und München 2000.

- Kulig, Wolfram/Theunissen, Georg: Selbstbestimmung und Empowerment. In: Wüllenweber, Ernst/Theunissen, Georg/Mühl, Heinz (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart 2006, S.237-250.
- Laireiter, Anton-Rupert: Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 75-99.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim 2005, 4. Auflage.
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Homepage 2011.  
[http://www.lvr.de/de/nav\\_main/soziales\\_1/menschenmitbehinderung/wohnen/analauftstellen/kokobeundspz/kokobeundspz\\_1.html](http://www.lvr.de/de/nav_main/soziales_1/menschenmitbehinderung/wohnen/analauftstellen/kokobeundspz/kokobeundspz_1.html) (Zugriff 20.07.2011)
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Qualität für Menschen – Wohnhilfen aus einer Hand. Ergebnisse nach fünf Jahren Gesamtzuständigkeit für Wohnhilfen für Menschen mit Behinderungen beim Landschaftsverband Rheinland (LVR). Köln 2008.
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Leben wie es uns gefällt. Selbstständiges Wohnen mit ambulanter Unterstützung im Rheinland. Hürth 2007.
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Individuelles Hilfeplanverfahren des Landschaftsverbandes Rheinland. Köln 2005.  
<http://www.lvr.de/app/resources/ihp20041122.pdf> (Zugriff 03.06.2005)
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Individuelles Hilfeplanverfahren des Landschaftsverbandes Rheinland. Handbuch. Köln 2005.
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Unterstützung nach Maß. Wohnhilfen für Menschen mit Behinderung im Rheinland. Köln 2004.
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Info-Brief „Soziales“ – Informationen aus dem Dezernat Soziales, Integration des LVR. Köln 06/2004.  
<http://www.lvr.de/app/resources/infobrief062004.pdf> (Zugriff 18.03.2005)
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Info-Brief „Soziales“ – Informationen aus dem Dezernat Soziales, Integration des LVR. Köln 10/2003.  
<http://www.lvr.de/app/resources/infobriefbewo1003.pdf> (Zugriff 30.05.2005)
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Info-Brief „Soziales“ – Informationen aus dem Dezernat Soziales, Integration des LVR. Köln 07/2003.  
<http://www.lvr.de/app/resources/infobriefbewo0703.pdf> (Zugriff 18.03.2005)
- Landschaftsverband Rheinland (LVR): Sozialausschussbericht 2003. Köln 2003.  
<http://www.lvr.de/app/resources/soz03050611163.pdf> (Zugriff 30.05.2005)
- Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL): Zahlen, Fakten, Hintergründe zum Ambulant Betreuten Wohnen. Münster 2008. [http://www.lwl.org/spur-download/aktuell/flyer\\_zahlen.pdf](http://www.lwl.org/spur-download/aktuell/flyer_zahlen.pdf) (Zugriff 29.06.2011)
- Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL): Wohnen und Arbeit für Menschen mit Behinderung. Münster 2010.
- Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL): Selbstständigkeit zieht ein: Ambulant Betreutes Wohnen. LWL-Ratgeber für Menschen mit Behinderungen. Münster 2008.  
[http://www.lwl.org/lwl-download/Der\\_LWL/ratgeber\\_selbststaendigkeit\\_zieht\\_ein.pdf](http://www.lwl.org/lwl-download/Der_LWL/ratgeber_selbststaendigkeit_zieht_ein.pdf) (Zugriff 29.06.2011)
- Laucken, Miriam/Bruysten, Frauke: Enthospitalisierungsprojekte für Menschen mit geistiger Behinderung. Der Schritt von der Theorie zur Praxis und die dabei auftretenden Schwierigkeiten. In: Geistige Behinderung 4/00, S. 334-345.
- Lebenshilfe Kleve gGmbH  
<http://www.lebenshilfekleve.de/index.php?page=1001&show=1006>  
 (Zugriff 18.07.2011)
- Lehne, Franziska: Verbesserung der Lebensqualität von Menschen mit Behinderung durch die Interaktion mit Tieren. Bochum 2003.



- Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009.
- Lindenlaub, Sabine/Kraak, Bernhard: Bewältigen und Entscheiden. Theoretische und empirische Beiträge zur Coping-Forschung. Frankfurt am Main 1997.
- Lindmeier, Christian: Ein Weg zur Selbstbestimmung – Supported Living. Würzburg 2005. [http://web19.server34.campuspeicher.de/wuesl2008.de/assi\\_pd2005\\_05\\_04\\_lindmeier.pdf](http://web19.server34.campuspeicher.de/wuesl2008.de/assi_pd2005_05_04_lindmeier.pdf) (Zugriff 30.03.2011)
- Lindmeier, Christian: Supported Living – ein Konzept zur Realisierung des privaten Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. 2005. [http://www.wuest.de/assi\\_pdf2005\\_05\\_04lindmeier.pdf](http://www.wuest.de/assi_pdf2005_05_04lindmeier.pdf) (Zugriff 30.03.2011)
- Lingg, Albert/Theunissen, Georg: Psychische Störungen bei geistig Behinderten: Erscheinungsformen, Ursachen und Handlungsmöglichkeiten aus pädagogischer und psychiatrischer Sicht. Freiburg 1997, 3. Auflage.
- Lingg, Albert/Theunissen, Georg: Psychische Störungen und geistige Behinderung. Ein Lehrbuch und Kompendium für die Praxis. Freiburg 2008, 5. Auflage.
- Looz, Carola von: Selbstbestimmte Lebensführung und Betreuung – ein Widerspruch? In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung. Kongressbeiträge; Dokumentation des Kongresses „Ich weiß doch selbst was ich will!“ Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung. Marburg 1997, 2. durchgesehene Auflage, S. 158-162.
- Loth, Wolfgang: Ressourcen bewegen. In: Schemmel, Heike/Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 29-50.
- Luxen, Ulrike/Senckel, Barbara: „Wer mag mich schon wirklich?“ Abbau von depressiver Selbstentwertung und ödipaler Rivalität bei einer leicht geistig behinderten Frau in Psychotherapie und Alltag. In: Geistige Behinderung 1/1996. 35. Jahrgang, S. 42-55.
- Maier, Uwe: Lehrerverhalten und Emotionen aus der Sicht von Schülern. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S. 190-206.
- Markowetz, Reinhard: Freizeit von Menschen mit Behinderung. In: Markowetz, Reinhard/Cloerkes, Günther (Hrsg.): Freizeit im Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg 2000.
- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Forum Qualitative Sozialforschung. <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> (Zugriff 02.01.2008)
- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel 2007, 9. Auflage.
- Mayring, Philipp: Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S. 7-19.
- Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken. Weinheim und Basel 2002, 5. Auflage.
- Mayring, Philipp: Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 2(1). <http://qualitativresearch.net/fqs/fqs.htm> (Zugriff: 27.03.2008)
- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Keupp, Heiner/Rosenstiel, Lutz von/Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim 1995, 2. Auflage, S. 209-213.
- Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005.

- Metzler, Heidrun/Rauscher, Christine: Wohnen inklusiv. Wohn- und Unterstützungsangebote für Menschen mit Behinderung in Zukunft. Projektbericht. Tübingen 2004.
- Metzler, Heidrun: Hilfebedarf und Selbstbestimmung. Eckpunkte des Lebens behinderter Menschen im Heim. In: Franke, Horst/Westecker, Mathias (Hrsg.): Behindert Wohnen. Perspektiven und europäische Modelle für Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf 2000, S. 25-37.
- Metzler, Heidrun/Rauscher, Christine: Teilhabe als Alltagserfahrung. Eine ergebnisorientierte Perspektive in der Qualitätsdiskussion. In: Geistige Behinderung 3/03, S. 235-243.
- Michalski, Christian: Funktion und Bewertung des ambulanten Psychiaters durch schizophrene Patienten. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S. 207-221.
- Michels, Caren: Zur Arbeitszufriedenheit von Beschäftigten einer Werkstatt für behinderte Menschen. In: Heinen, Norbert/Tönnihsen, Gerd (Hrsg.): Rehabilitation und Rentabilität - Herausforderungen an die Werkstatt für behinderte Menschen. Eitorf 2002, S. 203-240.
- Michels, Caren: Straßenkarrieren – ein internationaler Vergleich. In: Butterwegge, Christoph/Holm, Karin/Zander, Margherita: Armut und Kindheit. Ein regionaler, nationaler und internationaler Vergleich. Opladen 2003, S. 127-172.
- Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen: Verordnung zur Änderung der Verordnung zur Ausführung des Bundessozialhilfegesetzes (AV-BSHG). Düsseldorf 2003. <http://www2.uni-siegen.de/~zpe/ih-nrw/Dokumente/anderungAV-BSHG.pdf> (Zugriff 30.05.2005)
- Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen: Rahmenvorgabe und Richtlinien für die sonderpädagogische Förderung in Schulen des Landes Nordrhein-Westfalen. Entwurf Düsseldorf 2001. [http://www.verband-sonderpaedagogik-nrw.de/08\\_Aktuelles/Richtlinien/Rahmenvorgabe.pdf](http://www.verband-sonderpaedagogik-nrw.de/08_Aktuelles/Richtlinien/Rahmenvorgabe.pdf) (Zugriff 02.09.2003)
- Mühl, Heinz: Einzelfallstudien zum pädagogischen Umgang mit Verhaltensstörungen bei Menschen mit geistiger Beeinträchtigung. Oldenburg 2002.
- Nave-Herz, Rosemarie: Geschwisterbeziehungen. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 337-351.
- Netz, Peter/Steinkamp, Günther/Werner, Burkhard: Psychisch gestörte ältere Menschen und ihre sozialen Netzwerke. Eine empirische Analyse. Opladen 1996.
- Neumann, Johannes: 40 Jahre Normalisierungsprinzip - von der Variabilität eines Begriffs. Geistige Behinderung, 38(1999)1, S. 3 - 20.
- Niedersächsisches Kultusministerium (Hrsg.): Kerncurriculum für den Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung. Hannover 2007.
- Niehoff, Ulrich/Schablon, Kai-Uwe: Selbstbestimmung und Teilhabe: Welches Rüstzeug brauchen professionelle Unterstützer? In: Hähner, Ulrich/Niehoff, Ulrich/Sack, Rudi und Walther, Helmut: Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzung verhindern! Die Weiterentwicklung des Konzepts „Vom Betreuer zum Begleiter“. Marburg 2005, S. 79-92.
- Nirje, Bengt: The Normalization Principle. In: Flynn, Robert/Nitsch, Kathleen: Normalization, Social Integration and Community Services. Baltimore 1980, S. 31-49.
- Opaschowski, Horst: Einführung in die Freizeitwissenschaft. Wiesbaden 2006, 4. Auflage.
- Otterstedt, Carola: Der heilende Prozess in der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: Olbrich, Prof. Dr. Erhard/Otterstedt, Dr. Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere: Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart 2003, S. 58-68.

- Perry, Jonathan: Interviewing people with Intellectual Disabilities. In: Emerson, Eric/Hatton, Chris/Thompson, Travis und Parmenter, Trevor R.: (Hrsg.): The International Handbook of Applied Research in Intellectual Disabilities. Chichester, England 2004, S. 115-131.
- Pilloud, Janine: Wohnzeiten. Wohnbedürfnisse im gesellschaftlichen Wandel. Zürich und Chur 2004.
- Pitsch, Hans-Jürgen: Normalisierung. In: Wüllenweber, Ernst/Theunissen, Georg/Mühl, Heinz (Hrsg.): Pädagogik bei geistiger Behinderung. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart 2006, S. 224-236.
- Pixa-Kettner, Ursula/Bargfrede, Stefanie: Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung – ein soziales Problem? In: Wüllenweber, Ernst (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. Stuttgart 2004, S.78-88.
- Pohl, Angelika: Tiergestützte Pädagogik. Zur Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung in der Sozialen Arbeit. Diplomarbeit. Hannover 1999.  
[http://www.krummehunde.de/downloads/tierg\\_paedagogik.pdf](http://www.krummehunde.de/downloads/tierg_paedagogik.pdf) (Zugriff 19.07.2011)
- Pollack, Ulrike: Die städtische Mensch-Tier-Beziehung. Ambivalenzen, Chancen und Risiken. Berlin 2009.
- Prahl, Hans-Werner: Soziologie der Freizeit. Paderborn 2002.
- Prosetzky, Ingolf: Isolation und Partizipation. In: Dederich, Markus/Jantzen, Wolfgang (Hrsg.): Behinderung und Anerkennung. Stuttgart 2009, S. 87-95.
- Rau, Antje: Individuelle Entwicklungsplanung. Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung – ein Beispiel der Lebenshilfe Dillenburg e. V. In: Geistige Behinderung 4/02, S. 307-320.
- Rauscher, Christine: „Ein eigenes Leben in der Gemeinde führen“ – Wohn- und Lebenswünsche von Menschen mit Behinderung. In: Wacker, Elisabeth/Bosse, Ingo/Dittrich, Torsten/Niehoff, Ulrich/Schäfers, Markus/Wansing, Gudrun/Zalfen, Birgit (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg 2005, S.145-157.
- Reichert, Monika/Carell, Angela/Pearson, Maggie/Nocon, Andrew (Hrsg.): Informelle außerfamiliäre Unterstützungsnetzwerke älterer Menschen mit Hilfe- und Pflegebedarf. Eine deutsch-britische Vergleichsstudie. Münster 2003.
- Reinhoffer, Bernd: Lehrkräfte geben Auskunft über ihren Unterricht. Ein systematisierender Vorschlag zur deduktiven und induktiven Kategorienbildung in der Unterrichtsforschung. In: Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim und Basel 2005, S. 123-154.
- Riedmann, Andrea: „Menschsein ... heißt wohnen.“ Ambulant Begleitetes Wohnen als Wohnform, die Menschsein ermöglicht. Innsbruck 2003.  
<http://www.bidok.uibk.ac.at/library/riedmann-wohnen-dipl.rtf.html> (Zugriff 04.08.2006)
- Röh, Dieter: Soziale Arbeit in der Behindertenhilfe. München 2009.
- Röhrle, Bernd: Arbeit mit Ressourcen auf der sozialen Ebene. In: Schemmel, Heike/Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 259-280.
- Rohrmann, Albrecht: Offenen Hilfen und Individualisierung. Perspektiven sozialstaatlicher Unterstützung für Menschen mit Behinderung. Bad Heilbrunn 2007.
- Rohrmann, Alfred/Schädler, Johannes/McGovern, Karsten: Chancen und Hindernisse der Offenen Behindertenhilfe am Beispiel Familienunterstützender Dienste. In: Geistige Behinderung 2/00, S. 150-164.

- Rohrman; Eckhard: Zwischen selbstbestimmter sozialer Teilhabe und fürsorglicher Ausgrenzung. Lebenslagen und Lebensbedingungen von Menschen, die wir behindert nennen. In: Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung. Wiesbaden 2008, S. 400-416.
- Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth: Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Konstanz 2008.
- Schablon, Kai-Uwe: Community Care: Professionell unterstützte Gemeinweseneinbindung erwachsener geistig behinderter Menschen. Analyse, Definition und theoretische Verortung struktureller und handlungsbezogener Determinanten. Marburg 2009.
- Schädler, Johannes: Powerpoint-Präsentation zur Vorstellung des Abschlussberichtes. In: MAGS (Hrsg.): Selbstständiges Wohnen behinderter Menschen – Individuelle Hilfen aus einer Hand. Dokumentation der Fachtagung zur Vorstellung des Abschlussberichtes am 24. September 2008. Düsseldorf 2009, S. 54-80.
- Schäfers, Markus: Lebensqualität aus Nutzersicht. Wie Menschen mit geistiger Behinderung ihre Lebenssituation beurteilen. Wiesbaden 2008.
- Schaller, Johannes: Denken und (Ver-) Handeln – Kognitive Verhaltensmodifikation aus Ressourcensicht. In: Schemmel, Heike/ Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 325-345.
- Scheew, Kerstin: Gratwanderung – Wohnen zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung. In: Franke, Horst/ Westecker, Mathias (Hrsg.): Behindert Wohnen. Perspektiven und europäische Modelle für Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf 2000, S. 39-44.
- Schemmel, Heike/ Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003.
- Schlebowski, Dorothee: Starke Nutzer im Heim. Wirkung Persönlicher Budgets auf soziale Dienstleistungen. Wiesbaden 2009.
- Schiepek, Günter/ Cremers, Sandra: Ressourcenorientierung und Ressourcendiagnostik in der Psychotherapie. In: Schemmel, Heike/ Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 147-193.
- Schneider, Marianne Elisabeth: Bewältigungsstile, Motive und familiäre Bedingungen ihrer Entwicklung. Siegen 2009.
- Schnell, Rainer/ Hill, Paul B./ Esser, Elke: Methoden der empirischen Sozialforschung. München 2005, 7. Auflage.
- Schnoor, Heike: Konflikterleben und Konfliktbewältigung bei Personen mit geistiger Behinderung. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft. 29. Jahrgang, 6/2006, S. 22-31.
- Schultz, Ann-Kathrin: Ablösung vom Elternhaus. Der Übergang von Menschen mit geistiger Behinderung in das Wohnen außerhalb des Elternhauses in der Perspektive der Eltern. Marburg 2010.
- Schuppener, Saskia: Selbstkonzept und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn 2005.
- Schwarte, Norbert/ Oberste-Ufer, Ralf: LEWO. Lebensqualität in Wohnstätten für Erwachsene mit geistiger Behinderung. Ein Instrument zur Qualitätsentwicklung. Marburg 1997.
- Schwarz, Gudrun/ Salewski, Christel/ Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Psychologie der Bewältigung. Weinheim 1997.
- Schwarzer, Ralf: Stress, Angst und Handlungsregulation. Stuttgart 2000, 4. Auflage.
- Seifert, Monika: Kundenstudie. Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung. Abschlussbericht. Berlin 2010. <http://www.khsb-berlin.de/kundenstudie> (Zugriff 08.05.2010)

- Seifert, Monika: Inklusion ist mehr als Wohnen in der Gemeinde. In: Dederich, Markus (Hrsg.): Inklusion statt Integration? Heilpädagogik als Kulturtechnik. Gießen 2006, S.98-113.
- Seifert, Monika: Teilhabe von Menschen mit schwerer Behinderung im Bereich des Wohnens. In: Wacker, Elisabeth / Bosse, Ingo/ Dittrich, Torsten/ Niehoff, Ulrich/ Schäfers, Markus/ Wansing, Gudrun/ Zalfen, Birgit (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg 2005, S. 173-184.
- Seifert, Monika: Wenn Anforderungen zur Überforderung werden. Ablösung vom Elternhaus – im Interesse des behinderten Kindes. In: Geistige Behinderung 4/04, S. 312-321.
- Seifert, Monika: Mehr Lebensqualität. Zielperspektiven für Menschen mit schwerer (geistiger) Behinderung in Wohneinrichtungen. Marburg 2003.
- Seifert, Monika/Fornefeld, Barbara/Koenig, Pamela: Zielperspektive Lebensqualität. Eine Studie zur Lebenssituation von Menschen mit schwerer Behinderung im Heim. Bielefeld 2001.
- Seifert, Monika: Wohnalltag von Erwachsenen mit schwerer geistiger Behinderung. Eine Studie zur Lebensqualität. Reutlingen 1997.
- Seifert, Monika: Lebensqualität und Wohnen bei schwerer geistiger Behinderung. Theorie und Praxis. Reutlingen 1997.
- Seifert, Rainer/Arenz, Frank (Hrsg.): Wohnen wie gewohnt? – Gewoon wonen? Wohnmöglichkeiten und Wohnwünsche von Menschen mit Behinderungen. Mainz 1998.
- Seufert, Beatrix: Vortrag vom 27.5.2005 in den Räumen des LVR. [http://www2.uni-siegen.de/~zpe/ih-nrw/Der Rheinisch-Bergische Kreis/Beitrag%20Seufert.pdf](http://www2.uni-siegen.de/~zpe/ih-nrw/Der_Rheinisch-Bergische_Kreis/Beitrag%20Seufert.pdf) (Zugriff 30.06.2006)
- Sickendiek, Ursel: Persönliche Beziehungen am Arbeitsplatz. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 465-487.
- Smith, Emma/Grawe, Klaus: Die funktionale Rolle von Ressourcenaktivierung für therapeutische Veränderungen. In: Schemmel, Heike/Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 111-122.
- Sonnenberg, Kristin: Wohnen und geistige Behinderung. Eine vergleichende Untersuchung zur Zufriedenheit und Selbstbestimmung in Wohneinrichtungen. Köln 2005. <http://www.ub.uni-koeln.de> (Zugriff 17.10.2005)
- Speck, Otto: Wohnen als Wert für ein menschwürdiges Dasein. In: Fischer, Ute/ Hahn, Martin Th./Lindmeier, Christian/ Reimann, Bernd/ Richardt, Michael (Hrsg.): Wohlbefinden und Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung. Reutlingen 1998, S. 19-42.
- Speck, Otto: Die Bedeutung des Wohnens für den geistig behinderten Menschen aus philosophisch-anthropologischer Sicht. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Humanes Wohnen – seine Bedeutung für das Leben geistig behinderter Erwachsener. Marburg 1987, 2. Auflage, S. 5-15.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Auszug aus Teil II. [http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/Datenreport/Downloads/Datenreport2008/Freizeit\\_property=file.pdf](http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/Datenreport/Downloads/Datenreport2008/Freizeit_property=file.pdf) (Zugriff 28.07.09)
- Stiehler, Steve: Freundschaften im Erwachsenenalter. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim und München 2009, S. 383-401.

- Stiftung Digitale Chancen: (N)Onliner Atlas 2010. <http://www.digitale-chancen.de/content/stories/index.cfm/key.2918/secid.16/secid2.49> (Zugriff 08.08.2011)
- Tegethoff, Hans Georg: Soziale Gruppen und Individualisierung. Ansätze und Grundlagen einer revidierten Gruppenforschung. Neuwied 1999.
- Theiß, Denise: Selbstwahrgenommene Kompetenz und soziale Akzeptanz bei Personen mit geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn 2005.
- Thesing, Theodor: Betreute Wohngruppen und Wohngemeinschaften für Menschen mit geistiger Behinderung. Freiburg 1998, 3. neubearbeitete und ergänzte Auflage.
- Thesing, Theodor: Betreute Wohngruppen und Wohngemeinschaften für Menschen mit geistiger Behinderung. Freiburg 2009, 4. neubearbeitete und ergänzte Auflage.
- Theunissen, Georg: Inclusion – Partizipation – Empowerment. Leitbegriffe für eine Praxis des Miteinanders. <http://www.assista.org/files/georg-theunissen.pdf> (Zugriff 13.03.2011)
- Theunissen, Georg/Schwalb, Helmut: Von der Integration zur Inklusion im Sinne von Empowerment. In: Theunissen, Georg/Schwalb, Helmut: Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit: Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben -Arbeit – Freizeit. Freiburg 2009, S. 11-36.
- Theunissen, Georg: Wohnen und Leben in der Gemeinde. In: Theunissen, Georg/Schwalb, Helmut: Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit: Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben -Arbeit – Freizeit. Freiburg 2009, S. 37-42.
- Theunissen, Georg (Hrsg.): Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in die Heilpädagogik und Soziale Arbeit. Freiburg 2009.
- Theunissen, Georg (2003a): Empowerment und Professionalisierung - unter besonderer Berücksichtigung der Arbeit mit Menschen, die als geistig behindert gelten, in: Heilpädagogik online 04/03, S. 45-81. [http://www.heilpaedagogik-online.com/heilpaedagogik\\_online\\_0403.pdf](http://www.heilpaedagogik-online.com/heilpaedagogik_online_0403.pdf) (Zugriff 15.06.2011)
- Theunissen, Georg: Krisen und Verhaltensauffälligkeiten bei geistiger Behinderung und Autismus. Forschung – Praxis – Reflexion. Stuttgart 2003.
- Theunissen, Georg/Plaute, Wolfgang: Handbuch Empowerment und Heilpädagogik. Freiburg 2002.
- Theunissen, Georg: Lebensbereich Freizeit - ein vergessenes Thema für Menschen, die als geistig schwer- und mehrfachbehindert gelten. In: Markowitz, Reinhard/Cloerkes, Günther (Hrsg.): Freizeit im Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg 2000.
- Theunissen, Georg: Pädagogik bei geistiger Behinderung und Verhaltensauffälligkeit. Ein Kompendium für die Praxis. Bad Heilbrunn 1997.
- Thimm, Walter: Normalisierungsprinzip. In: Greving, Heinrich (Hrsg.): Kompendium Heilpädagogik. Band 2, I –Z., Troisdorf 2009, S. 132-139.
- Thimm, Walter/v. Ferber, Christian/Schiller, Burkhard/Wedekind; Rainer: Das Normalisierungsprinzip – Vorüberlegungen für pädagogische und sozialpolitische Konsequenzen. In: Thimm, Walter (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. Marburg 2005, S. 89-108.
- Thimm, Walter: Normalisierung und alltägliche Lebensbedingungen (1986). In: Thimm, Walter (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. Marburg 2005, S. 153-167.
- Thimm, Walter: Normalisierung in der Bundesrepublik – Versuch einer Bestandsaufnahme (1992). In: Thimm, Walter (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. Marburg 2005, S. 209-218.

- Thimm, Walter: Das Normalisierungsprinzip, ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. Marburg 2005.
- Thimm, Walter & Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Eine Einführung. Marburg 2001, 8. Auflage.
- Thimm, Walter: Kritische Anmerkungen zur Selbstbestimmungsdiskussion in der Behindertenhilfe. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 6/1997, S. 222-232.
- Thimm, Walter: Das Normalisierungsprinzip – Eine Einführung. Marburg 1995.
- Trappen, Marie-Luise: Die Bedeutung des Wohnens für geistig behinderte Menschen aus Sicht der Familien. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Humanes Wohnen – seine Bedeutung für das Leben geistig behinderter Erwachsener. Marburg 1987, 2. Auflage, S. 16-24.
- Urban, Wolfgang: Anforderungen an ein System ambulanter Hilfen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung. Kongressbeiträge; Dokumentation des Kongresses „Ich weiß doch selbst was ich will!“ Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung. Marburg 1997, 2. durchgesehene Auflage, S. 79-85.
- Urban, Wolfgang: Allgemeine Grundsätze ambulanter Hilfen und Anforderungen an ambulante Dienste. In: FIB e. V.: Leben auf eigene Gefahr. Geistig Behinderte auf dem Weg in ein selbstbestimmtes Leben. München 1995, S. 46-64.
- Vreemann, Riet/Peeters, Henk: Imelda-Wohntraining. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995, S. 147-158.
- Wansing, Gudrun: Die Gleichzeitigkeit des gesellschaftlichen „Drinne und Draußen“ von Menschen mit Behinderung. In: Wacker, Elisabeth/Bosse, Ingo/Dittrich, Torsten/Niehoff, Ulrich/Schäfers, Markus/Wansing, Gudrun/Zalfen, Birgit (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg 2005a, S.21-33.
- Wansing, Gudrun: Wohnqualität. In: Wacker, Elisabeth/Bosse, Ingo/Dittrich, Torsten/Niehoff, Ulrich/Schäfers, Markus/Wansing, Gudrun/Zalfen, Birgit (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg 2005b, S.143-144.
- Wacker, Elisabeth: Selbst Teilhabe bestimmen? In: Wacker, Elisabeth/Bosse, Ingo/Dittrich, Torsten/Niehoff, Ulrich/Schäfers, Markus/Wansing, Gudrun/Zalfen, Birgit (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg 2005, S. 11-19.
- Wacker, Elisabeth/Wansing, Gudrun/Hölscher, Petra: Maß nehmen und Maß halten – in einer Gesellschaft für alle (2). Das „Persönliche Budget“ als Chance zum Wandel der Rehabilitation. In: Geistige Behinderung 3/03, S. 198-209.
- Wacker, Elisabeth/Wansing, Gudrun/Hölscher, Petra: Maß nehmen und Maß halten – in einer Gesellschaft für alle (3). Personenbezogene Leistungen (PerLe) für alle – Budgetfähigkeit und Klientenklassifikation in der Diskussion. In: Geistige Behinderung 3/03, S. 210-221.
- Wacker, Elisabeth/Wansing, Gudrun/Hölscher, Petra: Maß nehmen und Maß halten – in einer Gesellschaft für alle (1). Von der Versorgung zur selbstbestimmten Lebensführung. In: Geistige Behinderung 2/03, S. 108-118.
- Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995.
- Weiß, Otmar: Einführung in die Sportsoziologie. Wien 1999.
- Welter, Rudolf: Nutzern Chancen geben, ihr Wohnumfeld mitzugestalten. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter – Behindertes Wohnen. Aachen 1995, S. 195-205.
- Willutzki, Ulrike: Ressourcen: Einige Bemerkungen zur Begriffsklärung. In: Schemmel, Heike/Schaller, Johannes (Hrsg.): Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen 2003, S. 91-110.

- Windisch, Matthias/Hamel, Thomas/Mitzlaff, Stefan/Schalm-Blume, Uwe: Wohnformen und soziale Netzwerke von Erwachsenen mit geistiger und psychischer Behinderung. Ergebnisse einer vergleichenden Studie. In: Neue Praxis 21 (1991), S. 138-150.
- Witte, Erich H.: Soziale Beziehungen. Gruppen- und Intergruppenprozesse. (Hamburger Forschungsbericht zur Sozialpsychologie Nr. 64). Hamburg, Universität Hamburg, Arbeitsbereich Sozialpsychologie, 2005.
- Wolfensberger, Wolf: Die Entwicklung des Normalisierungsgedankens in den USA und Kanada. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte (Hrsg.): Normalisierung – eine Chance für Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg 1986, S. 45-62.
- Zellmann, Peter/Opaschowski, Horst: „Wie die Bundesbürger leben“. Das Freizeitverhalten der Deutschen. Vortrag im Rahmen 1. Deutscher TU'S Tag „Bei Wasser und Brot“ am 22.11.2003. Wien 2003.
- Zellmann, Peter: Freizeitaktivitäten der ÖsterreicherInnen.  
[http://www.freizeitforschung.at/data/Archiv/2008/02\\_2008/body\\_02\\_2008.htm](http://www.freizeitforschung.at/data/Archiv/2008/02_2008/body_02_2008.htm)  
 (Zugriff 28.07.2009)
- Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Lebenswelten behinderter Menschen (Z.I.E.L.) unter der Leitung von Heidrun Metzler: Projekt Wohnen in der Gemeinde. Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V. und Zukunft Familie e. V. Hilfemix ehrenamtlicher und professioneller Assistenzkräfte. Zwischenbericht Oktober 2007. Tübingen 2007.  
[http://www.vsp-zw.de/html/download/Zwischenbericht\\_Hilfemix.pdf](http://www.vsp-zw.de/html/download/Zwischenbericht_Hilfemix.pdf) (Zugriff 30.03.2011)
- Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen: Selbstständiges Wohnen behinderter Menschen. Individuelle Hilfen aus einer Hand. Abschlussbericht. Forschungsgruppe IH-NRW im Auftrag des Sozialministeriums des Landes Nordrhein-Westfalen. Siegen 2008.  
[http://www.mais.nrw.de/08\\_PDF/003/Abschlussbericht\\_IH\\_NRW\\_Aug2008\\_komplett-13\\_08\\_2008.pdf](http://www.mais.nrw.de/08_PDF/003/Abschlussbericht_IH_NRW_Aug2008_komplett-13_08_2008.pdf) (Zugriff 28.06.2011)
- Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen: Hilfen zum selbstständigen Wohnen im Kreis Kleve. Einschätzungen zur Entwicklung zwischen 2003 und 2007. Siegen 2008. [http://www2.uni-siegen.de/~zpe/ih-nrw/ih-nrw-profile/11\\_Kleve\\_final\\_draft.pdf](http://www2.uni-siegen.de/~zpe/ih-nrw/ih-nrw-profile/11_Kleve_final_draft.pdf) (Zugriff 22.07.2011)
- Zentrum für Planung und Evaluation sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen: Selbstständiges Wohnen behinderter Menschen – Individuelle Hilfen aus einer Hand. Rahmenkonzept zur wissenschaftlichen Begleitforschung. Siegen 2003.  
<http://www.ih-nrw.uni-siegen.de> (Zugriff 02.05.2005)
- Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE): IH-NRW. Selbstständiges Wohnen behinderter Menschen – Individuelle Hilfen aus einer Hand. Flyer im Auftrag des Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Zimbardo, Philipp G./Gerrig, Richard J.: Psychologie. München 2008, 18. Auflage.